Generated on 2019-06-06 09:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from
CORNELL UNIVERSITY



CORNELL
UNIVERSITY
LIBRARY



FROM

Syracuse University

(in exchange)

Generated on 2019-06-06 09:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
CORNELL UNIVERSITY

The date shows when this volume was taken.

HOME USE RULES

All books subject to recall

All borrowers must register in the library to borrow books for home use.

All books must be returned at end of college year for inspection and repairs.

Limited books must be returned within the four week limit and not renewed.

Students must return all books before leaving town. Officers should arrange for the return of books wanted during their absence from town.

Volumes of periodicals and of pamphlets are held in the library as much as possible. For special purposes they are given out for a limited time.

Borrowers should not use their library privileges for the benefit of other persons.

Books of special value and gift books, when the giver wishes it, are not allowed to circulate.

Readers are asked to report all cases of books marked or mutilated.

Do not deface books by marks and writing.



Generated on 2019-06-06 09:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 09:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
CORNELL UNIVERSITY

DIE·WOCHE

MODERNE ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT

Band II, (Heft 14–26)

vom 1. April bis 30. Juni 1909.



Druck und Verlag von AUGUST SCHERL G. m. b. H., BERLIN SW. 68.

CORNELL UNIVERSITY LIBRARY



Digitized by Google

Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 09:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

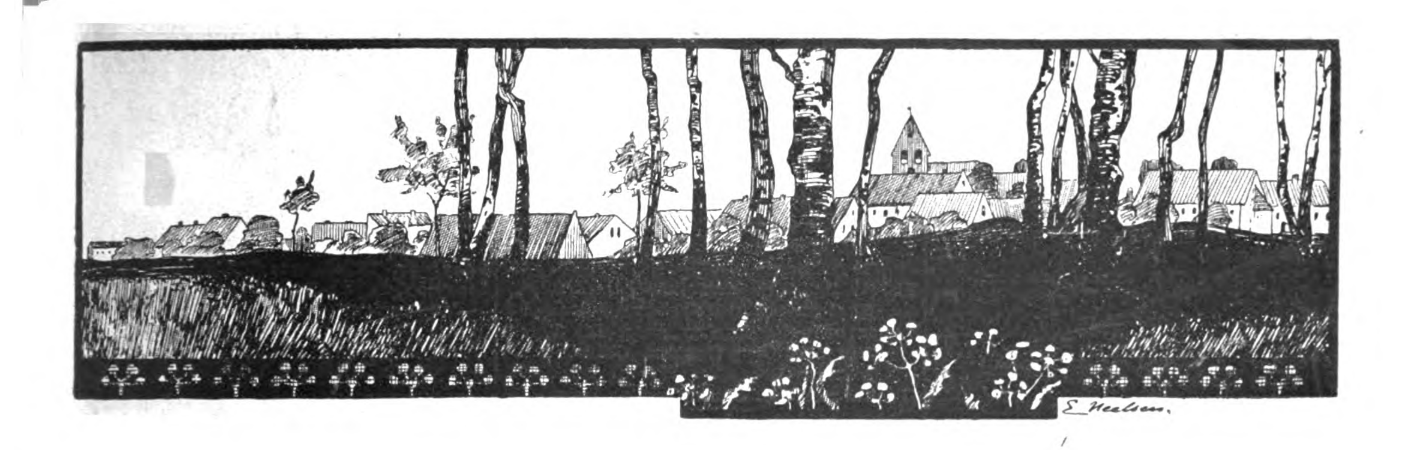
AP
30
W83:11.2
+
A622381



Generated on 2019-06-06 09:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
CORNELL UNIVERSITY



I. SACHREGISTER.

1. Romane, Erzählungen und Skizzen.

2. Belehrende Aufsätze.

3. Unterhaltende Aufsätze.



Digitized by Google

Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 09:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



4. Gedichte, Sprüche.

5. Ständige Rubriken.

II. ALPHABETISCHES REGISTER.

Die mit einem * versehenen Artikel sind illustriert.

A.

B.



Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google


Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-06-06 09:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google


Digitized by Google

Original from
CORNELL UNIVERSITY



Digitized by Google

Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 09:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

P.

R.

S.



Original from
CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 09:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

T.

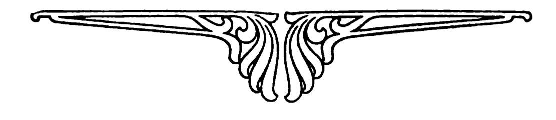
U.

V.

W.

Y.

Z.





Digitized by Google

Original from CORNELL UNIVERSITY

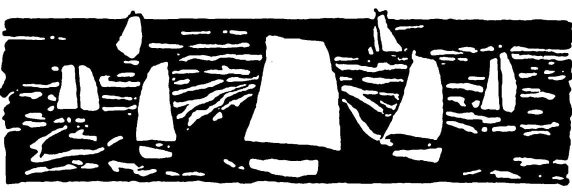
Generated on 2019-06-06 09:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-06-06 09:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from
CORNELL UNIVERSITY

DIE·WOCHE

Nummer 14. | Berlin, den 3. April 1909. | 11. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 14.



Die sieben Tage der Woche.

25. März.

Kronprinz Georg von Serbien verzichtet in einem Schreiben an den Ministerpräsidenten auf seine Thronfolgerechte. Eins der wichtigsten Motive zu diesem Schritt ist der Tod des Dieners Kolakowitsch, der einige serbische Blätter zu heftigen Angriffen gegen den Kronprinzen veranlaßt hatte.

Die russische Regierung beschließt, die Annexion Bosniens und der Herzegowina ohne Vorbehalt anzuerkennen.

26. März.

Vor dem Landgericht Berlin-Moabit beginnt der Prozeß gegen den Bankier Siegmund Friedberg, dessen finanzieller Zusammenbruch seinerzeit das größte Aufsehen erregte, und gegen seinen Prokuristen Bohn.

Die Finanz- und Steuerkommission des Reichsrats beschließt mit den Stimmen der Konservativen, des Zentrums und der Polen gegen die der Nationalliberalen, der Freisinnigen, der Sozialdemokraten und der Reichspartei, die sogenannten Liebesgaben bei der Branntweinsteuer beizubehalten.

27. März.

Die Klage des Grafen Merenberg gegen die Erbgroßherzogin von Luxemburg auf Anerkennung seiner Rechte als letzter männlicher Sproß des Hauses Nassau wird vom Landgericht in Wiesbaden abgewiesen.

In einem Kronrat nimmt König Peter von Serbien den Verzicht des Kronprinzen auf die Thronfolge an.

Die revolutionäre Bewegung in Teheran wird so bedrohlich, daß die europäischen Gesandtschaften Vorsichtsmaßregeln für den Fall treffen müssen, daß es zu Straßenkämpfen kommt. Aus allen Gegenden Persiens wird ein Anwachsen der Wirren gemeldet.

28. März.

Die Linie Schwarzburg-Sondershausen erlischt durch den Tod des Fürsten Karl Günther. Fürst Günther zu Schwarzburg-Rudolstadt (Porträte S. 572) vereinigt die beiden Fürstentümer des Hauses Schwarzburg in einer Personalunion.

In fast allen großen Städten Spaniens finden große Volkskundgebungen gegen die klerikal-konservative Politik des Kabinetts Maura statt.

29. März.

Fürst Bülow hält zwei große Reichstagsreden über die auswärtige Lage. Er bespricht das Verhältnis Englands zu Deutschland sowie das Marokkoabkommen und legt die Grundlagen der bundestreuen Orientpolitik Deutschlands dar.

Der russische Minister des Aeußern Iswolski unterbreitet dem Zaren sein Rücktrittsgesuch.

Im englischen Unterhause spricht Staatssekretär Grey über Englands diplomatische Beziehungen zu Deutschland und über die Vergrößerung der deutschen Flotte.

30. März.

Fürst Bülow ergreift bei der Besprechung über die innere Politik im Reichstag das Wort und richtet einen dringenden Appell an die Parteien, die Finanzreform noch in dieser Session zu erledigen.

31. März.

In Petersburg werden in der vergangenen Nacht zahlreiche Verhaftungen vorgenommen anläßlich der Aufdeckung einer weitverzweigten revolutionären Verschwörung.

◊◊◊

Aerztliche Standesfragen.

Von Sanitätsrat Dr. S. Alexander.

Zu einer Zeit, wo nicht nur die Sonderung in Berufstände fortschreitet, sondern auch innerhalb der Berufstände eine Spezialisierung sich herausbildet, liegt die Befürchtung nahe, daß die Sonderung allmählich zu einer Absonderung führen und das mittelalterliche Zunftwesen mit seinen geheimnisvollen Formeln, gleichsam ein Staat im Staate, seine Auferstehung feiern könnte. Eine solche Befürchtung wird durch die Tatsache genährt, daß die Gesetzgebung vielfach, um den Zusammenschluß der Berufsgenossenschaften zu begünstigen, diesen eine gewisse Ausnahmestellung durch die Verleihung von Disziplinarbefugnissen gegen ihre Mitglieder, von Besteuerungs- und andern öffentlich rechtlichen Privilegien zuweist und sie dadurch dem nivellierenden Einfluß des Wechselverkehrs entzieht. Die Sonderstellung des ärztlichen Standes wird noch begünstigt durch die historische Tatsache, daß, obwohl seine Mitglieder als solche stets den breitesten Verkehr mit der Oeffentlichkeit von Berufs wegen zu unterhalten hatten, sie doch erst seit verhältnismäßig kurzer Zeit geschlossen als Stand in die Erscheinung getreten und ihre Interessen vor der Oeffentlichkeit zu vertreten gesucht haben. Sieht man von einer temporären Bewegung der vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts ab, so ist erst durch Gründung des deutschen Aerztevereinsbundes im Jahre 1871 dem Aerztestand ein fester Zusammenschluß geworden. Und auch dann noch galt die Vertretung der wirtschaftlichen Interessen als Nebenaufgabe gegenüber der Förderung der öffentlichen Gesundheitspflege, der Wissenschaft und der Staatsheilkunde. Die Ursache für dieses merkwürdige, von andern Ständen kaum zu verstehende Verhalten liegt in der eigentümlichen Stellung des Arztes im öffent-

Published 3. IV. 1909. Privilege of copyright in the United States reserved under the Act approved 3 March 1905 by August Scherl G. m. b. H., Berlin.

Digitized by Google | Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 09:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lichen Leben. Von jeher Träger eines idealen, humanen Berufes, von jeher ausersehen nicht nur zur Förderung der Einzelinteressen seiner Mitbürger, sondern auch der öffentlichen Wohlfahrt, mußte er notgedrungen seine eigenen Interessen in den Hintergrund treten lassen. Die Zeit liegt nicht allzufern, wo der sorgsame Hausarzt, der treue Berater der Familie, zu Neujahr mit einigen Dukaten abgelohnt wurde, wenn nicht gar das „Douceur" in naturalibus geliefert wurde! Wer kümmerte sich um die leiblichen Bedürfnisse des guten Doktors, wie wenige konnten einen tieferen Blick tun in das stille, zurückgezogene ärmliche Familiendasein des Arztes! Was tat's, daß so manche Arztfamilie, ihres Ernährers beraubt, nun selbst hilflos, auf die öffentliche Mildtätigkeit angewiesen war!

Zu dieser gedrückten wirtschaftlichen Lage trug nicht wenig bei die Aufhebung der Privilegien des ärztlichen Standes, die Freizügigkeit und die Freigabe des Kuriergewerbes im Anfang der siebziger Jahre. Hinzu kam endlich die Ueberfüllung des Standes infolge der Popularisierung der höheren Schulbildung. Not lehrt beten! Die Not hat die Aerzte zusammengeführt und sie veranlaßt, das zu tun, was andere Stände längst vor ihnen getan haben, nämlich eine Vertretung zu schaffen zur Wahrung ihrer Interessen, auch der wirtschaftlichen. Auch der wirtschaftlichen! In der Zeit des Kampfes aller gegen alle, in einer Zeit, wo nur Ellbogenfreiheit wirtschaftliche Erfolge zeitigen kann, sollte dieser Zusatz als überflüssig gelten. Er ist es, wie die Ereignisse neuester Zeit lehren, auch heute noch nicht. Noch heute ist man in manchen weltfremden Kreisen zwar geneigt, dem Arzt die Rolle des barmherzigen Samariters zuzudiktieren, der allen seinen Mitmenschen Gutes spendet, um für sich des Himmels Lohn allein in Anspruch zu nehmen. Noch heute aber erachtet man die wirtschaftlichen Interessen des ärztlichen Standes als im Widerspruch stehend mit dessen idealen Aufgaben und bedenkt nicht, daß nichts so sehr einen Stand demoralisiert wie die wirtschaftliche Notlage, nichts so sehr seine Ethik fördert wie sein materielles Gedeihen.

Nur so ist es erklärlich, daß erst durch die wirtschaftliche Vereinigung der deutschen Aerzte, wie sie vor mehreren Jahren durch die Gründung des sog. Leipziger Verbandes erfolgt ist, der Stand als solcher ein beachtenswerter Faktor im öffentlichen Leben geworden ist. 24 000 Aerzte, d. h. fast 80 v. H. aller für die Ausübung ärztlicher Tätigkeit in Betracht kommenden Aerzte, gehören diesem Verbande an. Will man nicht annehmen, daß die überwiegende Mehrheit der Aerzte sich von der humanen Auffassung der Berufspflichten abgewandt hat — und hierfür liegt kein Beweis vor — so folgt aus der Tatsache der zwingende Schluß, daß die übergroße Mehrheit der Standesgenossen die dringende Betonung ihrer wirtschaftlichen Interessen für durchaus vereinbar hält mit den hohen, idealen Aufgaben des Berufes.

Es ist verständlich, daß das plötzliche Aufflammen rein wirtschaftlicher Bestrebungen bei einem Stande, der bisher still und bescheiden wie ein Veilchen im Verborgenen blühte, bei manchem Freunde und Gönner ein bedenkliches Schütteln des Kopfes hervorrief und die Befürchtung nahelegte, daß der Arzt weiter nichts sein würde als das, was ihm das Gesetz zudiktierte, ein Gewerbetreibender. Es ist auch nicht zu leugnen, daß die wirtschaftlichen Kämpfe, die der neue Verband seit seinem Bestehen auszufechten hatte, nach außen zuweilen den Anschein einer schroffen, wenig urbanen Handlungsweise erwecken konnten und zu manch herbem Urteil auch aus gewichtigem Munde Veranlassung gaben.

Eine solche Volkesstimme darf natürlich nicht unbeachtet verhallen, und es wäre eine Ueberhebung, als öffentlicher Faktor gelten zu wollen, ohne auf die öffentliche Meinung geziemend Rücksicht zu nehmen. Kein Stand darf es unternehmen, seine eigenen Interessen egoistisch auszubeuten, ohne schließlich der Macht der öffentlichen Meinung zu unterliegen, und nur dann, wenn er die Erfordernisse der Gesamtheit berücksichtigt, hat er Aussicht, von der Sympathie der Bevölkerung getragen zu werden. Daß gerade die Aerzte dieses Abc der Weltklugheit ignorieren sollten, ist nicht anzunehmen. Deshalb gebietet sich die öffentliche Erörterung ärztlicher Standesfragen im ärztlichen Interesse. Umgekehrt aber hat auch die Oeffentlichkeit kein geringeres Interesse an den ärztlichen Angelegenheiten, denn die Stellung des Arztes greift so tief hinein in das Getriebe des sozialen Lebens, daß seine Angelegenheiten von denen der öffentlichen Fürsorge nicht mehr getrennt werden können.

Seitdem im Jahre 1884 die großen Arbeiterversicherungsgesetze in Deutschland in Kraft getreten sind, durch die auf dem Wege der Zwangsversicherung die gesamte arbeitende Bevölkerung und außerdem ein Teil der anderen minder begüterten gegen die wirtschaftlichen Nachteile von Krankheit, Unfall und Invalidität geschützt werden soll, ist sich der Aerztestand der hohen sozialen Aufgaben, die er bei der Durchführung der Gesetze zu erfüllen hat, vollauf bewußt gewesen. Mehr als der Gesetzgeber! Denn während der Aerztestand von Anfang an betonte, daß die Fülle der Aufgaben der Versicherungsgesetze nur durch die praktische Mitarbeit der Aerzte gelöst werden könne, und daß es angebracht sei, sich diese Mitarbeit durch Herstellung konzilianter, durch das Gesetz verbürgter Vereinbarungen ein für allemal zu sichern, betrachtete der Gesetzgeber die Aerztefrage als quantité négligeable und vermeinte, den untergeordneten Organen die Sorge um die ärztliche Behandlung übertragen zu können. Von einem an sich gesunden Gedankengang ausgehend, wollte er den Verwaltungsorganen möglichst freie Selbstverwaltung zugestehen und ihnen überlassen, hinsichtlich der ärztlichen Behandlung die wirtschaftliche Konjunktur auszunutzen und die Beschaffung ärztlicher Hilfe nach Angebot und Nachfrage zu regeln. Er hat jedoch hierbei ganz außer acht gelassen, daß die Interessen der Versicherten sich mit denen der Kassenverwaltungen nicht decken, und daß, wenn die Summe der Versicherten zu einer Selbstverwaltung reif wäre, die so wohltätige Zwangsorganisation der Versicherung mehr oder minder überflüssig wäre. Er hat ferner außer acht gelassen, daß die ärztliche Hilfe und die Heilbehandlung kein substanzielles Objekt darstellt, dessen Lieferung in einer bestimmten Form und Güte, etwa auf dem Weg eines Werkvertrags, von dem Arzt erfordert werden kann, sondern in ihrer Leistung abhängig ist von der vertrauensvollen Mitwirkung von Personen mit humanitärer und charitativer Lebensauffassung. Der kranke Versicherte bedarf nicht nur der ärztlichen Behandlung, sondern auch des Arztes seines Vertrauens, um möglichst bald erwerbsfähig zu werden.

Auch der Grundsatz, ärztliche Behandlung gleichsam im Wege der Submission an den Mindestbietenden zu



Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 09:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957 Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

vergeben, wie er entschuldbarerweise in Nachahmung gewerblicher Gepflogenheiten von den Kassenvorständen vielfach betätigt wird, kann für die Erfüllung sozialer Aufgaben nicht Platz greifen. Für die Gesundheit des Volkes ist die beste ärztliche Hilfe gerade gut genug, und natürlich ist die beste Hilfe nicht die billigste.

Es ist auch nicht zu verwundern, daß mit der Ueberlassung der Beschaffung ärztlicher Hilfe durch die Kassenverwaltungen der Willkür und dem Machtkitzel unqualifizierter Personen eine breite Gasse eröffnet wurde.

Schließlich durfte der Gesetzgeber auch nicht außer acht lassen, daß durch die Zwangsversicherung von etwa zwölf Millionen die Lebens- und Wirtschaftsverhältnisse des ärztlichen Standes in erheblicher Weise beeinflußt werden mußten. Gewiß besitzt kein Staatsbürger ein Recht auf Arbeit, und die Zeiten sind noch fern, in denen die Allmacht des Staates so weit reichen könnte, um jedem Arbeitswilligen ein bestimmtes Einkommen zu garantieren. Anderseits aber erfordert die Gerechtigkeit, daß einem hochgeachteten Stande nicht durch einen gesetzgeberischen Akt die Arbeitsmöglichkeit in empfindlicher Weise beschnitten wird. Die Gerechtigkeit und das eigene Interesse des Staates! Denn es gibt keinen treueren Hüter des öffentlichen Wohls als den Stand der Aerzte. Wird einem größeren Teil seiner Mitglieder die Existenzmöglichkeit entzogen, so rüttelt man damit an Fundamenten einer erhaltenden Staatsverfassung.

So kam es, wie es kommen mußte. Die Fehler der Gesetzgebung allein sind verantwortlich zu machen für die widerwärtigen Konflikte zwischen Aerzten und Kassenvorständen, sie allein sind die Triebfeder für den wirtschaftlichen Zusammenschluß der Aerzte geworden. Die Selbsthilfe, zu der sie gezwungen worden sind, stellt sich dar als ein Akt der Notwehr. Drei Forderungen sind es, für deren Erfüllung sie kämpfen: Die Betätigung möglichst vieler Aerzte an der Behandlung der Versicherten, den Leistungen entsprechende Honorierung und Eindämmung aller Willkürmaßregeln durch Schaffung von Schiedsgerichten und Einigungskommissionen. Nur die Gewährung dieser Forderungen insgesamt kann den im Interesse beider Parteien dringend gebotenen Frieden herbeiführen, und nur die Gesetzgebung kann die nötige Grundlage hierfür bieten. Wenn, wie es heißt, die in Aussicht genommene Versicherungsordnung von den drei Forderungen nur die letzte, die Einigungskommision, berücksichtigt, dann wird der Friede nicht zustande kommen, im Gegenteil, der Kampf um so heftiger entbrennen.

Mit welcher Schärfe ein solcher Kampf schließlich geführt wird, zeigen die Verhältnisse in Köln. Ohne auf die Schuldfrage hier einzugehen, mag zugegeben werden, daß auch von seiten der Aerzte manch herbes Wort gefallen ist, durch manche Maßnahme mag den Versicherten unbeabsichtigtes Ungemach bereitet worden sein. Daß aber von seiten der dortigen Aerztevertretung Handlungen gutgeheißen worden seien, die sich mit der Standesehre und mit der allgemeinen Moral nicht vertragen, das ist unbewiesen und unglaublich, denn dagegen spricht Gesetz, Recht und Pflicht.

Es ist bedauerlich, daß selbst maßgebende Kreise den idealen Zug, von dem die wirtschaftlichen Bestrebungen der Aerzte geleitet werden, noch immer nicht zu erkennen vermögen. Und doch sollte ein unbefangener Blick genügen, um darzutun, wie tief die altruistischen Begriffe in den Herzen der Aerzte wurzeln. Die großartige Fürsorgebewegung, die zur Bekämpfung der Tuberkulose, der Geschlechtskrankheiten, der Säuglingsterblichkeit eingesetzt hat, sie wird nicht nur von Aerzten geleitet, sondern sie erfordert die selbstlose, praktische Betätigung einer größeren Zahl von Berufsgenossen. Die für die Volksgesundheit so wichtige Bekämpfung der Schulkrankheiten sowie die Vorkehrungen zur ersten Hilfe bei Verletzungen und plötzlichen Erkrankungen, sie sind von Aerzten inauguriert und gefördert. Es gibt keine Frage der sozialen Hygiene, in der nicht der Aerztestand anfeuernd, ratend, helfend in den Vordergrund tritt. Von den Vorkehrungen, die der Stand in seinen eigenen Reihen zur Unterstützung notleidender Kollegen und ihrer Angehörigen getroffen hat, und die ein nachahmenswertes Beispiel von Opferfreudigkeit für andere Berufstände darstellen, soll hier nicht viel die Rede sein, um nicht den Einwurf hervorzurufen, daß es sich hierbei um innere Angelegenheiten des Standes handelt. Worauf es ankommt, das ist, zu betonen, daß die Ethik, die urbane Auffassung des Berufs, dem Stand nicht abhanden gekommen ist, obwohl er seine wirtschaftlichen Verhältnisse mehr als früher zu betonen genötigt ist.

Deshalb braucht die Erörterung ärztlicher Standesfragen im allgemeinen die Kritik der öffentlichen Meinung nicht zu scheuen, ja sie ist unter Umständen geboten, um schiefe Auffassungen zu verhüten. Allerdings gilt auch dieser Grundsatz, wie man sagt, cum grano salis und verträgt keine Ueberspannung. Standesfragen und Ereignisse, die der inneren Klärung noch bedürfen, und die, ungeklärt der Außenwelt überliefert, geeignet sind, den Stand als solchen zu diskreditieren, mindestens aber eine gewisse Beunruhigung zu erzeugen, sollten der Tagespresse und öffentlichen Erörterung vorderhand entzogen sein. Ein Stand setzt sich nicht herab, auch wenn er genötigt ist, an einzelnen seiner Mitglieder, mögen sie hoch oder niedrig stehen, öffentliche Justiz zu üben, aber erst dann, wenn die Justiz mit allen Mitteln einer modernen Rechtsprechung waltet, darf sie den Anspruch erheben, als öffentliche zu gelten.

Die Neue Vatikanische Pinakothek.

Von Professor Pietro d'Achiardi, Direktor der Neuen Vatikanischen Pinakothek.

Wer die Räumlichkeiten der Alten Vatikanischen Pinakothek im letzten Stockwerk der Apostolischen Paläste kennt, wird sich erinnern, daß sie durchaus nicht den Anforderungen genügten, die man an sie stellte. Der Zugang war ein schwieriger, die Beleuchtung der Säle schlecht, und die unglücklich gehängten Bilder waren weder nach Epochen noch nach Schulen geordnet.

Seine Heiligkeit Papst Pius X. beabsichtigte schon seit Beginn seines Pontifikats, diese Schwierigkeiten zu beseitigen und der Pinakothek einen würdigeren und angemesseneren Platz zu geben.

Die für die Neue Pinakothek gewählten Räume befinden sich auf der westlichen Seite des Belvederehofes unterhalb der Bibliothek. Sie dienten teils für


Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957 Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die Magazine der „Floreria Apostolica“, teils dem Museum delle carozze. Ihr Zugang liegt auf der breiten Straße, die zu dem Skulpturenmuseum führt.

Unter der Oberleitung Monsignore Misciatellis, des Unterpräfekten der Heiligen Paläste, wurde Commendatore Costantino Sneider, der Architekt der „Sacri Palazzi Apostolici“, mit den Einrichtungsarbeiten betraut. Professor Ludovico Seitz, der künstlerische Leiter der päpstlichen Gemälde und Galerien, war mit der Anordnung der Gemälde beauftragt worden. Nach dessen im vorigen Sommer plötzlich erfolgtem Tod hatte ich die Ehre, zur Vollendung des Werkes berufen zu werden.

Die Bedeutung der Neuen Pinakothek besteht darin, daß sie nicht nur die Gemälde der Alten Vatikanischen Pinakothek, sondern auch die des Lateran, ferner die schöne Sammlung, die sich in den Vetrinen der Vatikanischen Bibliothek und im Museo Cristiano befanden, und verschiedene andere Bilder, die in den Gemächern und Magazinen des Apostolischen Palastes verstreut hingen, einschließt.

Die Neue Vatikanische Gemäldesammlung setzt sich aus sieben großen Sälen zusammen, die sich zur Rechten und zur Linken des Vestibüls öffnen.

Im Vestibül wurde auf der dem Eingang gegenüberliegenden Wand die Büste des gegenwärtigen Pontifex Pius X. aufgestellt, ein vortreffliches Werk des Bildhauers F. Seebock. Der Büste gegenüber befindet sich die Gedächtnisinschrift der neuen Gründung.

Der Plafond der Säle ist mit dem feinsten Stuck im Stile des Cinquecento geschmückt. Die Wände sind mit einem Stoff aus Seidenmoiree bekleidet und unten mit einem Nußbaumsockel versehen. Der Fußboden besteht aus Steineichenholz. Ein ausgezeichnetes Dampfheizsystem dient zur Erwärmung der Temperatur während des Winters.

Im ersten Saal rechts vom Vestibül, dem sogenannten „Trecintistensaal“, sind die Gemälde der Künstler des 14. Jahrhunderts aufgehängt, die zum größten Teil aus den Vetrinen der Vatikanischen Bibliothek stammen. Mit Ausnahme einiger, die ich das Glück hatte, in den Privatgemächern des Vatikans zu entdecken. Darunter befindet sich ein schönes Polyptychon auf Goldgrund gezeichnet: „A. D. MCCCLXXI. Johannes Bonsi de Florentia me pinxit.“ In dem gleichen Saal hängen auch Gemälde der Byzantinischen Schule; sie zählten zu den besten der reichen Sammlung des Museo Cristiano.

Der zweite Saal enthält Werke von Künstlern der verschiedenen Schulen aus dem 15. und 16. Jahrhundert, die jedoch nach ganz bestimmten Schul- und Stilkriterien gruppiert wurden.

Diese Bilder stammen teils aus der Alten Vatikanischen Pinakothek und aus der Lateranischen, teils aus der Vatikanischen Bibliothek und aus den Gemächern und Speichern des Heiligen Palastes. An einem Ehrenplatze in der Mitte der Hauptwand dieses Saales prangt majestätisch das große Fresko von Melozzo da Forli, Papst Sixtus IV. und seinen Hof darstellend. Es kommt aus der Alten Vatikanischen Bibliothek, wo es leider so schlecht aufgehängt war, daß seine Vorzüge niemals genügend gewürdigt werden konnten. Zur Seite dieses Gemäldes befinden sich zwei Bilder Marco Palmezzanos, eines Schülers von Melozzo. Neben Palmezzano hängt die Predelle von Francesco del Cossa mit den Mirakeln des heiligen Hyacinth.

Die florentinische Kunst ist ebenfalls glänzend durch eine Bildergruppe vertreten. Es befinden sich Namen wie Beato Angelico, Benozzo Gozzoli, Fra Filippo Lippi, Lorenzo di Credi, Andrea del Sarto, Fra Bartolommeo u. a. darunter. Aus der sienesischen Schule sind Werke von Sassetta, Sano di Pietro und Giovanni di Paolo zu nennen.

Rings um das kostbare, den heiligen Hieronymus im Gebet darstellende Gemälde von Leonardo da Vinci hängen andere Werke aus der lombardischen Schule, wie das Porträt Francesco Sforzas als Kind, das aus den Privatgemächern stammt, die Madonna von Moretto und ein Porträt in der Manier G. B. Moronis, das aus den Magazinen herrührt.

Der vierte Saal ist den liebenswürdigen mystischen Malern Umbriens und der Marken gewidmet. Allegretto Nuzi, Francescuccio Ghissi, Ottaviano Nelli bieten zusammen mit anderen Künstlern der Schule der Marken eine kleine, aber sehr interessante Bildergruppe. An diese reihen sich Werke größerer Dimension von Niccolo Alunno, Cola dell' Amatrice, Pinturicchio, Perugino und Antoniazzo Romano.

Die Werke dieser Künstler dienen zur Vorbereitung und Einführung in den nächsten Saal, der dem Genius Raffaels geweiht ist.

Die Werke Raffaels, die in der Alten Pinakothek in verschiedenen Sälen verstreut waren, sind jetzt in diesem großen Raum vereinigt worden, der durch seine ruhige und strenge Majestät ein wahres Heiligtum der Kunst genannt werden kann.

Die „Transfiguration“ hebt sich feierlich von der letzten Wand des Saales neben der Tür ab. An der gegenüberliegenden Wand hängt die „Madonna di Foligno“. Diesen beiden Werken schließen sich würdig an den nächstfolgenden Wänden die anderen Gemälde des großen Künstlers von Urbino an, ferner ein Tafelbild Peruginos und ein Gemälde von Giovanni Santi, dem Vater Raffaels. So haben wir die Werke des Vaters, des Meisters und des Schülers wieder vereinigt! Ihnen reiht sich noch die „Madonna di Monteluce“ an, ein von Raffaels Schülern Giulio Romano und Francesco Penni gemaltes Bild.

Drei andere Säle öffnen sich links vom großen Vestibül.

Im ersten Saal sind die Maler der venezianischen Schule vertreten. Vor allem herrscht Tizian vor mit seinem großen, die Jungfrau Maria in der Glorie mit verschiedenen Heiligen darstellenden Gemälde und mit dem aus der Alten Pinakothek stammenden Porträt eines Dogen.

Antonio Vivarini da Murano, Carlo Crivelli, Vittore Crivelli, Paris Bordone, Sebastiano del Piombo und Paolo Veronese vervollständigen den Saal mit dem goldigen Glanz ihrer Gemälde.

Auf diesen Saal folgt ein großer Raum, eine wahre Verherrlichung der Kunst des Seicento, die sich ganz besonders reich und verschiedenartig darbietet. Domenichino mit der Kommunion des heiligen Hieronymus und Caravaggio mit seiner Grablegung nehmen, sich gegenüberhängend, den besten Platz auf den beiden Schmalseiten des Saales ein. Sie sind umgeben von anderen großen Bildern des Baroccio, Andrea Sacchi, Guido Reni, Guercino, Sassoferrato und Ribera.

Außerdem befinden sich hier noch einige der interessantesten Neuheiten der Neuen Pinakothek, einige Gemälde, die ich das Glück hatte, in verschiedenen



Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 09:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Soeben zum ersten Mal erschienen:

Sport im Bild-Jahrbuch 1909

.. .. In elegantem Original-Einband Preis 3 Mark .. ..

Das „Sport im Bild-Jahrbuch" stellt in großzügiger Weise alles Wissenswerte und Aktuelle auf dem Gesamtgebiete des Sports zusammen. Es ist ein sorgfältig ausgearbeitetes Hand- und Nachschlagebuch mit umfangreichem Kalendarium und interessiert den Sportsman ebenso wie den Sportfreund.

Niemals ist der Sport höher bewertet worden als gerade in unserer Zeit. Von dem Rennsport bis zum Lawn-Tennis, von dem Automobilsport bis zur Luftschiffahrt, von der Wanderfreude bis zum Wintersport, kurz, überall wo es gilt, durch körperliche Übungen Gesundheit und Tatkraft zu stählen, sind kühne Siege und glänzende Fortschritte errungen worden. Unser Jahrbuch will allen Sportjüngern ein treuer Mentor sein durch die letztvergangenen Sportereignisse wie für die kommende Saison.

Unentbehrlich für jeden Sportfreund sind die für das ganze Jahr 1909 gegebenen Termine der Rennen und sportlichen Veranstaltungen des In- und Auslandes. – In dieser Vollständigkeit und Übersichtlichkeit nirgends geboten!



Prächtige Buntfarbendrucke und mehr als 150 Illustrationen schmücken das vornehm gebundene, 288 Queroktavseiten umfassende Buch. Die Reihe der Mitarbeiter umfaßt die führenden Namen der behandelten Sportgebiete.

Jede Buchhandlung und jede Filiale unserer Firma legt das „Sport im Bild-Jahrbuch" zur Ansicht vor. Direkter Bezug durch den unterzeichneten Verlag nur gegen Voreinsendung des Betrages.

BERLIN SW68,
Zimmerstraße 36-41

August Scherl
G. m. b. H.

Digitized by Google

Original from CORNELL UNIVERSITY

Gemächern des Vatikans aufzufinden, und die sich heute zum erstenmal der Bewunderung des Publikums darbieten. Unter diesen nenne ich in erster Linie ein herrliches Gemälde von Michelangelo da Caravaggio, den heiligen Petrus darstellend, der Christum vor der Magd des Pilatus verleugnet. Es ist von einer Kraft des Kolorits und einer Wirkung des Helldunkels, daß es sehr wohl mit der berühmten Grablegung, neben der es hängt, rivalisieren kann. Ferner ein fein ausgeführtes Gemälde des Federico Baroccio, die „Rast in Aegypten" darstellend, ein Bild, das man für verloren hielt, und von dem man nur durch Kopien und alte Reproduktionen Kenntnis hatte, die sich in verschiedenen italienischen Sammlungen befinden.

Der letzte Saal dieses Flügels und zugleich der letzte der Pinakothek enthält die Werke fremder Künstler. Es sind wenige, aber sehr wertvolle Werke.

Zu den Bildern von Murillo, Poussin und Valentin aus der Alten Pinakothek sind viele neue gekommen. Einige davon habe ich in den Magazinen gefunden, z. B. eine herrliche Pietà von Lukas Kranach, mit dem bekannten Siegel des Künstlers gezeichnet, ferner zwei kleine Porträte aus der Schule Holbeins und ein Porträt von D. Teniers.

Diese Sammlung der auswärtigen Künstler schließt mit dem prächtigen Bildnis Georgs IV., des englischen Königs, ab, das Lawrences Hand entworfen hat, und das in der glänzendsten Weise die ruhmvolle englische Schule in jener Epoche vertritt, die man als die Grenze zwischen alter und neuer Kunst bezeichnen kann.

Die Dekoration der eben beschriebenen Säle wird durch einige kostbare Schalen und durch Säulen mit Vasen aus farbigem antikem Marmor vervollständigt, die aus der Vatikanischen Skulpturensammlung stammen.

Mir kommt eine Wertschätzung über die Werke selbst und über die Kriterien, die beim Ordnen der Säle geherrscht haben, nicht zu.

Die Alte Pinakothek bestand nur aus 56 Gemälden, die Neue dagegen setzt sich aus 280 zusammen. Andere minderwertige Werke sind außerdem im Nebensaal der Pinakothek vereinigt, wo sie den Studierenden zugänglich gemacht werden sollen. Hieraus erkennt man die Wichtigkeit der Neuordnung. Es ist nunmehr eine Bildersammlung geschaffen, die sich würdig an die Seite der anderen künstlerischen Sammlungen des Vatikans stellen kann.

◇◇◇

Frauen in Uniform.

Plauderei von A. Oskar Klaußmann.

Unter den Bureaudamen, besonders unter den Schreibmaschinistinnen, herrscht stets eine gewisse Erregung darüber, daß in den Kreisen der Chefs der Plan erwogen wird, von den Damen das Tragen einer bestimmten einfachen Kleidung, einer Art Uniform, zu verlangen. Es ist leicht, zu verstehen, daß sich die Damen gegen diese Uniformierung sträuben, denn das Recht auf individuelle Kleidung, entsprechend der Eigenart der Person, lassen sich die Frauen so leicht nicht nehmen. Die Verständigen wenigstens tun es nicht und fügen sich auch nicht der Mode, wenn diese nicht zu ihrer äußeren Erscheinung paßt oder sie beeinträchtigen würde. Die Chefs behaupten aber, durch die kokette Tracht besonders der jüngeren Geschäftsdamen entstehe ein unnützer Anreiz für die mitbeschäftigten männlichen Angestellten, der nur zu Liebeleien und Störungen der geschäftlichen Arbeiten führe.

Aus dienstlichen Gründen fordert die Postverwaltung von den in den Telephonämtern beschäftigten Damen, daß sie eine Art Uniform tragen, wenigstens in Gestalt einer Bluse, die ähnlich wie die Litewka der Postbeamten konstruiert ist. Wenn man Gelegenheit hat, einen der großen Säle in den Fernsprechvermittlungsämtern zu betreten, in denen die uniformierten Damen sitzen, kommt man zu der Ueberzeugung, daß die erwähnte Tracht eigentlich recht kleidsam ist, und daß diese Art der Uniformierung den Damen keineswegs die Eigenart nimmt, die sich schon in der Haarfrisur genügend ausdrückt.

Gleichmäßig in Uniform gekleidete Frauen gibt es ja bereits in allen Ländern und bei den verschiedensten Beschäftigungen. Den Reisenden, der in gewisse Teile Oesterreich-Ungarns kommt, überrascht der Anblick der Stationsvorsteherin, die mit fußfreiem Rock, den Oberkörper in eine Litewka gehüllt und auf dem Haupte die rote Dienstkappe, auf dem Bahnsteig steht und den Verkehr der Züge regelt. In Amerika tun Frauen bei der Eisenbahn sogar Dienste als Weichenstellerinnen und Bremserinnen und tragen dazu wenigstens das Dienstkäppi. Die Frau des Bahnwärters auf den deutschen Eisenbahnstrecken, die als Gehilfin des Mannes vereidigt ist und gewisse Wegeübergänge zu überwachen hat, trägt als uniformes Abzeichen allerdings nur die Armbinde, wenn man nicht die zusammengerollte Flagge, die sie vorschriftsmäßig in militärischer Haltung in ihrer rechten Hand hält, mit zu der „Uniform" rechnen will.

Eine Uniform tragen die krankenpflegenden Nonnen, die man auf den Straßen trifft. Eine Uniform ist auch der Anzug der Diakonissinnen und Krankenschwestern, denn er ist nach Farbe und Schnitt des Kleides, des Kragens und der Haube streng vorgeschrieben. Eine sehr kleidsame Uniform haben im russisch-japanischen Kriege die russischen Krankenpflegerinnen getragen, nämlich ganz weiße Kleider mit einem großen roten Kreuz auf der Brust, dazu einen weißen Schulterkragen und eine weiße, zierliche Mütze. Die japanischen Krankenpflegerinnen sahen nach europäischen Begriffen in ihrer Tracht, namentlich in ihren Mützen, geradezu grotesk, um nicht zu sagen entstellt aus. Die Japaner führten aber diese Uniformierung der Krankenwärterinnen, unter denen sich Damen aus den ersten Familien Japans befanden, konsequent durch. Die Krankenpflegerinnen in den Militärlazaretten trugen weiße Kleider, dazu aber eine Mütze, die an große Papiertüten erinnert und selbst ein schönes Gesicht einigermaßen entstellt. Die blauweiß oder schwarzweiß gestreifte Tracht der deutschen Krankenschwestern, die bei der Pflege der Kranken getragen wird, erscheint jedenfalls praktischer als die weiße Tracht der russischen und japanischen Krankenwärterinnen, wenn diese auch dekorativ wirksamer sein mag.

Die Frauen, die in England und Amerika bereits die Posten von Predigern und Geistlichen bekleiden, tragen die Amtstracht, die ja einer Uniform ähnelt, und ein gleiches tun die als Sachwalterinnen vor Gericht fungierenden Damen, die als Verteidigerinnen in Frankreich, England und Deutschland bereits öffentlich auftreten.

Uniformen werden auch in manchen Schulen getragen



Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY

Ebenso wie der russische Gymnasiast eine Uniform tragen muß, ist in Rußland für die weiblichen Gymnasiasten und Realschülerinnen vom Minister eine eigene Uniform vorgeschrieben. Es wurde nur in dem betreffenden Erlaß, der vor mehreren Jahren erschien, bestimmt, daß für die betreffenden Anstalten nicht die gleiche Uniform vorgeschrieben werden sollte, wie dies bei den Anstalten für die männliche Jugend der Fall ist, sondern daß sich die Uniform für die Schülerinnen nach den klimatischen Verhältnissen des Schulbezirks richten sollte. In Amerika, wo es bereits Frauenuniversitäten gibt, tragen die jungen Damen die sehr kleidsame „Collegetracht", bestehend aus dem talarähnlichen gown und der eigentümlich geformten viereckigen Kappe. Auch dieses Kostüm, das außerhalb der Universität stets getragen werden muß (wenn es sich nicht um öffentliche Sportvorführungen handelt), sieht sehr kleidsam aus und unterscheidet sogar die einzelnen Semester der Frauenuniversität.

In den Frauenklubs in London, hin und wieder auch in Paris hat man Versuche mit uniformierten Dienerinnen gemacht, Versuche, die in bezug auf dekorative Wirkung sehr günstig ausgefallen sind. Man hat bei Festlichkeiten die weibliche Bedienung in den Klubs (Männer sind ja streng ausgeschlossen) in Lakaientracht gesteckt, und da man stattliche, hübsche Mädchen aussuchte, sollen diese in ihren schwarzseidenen Kniehosen und weißen Strümpfen, in den schwarzen Samtjacken, unter denen die weißen Brokatwesten deutlich sichtbar waren, ganz vorzüglich ausgesehen haben. Auch einzelne Damen der guten englischen Gesellschaft haben ihre Dienerinnen in derartige Lakaienuniformen gesteckt, wenn sie größere Damengesellschaften gaben, um durch kein männliches Wesen gestört zu sein. Diese Lakaien- oder Pagentracht für die Dienerinnen soll noch den Vorteil haben, daß sich die Mädchen darin leichter und sicherer bewegen können als in der Frauentracht, die sie sonst tragen.

England, das Land der althergebrachten Einrichtungen und Gebräuche, hat auch ganz fest vorgeschriebene Kostüme für die Dienstboten, insbesondere für die Hausmädchen, Kostüme, die man ja auch bei uns in gewissem Sinn findet. Das weiße Häubchen, das schwarze Kleid mit der weißen Schürze sind für das Hausmädchen im größeren Haushalt überall vorgeschrieben. Wo es Engländer gibt, sei es im Mutterland oder in der Kapkolonie, in Indien, in Kanada oder in Sydney, trägt die „nurse", die Kinderwärterin (auch Krankenwärterin), stets die gleiche Uniform (eigenartig geschnittenes Kleid, eigenartig geschnittene Schürze und eigenartiges Häubchen).

Die militärisch kostümierte Marketenderin mit dem zierlichen Fäßchen an der linken Seite, das an einem Band über die rechte Schulter hängt, marschiert an der Spitze oder am Ende der französischen Infanteriekolonne, nicht nur im Krieg, sondern auch im Frieden, nicht nur bei Manövern, sondern auch bei Paraden. Unter diesen französichen Marketenderinnen haben sich zu allen Zeiten Heldenweiber befunden, die mit männlicher Tapferkeit am Kampf teilnahmen, und nicht minder barmherzige Samariterinnen, denen Hunderte von Verwundeten Leben und Gesundheit verdanken.

In den Vereinigten Staaten von Amerika ist man bekanntlich trotz aller republikanischen Gesinnung auf Uniformen arg versessen, und eine Zeitlang wurden die jungen Damen aus den besser situierten Ständen in ganz Amerika von einer Art Soldatenfieber ergriffen, indem sie sich zu wohltätigen Zwecken zu „Broom-Drill-Brigaden" zusammentaten. „Broom" ist der Besen, nicht aus Reisig oder aus Borsten, sondern aus Pflanzenfasern, wie man ihn auch bei uns zum Fegen der Teppiche verwendet. Von Neuyork ging die Mode aus: die jungen Damen taten sich zu ganzen Kompagnien zusammen, trugen Röcke nur bis zum Knie, gleichmäßig bunte Strümpfe, kokette Schnürstiefelchen, Rock und Mieder, aus einem Stoff hergestellt, der die amerikanische Nationalflagge mit Sternen und Streifen darstellte. Am Hals und Rücken hatte das Mieder einen viereckigen Ausschnitt, die Aermel waren sehr kurz. Auf dem Kopf trug die Soldatin eine bunte phrygische Mütze, von der rechten Schulter zur linken Hüfte ein buntes Band, an dem, da, wo der Soldat den Säbel hat, die Kehrichtschaufel hing. In der rechten Hand wurde der Besen geführt, mit dem man sehr eifrig Exerzitien trieb. Zu wohltätigen Zwecken veranstalteten diese Damen öffentliche Uebungen oder marschierten bei Wohltätigkeitskonzerten in strammer Haltung und sicherem Tritt kolonnenweise in den Festsaal, um dann auf der Bühne allerlei Evolutionen und Griffe mit ihren Besen auszuführen. Der Ertrag, den diese Vorführungen der Broom-Drill-Brigaden brachten, war stets sehr groß.

In verschiedenen Städten Nordamerikas bilden die jungen Mädchen der Stadt auch freiwillige Feuerwehren, die sich bei der Löschung von Bränden wiederholt ausgezeichnet haben. Die Uniform der Mitglieder dieser „Fire-Brigades" ist ebenso kleidsam wie praktisch.

Zu Demonstrations- und Propagandazwecken haben in den letzten Monaten die Frauenrechtlerinnen in London, die sogenannten Suffragettes, höchst sonderbare Uniformen benutzt, nämlich die Uniformen, die die weiblichen Gefangenen in den Strafanstalten Englands tragen müssen. Diese Uniform besteht aus einem schwarzen Kleid mit einem schwarzen Tuch, auf dem das eigentümliche Gefängnis- und Zuchthauszeichen Englands, nämlich eine gelbe Pfeilspitze, wiederholt angebracht ist; dazu eine weiße Schürze, ein weißes Häubchen und auf der Brust das Nummernschild der Gefangenen. Man hatte diese absonderliche Tracht gewählt, weil eine Anzahl der Suffragettes wegen ihrer gewalttätigen Demonstrationen vor dem Parlament und der Kämpfe mit der Polizei, die das Eindringen der Frauen in das Parlament verhinderte, zu Gefängnisstrafen verurteilt worden war. Fünfzig bis hundert Frauen, in die Gefängnisuniform gekleidet, marschierten im Gänsemarsch unter Vorantragung von Fahnen, auf denen das Stimmrecht für die Frauen gefordert wurde, durch die Straßen Londons; zum Jubel der Gassenjungen, aber auch nicht ohne Eindruck auf die Männer und Frauen, an denen sie vorüberkamen.

Unsere Bilder

Das Exposé des Reichskanzlers über die auswärtige Lage (Abb. S. 573) hat im Reichstag und im ganzen Lande Widerhall gefunden. Fürst Bülow sprach zunächst über das Verhältnis zwischen Deutschland und England, das nach wie vor die wichtigste aller europäischen Fragen ist. Dann erwähnte er mit Befriedigung das mit Frankreich getroffene Marokkoabkommen und besprach schließlich die Prinzipien der deutschen Balkanpolitik und betonte die unerschütterliche „Nibe-


Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lungentreue" Deutschlands gegen das verbündete Oesterreich. Die Redner aller bürgerlichen Parteien erklärten ihre Zufriedenheit mit den großzügigen Ausführungen des Kanzlers.

Oesterreichs Wacht an der serbischen Grenze (Abb. S. 574). Obwohl die unmittelbare Kriegsgefahr geschwunden scheint, darf die österreichisch-ungarische Armee in ihrer Wachsamkeit nicht nachlassen, da Serbien seine Truppen und die zum Einfall nach Bosnien gerückten Freischaren nur von der Grenze zurückgezogen hat. Die unter dem Befehl des Generals der Kavallerie Anton Edler von Winzor stehenden Truppen an der bosnischen Drinagrenze und die vom Feldzeugmeister v. Czibulka befehligten Regimenter an der Save und Donau haben vorläufig noch einen schweren und aufreibenden Wachtdienst zu leisten.

Der Thronwechsel in Schwarzburg-Sondershausen (Portr. S. 572). Fürst Karl Günther von Schwarzburg-Sondershausen, der dieser Tage nach einer langen und glücklichen Regierung hochbetagt verschieden ist, war der letzte männliche Sproß der seit dem Jahr 1531 bestehenden Sondershausenschen Linie des Hauses Schwarzburg. Nach dem Erbvertrag vom 21. April 1896 geht die Thronfolge auf die Rudolstädter Linie über. Da aber die Ehe des regierenden Fürsten Günther zu Schwarzburg-Rudolstadt mit der Fürstin Anna Luise, einer geborenen Prinzessin von Schönburg-Waldenburg, kinderlos geblieben ist, wird der aus einer ursprünglich unebenbürtigen Ehe stammende, dann als ebenbürtig anerkannte Prinz Sizzo dereinst die beiden in einer Personalunion vereinigten Fürstentümer erben. Seine Gemahlin Alexandra entstammt dem Anhalter Herzoghause.

Der Thronfolgewechsel in Serbien. (Abb. S. 571). Die politische Sensation der letzten, an wichtigen Ereignissen ungemein reichen Woche war der plötzliche Verzicht des Kronprinzen Georg von Serbien auf seine Thronfolgerechte. Obwohl dieser Schritt des impulsiven jungen Prinzen äußerlich und innerlich genügend motiviert war, vermochte man doch zuerst nicht an den Ernst des Verzichts zu glauben; aber der König und bald darauf die Skupschtina gaben dem Akt die staatrechtliche Sanktion und erklärten Georgs jüngeren Bruder, den Prinzen Alexander von Serbien, zum Thronfolger. Alexander von Serbien genießt den Ruf eines ernsten, wohlerzogenen und intelligenten jungen Mannes.

Die Stätten der süditalienischen Erdbebenkatastrophe (Abb. S. 575) beginnen sich dank der werktätigen Hilfe des In- und Auslandes wieder von dem furchtbaren Unglück zu erholen, das sie betroffen hat. Man hat die obdachlosen Bewohner der kalabrischen und sizilischen Küsten in wohnlichen Holzbaracken untergebracht, die einem künftigen Erdbeben besser widerstehen können als die eng aneinandergebauten Steinhäuser, die einen Teil der Schuld an der entsetzlichen Ausdehnung der letzten Katastrophe trugen. Freilich haben die schönen Uferstriche durch die Errichtung dieser mehr praktischen als malerischen Holzhäuser etwas von ihrer Romantik eingebüßt, aber des Lebens Notdurft ist wichtiger als alle Romantik.

Die Internationale Gartenbauausstellung in Berlin (Abb. S. 577). In den Ausstellungshallen am Zoologischen Garten in Berlin wurde die Große Internationale Gartenbauausstellung eröffnet. Die Ausstellung ist nicht nur vom gärtnerischen Standpunkt aus interessant. Der Blick in die in einen herrlichen Blumengarten verwandelte Ausstellungshalle und die Betrachtung der einzelnen Blüten und Pflanzen gewährt jedem Schönheitsfreunde eine Fülle ästhetischer Genüsse.

Der Lenkballon Jacques Faures (Abb. S. 577), der dieser Tage in Monaco erprobt wurde, hat bei der ersten Ausfahrt Schiffbruch gelitten. Der Aeronaut, der zum Glück unverletzt geblieben ist, verzweifelt trotzdem nicht an dem Prinzip seines Luftschiffes, dessen wichtigster Vorzug anderen Systemen gegenüber die Leichtigkeit sein soll, mit der es gefüllt und transportiert werden kann. Dadurch eignet sich der Ballon nach Faures Ansicht besonders für die Zwecke der Militäraeronautik.

Der Beginn der deutschen Rennsaison (Abb. S. 576). Das erste Ereignis der deutschen Rennsaison ist gewöhnlich das Rennen des Strausberger Rennvereins. Diesmal hat indes die Saison mit einem Rennen auf der Dresdner Bahn eingesetzt, das ein würdiges Präludium für den kommenden Sommersport bildete. Es wurden sechs gut besetzte Konkurrenzen ausgetragen, die viel sportliches Interesse boten.

Ein schönes Denkmal Heinrichs von Kleist (Abb. S. 576) soll die Vaterstadt des Dichters, Frankfurt a. O., schmücken. Das Denkmalskomitee hat den Entwurf des Berliner Bildhauers Gottlieb Elster zur Ausführung bestimmt, der Kleists Poesie in einer allegorischen Gestalt verherrlicht.

Lucie Höflich als „Gretchen" (Abb. S. 576). Die neue Faustinszenierung des Berliner Deutschen Theaters ist von der Kritik nicht durchaus gutgeheißen worden. Aber alle Beurteiler sind darin einig, daß die weibliche Hauptgestalt des großen nationalen Meisterwerkes in Lucie Höflich eine unvergleichliche Interpretin gefunden hat. Fräulein Höflich betont namentlich die urwüchsige Kraft, die in der Gestalt Gretchens liegt. Besonders die Kerkerszene bringt die Künstlerin zu erschütternder Wirkung.

Das Wettrudern zwischen den Universitäten Oxford und Cambridge (Abb. S. 578), der Clou der englischen Frühjahrssaison, wird in wenigen Tagen stattfinden. Das Training der beiden Achtermannschaften wird von den englischen Sportfreunden mit regem Interesse verfolgt. Obwohl in den letzten drei Jahren die Farben von Cambridge gesiegt haben, läßt es sich nicht voraussagen, welcher der beiden Universitäten der Sieg diesmal zufallen wird. Mit desto größerer Spannung beobachten die Engländer die Vorbereitungen zu dem großen Rennen, das fast als eine nationale Angelegenheit angesehen wird.

Personalien (Abb. S. 572). Zwei führende Männer des geistigen Deutschlands sind in der Blüte ihrer Jahre gestorben. In dem Generaldirektor des Norddeutschen Lloyd hat das Reich einen starken Förderer deutscher Handelsschiffahrt verloren. Dr. Heinrich Wiegand wurde am 17. August 1855 in Bremen geboren. Nach Vollendung seiner Studien wirkte er in seiner Vaterstadt als Rechtsanwalt; seit dem Jahre 1892 gehörte er der Direktion des Lloyd an, den er seit dem Jahre 1895 selbständig leitete. — Der andere große Tote der Woche war einer der Schöpfer des neuen Berlin. Der Geheime Regierungsrat Professor Dr. Alfred Messel wurde im Jahre 1853 in Darmstadt geboren; seit dem Jahre 1874 lebte er in Berlin, wo er auch als Lehrer an der Technischen Hochschule und später an der Lehranstalt des Kunstgewerbemuseums wirkte. Während dieser Zeit schuf er eine Reihe der bedeutendsten Bauten der Reichshauptstadt. Seinem letzten großen Werk, dem Ausbau der Museumsinsel, hat ihn der Tod entrissen.

Die Toten der Woche

Generalleutnant z. D. Graf **Egbert von der Asseburg**, Präsident des deutschen Reichsausschusses für olympische Spiele, † in Berlin am 31. März im Alter von 62 Jahren.

Prof. Dr. **Ernst Aus'm Weerth**, ehem. Direktor des Provinzialmuseums, † in Bonn am 23. März im Alter von 80 Jahren.

Sir **Rowland Blennerhassett**, bekannter Schriftsteller, † in London im Alter von 70 Jahren.

Geh. Justizrat **Karl Bulling**, † in Berlin am 26. März im 88. Lebensjahr.

Kommerzienrat Dr. **Hans Hauswaldt**, bekannter Industrieller, † in Magdeburg am 27. März im 58. Lebensjahr.

Geh. Regierungsrat Prof. Dr. **Alfred Messel**, bedeutender Architekt, † in Berlin am 24. März im 56. Lebensjahr. (Portr. S. 572).

Landschaftsmaler **Hellmuth Raetzer**, † in Weimar am 29. März im 71. Lebensjahr.

Fürst **Karl Günther von Schwarzburg-Sondershausen**, † in Dresden am 28. März im 80. Lebensjahr. (Portr. S. 572).

J. M. Synge, irischer Dramatiker, † in Dublin im Alter von 38 Jahren.

Dr. **Heinrich C. Wiegand**, Generaldirektor des Norddeutschen Lloyd, † in Homburg v. d. Höhe am 29. März im Alter von 53 Jahren. (Portr. S. 572).

Polizeirat **Wolff**, Chef der Frankfurter Kriminalpolizei, † in Frankfurt a. M. im Alter von 59 Jahren.



Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Bilder vom Tage



Phot. Chusseau-Flaviens.

Zur serbischen Thronfolge:

Alexander Prinz von Serbien, zweiter Sohn des Königs,

wurde nach dem Verzicht des Prinzen Georg zum Thronfolger erklärt.

Digitized by Google

Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 09:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Hofphot. L. Kayßer.
Günther Fürst zu Schwarzburg-Rudolstadt,
der neue Landesherr im Fürstentum Sondershausen.



Hofphot. L. Kayßer.
Anna Luise Fürstin zu Schwarzburg-Rudolstadt.

Phot. Dührkoop.
Karl Günther Fürst von Schwarzburg-Sondershausen †

Hofphot. Hartmann.
Prinz Sizzo von Schwarzburg,
der anerkannte Thronerbe beider Fürstentümer.



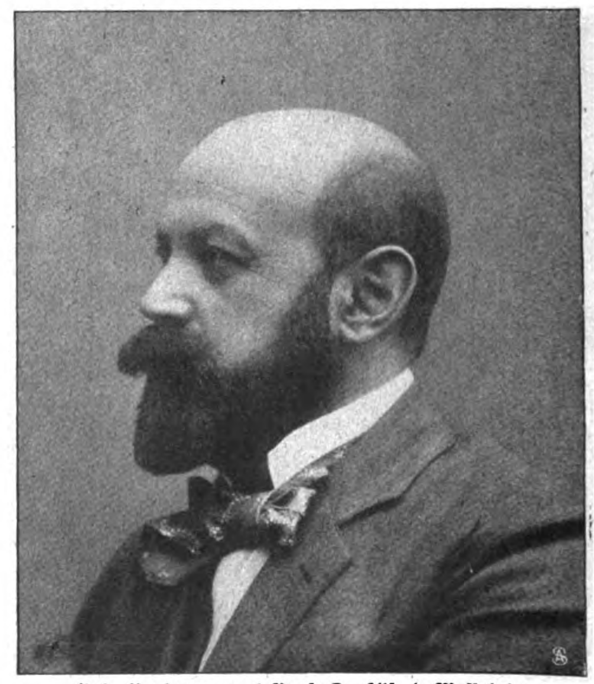
Hofphot. Hartmann.

Prinzessin Alexandra von Schwarzburg,
die Gemahlin des Prinzen Sizzo.

Zum Thronwechsel im Fürstentum Schwarzburg-Sondershausen.



Dr. Heinrich Wiegand †
Generaldirektor des Norddeutschen Lloyd.



Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Alfred Messel †
Der geniale Berliner Architekt.


Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Am Bundesratstisch: Von links nach rechts: Staatssekretär Dernburg (×), Staatssekretär des Reichsschatzamts Sydow, Staatssekretär des Reichsmarineamts v. Tirpitz, Staatssekretär des Reichsamts des Innern von Bethmann-Hollweg, Staatssekretär des Auswärtigen Amts Frhr. v. Schön, Reichskanzler Fürst Bülow.

Eine bedeutungsvolle Reichstagssitzung:

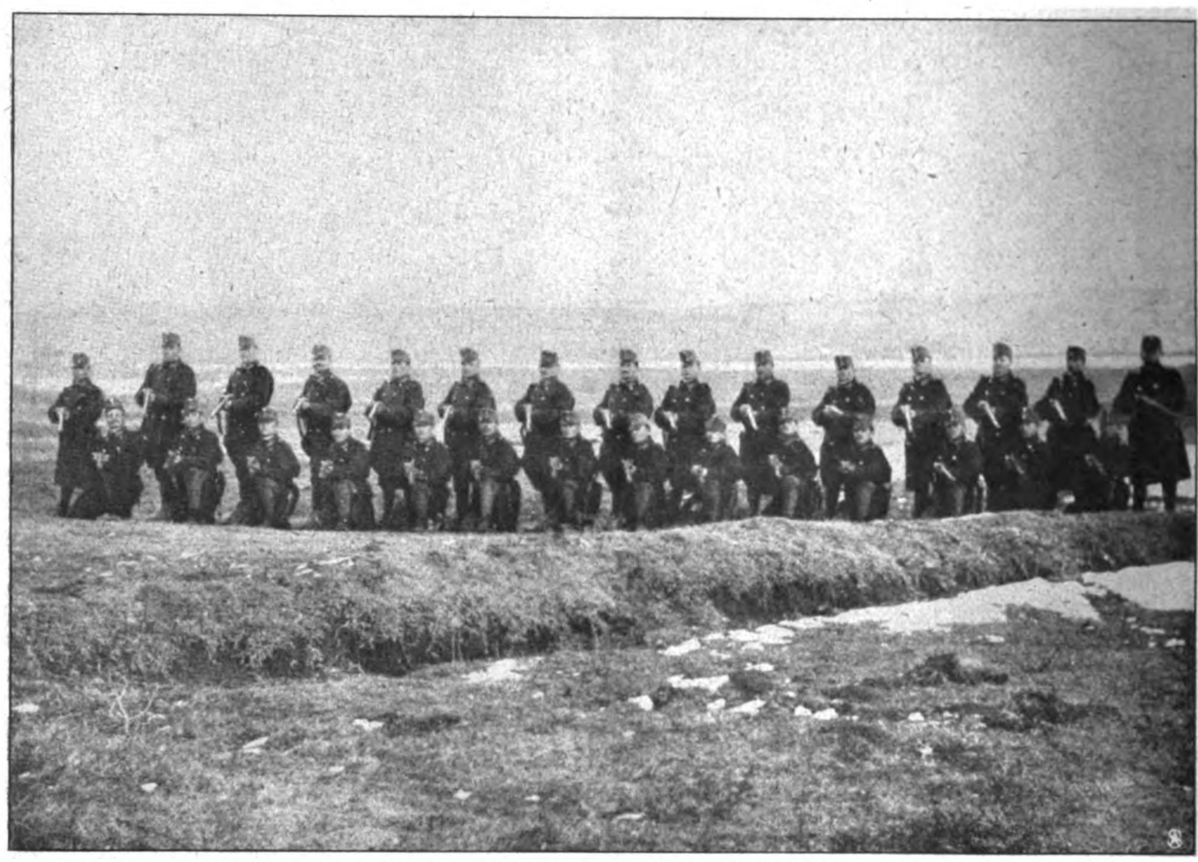
Fürst Bülow spricht über die auswärtige Lage.

Spezialaufnahme für die „Woche".


Digitized by Google

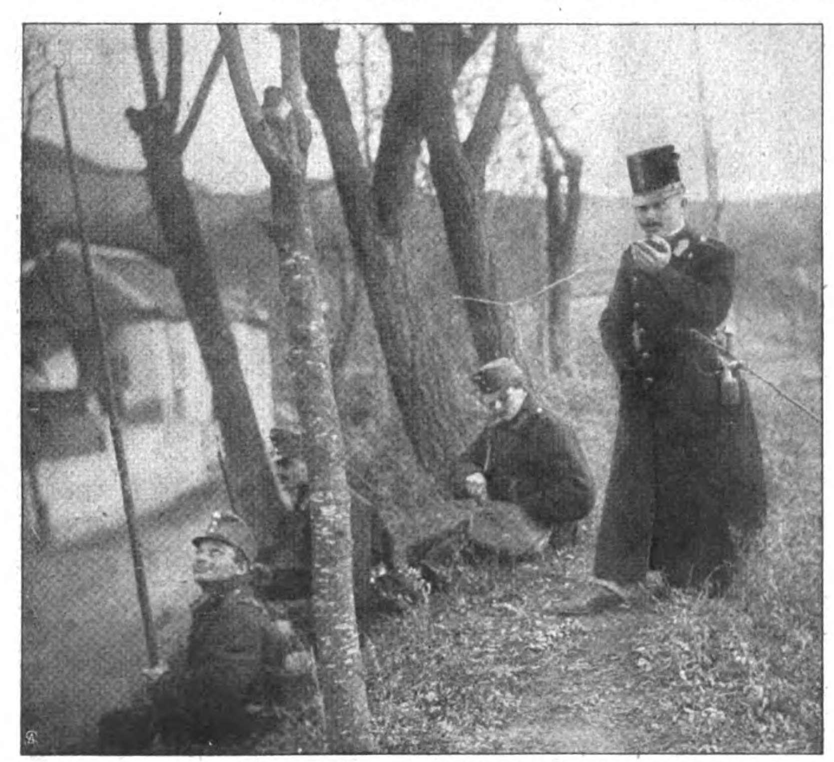
Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 09:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Ziel- und Schießübungen österreichischer Infanteristen. Phot. Trampus.

Die österreichische Wacht an der Drina, dem bosnisch-serbischen Grenzfluß.



Das Feldtelephon im Aufklärungsdienst. Phot. Trampus.

Oesterreichische Patrouille an der bosnisch-serbischen Grenze.



Anton Edler von Winzor,
Befehlshaber an der Drina.



Phot. Jahudka.

General d. Inf. Frhr. v. Czibulka.
Befehlshaber an der Save.

Generated on 2019-06-06 09:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY

Phot. Abeniacar.

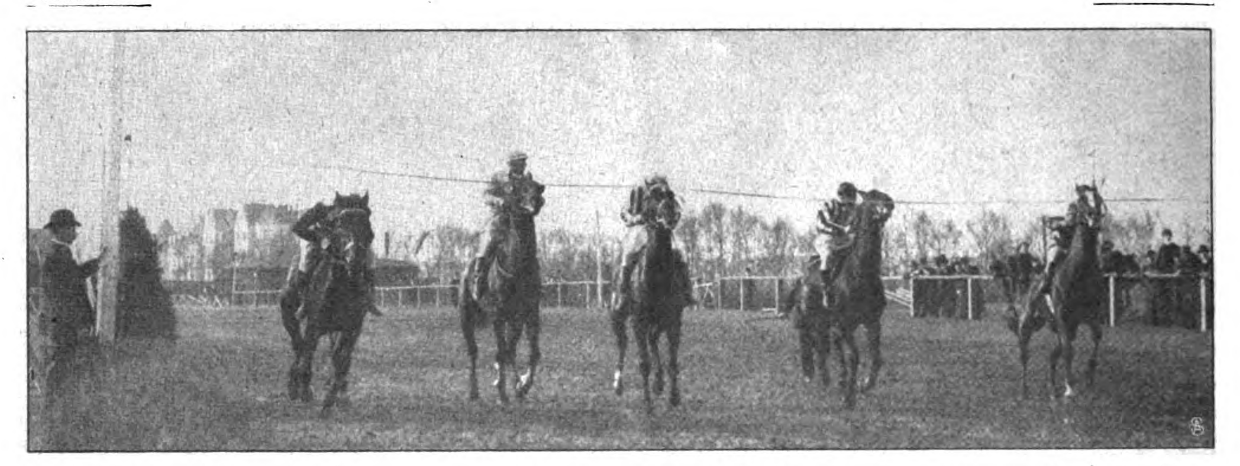
Barackenstadt an der kalabrischen Küste.

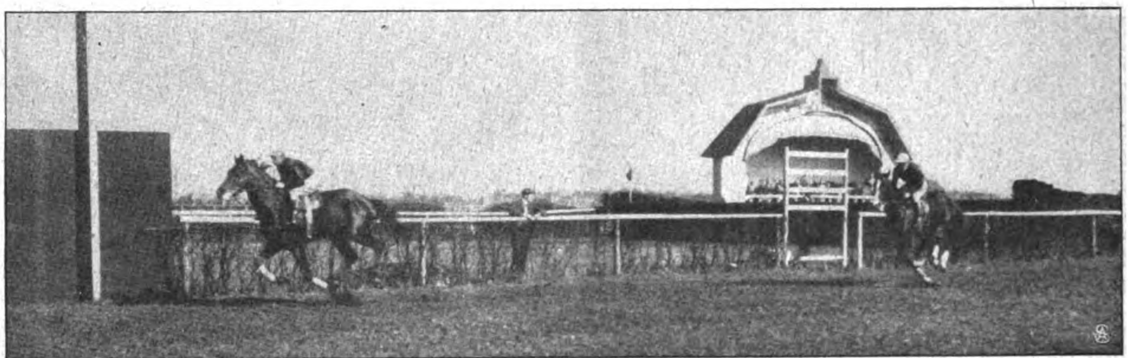
Aus dem zu neuem Leben erwachenden süditalienischen Erdbebengebiet.

Generated on 2019-06-06 09:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Original from
CORNELL UNIVERSITY





Oberes Bild: Start zum Racknitzer Handikap. — Unteres Bild: Am Ziel im Eröffnungsrennen: Sieger Herr A. Schläfke auf „Herbert".

Zur Eröffnung der deutschen Rennsaison in Dresden. — Phot. Göring.



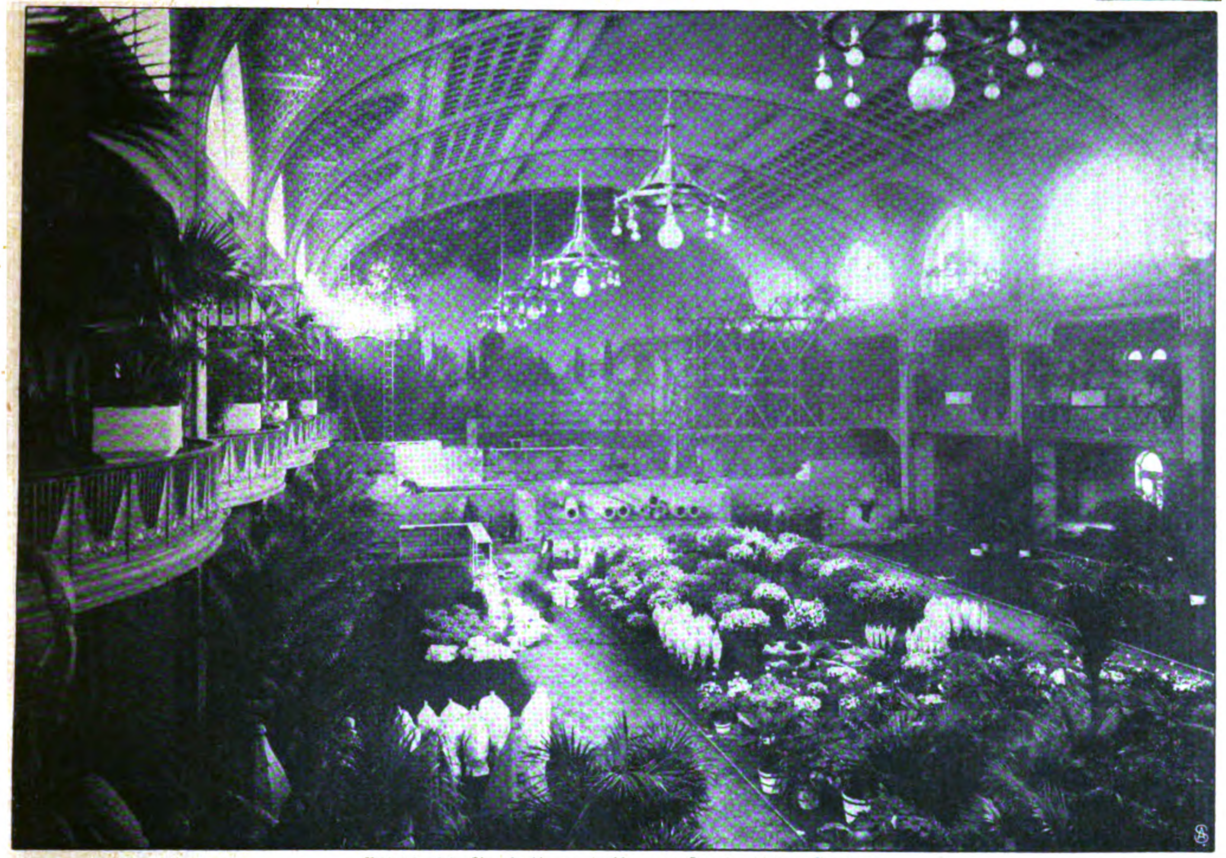
Das Heinrich von Kleist-Denkmal für Frankfurt a. O.
Nach dem Entwurf des Bildhauers Gottlieb Elster in Berlin.



Phot. A. Hertwig.

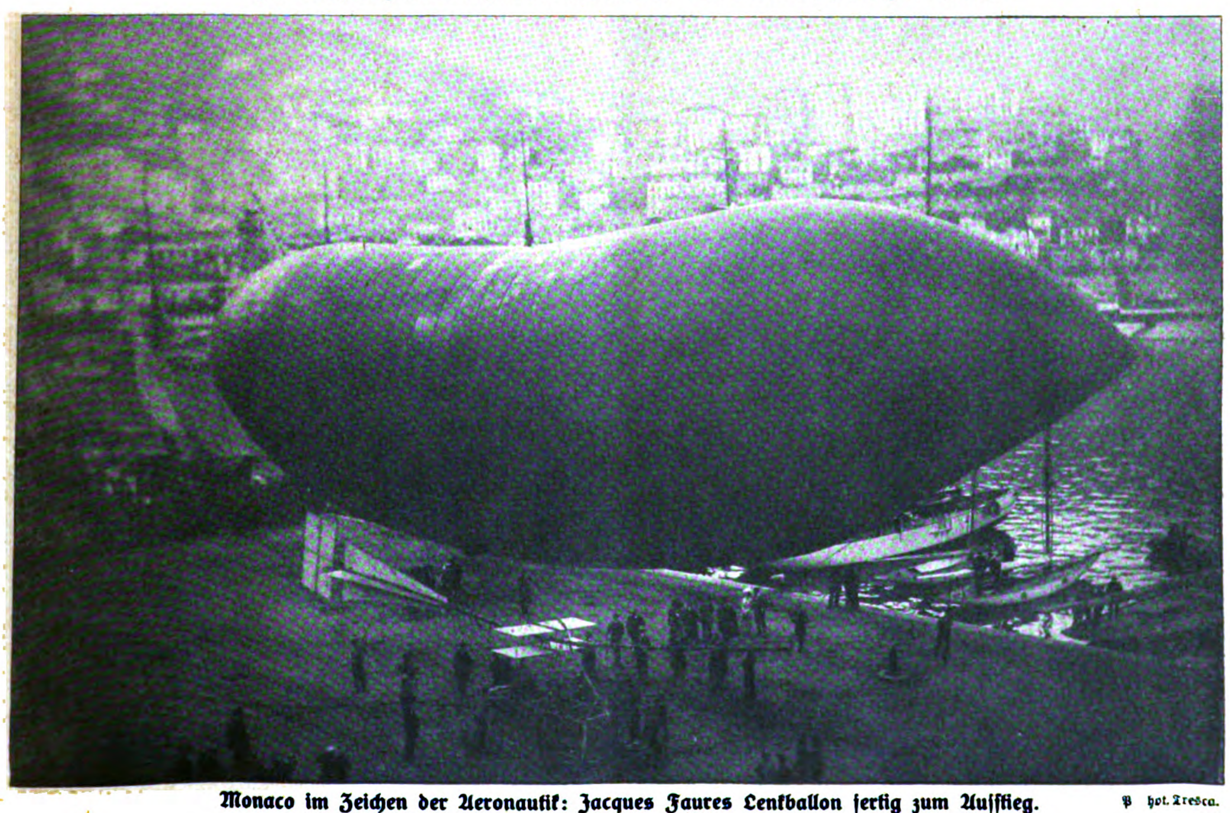
Lucie Höflich als „Gretchen".
Zu den Faustaufführungen im Deutschen Theater zu Berlin.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Blick in die Ausstellungshallen am Zoologischen Garten.

Zur Eröffnung der Großen Internationalen Gartenbau-Ausstellung in Berlin.



Monaco im Zeichen der Aeronautik: Jacques Faures Lenkballon fertig zum Aufstieg. Phot. Tresca.

Der Flugversuch endete durch Havarie des Ballons am Felsen von Monaco.



Digitized by Google

Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 09:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Links Mannschaft von Cambridge, rechts Mannschaft von Oxford; in der Mitte oberes und unteres Porträt Cambridge, die beiden mittleren Porträte Oxford.

Der große Ruderwettkampf zwischen den Universitäten Oxford und Cambridge: Die Teilnehmer an der diesjährigen Regatta.

Phot. Sport & General.

Digitized by Google

Original from
CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 09:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Hanseaten.

Roman von

Rudolf Herzog.

7. Fortsetzung.

„Ja — Frau Twersten ist sehr, sehr schön —" meinte Marga zu Frau Bramberg.

„Sie sagen das so traurig, Fräulein Vanheil. Und Schönheit erweckt doch Freude."

Des jungen Mädchens Augen blickten starr geradeaus. Und langsam stieg ein Tropfen auf, hängte sich an die Wimper und fiel herab.

„Weinen Sie, Fräulein Marga?" Ihre Hände legten sich auf des Mädchens Knie. „Nein, nein, nicht leugnen. Wenn es auch nur ein Tropfen war, ich habe ihn gesehen. Und nun fließen die anderen Tropfen nach innen, und das ist nicht gut, denn ich weiß es von mir selber und habe es mir abgewöhnt. War es denn nicht hübsch gestern abend?"

„O doch — Frau Bramberg — sehr hübsch."

„War Robert nicht artig genug, oder mein Mann etwa? Denn der Bruder Fritz wird der Schwester wohl keinen Anlaß gegeben haben."

„Mein Bruder Fritz hatte nur Augen für Frau Twersten."

„Das zeugt von keinem schlechten Geschmack, hören Sie mal, Marga. Also es war hübsch und lustig, und ihr habt euch alle gut unterhalten. Was bleibt denn da noch übrig?"

„Es hat kein anderer etwas vermißt."

„Und Sie?"

Und Marga Vanheil sagte, und sie wußte nicht, woher sie den Mut nahm: „Herr Twersten fehlte."

„Mädchen, Mädchen!" Frau Ingeborg lachte sie an. „Herr Twersten kann doch nicht immer zugegen sein!"

„Herr Twersten wird immer fehlen", sagte Marga Vanheil.

„Wie meinen Sie das?" Ingeborg Bramberg war ernst geworden. „Sprechen Sie ganz offen zu mir."

„Es ist vielleicht sehr dumm von mir, Frau Bramberg. Aber ich mußte immer daran denken. Daß er ganz allein ist. Keiner hat seinen Namen genannt. Nicht seine Frau. Nicht Bob. Keiner. Und doch waren sie alle so lustig. Das war es."

„Liebes Kind," sagte Ingeborg Bramberg mit freundlichem Ernst, „Herr Twersten ist nie allein, und wenn er ganz allein in seinem Hause oder auf seiner Werft wäre. Das sollten Sie doch wissen."

„Ja, Frau Bramberg. Es war sehr dumm von mir. Aber —"

„Noch ein Aber?"

„Bitte, bitte, nun sprechen auch Sie offen zu mir. Glauben Sie, daß — Herr und Frau Twersten — ganz glücklich — miteinander — leben?"

„Ist das unsere Sache?" wehrte Frau Ingeborg leise.

„Doch, Frau Bramberg. Weil wir — beide — ihn verehren. Deshalb — dürfen wir darüber sprechen. Nicht wahr, wir dürfen es?"

„Ja," sagte Frau Ingeborg, „dann muß ich wohl Antwort geben. Denn es ist wahr, er ist der bewundernswerteste Mann, der die stille Verehrung eines so lieben, schönen Mädchens wohl verdient. Nun ja," nickte sie lächelnd, als Marga hastig erwidern wollte, „auch die meine ist ihm sicher. Und nun hören Sie: Frau Angèle Twersten kommt hier nicht in Betracht. Wir haben nicht das Recht, den Richter zu spielen, wo wir selbst Partei sind. Es steht vielleicht um diese Ehe wie um so manche. Die Ursache mag eine andere sein, die Wirkung ist die gleiche. Was Sie aber wissen möchten, ist, ob unser Freund trotzdem glücklich ist. Und ich kann es Ihnen sagen, liebes Kind, er ist nicht unglücklich. Sind Sie nun beruhigt?"

„Ja", sagte Marga fest und erhob sich.

„Sonderbares Ding," und Ingeborg legte ihr schnell den Arm um die Taille, „und nun, wo Sie das wissen, wollen Sie mir mit einem Mal davonlaufen? Also galt Ihr Besuch eigentlich gar nicht mir, sondern einem ganz andern? Das ist nicht sehr schmeichelhaft für mich."

„Darf ich denn noch hierbleiben, Frau Bramberg?"

„Nur wenn Sie gern hierbleiben. Sonst klingle ich auf der Stelle nach Ihren Sachen."

„Nein, bitte, tun Sie das nicht. Ich bin ja so furchtbar gern bei Ihnen. Aber ich schäme mich jetzt doch ein wenig."

„Seines guten Herzens braucht man sich nie zu schämen. Sitzen Sie gut? So, nun haben Sie auch schon Ihre klaren Augen wieder. Und nun will ich Ihnen erzählen, daß ich als ganz, ganz junges Mädchen mal sehr, sehr verliebt war. In meinen Klavierlehrer. Und dann borgte er mich um meine ganze Sparbüchse an und ging nach Sankt Pauli als Direktor einer eigenen Truppe ‚nigger dance and song'!"

„Aber — Frau Bramberg — Sie glauben doch nicht, daß ich —." Bis unter das blonde Haar war sie errötet.

„Nein, nein, ich weiß, Sie hassen ihn. Und er würde sicher nicht mit Ihrer Sparbüchse durchgehen. Doch nun wollen wir von etwas Wichtigerem sprechen als von den Männern Von unserer Freundschaft. Wollen Sie oft zu mir kommen?"

„Immer wenn Sie mich haben wollen."

„Also so oft Sie können. Und dann wollen wir von Schiffsbefrachtung sprechen und Spedition und von der alten Firma Martin Vanheil, die wieder jung werden muß, und —"

Es klopfte.

Published 3. IV. 1909. Privilege of copyright in the United States reserved under the Act approved 3 March 1905 by August Scherl G. m. b. H., Berlin.



Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957 / Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Bitte?" rief Frau Ingeborg. Es klang höflich, aber nicht freudig. Theodor Bramberg öffnete die Tür. „Ah," sagte er und nahm das Augenglas ab, „du hast Besuch? Störe ich?"

„Durchaus nicht. Fräulein Vanheil ist bei mir."

„Das ist eine angenehme Überraschung. Darf ich annehmen, mein Fräulein, daß der Besuch auch mir gilt? Sehr, sehr liebenswürdig von Ihnen. Wir waren nämlich gestern mit Frau Twersten und Twersten junior zusammen, Ingeborg. Ganz nett und gemütlich, nicht wahr, mein Fräulein? Und die Küche war nicht das Schlechteste. Herrgott, Sie bleiben doch sicher zu Tisch, und gerade heute muß ich eine Verabredung haben. Deshalb komme ich nämlich, Ingeborg, um dir das zu sagen."

„Fräulein Vanheil wird entschuldigen, daß ich nicht daran dachte, sie zu Tisch zu bitten. Wenn Frauen beieinander sind, haben sie sich so viele andere Dinge zu berichten —"

„Wichtigeres als Kinderfragen? Nein, wirklich, das wäre nicht normal. Und es ist gar nicht schön, daß Sie mich foppen wollen. Ja, und nun muß ich, so leid es mir tut, schon wieder auf und davon. Kaum gedacht, kaum gedacht, wird der Lust ein End gemacht. Sie dürfen mich übrigens nicht für einen Bummelanten halten, Fräulein Vanheil. Der Hafen ist voll Eis, und wenn die Schauerleute feiern, braucht's der Herr wahrhaftig nicht schlechter zu haben."

„Der Hafen ist voll Eis?" fragte Ingeborg.

„Ja, es ist ein niederträchtiges Wetter. Kein vernünftiger Mensch ist heute im Hafen zu sehen." Und er verabschiedete sich sehr geschäftig.

„Nun muß ich auch fort", sagte Marga Vanheil. „Ich werde mit Bestimmtheit zu Tisch erwartet, und mein Vater würde sich ängstigen, weil ich heute morgen nicht wohl schien und auf dem Kontor blauen Montag machte. Und nun freue ich mich so sehr, daß ich bei Ihnen war und wieder zu Ihnen kommen darf."

„Wort halten, kleine große Marga." — —

Zu Hause kam sie noch gerade recht zu Tisch. Mit von der Kälte geröteten Wangen und ganz hellen, klaren Augen.

„Ich glaube, du hast einen Frühschoppen gemacht", neckte der alte Vanheil. „Das ist ein verdächtiger Glanz."

„Aber er ist mir besser bekommen als der Abendschoppen, Vater." Und sie nickte ihm lachend zu.

„Das sagen die Trinker alle. Frage nur Fritz, der hat das auch schon oft — sagen hören."

Fritz verteidigte sich unerschrocken. „Als Noah aus dem Kasten war", begann er mit erhobener Stimme.

„Junge, wir sind hier nicht auf der Kneipe, sondern in eines ehrbaren Kaufmanns Haus."

„Na ja," sagte Fritz, „ich brauche euch nur mit der Bibel zu kommen, und ihr seid geschlagen."

Das Mittagsmahl mundete allen. Und es wurde durch Akklamation Frau Henriette ein Lob erteilt, das sie lebhaft errötend entgegennahm.

Und während der Vater, seit Wochen schon etwas müder, als er sich sonst zu fühlen pflegte, eine kurze Mittagsruhe hielt, begab sich Marga hinab ins Kontor zum Buchhalter Rochus und an ihre Beschäftigung.

Eine Stunde später blickte der Bruder ins Privatkontor hinein.

„Marga?"

„Ich habe so viel zu tun, Fritz. Wir wollen heute abend plaudern."

„Du, Marga, nur eine Frage, ja? Warst du bei Frau Twersten heute morgen?"

„Du scheinst wohl für Frau Twersten zu schwärmen, mein Junge?"

„Ich finde das weniger merkwürdig, als wenn ich für Herrn Twersten schwärmte", und er lachte.

„Das könnte dir aber gar nichts schaden. Nein, ich war nicht bei Frau Twersten. Willst du aus, Fritz?"

„Kind, der Hafen ist voll Eis. Ich muß an den Hafen!"

„Wirst du zum Abendessen zu Hause sein?" Und sie schrieb emsig weiter.

„Ich habe eine Verabredung mit Robert Twersten. Soll ich ihn grüßen, deinen Bob."

„Ja, grüße meinen Bob."

Und Fritz schlenderte die Helgoländer Allee hinunter und erreichte das Hafentor. Allerlei lustige Studentenweisen pfiff er leise vor sich hin, während er über das Johannis-Bollwerk schlenderte und die Vorsetzen entlang zum Baumwall und den gleichen Weg wieder zurück. Aber seinem geschärften Blick entging nichts von allem, was sich im Hafen abspielte, und was sein Auge nur erreichen konnte. Das Kleinste erschien ihm wichtig genug, es zu studieren und es zu sondieren. Da war kein Schiff, dessen Konstruktion nicht vor ihm Farbe bekennen mußte. Und von klein auf hatte er von den Sprachen der seefahrenden Nationen mancherlei aufgelesen.

Es wurde Abend, und im Lichte der Laternen wechselte das Leben sein Gesicht. Fritz Vanheil hatte an den Sankt Pauli-Landungsbrücken Posto gefaßt. Er erwartete Robert Twersten. Unter den Passagieren eines ankommenden Fährdampfers erkannte er ihn. „Hallo, Bob!" rief er, und der Freund drängte sich über die Brücke zu ihm.

„Guten Abend, Fritz. Wirst du sehr böse sein, wenn wir heute abend den Theaterschwank fahren lassen?"

„Keine Spur Es gibt auch so Schwänke genug."

„Ich habe einen Besuch vor", berichtete Robert dem Freunde. „Bei einem alten Arbeiter der Werft. Weißt du in der Niedernstraße Bescheid?"

„Feines Viertel", meinte Fritz Vanheil. „Eigentlich sogar für mich ein bißchen zu aristokratisch. Als Junge habe ich gerade dort immer die schönsten Prügel bezogen. Das sind so meine Beziehungen zur Niedernstraße, und damit wären wohl auch alle Vorbedingungen gegeben, daß ich dich geleite."

„Du, damit erwiesest du mir wirklich einen Gefallen. Ich bin ja weder ängstlich noch ungewandt im Verkehr mit Menschen, aber in einem so gänzlich fremden Milieu möchte ich deine Unterstützung doch nicht von der Hand weisen."

„Beides wirst du finden. Milieu und Unterstützung. Und eins soll sich dem andern anpassen."

„Nur keine unerlaubten Scherze, nicht wahr? Die Leute sind in Not und müssen zart angefaßt werden."



Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 09:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957 Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„In der Niedernstraße. Selbstverständlich. Was ist denn dort passiert, Bob?"

Robert Twersten berichtete kurz. „Ich möchte Fühlung mit den Leuten gewinnen", schloß er. „Sie sollen empfinden, daß ich auch ein Herz für sie habe und nicht nur wie mein Vater den Arbeitslohn."

„Hm," meinte Fritz Vanheil, „was meine Kenntnis betrifft, so ist ihnen zwar der Arbeitslohn lieber als das Herz. Aber ich gehe mit."

Am Bollwerk landete Fährdampfer auf Fährdampfer. Die Arbeitermassen, die am Vormittag lachend oder fluchend nach ihren Arbeitstätten verlangt hatten, kehrten zurück als müde, schweigsame Männer. Mit geschwärzten Gesichtern und Händen, teilnahmlosen Zügen und trottenden Ganges zogen sie daher, reichten den Zollbeamten mürrisch ihre Bündel zur Untersuchung und trotteten weiter. Kaum daß sich ein paar alte Arbeitskollegen einen Gutenachtgruß zuwarfen. Die abgeschlagenen Glieder verlangten nach einem Stuhl daheim, der Magen nach einer dampfenden Schüssel. Wie ein dunkler Leichenzug schob sich die Masse vorbei, verlor sich in den Hafengassen oder erkletterte stumpf die Perrons der Straßenbahnwagen.

Mitten in einem Haufen ging der Schürmeister Matthes. Die langen Arme hingen schlaff herunter, den Rücken hielt er gekrümmt, und die Augen blinzelten nur müde unter den herabgesunkenen Lidern. Er bestieg die Plattform eines Wagens, stellte sein Arbeitsbündel zwischen die Füße und vergrub die Hände in den hochgezogenen Hosentaschen.

„Das ist er", sagte Robert Twersten gepreßt.

„Ein famoser Bursche."

„Nein, ein armer Teufel. Ein direkt bemitleidenswerter Eindruck ist das."

„Gib mal acht, wie du ihn nachher wiederfindest. Der Chef hat keinen so vergnügten Feierabend."

„Das sind doch absolut keine Vergleiche, Fritz."

„Das sind wohl Vergleiche. Jeder nach seiner Fasson, natürlich. In der Rabenstraße würde der alte Bursche und in der Niedernstraße der Chef eine höchst unglückliche Figur spielen. In seinem Fahrwasser aber plätschert dir jetzt der Alte wie ein Fisch, frei von allen Sorgen, während der Chef jetzt vielleicht zu Hause die Lampe anzündet und sein Gehirn weiterarbeiten läßt, um die Anforderungen des kommenden Tages zu überdenken. Nee, nee, weißt du, der alte Knabe ist mir schon lieber."

„Wollen wir uns nun auf den Weg machen, Fritz?"

„Mit Vergnügen. Aber wir wollen zu Fuß laufen. Die Leute lassen sich nicht gern beim Abendessen in den Mund sehen."

Sie schlugen die Richtung zum Jakobikirchspiel ein. Die strenge Kälte hinderte den Studenten nicht, frisch drauf los zu reden.

„Ich habe mich noch nicht nach dem Ergehen deiner Frau Mama erkundigt, Bob. Weiß Gott, wenn ich nicht von früher her wüßte, daß sie ganz bestimmt deine Mama wäre, ich würde sie für deine Schwester halten. Sie ist wundervoll!"

„Als Kubanerin hat sie mit siebzehn Jahren geheiratet", sagte Robert Twersten, und der Stolz auf die Schönheit seiner Mutter stand in seinen Augen. „Sie ist jetzt achtunddreißig, aber kein Mensch würde ihr mehr als achtundzwanzig zugestehen, so jung und entzückend ist sie. Selbst unsere Dienstboten beten sie an."

„Ja, sie ist anbetungswürdig", murmelte der Student. „Ich möchte sie wohl in ihrer eigentlichen Umgebung sehen."

„Ich denke, du hast ihr versprochen, sie in Santiago zu besuchen?" neckte Robert Twersten.

„Sagte sie dir das? Du kannst dich drauf verlassen, daß ich Wort halte."

„Du bist doch nun schon ein mächtig altes Semester, Fritz. Vier Jahre älter als ich. Du solltest doch nun endlich dein Examen machen."

„Ich bin ja drin", knurrte der Student. „Sag's aber keinem. Ich schäm mich zu Tode."

„Da ist doch kein Grund?"

„Kein Grund? Na, sei so gut. Einen Zylinder aufsetzen statt der Mütze und sich die Zeit vorschreiben lassen, wann der Ochs zur Tränke darf und wann der Mensch zur Liedertafel? Für einen freigeborenen Studenten ist das zum Totschämen."

Sie kamen in die höhergelegenen Stadtteile. Das Gebiet des Großhandels lag hinter ihnen. Hier herrschte der Kleinhandel und wie von alters her die zünftigen Gewerbe. Und die Bevölkerung saß dicht zusammengepfercht in den alten Häuserzeilen. Es war das Quartier der billigen Mieter, die mehr auf ein Dach als auf einen schönen Verputz geben. Nicht ein Fleckchen, das nicht zur Ausnutzung herangezogen war in diesen langen Straßenzügen der Spitalerstraße, der Steinstraße und der Niedernstraße.

Kellerartige Gänge zweigten sich von der Straße ab, führten mannshoch unter den Häusern her und landeten auf dumpfen Höfen, die mit ziegelsteinroten Häusern Wand an Wand besetzt waren. Und in den luft- und sonnelosen Häusern hausten die Menschen Kopf an Kopf, und manch ein Haus barg an Familien so viel, wie es Zimmer barg.

Aber der Hamburger Staat hatte den Besen in die Hand genommen und die Wohnhöfe gefegt, daß der Kehricht der Gesundheit nicht mehr ins Gesicht staube, und die Spitzhacke wartete schon im Winkel, die letzten der Wohnhöfe der Sage zu überliefern.

„Teufel," sagte Robert Twersten, „ich habe mir den Hut zerstoßen."

„Wenn's nur dabei bleibt", tröstete Fritz Vanheil. „Es läßt sich nicht alles so leicht aufbügeln."

„Bitte, geh etwas schneller, die Luft ist nicht sehr angenehm."

„Hab ich auch nicht behauptet. Na, da wären wir."

Ein paar Kinder lärmten mit einem Kabeljaugerippe im Hof, das sie wie ein Pferdchen am Bindfaden hinter sich herzogen. Fritz Vanheil gewann sie sich durch einen Groschen. Darauf wurde ihnen die Wohnung des Schürmeisters Matthes gezeigt. Kräftig klopfte der Student an die Tür, die auf die Stiege führte.

„Mach doch leise. Da ist doch eine Wöchnerin."

„Ach was. Hier sind die Wochen kürzer als in Uhlenhorst. Guten Abend, meine Herrschaften."


Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Er hatte die Tür geöffnet, ließ den Freund vorangehen und die Tür hinter sich ins Schloß fallen. Strahlend sah er sich um. Der Haushalt schien vollständig beisammen: der Alte, zwei handfeste Töchter, eine Anzahl junger Männer in Arbeiterbluse oder gewebtem Matrosenhemd — Söhne wohl und Schlafburschen. Das Abendessen hatten sie hinter sich. Die Männer stopften ihre Nasenwärmer, die kurzen, gelben Tonpfeifen.

Es war eine heiße Luft im Zimmer, in dem es nach Speisen roch. Auf dem glühroten Ofen brodelte das Wasser im Kessel. Durch eine Verbindungstür blickte man in zwei Schlafzimmer, die voller Betten standen. Der alte Matthes hatte keine schlechte Wohnung. Alles war blank und sauber.

„Das hier ist Herr Twersten junior, der Ihnen guten Abend sagen möchte", stellte Fritz Vanheil vor, als ob er hier zu Hause wäre.

„Guten Abend", sagte Robert Twersten und reichte dem Schürmeister, der sich erschreckt erhoben hatte, die Hand. „Nun, Matthes, da bin ich. Ist das Ihre Familie?"

„Jawoll, Herr Twersten, dat wäre sie."

„Sehen ja alle gesund und kräftig aus. Und wo haben Sie Ihren Enkel?"

„Doo is hee, Herr Twersten," rief das eine der Mädchen und wies nach der Kammertür, „aber et is en lüttje Deern."

„Natürlich. Ein Mädchen. Kann ich es mal sehen?"

„Geweß dat", und die junge Mutter schob sich vor und trat in die Kammer. „Ei, ei", machte sie über einen Kissenberg hin, und das Kind schnalzte nach dem Finger. „Wie sunn lüttje Katt", meinte zärtlich das Mädchen.

„Dat's m i e n Deern", rief von der Tür her einer der Männer.

Robert Twersten blickte verwundert auf. „Ich denke," sagt er verwirrt, „der Vater ist auf See?"

„Dat's egaal," beharrte der Mann im Schifferhemd, „Paulaa un ick maken Hochtied."

„Klookſnacker", lachte das Mädchen und warf ihm einen Blick zu.

Robert Twersten staunte. Das ging ja hier verteufelt fix. „Ich gratuliere", sagte er.

„Danke, Herr Twersten", sagte der Mann. „Is kalt hier in de Kammer, nich wahr?"

„Der Ofen heizt doch gewaltig."

„Dat's nur en Mittel for Außenbords. Da wüßt ich ein besser Mittel. Heißer Grog, wissen Sie, Herr, un zu gleichen Teilen gemischt. Aber nich zum Händewaschen. Bei Gott nich, nein."

Robert Twersten zog sein Portemonnaie. „Hier," bat er, „nehmen Sie nur." Und er reichte ihm ein Geldstück. Spornstreichs klapperte der Mann die Stiege hinunter. „Jamaikaa!" brüllte der alte Matthes hinter ihm drein. Und Robert ahnte, was der brodelnde Wasserkessel für eine Bedeutung habe. Gewiß nicht die, durch seine Dämpfe die Luft zu reinigen. . . .

Er kam zurück in das Wohnzimmer und nahm einen Stuhl an. „Ja, liebe Leute," begann er, „es ist wirklich nett bei euch. Und daß der kleine Zuwachs kein Loch in den Beutel reißt, dafür hat ja mein Vater gesorgt —"

„Wat seggt hee?" fragte die junge Mutter verwundert die Schwester.

„Vater gesorgt", wiederholte die Schwester.

„Und sollte die Zulage in der nächsten Zeit nicht ausreichen", fuhr Robert Twersten fort —

„Wat? Tolag hät hee kreegen? Keen Stervenswoord hät hee davon seggt."

„Ick hevv se noch nich", verteidigte sich der Großvater.

„Vertell hi man keen Lögen! Dat's for mien lüttje Deern! So'n Heimtücker!"

„Holl et Muhl! Ick wull di dat woll lehr'n!"

„Ruhe!" rief Robert Twersten in den Tumult. „Ich bitte nicht zu vergessen, daß ich auch noch da bin!"

„Ick bün dien Varrer Andreas Matthes", donnerte der Alte die Tochter an. „Ick smiet di rut, wenn du nich Order pariers."

„Dai warst woll blieven laten", schrie der zurückkehrende Bräutigam, setzte krachend die Rumflasche auf den Tisch und mischte sich in den Streit.

„Ru—he!" rief Robert Twersten wütend. Er war außer sich, daß man keine Rücksicht auf ihn nahm.

Und — plötzlich — klingelte ein Gelächter in den Tumult, und es wurde ein lustig aufkreischendes Lachen daraus.

„Wat's dat?" fragte der alte Matthes empört. „Wer hät hi to lachen?"

Die jüngere Tochter erstickte fast. „Hee hät mi — unnern Arm gekitzelt!" prustete sie heraus.

„Wer erlaubt sich hier solche Gewöhnlichkeiten?" entrüstete sich der Hausherr.

„Ach wat, Varrer Matthes," winkte Fritz Vanheil vergnügt ab, „en fixen Arm harr' se, dat's mol wohr."

Robert Twersten biß sich auf die Lippen. „Du solltest dich wirklich schämen, Fritz."

„Igittigittigitt", tönte es im Chor.

Und mit einem Male winselte in schluchzenden Tönen eine Ziehharmonika. Ein Matrose hielt sie auf den Knien. Er verrenkte seinen Körper hingebungsvoll nach den Klängen des Instrumentes.

„Dat's fein", rief eine Stimme. „Nu aber Grog, Kinners!"

Der alte Matthes trug wie ein Jüngling den Wasserkessel auf den Tisch. Paula stellte die Gläser ringsum. Der Tabaksqualm wallte in die Luft, und die Atmosphäre wurde heiß und neblig zugleich.

„Die Firma K. R. Twersten!" rief Fritz Vanheil. „Hipp — hipp — hurra!" Und er leerte das dampfende Glas.

„Hurra! — Hurra!" wiederholte der Chor. Und Matthes mischte aufs neue sorglich zu gleichen Teilen. Quiekend und seufzend sang die Harmonika. Und der Matrose sang mit.

„Mein Herz, das ist ein Bienenhaus,
Die Mädchen drin, das sind die Bienen — — —"
„Halijahoia, Halijahoia, Halijaho, Ha—li—ja— ho!"

sang der Chor, und es wurde sehr gemütlich.

„Guten Abend", sagte Robert Twersten. „Es tut mir leid, daß ich schon gehen muß, aber ich habe noch andere Verpflichtungen."



Original from
CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 09:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ihm brannte der Boden unter den Füßen. Das war ja eine unglaubliche Gesellschaft, im Streit und in der Freude. Schlug sich und vertrug sich. Und Fritz immer dort, wo es galt. Als ob ihm der Himmel voller Geigen hinge und er sich keine schönere Gesellschaft wünschen könne. Er winkte ihm. „Komm, Fritz. Du hast wohl die Freundlichkeit, mich zu begleiten?"

Aber jetzt hatte Fritz die Harmonika. Er ließ sie Tierstimmen imitieren, grunzen, quieksen und wiehern. Und der ganze Chor ahmte die Töne nach und hielt sich die Seiten vor Lachen. Und in den höllischen Spektakel erhob Fritz seine frische Stimme.

„Dicht bei Finkenwerder
Sitzt ein Krokodil —"

Es war das letzte, was Robert Twersten vernahm. Er war auf der Stiege, tastete sich durch den dunklen Verbindungsgang und stand tief aufatmend auf der Straße. Irgendwohin! Irgendwohin, wo eine ganz, ganz reine Luft wehte, wo Grazie herrschte und die Fröhlichkeit des Herzens. Zu Marga Vanheil. In den heiteren Raum, in dem der alte Herr glückstrahlend am Klavier saß und die Frauen und Kinder Reigen tanzten. Er faßte den Hut bei der Krempe und rannte die Straße hinab.

Fritz Vanheil aber kommandierte mit einem lachenden Blick auf den Rest der Grogration: „Zwei Mann ab! Droschken holen! Wir fahren auf den Weihnachtsjahrmarkt, auf den Dom! Die Riesendame Hulda soll uns ihre majestätische Fülle zeigen und der greise Zwerg Pinkipinki seine Winzigkeit! Kein Mutz in der Schießbude auf fünf Fuß Entfernung — unsere tödlich sichere Büchse macht Puff! und da liegt die Bescherung. Und die Schiffskarusselle, o Gott, die Schiffskarusselle sollen bis in den Kiel hinein seufzen und beben unter unserer süßen Last."

„Sprek Plattdütsch, Jung!"

„Jawoll! Un nu man loos, un de Froonslüd good verstaut! In jed'n Wogen een! Anker hoch! Kurs inholl'n!"

Und die tolle Lebenslust seiner unverwüstlichen Natur flatterte den dichtbepackten Wagen voran, die hinausfuhren zum Heiligengeistfeld, zum Kehraus der Domseligkeiten. — — —

8. Kapitel.

Es war, wie Robert Twersten es sich gedacht hatte. Die Fenster der Vanheilschen Wohnung waren erhellt, und als das Dienstmädchen ihm die Haustür geöffnet hatte, vernahm er im Hausflur schon leises Singen und Klingen.

„Uns ist ein Kindlein heut geborn,
Von einer Jungfrau auserkorn,
Dies Kindelein, so zart und fein,
Das soll euer Freud und Sonne sein."

„Sind die Kleinen noch nicht zu Bett?" fragte Robert Twersten. „Es ist doch gleich neun Uhr."

Und das Mädchen erwiderte lachend: „Der Papa ist doch gekommen. Der Herr Oberleutnant."

Da wollte Robert Twersten umkehren. Aber die Tür zum Wohnzimmer öffnete sich einen Spalt breit, und Marga schaute heraus, winkte ihm und legte den Finger an den Mund. Da folgte er auf den Fußspitzen.

Der alte Vanheil saß am Klavier. Den Kopf mit dem grauen Haarkranz dicht über die Tasten gebeugt, suchten die Hände die Melodie des weihnachtlichen Kinderliedchens zusammen. Die beiden Enkel, in dicken, weißen Nachthöschen, standen ihm zur Linken und zur Rechten, hielten sich an seinem Rockärmel und sangen mit ihren dünnen, schwankenden Kinderstimmchen tapfer drauf los, mehr den Tönen als den Worten folgend. Ganz andachtsvoll sang Frau Henriette, und unter dem weißen Scheitel leuchteten die Augen in dem junggebliebenen Gesicht mit denen der Enkelkinder um die Wette.

Der Offizier, in einen dunklen Zivilanzug gekleidet, stand hinter dem Klavier und nickte seinen kleinen Jungens den Takt zu. Und aus einer Zimmerecke heraus, tief in den Sessel gedrückt, lauschte der Buchhalter Rochus mit dem glattrasierten Gesicht und den von vieler Schreibarbeit rotgeränderten Augen.

Ein friedengesichertes, heimeliges Bild war es, das sich Robert Twersten erschloß, und er empfand es wie eine Wohltat.

Und nun war das fromme Lied zu Ende, und die Kinder wurden zum Gutenachtsagen herumgereicht und vom Mädchen zu Bett gebracht. Marga aber nahm ihren Jugendfreund bei der Hand und machte ihn mit ihrem Schwager und dem alten Buchhalter bekannt.

„Nur sage mir, Bob, wo hast du unsern Fritz gelassen? Wart ihr denn nicht im Theater?"

Und Robert erwiderte, daß sie ihre Pläne geändert und einen Besuch in der Familie eines Werftarbeiters ausgeführt hätten, von der er hätte annehmen müssen, daß sie sich in Verlegenheit befände. Aber er hätte doch wohl nicht den rechten Ton für die Leute getroffen, und so sei Fritz zurückgeblieben, um die Mission zu Ende zu führen.

„Fritz als Missionär?" Und es war des Lachens kein Ende.

„Er wird sie mit einem Grog zu trösten versuchen", meinte der alte Vanheil vergnügt, „oder mit einem feinen Stück aus seinem reichen Liederschatz. Geben Sie zu, Robert, daß Sie vor solcher praktischen Heilsorge die Flucht ergriffen haben?"

„Nun ja," gestand Robert, „es sprach mit. Aber mehr doch noch die Begeisterung, mit der die Leute diese Heilslehren aufgriffen."

„Ja, ja, ja," sagte der Hausherr und verlor sich in Gedanken. „es gibt viele Bekehrungsarten." . . . Sie saßen im Halbkreis um ihn herum, und er erzählte: „Ich hatte bei Schwenzen, dem Schiffsreeder in Christiania, zu tun. Ganz still war es am Abend. Ich wanderte die Karl-Johann-Straße hinauf, die zum Schlosse des Königs führt. In den Anlagen ergingen sich die Menschen. Vor dem Denkmal des Lyrikers Wergeland beobachtete ich einen kleinen Auflauf. Auf dem Sockel stehen vier Frauen und ein paar junge Männer in bürgerlicher Kleidung und singen voll Inbrunst norwegische Lieder. Sieh an, denke ich, so huldigt das norwegische Volk seinem Dichter, und etwas wie Rührung


Original from CORNELL UNIVERSITY

will mich beschleichen. Doch was ist das? Ein Jüngling tritt vor, hebt die Hände und hält ein langes Gebet. Beschwörend geht seine Stimme über die Köpfe der Versammlung, in der sich Matrosen und Arbeiter mit Herren und Damen der Gesellschaft mischen. Nun tritt er seinen Platz einem zweiten Jüngling ab, der sich psalmodierend als Laienprediger kundgibt. Von Saulus von Tarsus predigt er, aus dem zu Damaskus ein Paulus wurde. Und unermüdlich, wohl eine Stunde lang, in endlosen Wiederholungen, denen nur der Tonfall eine andere Färbung gibt, sucht er die Spaziergänger heranzuziehen und sie zu bekehren mit der Erleuchtungsgeschichte des Saulus von Tarsus. Die Glocken verkünden die elfte Abendstunde, und noch immer schallen Gebete und Choräle durch die Luft.

„Und am nächsten Abend wie am vorigen. Nur ist eine Musikbande an die Stelle der Sänger getreten, die des Glaubens lebt, daß der Zweck die Mittel heilige. Denn ihre Mittel sind schauerlich. Der Lärm dringt bis in mein Gasthauszimmer und raubte mir den Schlaf. Mein Wirt zuckt die Achseln.

„Norwegische Freiheit", meint er. „Es ist die Stadtmission. Früher hatten wir die Heilsarmee, aber sie mußte das Feld bald räumen."

„Weshalb?" fragte ich.

„Weshalb? Nun, die Stadtmission betet — lauter!"

Die Zuhörer lächelten und freuten sich an ihres alten Herrn Erzählerfreude. Und Martin Vanheil nickte still vor sich hin und fuhr fort. „Da gedachte ich des Wortes: Wenn du beten willst, so gehe in dein Kämmerlein, und mache es nicht wie die Pharisäer, die auf den Gassen beten, damit das Volk sie hört! Wer in Christiania beten will, soll auf den Vokkenkollen steigen oder hinausfahren auf die Fjorde. Dort ist er seinem Herrgott am nächsten." — Er schwieg und strich in Gedanken verloren über seine Stirn. (Fortsetzung folgt.)

Der Brand.

Nun, Tochter, führ mich noch einmal
Durch meiner Väter Schloß.
In Flammen stehen Turm und Saal,
Wo ich des Lebens Glück und Qual
An achtzig Jahr genoß.

Mein Fuß ist schwach, mein Aug ist blind,
Und alle Kraft ging aus.
Ich hör den wilden Flammenwind,
Wie frißt er prasselnd und geschwind
Der Heimat altes Haus!

Komm, leite mich von Raum zu Raum,
Noch ist es kurze Zeit.
Das Feuer leckt des Daches Saum,
Bald stürzt wie mancher Lebenstraum
Die Mauer, totgeweiht. —

Hier wuchs ich auf, ein Knabe jung,
Und sah auf See und Wald,
Hier schuf des jungen Geistes Schwung
Aus Liedern der Erinnerung
Manch goldne Lichtgestalt.

Tritt ein! In diesem Saale wuchs
Ein ritterlich Geschlecht;
Feind war es alles Lugs und Trugs,
Und stolz des Königs Fahnen trug's,
War frei und niemands Knecht.

Geh weiter: meines Vaters Hand
Lag hier auf meinem Haar,
Als er mir wildem, jungem Fant
Des alten Hauses Ruhm genannt
Und still gestorben war.

Hier freit ich deine Mutter, Kind,
Es war ein goldner Tag,
Wie wenige gegeben sind.
Noch fühl ich, wie der Blütenwind
In allen Fenstern lag.

Hier lief der Enkel wilde Schar
Den langen Gang herauf.
Hier ging in Sorge manches Jahr.
Hier wurde in der Stille klar
Des Lebens langer Lauf.

Wollt lauschen letzten Liedern nun
Nach meiner Väter Art.
Hier wollt ich zu die Augen tun
Und wollte müd im Sarge ruhn
Vor meiner letzten Fahrt.

Nun stirbt der alten Heimat Haus
Vor meinem grauen Haupt.
Komm schnell: ich hör des Feuers Braus,
So löschen Lebensträume aus.
Rasch, eh das Herz es glaubt. —

Er schritt hinaus. Der Garten klang
Von wilddurchschrockner Nacht.
Schon aber wichen alle bang,
Denn heller auf zum Himmel sprang
Die rote, wilde Pracht.

Auf schrie der Flammen wilder Graus,
Dann stürzte alles ein. —
Still schwand die Nacht, vom Wasser aus
Stieg hinter dem verschwundnen Haus
Des Morgens junger Schein.

Thassilo von Scheffer.

Gemälderestaurationen.

Prinzipielle Erörterungen anläßlich eines speziellen Falles von Dr. Alfred Hagelstange,
Direktor des Wallraf-Richartz-Museums.

Um gleich von vornherein klare Begriffe zu schaffen, so sei zunächst gesagt, daß, wenn in den folgenden Zeilen von Gemälderestaurationen gesprochen wird, nicht die unumgänglich notwendige Konservierungstätigkeit gemeint ist, sondern operative Eingriffe in die individuell künstlerische Lebensform eines Bildes. Derartige „Wiederherstellungen" lassen sich vielleicht am besten mit einer philologischen Textbehandlung vergleichen, bei der entweder mit Ausmerzung von Interpolationen oder Konjunktur von verdorbenen Stellen gearbeitet wird. Das erste entspricht bei der Gemälderestauration einer Wegnahme von späteren Uebermalungen, das andere einer Hinzufügung von mehr oder weniger reichlichen Retuschen.

Das zur Klärung des Begriffs. Und nun der Spezialfall: In Köln ist der Clarenaltar, ein Grundpfeiler in der Geschichte der altkölnischen Malerschule, ins Wanken gekommen und droht, den Einsturz anderer Säulen nach sich zu ziehen. Das Unglück oder vielmehr das Glück kam so: Aus dem schleierwebenden



Original from CORNELL UNIVERSITY

Halbdunkel des Domes in das unbarmherzig entblößende Tageslicht des Restauratorenateliers gebracht, zerrann die so oft und laut gepriesene Malerei dieses Altares, und ein stilloses Machwerk blieb als Bodensatz einer imaginären Herrlichkeit zurück. So was konnte unmöglich der vielgelobte Meister Wilhelm, „der beste maler in Duschen landen", im letzten Drittel des 14. Jahrhunderts gemalt haben. Wann es geschaffen wurde und von wem, ist dabei völlig gleichgültig, denn eine Kunst aus dritter und vierter Hand hat überhaupt kein Anrecht auf irgend welches weitergehende Interesse; daran ergötzt sich höchstens der junge Kunstphilologe, der eine Doktorarbeit über irgendein kleines altes Meisterchen schreiben muß. Also: Nachdem man einmal die sichere Ueberzeugung gewonnen hatte, daß die Malerei, die man da vor sich sah, unter keinen Umständen von so ehrwürdigem Alter sein konnte, wie man bisher angenommen hatte, da kam die kritische Frage: Soll man diese späteren Uebermalungen pietätvoll erhalten, oder empfiehlt es sich, sie auszulöschen, um den Urzustand zu gewinnen. Man entschied sich fürs letztere, und in diesem Falle mit Recht. Warum, davon gleich.

Jetzt erst noch ein Parallelfall: Vor ein paar Jahren gab es ein ähnliches Restaurationsfest, das weitgehendes Aufsehen erregte, und zwar in München, wo man die Flügel des Baumgärtnerschen Altars, eines Frühwerks unseres Dürer, von den malerischen Zutaten des 17. Jahrhunderts gereinigt hatte. Fast alle Fachgenossen waren freudig bewegt, daß man nun einen „echten" Dürer wieder habe, und ich glaube, nur ein einziger, Fr. Dülberg, hatte den Mut, an anderer Stelle offen zu bekennen: „Um die Rößlein, um den grünen Wald ist es mir leid." Und es konnte einem wirklich leid tun um die Vernichtung des entzückend krausen Beiwerks, das eine spätere Zeit um die philiströs-bedächtigen, so ganz und gar nicht monumentalen Figuren hatte herumranken lassen, zumal wenn man erwog, daß die Flügel im restaurierten Zustand nicht viel weniger Arbeit einer fremden Hand aufwiesen als die ehemals übermalten!

Aber, wird man mir nun entgegnen, ist es denn nicht eine ungeheuerliche Inkonsequenz, wenn man die Wegnahme der Uebermalungen am Clarenaltar gutheißt und die am Baumgärtneraltar mißbilligt? Doch nicht! Und damit kommen wir zum prinzipiellen Teil dieser Frage: Im erstgenannten Fall handelt es sich nämlich um die Fortnahme von künstlerisch minderwertigen Uebermalungen, an deren Erhaltung keinem Menschen etwas gelegen sein kann. Warum soll man also nicht drauflosputzen? Es werden ja dabei keinerlei bedeutsame künstlerische Werte vernichtet; ja, es können sogar ungeahnte, unter der handwerklichen Oberschicht verborgene Schätze zutage gefördert werden. Anders liegen die Dinge bei dem Münchner Fall. Da hat man dem Puritanerstandpunkt zuliebe ausgesprochen gute malerische Zutaten, die jahrzehntelang das Entzücken nicht nur der Kunstfreunde, sondern auch der Kunstforscher gewesen waren, glattweg vernichtet.

Es ist also die Frage nach der Qualität, die das entscheidende Wort zu sprechen hat; denn in der Kunst gilt nicht das Recht der Erstgeburt, sondern das Recht der Stärke.

Und nun erst einmal die Frage: Ist die Kunst denn wirklich nur der Kunstgeschichte wegen da, wie so mancher Historiker glaubt, dem ein Bild rein gar nichts weiter ist als eine Urkunde, mit deren Hilfe er Stil und Entwicklung irgendeines Künstlers bestimmt? Derartigen Forschern scheint selbst der künstlerische Gehalt eines Bildes nicht zu gelten, wenn es nicht in allen Teilen intakt und ohne Uebermalungen ist. Sie betonen, daß sie nur die reine Wahrheit wünschen, und fordern energisch die Beseitigung späterer Zutaten. Konsequenterweise müßten sie dann aber auch eine rücksichtslose Säuberung aller in Frage kommenden Bilder verlangen, selbst auf die Gefahr hin, daß unsere Galerien aussähen wie Schlachtfelder, auf denen entseelte Körper und zerschossene Fahnen herumliegen. Angesichts dieser Folgerungen dürfte es ihnen aber doch zum Bewußtsein kommen, daß sie mit ihrer Anschauung, ein Bild sei nichts als eine Urkunde, nicht ganz im Rechte sind. Sie geben dann ja auch gewöhnlich zu, daß die Kunst doch noch andere Aufgaben hat, als lediglich Geschichte zu dozieren, und gestatten — und das ist das merkwürdige — daß der Restaurator, der soeben die alten Zutaten einer fremden Hand entfernen mußte, neue Ergänzungen hinzumalen darf, um die zerstörte Einheit des Bildes wiederherzustellen.

Als selbstverständlich nimmt man dabei an, daß ein Restaurator unserer Tage so was weit verständnisvoller ins Werk setzen wird, als das meinetwegen in allen vorausgegangenen Epochen zusammengenommen geschehen konnte. Und nicht ganz mit Unrecht; denn wir sind heute viel mehr als früher darauf bedacht, unter absolutester Schonung der Originalleistung den vernichteten Gesamteindruck wiederherzustellen. Ich sage „wir sind bedacht". Gelingen wird es uns trotz alledem nie und nimmer, daß wir uns in den Geist und die Technik einer früheren Kunst so hineinleben, daß wir spätere Generationen zu täuschen vermöchten. Wir können nicht mehr mittelalterlich denken und fühlen und noch viel weniger künstlerisch gestalten. Ganze Berge neu gewonnener Erkenntnis liegen hindernd im Wege. Das wußte ein Mann wie Goethe sehr wohl, als er sagte:

> „Mein Freund, die Zeiten der Vergangenheit
> Sind uns ein Buch mit sieben Siegeln;
> Was Ihr den Geist der Zeiten heißt,
> Das ist im Grund der Herren eigner Geist,
> In dem die Zeiten sich bespiegeln."

Wir täuschen uns nur selbst; ebenso wie die Restauratoren früherer Zeiten sich getäuscht haben. Auch sie haben — das ist doch wohl zweifellos — nach bestem Wissen und Gewissen gearbeitet. Auch sie haben geglaubt, daß ihre Arbeiten durchaus den Charakter von alten Malereien aufwiesen. Und heute lächeln wir über diesen Kinderglauben, weil wir mittels so und so vieler neugewonnener Erfahrungen auf der Staffel der Erkenntnis höher steigen durften. Aber folgt denn daraus nicht, daß unsere augenblickliche Erkenntnis — wenn anders wir an einen ewig kontinuierlichen Fortschritt glauben — in Bälde ebenfalls wieder überholt sein wird? In hundert Jahren wird man auch unsere Ergänzungen auf den ersten Blick erkennen und sie ebenso mitleidig abwaschen, wie wir es heute tun. Und bei jedem neuen Reinigungsfest wird auch ein weiteres Stück vom Original mit absterben. Und dann ist das so sehr sonderbar, daß auch solche Gelehrte, die über das Puritanertum in der Baukunst nicht wegwerfend genug urteilen können, die das Wegrasieren und Fortfegen aller künstlerischen Zugaben späterer Jahrhunderte nicht laut genug verurteilen können: daß auch diese sofort bei der Hand sind, eine selbst künstlerisch bedeutsame alte Uebermalung preiszugeben, ja sie gegen eine neue Ueberarbeitung eines modernen

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Restaurators einzutauschen. Ist das denn im Prinzip nicht das gleiche, als wenn man einen alten Barockaltar einer gotischen Kirche auswechselt gegen einen „neugotischen" Altar, den man von irgendeinem Kirchenkunstanstaltsbesitzer bezieht? Und weiter: Wenn es wirklich für die Wissenschaft so überaus wertvoll und wichtig ist, den Urzustand eines jeden Bildes zu kennen: warum erhebt man denn dagegen keinen Einspruch, daß so manche mit einem hochklingenden Namen etikettierte Neuerwerbung, die als trümmerhaftes Wrack aus dem Kunsthandel herausgezogen wird, vor der öffentlichen Ausstellung in den Galerien erst so stark übermalt, ja teilweise sogar neu gemalt wird, daß die eingeweihten Fachgenossen derartige Bilder nicht nach dem Meisternamen des Katalogs, sondern nach dem Familiennamen des Restaurators benennen?! — — Eine übermäßige Konsequenz kann ich darin nicht entdecken; es sei denn höchstens die, daß in jedem Falle restauriert wird.

Aus allen diesen Gründen ist in der Frage der Wegnahme von Uebermalungen die denkbar größte Zurückhaltung anzuempfehlen. Vergessen wir doch namentlich nicht, daß alle einschneidenden Restaurationen den Gesamtorganismus eines Bildes so stark erschüttern, daß die Lebensdauer in der Regel sehr verkürzt wird. Ist es doch eine ausgemachte Tatsache, daß alle restaurierten Bilder schlecht halten und in relativ kurzer Frist schon wieder einer neuen Wiederherstellung bedürfen. Und dann noch eins: Ueberschätzen wir die Bedeutung, die derartige Reparaturen für die Wissenschaft haben können, wohl nicht etwas gar zu sehr? Was erfahren wir auf Grund solcher Restaurationen im günstigsten Fall Neues? Vielleicht, daß diesem oder jenem Künstler ein Werk mehr zugeschrieben werden kann, als man bisher angenommen hatte, oder daß dieses oder jenes Bild um ein paar Jahr vorwärts oder rückwärts datiert werden muß. Das ist alles. Die großen Entwicklungslinien werden dadurch auch nicht um einen Grad verschoben. Und sind denn jene kleinen wirklich von so enormer Wichtigkeit, als man uns so gern glauben machen möchte? Solch eine Frage aufzuwerfen ist ja allerdings wenig ratsam in einer Zeit, wo die Oeuvrezusammenstellungen für viele immer noch das Alpha und Omega der Kunstgeschichte bedeuten, wo ein förmlicher Attributionssport getrieben wird, wo man Berichte über kunsthistorische Ausstellungen lesen kann, die immer nur in Sätzen gipfeln wie: Das Bild hat der und der gemalt; das Werk kann nicht von dem und dem sein; das Gemälde muß dann und dann entstanden sein.

Man macht sich so häufig darüber lustig, daß von philologischer Seite dicke Bücher über die Geschichte irgendeines Suffixes oder gar eines Vokals oder Konsonanten geschrieben werden. „Kärrnerarbeit" heißt es da; und das mit Recht. Aber leisten denn die „Attribuzler" — wie Jakob Burckhardt diese Kategorie von Kunsthistorikern so treffend nannte — wirklich mehr für die Erkenntnis der großen Zusammenhänge als jene Philologen? Aber, wird man mir einwerfen, müssen denn nicht erst die Bausteine zusammengetragen und behauen werden, ehe man sie zu einem Gebäude zusammenfügt? Ei freilich, nur soll man die Arbeit eines Steinmetzen nicht etwa gar noch höher bewerten als die Tätigkeit des leitenden Architekten.

Also wie gesagt: Auch die Wissenschaft profitiert bei dem ganzen Verfahren nicht so sehr viel; namentlich wenn es sich, wie das heute fast immer der Fall ist, nur um einen Austausch alter Uebermalungen gegen die eines heutigen Restaurators handelt. Will man aber nun einmal Wahrheit um jeden Preis, dann habe man doch auch den Mut, sie nackt und ungeschminkt zu sehen, und dulde nicht, daß das mühsam erkämpfte Licht durch den Schleier eines neuen fremden Zusatzes abermals verdunkelt werde!! Das nenne ich doch wenigstens konsequent. Das Verfahren, das heute gang und gäbe ist, ist das inkonsequenteste, das man sich denken kann.

Und nun zum Schluß die Nutzanwendung auf den Spezialfall, von dem wir ausgegangen sind. Was wird mit dem Clarenaltar geschehen, wenn die minderwertigen späten Uebermalungen samt und sonders entfernt sind? Wird dann auch hier geflickt und ausgebessert, ergänzt und retuschiert werden? Ich möchte wünschen, daß es nicht geschieht. Ich möchte wünschen, daß der Wille zur Wahrheit auch dann noch ebenso stark ist wie heute, wo man vorläufig noch mit der Abnahme der Zutaten beschäftigt ist. Freilich wird der nun aufgedeckte trümmerhafte Urzustand schlecht zu der erhabenen Bestimmung eines Altars passen. Das ist gewiß. Aber ich meine: Dieser Altar ist jetzt ein zu interessantes historisches Dokument geworden; und wenn bei irgendeinem Kunstwerk eine Entfernung vom ursprünglichen Standort und eine Ueberführung in ein Museum zu entschuldigen wäre, dann hier. Der Kölner Dom ist ja nicht wie so manche arme Dorfkirche auf einen Altar allein angewiesen; er hat Ersatz in Fülle, und wenn er ihn nicht hat, kann er ihn sofort beschaffen. Diesen Altar sähe ich — es ist das nichts als ein bescheidener Wunsch — am liebsten dem Erzbischöflichen Museum überwiesen, wo er, unberührt von neuen Ergänzungen und Zutaten, in seiner trümmerhaften Schönheit Zeugnis ablegen sollte nicht nur von der Höhe der Kunst des ausklingenden 14. Jahrhunderts, sondern auch von der peinlichen Wahrheitsliebe der historischen Forschung unserer Tage.

Aphorismen

von Sophie von Adelung.

Das höchste Kunstwerk ist ein schönes Menschenleben.

°

Von ganzem Herzen fröhlich sein, ist Gebet.

°

Die Freundschaft ist eine zarte Blume, und ihr Duft ist leicht vernichtet.

°

Das Fundament der echten Freundschaft ist Vertrauen — ihr Aufbau wieder Vertrauen und ihr Dach noch einmal Vertrauen.

°

Starke Menschen nehmen die schwachen auf ihrem Wege mit.

°

Die Kleidung eines Menschen ist wie die Einbanddecke eines Buches; sie kann empfehlen oder warnen.

°

Edler Luxus braucht kein „ungerechter Mammon" zu sein.

°

Ein verweichlichter Körper ist schlimm genug — aber noch schlimmer ist eine verweichlichte Seele.

°

Wer sich abmüht, wahr zu sein, ist es noch nicht; die wirkliche Wahrhaftigkeit ist stets unbewußt.

°

Verstand erweckt Bewunderung, Klugheit beherrscht die Geister — aber Weisheit allein gewinnt alle Herzen.

°



Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Nansen und Amundsen.

Von Björn Björnson. — Hierzu 7 Aufnahmen vom Hofphot. Wilse.



Professor **Fritjof Nansen** in seinem Arbeitszimmer.

Wenn ich Bilder von Nansens Haus und dessen hübscher Umgebung sehe, ist es, als hörte ich noch eine wundersame Stimme, die mit ihrem Sprechen, ihrem Singen und nicht zum wenigsten mit ihrem ansteckenden Lachen zuweilen diese Räume erfüllte. Ich spreche von seiner hübschen, jetzt verstorbenen Gattin! Sie war eine seltene Frau. Und ihre Familie gehörte auch zu den Seltenen. Der Vater war Pastor weit draußen am Meer im westlichen Norwegen. Dort trieb er Meeresforschung und fand seltene Arten, wurde bekannt, berühmt, verließ den Priesterberuf und kam als Professor an die Universität. Sars war sein Name. Als er starb, wurde in der ganzen zivilisierten Welt Geld für seine Witwe gesammelt. Und sie war eine Frau — wie ein großes Land sie nur selten hat, geschweige denn ein kleines wie Norwegen. Sie war die Schwester des Dichters Welhaven. Und bei ihr, wo unter anderen Kindern auch ihre beiden Söhne lebten — Ernst Sars, Professor der Geschichte (unser erster) und Professor Ocean Sars, der — wie sein Name verrät — seines Vaters Fußspur folgte, in diesem Heim, wo sich jeden Sonntag Wissenschaft und Kunst vereinigten, fand Nansen — als er von seiner Grönlandfahrt glücklich zurückkehrte — seine Eva.

Und die ganze Stadt freute sich über diese Verbindung.

Die beiden „standen" gut zusammen — im Leben und auf den langen Skifahrten. Sie war zu ihrer Zeit die gefeiertste Dame der Stadt. Aber sie wartete auf Jung-Fritjof, der ausgezogen war, und lachte alle Anbeter mit ihrem herzlichsten Lachen aus — ein Lachen, das ein Familienerbe war — ansteckend und voller Licht, wie ein blanker Sommertag in Norwegen.

Während Nansens langer, langer Reise war sie wundervoll in ihrer



Kapitän Roald Amundsen in seiner Polarausrüstung.


Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957 / Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Eingang zu Nansens Heim.

sie ihm nur zeitweilig. Sie mußte meist bei ihren fünf Kindern bleiben. Sie starb plötzlich an der Influenza. Nansen war in London. Welch ein Schmerz für all die Ihren und für uns, die diese Frau so liebten.

Nun sitzt Nansen einsam in seinem schönen Heim. Er ist eine prächtige und schroffe Natur und spricht nicht von seinen Gefühlen, aber durch einen Zufall weiß ich, wie unsagbar er die teure Tote betrauerte.

Das Haus hat lustige Tage gesehen, Nansens sahen oft Gäste bei sich. Ich erinnere mich eines Kostümballes. Man hätte glauben können, des Südens Himmel flimmre über dem Haus und nicht die blaue, kalte Winternacht. Welch ein wirbligtolles, ausgelassenes, wunderbares Fest.

Nansen hat den breiten Humor, und Frau Eva stand ihm darin nicht nach.

Ich sah Nansen und sie und alle Kinder oft in einem drollig kleinen gelben Wagen, mit zwei kleinen, schnellen, gelben norwegischen Pferdchen davor — die ganze Familie in vorzüglichster Laune zusammengepackt — zu ihrem „Schloß" fahren, das eine Stunde weit von Christiania liegt. Dann sah ich Nansen einmal auf einem der kleinen gelben Pferdchen reiten —

lächelnden Ruhe und ihrem unerschütterlichen Glauben. Wir alle bewunderten sie. Dann kam er zurück, und als die Nachricht eintraf, brach es hervor; da sahen wir, wie namenlos sie sich nach ihm gesehnt und die ganze Zeit um ihn gezittert hatte.

Nun kamen stille Tage. Das große Haus wurde gebaut. Die Familie vermehrte sich, aber sie war immer gleich frisch, gleich reizend. Und ihr schöner Gesang versammelte in der Halle viele Gäste, die mit Freuden und stiller Bewunderung lauschten.

Als Nansen Gesandter in London wurde, folgte



Diele und Gesellschaftsraum in Nansens Villa.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

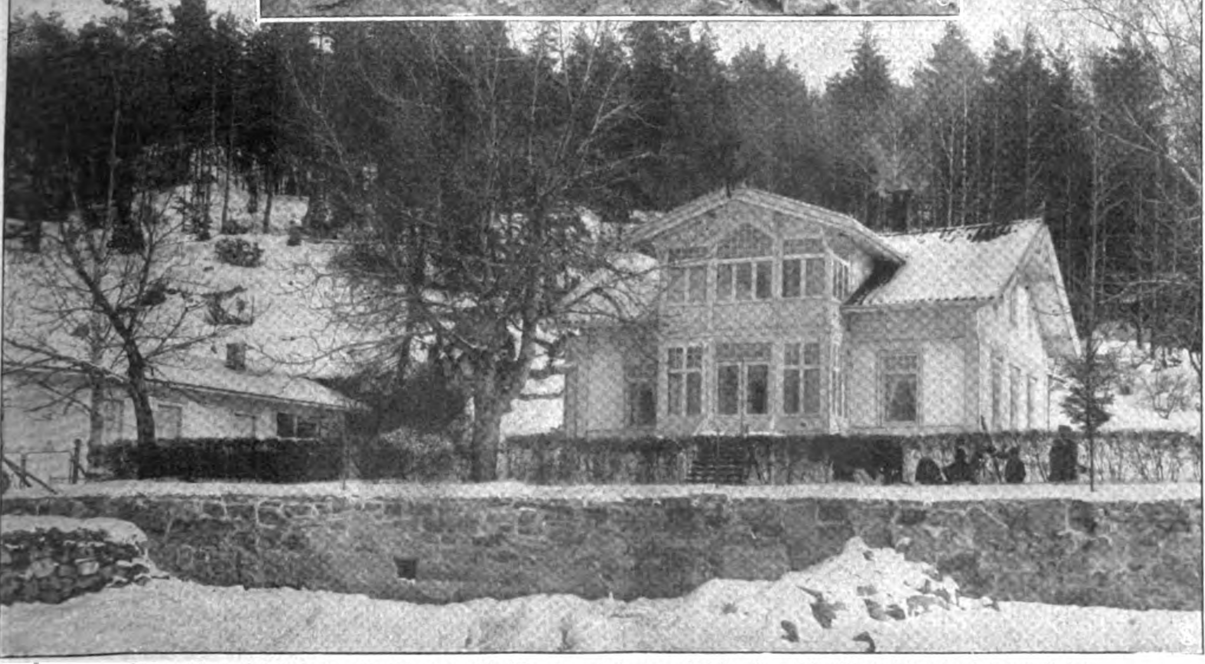
man sagte von dem Norweger Gange Ralf (Gange = Gänger), der die Normandie eroberte, er habe so lange Beine gehabt, daß er gleichzeitig ging und ritt — an ihn mußte ich denken, als ich Nansen so traf. Später ritt er sein schwarzes, hohes Pferd und wurde oft von seiner Frau begleitet.

Bevor Eva Nansen starb, hatte er sich entschlossen, den Gesandtenposten aufzugeben, um in seinem Heim ein Leben für die Seinen und für seine Wissenschaft zu leben. Sie waren einig darin und freuten sich, gemeinsam ihre Kraft all dem zu weihen, das ihrer harrte. Durch einen Zufall weiß ich auch dies. Dann kam das Unerwartete.

Um Nansens Haus bildete sich eine Kolonie von Malern, von unseren ersten. Der ganze Komplex wurde „Versailles" genannt. Die da draußen nicht hingehören, verbreiten wohl, daß gewöhnliche Sterbliche den heiligen Boden nicht betreten dürfen. — So schlimm ist es nicht; aber Nansen ist nicht für all und jeden, und man legt desto mehr Wert darauf, zu den Freunden des Hauses gerechnet zu werden — besonders als sie noch lebte, will ich hinzufügen — und Nansen würde der erste sein zu verstehen, wie das gemeint ist. Seine älteste Tochter heißt Liv („Leben" auf deutsch). Es soll ein Symbol dafür sein, daß, was nach ihm und ihr emporsprießt — die Kraft des Lebens hat.

Amundsen kenne ich persönlich, aber nicht sein Heim. Er ist eine feine männliche Gestalt und hat Sinn für die lichten Seiten des Lebens — man braucht nur seine glänzende und unterhaltende Reisebeschreibung zu lesen. Er ist Junggeselle. Man

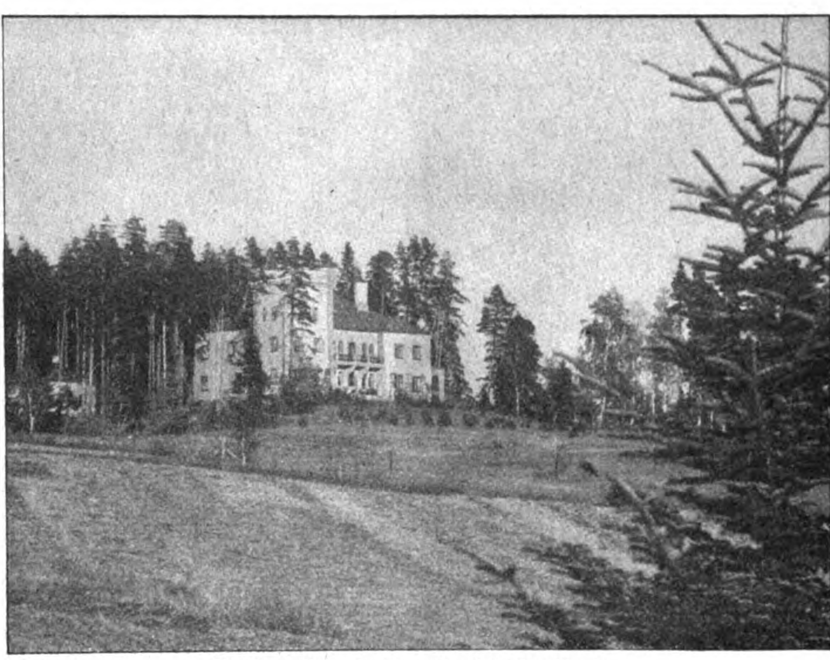




Amundsens Wohnhaus südlich von Christiania. Oberes Bild: Kapitän Amundsen in seinem Heim.

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sollte es nicht glauben, aber es ist wirklich wahr. Er lebt mit seiner Mutter zusammen. Er meint wohl, seine Reise müsse weiter in einer so kleinen Schute wie die „Gjäa“ gehen, mit der er durch die Beringstraße zog, und es sei darin zu eng für mehrere. Ja, was denkt ein Junggeselle sich nicht als Entschuldigung aus für sich und die — die ihn nicht bekommen — weil er „alleine“ sitzt.


Nansens Villa in Fornebo bei Christiania.

auf Eis gewesen, müßte es das Verlangen haben aufzutauen, wenn es in die Sonne schöner Augen kommt!?

Wie gesagt, sein Heim kenne ich nicht. Ich weiß nur, daß es warm und gemütlich um ihn ist; da kann man wohl annehmen, daß sein Heim ebenso ist wie er.

Jetzt macht er sich wieder auf die Reise. — Ich hoffe, es bereitet ihm mehr Freude, an diese Reise

Es ist sehr merkwürdig, daß Amundsens Herz nicht geschmolzen ist. Ich dächte, nachdem es drei Jahre zu denken, als sein Gesicht auf dem Bild in Pelzhosen und auf Skis (Seite 587) es dem Beschauer zeigt.

Der Taucher und seine Tätigkeit.

Von Kapitän zur See a. D. von Pustau. — Hierzu 10 photographische Aufnahmen von St. Cribb.

Ungezählte Milliarden an Werten hat das erdumspannende Meer im Laufe der Jahrhunderte verschlungen, und noch heute fordert es mit grausamer Unerbittlichkeit alljährlich seinen schweren Tribut an Menschenleben und Gütern von denen, die sich ihm anvertrauen. Mit scheinbarer Geduld trägt der gewaltige Riese die Kiele auf seinem Rücken, wohin ihr Kurs sie führen mag, aber er ist ein gewalttätiger, unzuverlässiger Geselle, von nie rastender Gier nach Beute beseelt, der nimmer wieder herausgeben möchte, was er sich mit grimmer Sturmesgewalt selbst holt, oder was die Sorglosigkeit und der Zufall seinem Schoße


Beim Ankleiden: Die Signalleine wird angebracht.

zuführen. Zu keiner Zeit ist der Seefahrer gesichert gegen seine Unersättlichkeit; das moderne Riesenschiff muß vor ihm ebenso erzittern wie die winzige Fischerbarke, und das einzige, was der Mensch mit all seiner Klugheit bis jetzt fertiggebracht hat, ist, daß er den Meerestiefen wenigstens einen kleinen Teil der versunkenen Schätze wieder zu entreißen vermag, der in früheren Zeiten rettungslos verloren gewesen wäre.

Die wichtigste unter all den Erfindungen, die diesem Zwecke dienen, ist die des Taucherapparats, die dem Menschen gestattet, stundenlang sich unter Wasser mit verhältnismäßiger Freiheit zu bewegen, eine größere Fläche des

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Meeresbodens abzusuchen und dort unten allerhand verschiedenartige Arbeiten zu verrichten. Nicht mehr wie früher ist der Taucher auf den geringen Vorrat an Luft angewiesen, den er beim Atemholen in sich aufnehmen kann, sondern es wird ihm von oben her so viel Luft zugeführt, wie er zum Atmen bedarf. Dies geschieht mittels einer Pumpe mit biegsamem Schlauch, die die Luft in den wasserdichten Anzug des Tauchers (Abb. S. 593) hineinpreßt, und zwar mit um so höherem Druck, je größer die Wassertiefe ist, in die er hinabsteigt. Zum Anzug gehören mächtige Schuhe mit Bleisohlen, die das Gegengewicht gegen den schweren Helm bieten (Abb. untenst.); ohne sie würde der Mann sich nicht in aufrechter Stellung bewegen können. Ferner eine am Helm befestigte Signalleine zum Austauschen von Signalen sowie zum Aufholen und Dirigieren des Tauchers von oben, und das Telephon (Abb. S. 592), das sich als ein neueingeführtes Hilfsmittel von besonderer Wichtigkeit bei allen Bergungsarbeiten bewährt hat.



Das Vorderglas wird am Helm befestigt.

Das Tauchen kann jeder normal gebaute, gesunde Mensch ausüben, solange es sich um geringe Wassertiefen handelt, und nur für größere Tiefen von 40 Meter und darüber ist ein ganz besonders kräftiger Körperbau erforderlich. Mit dem bloßen Unterwasserbleiben ist indessen natürlich noch nichts erreicht. Die meisten Bergungsarbeiten verlangen vielmehr ein so hohes Maß von Umsicht, Geschicklichkeit und Selbständigkeit im Denken, daß als Taucher stets nur ausgesuchte Leute

Eine schwerfällige Kopfbedeckung.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Der Abstieg: Alles klar!



Ein Telephongespräch unter Wasser.

verwendet werden. Und auch diese werden nicht eher etwas Tüchtiges leisten, bevor sie nicht mit dem Gefühl absoluter Sicherheit sich unter Wasser frei zu bewegen verstehen. Unter diesen Umständen wird natürlich auf eine systematische Ausbildung der Anfänger in allen Ländern das größte Gewicht gelegt. Abb. S. 593 zeigt den großen eisernen Tank der englischen Taucherschule, in dem die Anzulernenden ihre ersten Versuche machen und leichtere Aufgaben zu lösen haben, während der Lehrer von außen her durch die Glasfenster beobachten kann, wie sie sich dabei benehmen.

Erst wenn die Schüler hier ihre allgemeine Fähigkeit für ihren Beruf bewiesen haben, läßt man sie im freien Wasser niedergehen, und in der Regel dauert es dann nicht lange, bis sie das vorgeschriebene Examen bestehen und das Taucherzeugnis erlangen, das ihnen sehr beträchtliche Zulagen in Aussicht stellt für die spätere praktische Ausübung ihrer anstrengenden und verantwortlichen Berufstätigkeit. Freilich erreicht unter den fertig Ausgebildeten nur ein sehr geringer Prozentsatz die allerhöchsten Stufen der Tüchtigkeit. Es will schon viel sagen, wenn man sich bei einem Taucher mit absoluter Gewißheit darauf verlassen kann, daß er die gewöhnlichen Such- und Reparaturarbeiten unter Wasser auch bei Strom und stark mudigem Boden durchaus verständig und gewissenhaft verrichten wird. Das genügt aber noch lange nicht für besonders schwierige Aufgaben, wo zu dem technischen Können und dem guten Willen auch noch ein hohes Maß von persönlichem Mut hinzukommen muß, um die großen Gefahren der Tiefe zu bestehen.

Bergungsarbeiten am Wrack eines gescheiterten Schiffes.

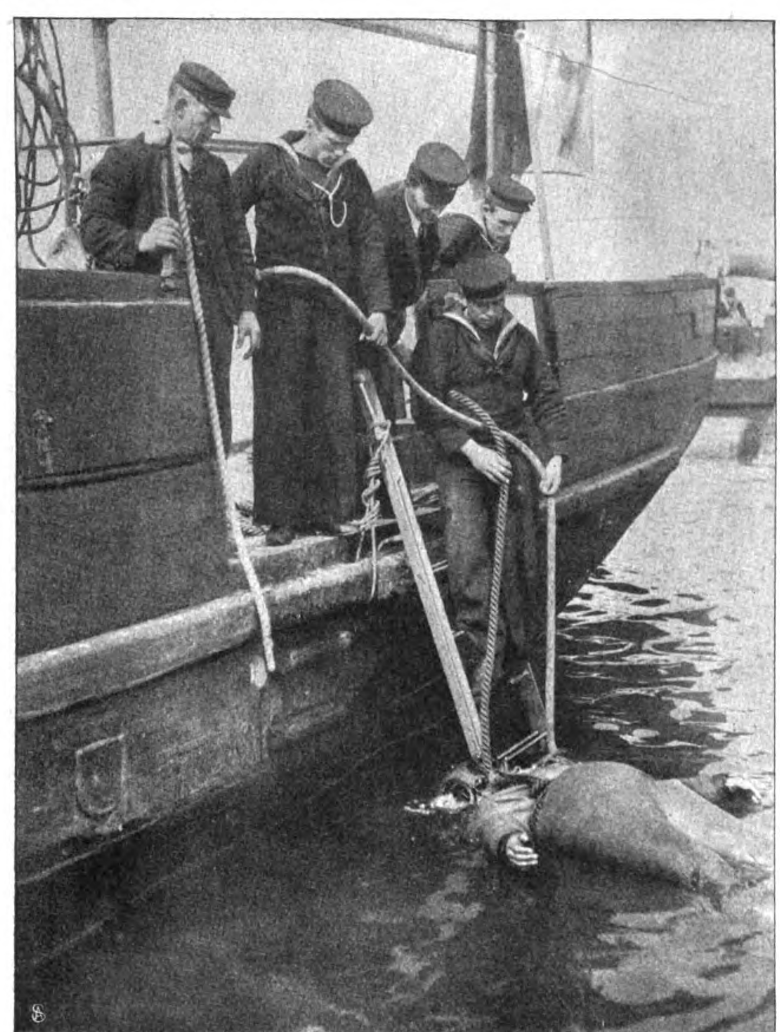
Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Der eiserne Tank für die ersten praktischen Uebungen.

Auf Abb. S. 594 steht beispielsweise der Taucher **im Begriff, auf dem gestrandeten** englischen Kreuzer **„Gladiator" in den mehr als 10** Meter unter Wasser **liegenden Torpedoraum** hinabzusteigen, um dort ein **riesiges Leck zu dichten.** Schon unter normalen Umständen **ist es nicht leicht oder** gar bequem, auf den steilen Schiffstreppen durch verschiedene enge Schottöffnungen hindurch bis in die alleruntersten Schiffsräume zu gelangen. Hier aber steht das Schiff nicht nur unter Wasser, sondern es liegt im starken Winkel nach der Seite des Betrachtenden zu geneigt, und ferner muß der Taucher noch beständig mit der Mög-

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Wie der Taucher nicht nach oben kommen soll.

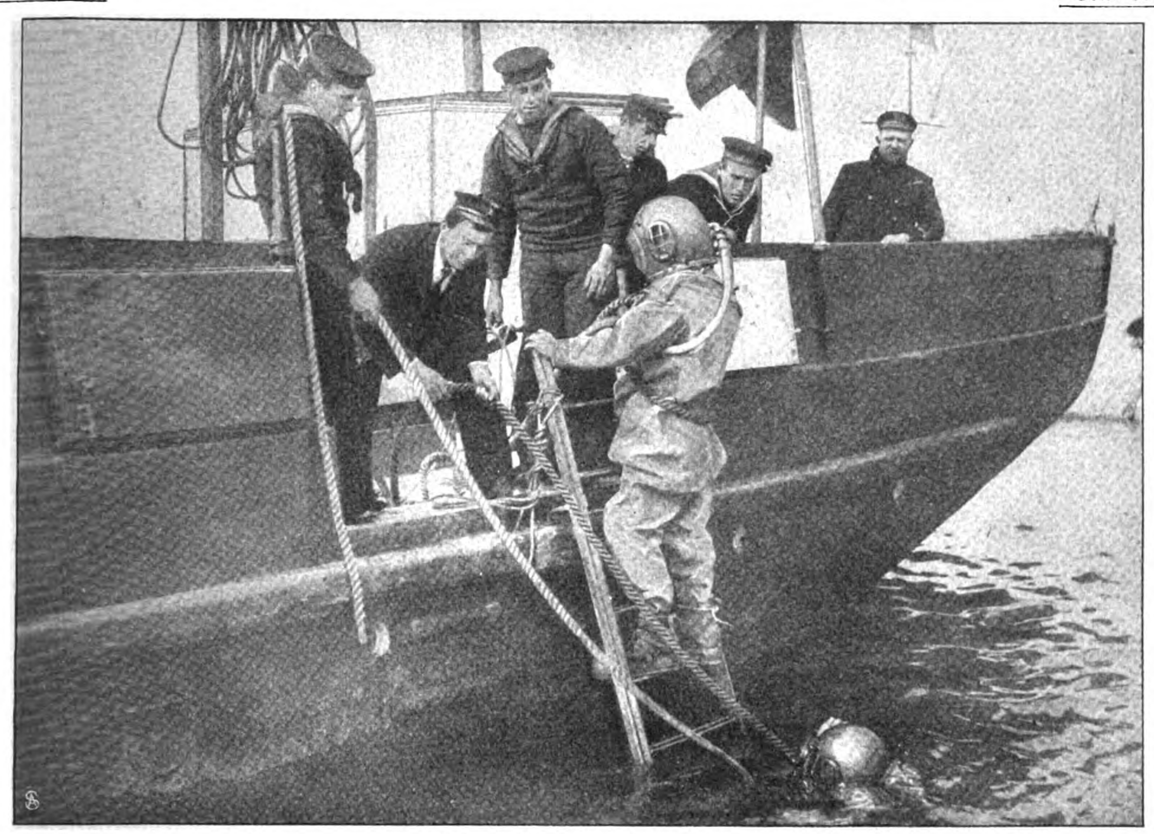
In dem bezeichneten Fall haben die englischen Taucher nach monatelangen Arbeiten, beständig in Lebensgefahr schwebend, unter Anwendung aller nur denkbaren Hilfsmittel der modernen Technik, die Lecks so weit abgedichtet und eine Anzahl von Hebezylindern angebracht, daß das Abbringen und die Bergung des Kreuzers schließlich ermöglicht wurde. Die Kosten der Hebungsarbeiten beliefen sich dabei auf über eine Million Mark. Aber die anscheinend großen Ausgaben, die solche Bergungsarbeiten erfordern, erscheinen oft gering, ja verschwindend gegen die Werte, die in einem modernen Schiff selbst stecken, oder die das Innere eines Ozeandampfers birgt, und die ohne die aufopfernde Tätigkeit des Tauchers unrettbar verloren wären. Nur mit Hilfe der Taucher ist es in den meisten Fällen möglich, gestrandete und gesunkene Schiffskörper zu heben oder wieder ans Tageslicht zu bringen, was das Schiff an Schätzen, an wertvollen Waren oder Gegenständen barg.

Man kann nur den Hut ziehen vor den Männern, die derartiges fertigbringen, die unter den schwierigsten Verhältnissen und in steter Gefahr ihre Arbeit verrichten, und glücklicherweise fehlt es an gleichgearteten auch bei uns nicht. Sie verdienen nicht nur die Bewunderung, sondern auch den Dank der übrigen Menschheit, denn ihr anspruchsloser, nicht auf lichkeit rechnen, daß sein Luftschlauch oder die Sicherheitsleine sich irgendwie an einer der zahlreichen Ecken festklemmt, die er auf seinem gefährlichen Abstieg zu passieren hat. Ein falscher Schritt, die kleinste Unaufmerksamkeit kann ihm unter solchen Umständen das Leben kosten, und da ist es klar, daß für solche waghalsigen Unternehmungen nur Leute mit eisernen Nerven und unerschütterlichem Mut geeignet sind.



Eine schwierige Aufgabe: Abstieg in das Innere e.nes gestrandeten Schiffs.

Generated on 2019-06-06 09:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY



Wieder oben „im rosigen Licht!“

äußere Ehren und Anerkennungen gerichteter Heroismus zeigt uns allen in vorbildlicher Weise, wie wir aus eigener Kraft unsere Berufsarbeit weit über das Niveau der gewöhnlichen Pflichterfüllung hinaus zu erheben und auf diese Weise auch der uns feindlichen Elemente allmählich Herr zu werden vermögen.

Feuer!!

Skizze von Hans Hyan.

Während er die Makulaturstöße mit Petroleum tränkte, dachte Günter Wast noch einmal darüber nach, wie sich diese Idee, deren Fürchterlichkeit er jetzt kaum mehr empfand, langsam in seinem Kopfe festgesetzt hatte. Er war sich darüber vollkommen klar, und ganz allmählich war auch die große Angst vor der Entdeckung und vor der Strafe in ihm geschwunden. Es hieß eben, sich vorsehen und die Geschichte so anfangen, daß niemand eine Ahnung hatte, wer der Täter war . . .

Unangenehm, daß es sich nicht vermeiden ließ, die Finger mit dem Petroleum in Berührung zu bringen! Aber die Kleider durften auf gar keinen Fall beschmutzt werden, Petroleumflecke lassen sich schwer entfernen und sind in der chemischen Analyse zu leicht nachweisbar . . . Uebrigens eignete sich die Makulaturkammer ganz außerordentlich für solchen Zweck. Und wie gut, daß er schon vor Wochen, als sein Plan zu reifen anfing, seinem Hausdiener gesagt hatte, er soll das Fenster ruhig zubauen, man könnte ja ebensogut bei Gaslicht arbeiten. Jetzt standen hohe Stapel alter Zeitschriften dort — es konnte hier drin lange brennen, ehe irgendein Hausbewohner etwas merkte . . .

Günter Wast hatte seinen Plan genau ausgearbeitet, wobei ihn vor allen Dingen das eine Motiv leitete: niemand darf auf die Idee kommen, das Feuer sei angelegt! Die Leute sollten denken, er oder sein Hausdiener hätten ein brennendes Streichholz fortgeworfen . . . Oder noch besser, die Flamme des kleinen Gasapparats, der in der Nähe von Druckschriften stand, sei aus Versehen nicht ausgedreht worden und hätte infolge irgendeines Zufalls das Papier entzündet . . . Papier brennt ja so leicht! . . . Kein Mensch schöpft da Verdacht . . . Nur, es muß in der Zeit stimmen, das ist die Hauptsache! . . .

Darum war Günter Wast um halb zwei Uhr mit dem Hausdiener zugleich aus dem in der zweiten Etage des Gartenhauses gelegenen Geschäft fortgegangen. Er hatte beim Hinausgehen aus der Tür eine Zigarette angesteckt und das Schwefelhölzchen scheinbar achtlos fortgeworfen. Aber da er selber — was er auch schon wochenlang geübt hatte — langsamer ging, kam der Hausdiener ihm, ohne die Absicht zu merken, vor. Er selbst betrat gerade zögernd den Gartenhof, da öffnete jener schon die in den Vorderhausflur führende Glastür und hatte das Haus verlassen, ehe noch Günter Wast die Portierloge erreichte . . . Dann war der Buchhändler



Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 09:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957 Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

vorsichtig umgekehrt, hatte, überallhin spähend, niemand erblickt, der ihn gesehen haben konnte, und war, auf den Zehenspitzen die Treppe hinaufhastend, im Hui wieder in seinem Lager.

Das Petroleum hatte er in verschlossenem und wohlverpacktem Blechbehälter schon vor Tagen hergeschafft. An Papier war kein Mangel, und dieser vergilbte, bis in die Faser hinein ausgetrocknete Stoff mußte ja wie Zunder brennen! Die Lunten, die das Feuer langsam in die mit dem Erdöl getränkten Papierstöße leiten sollten, hatte er sich selbst aus weißer Strickwolle gedreht, die er in einem entfernten Stadtteil, ganz anders gekleidet wie gewöhnlich, eingekauft hatte . . .

Eine Entdeckung war ebenso ausgeschlossen wie ein Mißlingen des ganzen schlau eingefädelten Planes . . . Nur die Hausbewohner, diese Unmenge von Menschen, die in den beiden Seitengebäuden, dem Hinterhaus und dem Vorderhaus wohnten — wenn Günter Wast an die dachte, überkam ihn ein Gefühl der Uebelkeit, er bekam wie immer bei starken Erregungen eiskalte Hände, und seine dunklen Augen, die nach innen zu blicken schienen, verloren ihre letzte Sicherheit . . . Er seufzte tief auf: er konnte doch nicht anders! Es ging doch einfach nicht so weiter! . . . Und wie selten kommt es auch vor, daß in Berlin Menschen bei einem Brande verunglücken! Die Feuerwehr ist ja so vorzüglich! Versichert ist auch beinah jeder! Und die Versicherungsgesellschaft — — ja, es könnte doch ebensogut ein richtiger, nicht angelegter Brand sein, dann müßten sie doch auch zahlen! . . .

Günter Wast nahm die zweite der sorgfältig mit Petroleum getränkten Wollschlangen und legte sie so behutsam, als er konnte, auf die dazu hergerichtete Papierbahn . . . Wie gut war es, daß er zum April trotz aller Schwierigkeiten das Geld zur Police doch noch aufgebracht hatte! Seine Quote war sehr bedeutend wegen der Feuergefährlichkeit und des hohen Wertes der Versicherungsobjekte! . . . Haha . . . der hohe Wert der Versicherungsobjekte! . . Der war mal vorhanden gewesen! Aber mit der Sallustausgabe, deren entzückende Miniaturen in der ganzen bibliophilen Welt bekannt waren, da sie zweifellos einer Mönchshand und einem mittelalterlichen Kloster entstammten, mit diesem wundervollen Buch, das er blutenden Herzens verkaufte, hatte er eigentlich seinen letzten Schatz weggegeben. Und er hatte ihn unverhältnismäßig billig lassen müssen, weil er das Geld dafür absolut brauchte, vielleicht auch, weil ihm zum Händler die Fähigkeit mangelte. Aber er war ja auch kein Buchhändler! Die Lust an schönen und seltenen Büchern, das Verständnis dafür, hatte er von seinem Vater geerbt, der, klug und geschickt genug, seine Liebhaberei bar auszumünzen verstand. Der Sohn hatte sich zwar nie beim Einkauf, aber beim Verkauf immer übers Ohr hauen lassen. Er kaufte auch nie, was er brauchte, sondern was ihm gefiel. Und hing so sehr an den köstlichen Bänden, daß er manche nicht aus der Hand gab, selbst wenn er noch so gut daran verdienen konnte!

Das war so gegangen, bis er Toni Rehhahn kennen lernte. Bis dahin hatten ihn die Frauen so gut wie gar nicht interessiert. Da besuchte er, dem Drängen eines Bekannten nachgebend, im vergangenen Winter eine große Wohltätigkeitsvorstellung, wurde dort der verwitweten Oberstabsarzt Rehhahn vorgestellt und verliebte sich in ihre Tochter Toni. — Ueber die Züge des jungen Mannes, der auf dem Boden hockte, ging ein Leuchten. Und das war nicht der Widerschein der kleinen blauen Flamme, die mit schwelendem Gestank an der ersten Wollunte aufzüngelte . . . Nun zündete Günter Wast rasch die zweite und dritte an. Blickte einen Augenblick wie träumend in die Flammen und nahm dann schnell den Hut und Sommerüberzieher, um das Geschäft zu verlassen. Die Gasflamme ließ er brennen . . .

Es kam ihm vor, als läse er einen Kriminalroman, wie er vorsichtig die Treppe hinunterschlich und unten, hinter der kleinen Tür stehend, den Hof überblickte . . . Irgend etwas, an dem sein Herz hing, hatte er da oben nicht gelassen, sondern schon wochenlang vorher alles beiseite geschafft, was irgend von Wert war . . . In der Tat, heute am Sonntagnachmittag wollte niemand sich hier zeigen, nicht einen Dienstmädchenkopf sah Günter Wast an den vielen Fenstern . . . Dann schlüpfte er über den Hof, durchs Gartenhaus und zwischen den in die Marmorwände des Vorderflurs eingelassenen Spiegeln hindurch, fest überzeugt, daß er von niemand bemerkt worden sei. Die schmiedeeiserne Tür des Seitenportals stand offen, der Portier war wohl mal fortgegangen. Und auf der Straße gewann der junge Antiquar schleunigst die andere Seite, sich hinter der dort haltenden Droschkenreihe entlangschiebend bis zur Straßenecke, um die er verschwand . . .

Das nächste Automobil rief er an und fuhr nach dem Osten, wo seine Braut wohnte . . . Am ersten Oktober wollte er heiraten. Heute war der fünfzehnte Juni, und seit Wochen schon kauften die Damen Rehhahn ein für die Aussteuer. Toni gab ihm dann am Abend einfach die Rechnungzettel der Firmen, bei denen sie gekauft hatte. Er hatte nur nötig, die Totalsumme zu addieren und ihr einen Scheck auf sein Bankinstitut auszuschreiben. Dies hatte ihn nun eben benachrichtigt, daß sein Depot bereits um etliche hundert Mark überschritten wäre, Schecks könnten, bevor er neue Deckung gäbe, nicht mehr honoriert werden . . .

Günter Wast nahm die silberne Zigarettendose, das einzige, was seine Toni ihm bisher gegeben hatte, aus der Brusttasche und zündete sich eine Papyros an. Als er dazu den Wachsfaden anstrich und die kleine Flamme aufglänzte, fuhr er, wie von einer unsichtbaren Faust geschüttelt zusammen — das Feuer . . .!

Er seufzte tief auf, es war doch ein Verbrechen, was er begangen hatte! Und sekundenlang schwankte er, ob er nicht doch den Gummiball drücken und den Chauffeur zurückdirigieren sollte . . . Aber es hatte ja keinen Zweck mehr, jetzt brannte schon alles lichterloh in der Kammer! Und er brauchte das Geld! Mit achtzigtausend Mark war er versichert.

Wie um dem Streit mit sich selbst und mit seinem Gewissen ein Ende zu machen, nahm Günter Wast ein kleines Ledertäschchen aus der Rocktasche. Als er es aufklappte, sah ihn seine Braut an . . .

Konnte man's der verdenken, daß sie ihre süßen Hände nach dem Teuersten und Seltensten ausstreckte, das die Erde bot? . . . Wenn man so schön ist, hat man ein Recht auf alles! Und er, er durfte sie sein nennen! . . . Sein wurde sie, ganz sein, wenn nur das elende Geld da war! Und da sollte er zaudern, alles zu wagen?! . . .

Das Auto hielt, Günter zahlte. Er eilte die enge Treppe des alten Miethauses hinauf und wollte im



Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957 Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dritten Stock eben klingeln, als er bemerkte, daß die Korridortür nur angelehnt war ... wie unvorsichtig! ... Das Mädchen hatte gewiß wieder offen gelassen ...

In den Korridor tretend, hörte er eine Stimme, die ihm stets ein gewisses Unbehagen hervorrief ... Also der war da?! Der Musiker ... sein offenbares Interesse für Toni war Günter Wast schon lange peinlich ... Ueber die Seele des Buchhändlers, die in heimlicher Reue fieberte, zog der schwarze Schatten des Argwohns. Und wo er erst zufällige Worte gehört hatte, die sicher nicht für ihn bestimmt waren, begann er mit gespitztem Gehör zu horchen ...

„Das geht nicht länger so, Alfred!" Es war Günter Wasts zukünftige Schwiegermutter, die jetzt sprach. „So schwer es mir auch wird, dich darum zu bitten: du mußt deine Besuche bei uns einstellen! ... Du bist ein lieber Mensch, und du weißt, wie gern wir ... wie gern ich dich habe! ... Aber es ist unrecht ... wir haben Pflichten gegen einen anderen ... Toni hat nun einmal gewählt, da ist nichts mehr zu machen!"

Der Buchhändler stand an der halboffenen Tür des kleinen Zimmers, das seine Braut bewohnte. Und aus diesem führte in die Wohnstube eine Tür, die anscheinend gleichfalls offenstand. So entging ihm kein Wort.

Der junge Musiker hatte anfänglich mit einem Lachen über die Bedenken der alten Dame weggehen wollen: er wäre doch Tonis Jugendfreund, und ihr Verkehr sei doch so harmlos! Aber die Frau Oberstabsarzt blieb fest.

„Wenn mein seliger Mann noch lebte, dann würde er genau so handeln, das weiß ich! ... Allerdings ist die Frage, ob das Verlöbnis dann überhaupt zustande gekommen wäre!" ...

Eine kleine Schweigepause wartete der Buchhändler angstvoll ab. Dann hörte er den jungen Menschen, dessen schwarzlockig edlen Kopf er so deutlich vor sich sah, sagen: „Ja, offen gestanden, Tante, mich wundert's auch! Ein Mann braucht ja nicht schön sein, aber gerade wie ... na ja, ich kann mir nicht helfen, geradezu wie ein Affe darf er doch nicht aussehen!"

Wie ein Hieb traf's den Lauscher! Und voller Angst wartete er auf das abschwächende oder verweisende Wort aus dem Munde der Frau Doktor. Aber das kam nicht, sie sagte so leise, daß Günter Wast es nur mit Mühe verstand: „Ich hab's Toni oft genug vorgestellt ... Das kann ja kein Glück geben! ... Aber sie will doch ... Sie sagt, sie hätte es satt, von unserer kleinen Pension zu vegetieren! Sie will leben! ... Und, wenn man sie so ansieht, wie schön sie ist," die Mutterzärtlichkeit kam in warmen Tönen zum Ausdruck, „dann kann man's ihr ja auch nicht verdenken! ... Er ist reich, sehr reich sogar ... er erfüllt ihr alle Wünsche ... und, so peinlich mir das manchmal ist, Toni geniert sich auch nicht im mindesten ... sie kauft, was ihr Spaß macht ..."

Der Musiker lachte.

„Lassen Sie sie doch, Tante! Ich wollte, ich hätte das Geld! Für Toni wäre mir nichts zu kostbar."

Es mußte dadrin eine kleine Rührung geben, sekundenlang war's still, und als Frau Rehhahn weitersprach, zitterte ihre Stimme ein wenig.

„Wir müssen stark sein und uns überwinden, lieber Sohn! Denn eins kann man nur haben, Geld oder Liebe ... Geld und Liebe, das gibt es wohl nur selten für ein armes Mädchen in unseren Tagen! ... Allerdings, wenn ich es wäre! ... Ach, mein lieber Alfred, wie ich so jung war, nicht um eine Welt hätt ich mein Herz verkauft!" ...

Die Frau hielt inne, plötzlich, als erschrecke sie vor ihren eigenen Worten; es war ja doch ihre Tochter, die solch hartes Urteil traf ... Auch der junge Mann mochte das Peinliche des Moments empfinden, er fragte rasch: „Und hat er denn auch wirklich so viel?"

„Ja, er muß reich sein! ... Nur ein sehr vermögender Mann kann sich dauernd solche Aus ....."

Die Frau drin im Wohnzimmer war vor Entsetzen zusammengefahren. Mitten im Wort, das ihr ein verzweifeltes Hohnlachen vom Munde wegriß ...

Sie und der Musiker eilten hinaus, sie hörten noch die Tür ins Schloß fallen, vernahmen eilende Schritte auf der Treppe ... Aber als sie daran dachten, aus dem Fenster auf die Straße hinabzusehen, war Günter Wast längst um die Ecke ...

Und er rannte noch immer, wie gehetzt von den grausamen Worten ... Keuchend blieb er endlich stehen, da ... da kam wieder ein Automobil! Er rief's an und sprang hinein, wobei er sich am Schlag den Finger verletzte ... das Blut floß auf seinen eleganten Rockanzug und benetzte den hellgrauen Stoff mit roten Flecken — Günter Wast sah es gar nicht ...

Aber jetzt sah er etwas ... sein eigenes Gesicht ... in dem kleinen Spiegel zwischen den Fenstern der Automobilvorderwand ... Und Günter Wast lachte ... ein gräßliches, schadenfrohes, gemeines Lachen über seine eigene Häßlichkeit ... „Es ist doch nicht nötig, daß man wie ein Affe aussieht! ..." Wie ein Affe, ja ... Diese Henkelohren, die platte Nase und der breite, unschöne Mund! ... Die Augen so flach und runzlige Lider darüber ... Der Schnurrbart ... hahaha! ... Das war ja gar keiner! ... Ein paar schüttere Haare und dazu das starre, glanzlose, mattschwarze Haar, das in tiefer Spitze in die Stirn hineinwuchs ... ja wahrhaftig, es gehörte eine grenzenlose Anmaßung dazu, wenn so einer um das schönste Mädchen wirbt, das er finden kann! ...

Und darum ... darum ... der Buchhändler schrie laut auf! — Darum hatte er Feuer angelegt! Das Haus brannte! ... Die Menschen ... Heute am Sonntag! ... Die Leute gehen aus, ihre kleinen Kinder lassen sie zu Hause, schließen sie ein! ... Die alten Leute, die sich nicht retten können! ... Die Kranken!! ...

Wohin fuhr er denn? ... Er riß den Schlag des geschlossenen Automobils auf und wäre fast hinausgestürzt.

„Chauffeur!! ... Nackenheimerstraße! ... Sechzehn! ... Sie wissen doch?"

„Ja, ja ..."

„Und schnell! ... So schnell Sie können! ... Ein' Taler extra ... Aber bloß rasch! ..."

Das Auto flog, aber Günter Wast zitterte dem Ziel entgegen ... Es mußte auffallen, wenn er jetzt, ohne daß irgendeine Nachricht ihn erreicht hatte, zurückkam! Aber wenn auch! Er mußte hin! ... Mußte sehen, was war, mußte helfen, retten und wiedergutmachen, soviel in seinen Kräften stand! ...

Bei der Weite des Weges fing er leise an zu weinen und Gott zu bitten, daß er ihm helfen solle ...

Da, jetzt noch die Straße hinauf und die Querstraße zur Rechten und dann links ...



Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 09:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Günter Wast sah die wilden, roten Flammen vor sich, die Nachbargebäude waren schon ergriffen ... und da, kam nicht das Geschrei herüber von denen, die in Todesnot waren? ... Des Buchhändlers Tränen flossen, er sprach laut, verworren Gebete und Worte der Angst ...

Da, jetzt! ... Um die Ecke! ... Die Feuerwehr mußte doch da sein, die Menschen in hellen Haufen ... Er streckte den Kopf aus dem Autofenster und zog ihn wieder zurück mit blödem Staunen auf dem unschönen Gesicht ... Da war nichts, gar nichts ... Die ganze Straße lag in sonniger Feiertagstille ... Nur ein spielendes Kind war zu sehen ...

Jetzt bemerkte Günter Wast auch, daß der blutende Finger seinen Anzug verdorben hatte — er lächelte. Dann ging er ins Haus, über den Gartenhof, noch immer ängstlich: es konnte ja eben aus dem Kammerfenster herausschlagen, das Feuer! ... Aber nein, nichts, gar nichts ...

Die Treppen hinauf ging Günter Wast schon ganz langsam ... Ueber der zusammengesunkenen Flamme, die seine Phantasie so grell und blutig hatte emporlodern lassen, sah ein süßes, vom Schreck ein wenig erblaßtes Gesicht zu ihm her — Toni! ... Aber dann kamen die Stimmen wieder, die der Frau Oberstabsarzt und dem jungen Musiker gehörten ... und müde und traurig schüttelte der Buchhändler den Kopf.

Wie er seine Geschäftswohnung aufschloß, fand er etwas Rauch, aber nicht einmal viel ... Er ging in die Packkammer. Die Gasflamme brannte ruhig. Die Lunten lagen wie verkohlte Schlangen auf dem Boden, es stank nach Petroleum, und die Makulaturstöße, die zu fest geschichtet gewesen waren und deshalb der Flamme so erfolgreich widerstanden hatten, schwelten mit üblem Rauch ... Günter Wast nahm ein Waschgefäß und goß die Funken aus, es zischte unter dem aufspritzenden Wasser ...

Dann ging er nach vorn ins Kontor und ließ sich zum Schreiben nieder. Er wollte ihr Lebewohl sagen ... Aber nach kurzer Zeit, in der er ein paar Worte auf einen Bogen geschrieben und dann trübe vor sich hingestiert hatte, stand er kopfschüttelnd auf ... Die Hand auf das gelbe Holz der Platte gestützt, in sich zusammengesunken, mit krummem Rücken und gesenktem Kopf, glich er auffallend einem jener großen Anthropoiden, die man staunend und doch nicht ohne einen leisen Widerwillen betrachtet ... Vielleicht fühlte er das trotz seiner Einsamkeit ...

Er ging wieder zurück in die Kammer und überlegte, wie er die Spuren seiner verbrecherischen Tätigkeit verwischen könne. Aber dann drehte er sich achselzuckend um und ging hinaus nach der Korridortür ...

Er war schon draußen auf der Treppe, als ihm plötzlich etwas einfiel, das ihn die schon geschlossene Tür noch einmal öffnen ließ.

„Hätte ja beinahe die Hauptsache vergessen", murmelte er und ging wieder hinein ins Kontor, wo er aus einem verschlossenen Fach ein kleines, mit einem Korkstöpsel verschlossenes Reagenzgläschen nahm, das einen weißen Inhalt hatte. Das steckte er in die Westentasche, ging dann in die Küche und wusch eine Weile an den Blutflecken auf seinem Rock, bis er mit einem Ausruf des Unwillens davon abließ.

Im Gartenhof traf er den Portier, den er grüßte ... Das war der letzte Mensch, der Günter Wast gesehen hat.

Das Fest der Kürbisse.

Von A. Pitcairn-Knowles. — Hierzu 8 Aufnahmen des Verfassers.

Das „Festin des Cougourdons"! Ein Ueberbleibsel aus der alten Zeit, das man in letzter Stunde der Vergessenheit entrissen hat. Und man will es wieder aufleben lassen in seiner ganzen ursprünglichen Pracht und Bedeutung, will es wieder zu Ansehen bringen wie dereinst. Ein gar eigenartiges Fest, dessen Gemisch von lustiger Ausgelassenheit, ernster Gottesverehrung, Kunstgenüssen und nüchternem Handel mehr an die Bühne als ans wirkliche Leben erinnert. Aber man kann sich der Tatsache nicht verschließen, daß es eine Veranstaltung ist, die das Wesen und den Charakter ihrer Urheber, der Nizzarden, wahrheitsgetreu widerspiegelt, und nichts liegt ihnen ferner, als mit diesem wieder auferstandenen Schaustück und Gepränge eine marktschreierische Reklame und geldbringende Attraktion zu schaffen.



Nizzaer Festtracht beim Kürbisfest.

Religiöse Beweggründe, vereint mit der Bewunderung für das Schöne und einer frischen, reinen Lebenslust, liegen dem Trieb zugrunde, der die Bevölkerung Nizzas zur Wiederaufnahme eines uralten Brauchs anspornt. Doch nicht nur für den Nizzarden ist das Fest bestimmt. Auch wir Fremden sind willkommen.

Es ist der 25. März. Noch hat der Tag nicht angefangen zu grauen,

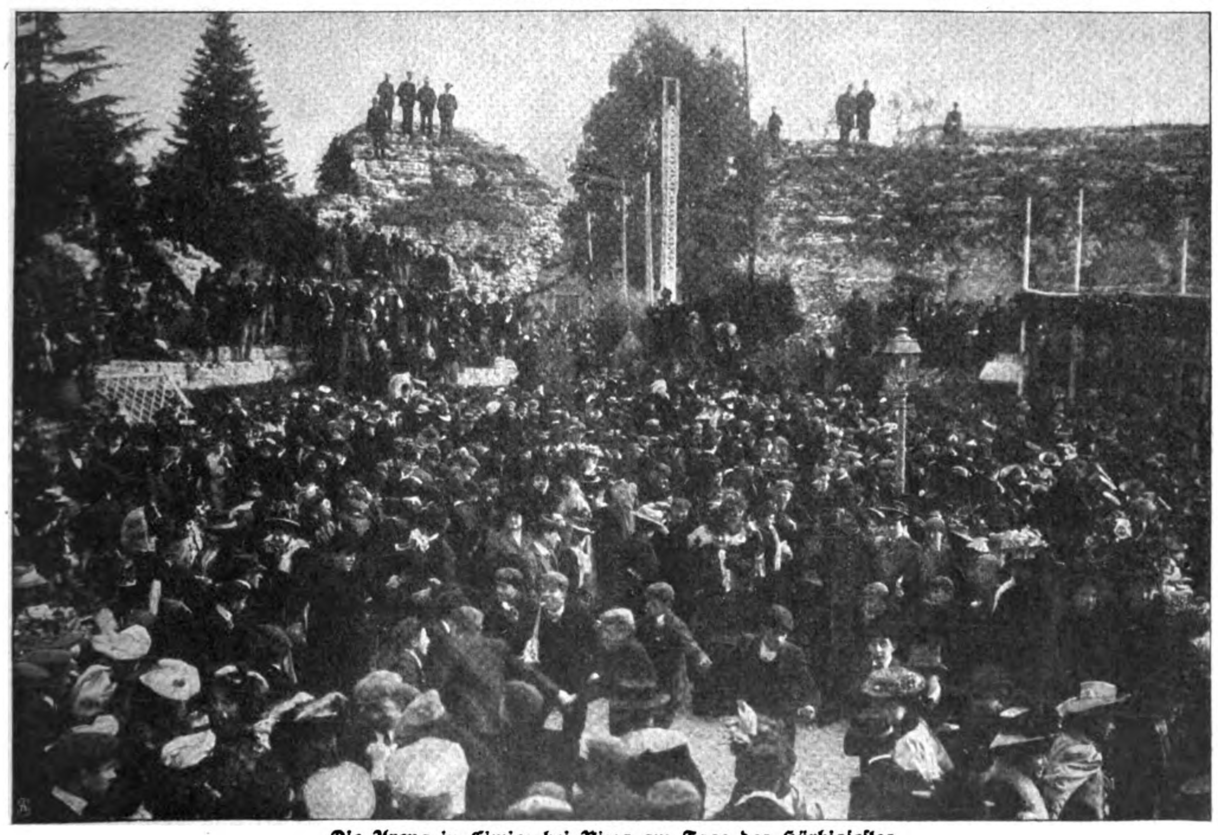
Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

aber auf der Straße belebt es sich bereits. Graziöse Gestalten huschen vorbei, lustiges Lachen erschallt, Morgengrüße werden ausgetauscht. Niedliche Midinetten sind es, die in Scharen dahineilen, nicht etwa zu den Modeateliers und Arbeitstätten, um sich ihrer geschäftlichen Pflichten zu entledigen, sondern nach Cimiez hinaus, wohin das „Fest der Kürbisse" lockt.

Schon um fünf Uhr morgens sollen die Tore der pittoresken Arena sich auftun. Und sie lassen nicht auf sich warten, die kleinen, harmlos fröhlichen Arbeiterinnen, für die in erster Linie das heutige Fest bestimmt ist. Alle die großen und die kleinen Modemagazine haben ihren Angestellten für das „Festin des Cougourdons" einige Stunden Urlaub bewilligt, und jede Minute der köstlichen Freiheit soll ausgenutzt werden. Halb Nizza ist auf den Beinen. Musik erklingt bald hier, bald dort, eine lustige Mädchenschar tanzt den „Cakewalk", andere drehen sich im Kreis; lieblicher Gesang mischt sich mit weniger lieblichen Gassenhauern; reizende Trachten beleben das bezwingende Bild. Die Nizzaer Faschingslust scheint wieder aufgewacht zu sein, so toll, so wild gebärdet sich das ausgelassene Völkchen. „Les Souvenirs! Les Souvenirs!" erschallt es von allen Seiten, und Tausende ungeduldiger Mädchenhände greifen nach den ihnen angebotenen Andenken, winzigen, mit Blumen geschmückten Kürbissen aus Olivenholz, die galante Männer ihnen an die Blusen heften. Die Sonne lacht jetzt auf all die lachenden Gesichter. Die Freude hat ihren Höhepunkt erreicht, denn der Moment, in dem die fünfzehntausend „Beignets", pfannkuchenartige Leckerbissen, zur Verteilung gelangen, ist gekommen. Und sie lassen sich's nicht zweimal sagen, die hoch-



Ein kürbisgeschmückter Festteilnehmer.



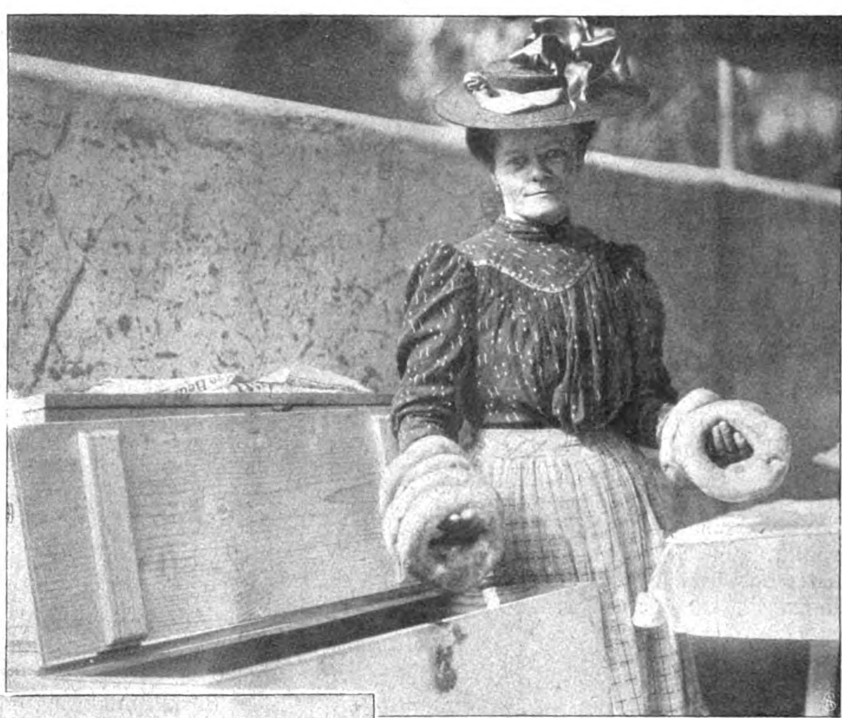
Die Arena in Cimiez bei Nizza am Tage des Kürbisfestes.

Generated on 2019-06-06 09:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

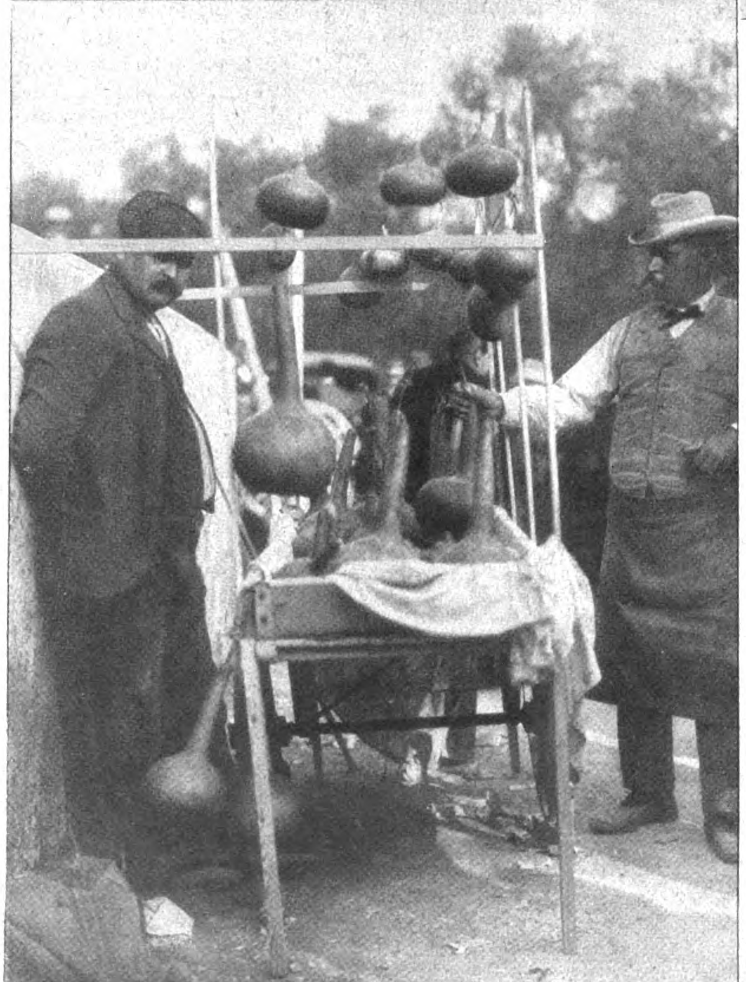
Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY

beglückten Midinetten, daß sie heute freigehalten werden. Der Andrang zur Arena ist inzwischen so stark geworden, daß man die Eingänge hat sperren müssen. Aber die Vertreterinnen der Modemagazine sind flink und behend. Im Nu haben sie, die nicht durch die Pforten Eingang finden konnten, die hohen Mauern erklettert. Kaum ist noch Platz zum Tanzen, aber die heitere Stimmung, durch die Musik immer von neuem genährt, läßt sich nicht eindämmen.

Allmählich wendet sich die Menge von dem bunten Getriebe in der Arena ab. Der Hunger treibt viele in die Gartenrestaurants und zu den selten genossenen Freuden des Picknicks. Auf dem Wege zur alten Kirche auf dem Bergesgipfel wird es nun lebendig. Unter die Frühaufsteher, die seit 4 Uhr morgens unterwegs sind, mischen sich nun die Nachzügler. Längs der Kirchhofsmauer haben die Verkäufer von Zierkürbissen, die von weither mit ihrer Ware hergepilgert sind, ihre Zelte aufgeschlagen. Da gibt es was zu sehen. Kürbisse in allen Größen und Gestalten, bemalte und geschnitzte, lackierte und unlackierte, teure und billige, liegen in großen Haufen aufgestapelt oder baumeln, mittels bunter Bänder an Latten befestigt, in der Luft. Jedermann sucht sich eins dieser reizenden Andenken zu sichern. Das Geschäft blüht. Besonders der eine Händler, der eine Sammlung der seltensten Kürbisgestalten zur Schau stellt, hat Grund, zufrieden zu sein. Auf den ersten Blick sieht man es seinen drolligen Tierköpfen wahrhaftig nicht an, daß sie nur kunstvoll bemalte Kürbisse sind. Auf den Treppen am Eingang zur Kirche sitzen Bauern und Bäuerinnen und handeln mit Kürbissen, und die Geistlichkeit blickt mit gelassenem Lächeln auf den Jahrmarktstrubel, der sich bis zur Schwelle des Gotteshauses erstreckt. Einige ausgelassene Spaßmacher, die ihre Kürbisse in Hüte verwandelt und sich mit Kürbissen ausgeschmückt haben, tragen ihren Teil dazu bei, Leben in die Bude zu bringen. Plötzlich verstummt das Lärmen der Menge, ernstes Schweigen breitet sich über die Stelle, wo der Kürbis seinen Ehrentag feiert. Die Prozession der „Roten Büßer“ naht. Ehrfurchtsvoll tritt die Menge zurück, in ihren wallenden Gewändern ziehen die Büßer vorbei der Kirche entgegen.



Kuchenverkäuferin auf dem Festplatz.



Ein Kürbisverkäufer.

Digitized by Google

Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 09:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Beim Zubereiten der Pfannkuchen.

Dann beginnt das Jahrmarktsgetriebe von neuem, bis die Ankunft der „Blauen Büßer" und endlich der „Weißen Büßer" auf kurze Zeit zur Ruhe mahnt.

Inzwischen feiert der Kürbis noch weitere Triumphe. Eine Ausstellung für die schönsten und interessantesten Exemplare zieht die Aufmerksamkeit auf sich. Eine Riesen-„Gourde", die 34 Liter Flüssigkeit aufnehmen kann, und wunderbar geformte Kürbisse, die Fische, Schlangen und Seehunde darstellen, manche einundeinhalben Meter lang, erregen die Bewunderung der Kenner sowohl wie der Laien, und für die Unverwüstlichkeit dieser kuriosen Dinger, denen zuliebe halb Nizza vor Sonnenaufgang aus dem Bett gestiegen ist, bringt ein viel begaffter Flaschenkürbis den Beweis, der vor 127 Jahren das Licht der Welt erblickte. Der Urgroßvater des jetzigen Besitzers war der Züchter dieser Kuriosität.

Höhepunkt der Feststimmung: Der Morgentanz.

Beim „Festin des Cougourdons" gibt es gar manches zu sehen und zu bewundern, aber auch der innere Mensch wird nicht außer acht



Eine fröhliche Gesellschaft beim Picknick.



Digitized by Google

Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 09:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957 / Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gelassen. Man scheint sich jedoch bei dieser Gelegenheit nicht mit den üblichen Gerichten und Speisen zu laben. „Echaudés“, zwei für sieben Sous, finden reißenden Absatz. Eine gesprächige Verkäuferin belehrt mich über den Werdegang dieses beliebten Artikels, der aus Eiern, Zucker, Orangenblütenwasser, Zitronensaft und Oel hergestellt wird. Geradezu obligatorisch ist das „Pain bagnat“, ein sonderbares Gemisch von Pfeffergurken, Essig, Oliven, Anschovis, Oel, Radieschen, das ganze zwischen zwei mächtige Stullen gepreßt. Ich könnte von den kulinarischen Kuriositäten aller Art, die dort geboten werden, etwas erzählen, aber ich ziehe es vor, darüber zu schweigen. Denn es bleibt wahr: „De gustibus non est disputandum“.

Bilder aus aller Welt.

Die Deutschasiatische Gesellschaft hielt jüngst unter dem Vorsitz des Präsidenten der Gesellschaft Generaloberst von der Goltz-Pascha ihr Jahresfestmahl ab, dem die Anwesenheit des großen Asienforschers Sven Hedin besonderen Glanz verlieh.

Der bisherige Dramaturg und oberste Verwaltungsbeamte der Sächsischen Hoftheater-Intendantur, der Geheime Hofrat Dr. W. A. Meyer-Waldeck scheidet mit dem Ende der Wintersaison aus dem Verbande der Dresdener Hofbühnen, in dem er zwölf Jahre lang in verdienstvoller Weise gewirkt hat.

Der wissenschaftliche Direktor des Senckenbergischen Naturhistorischen Museums in Frankfurt a. M. Prof. Dr. Fritz Römer ist im 43. Lebensjahre verschieden. Dr. Römer genoß als Zoologe in weiteren Kreisen großes Ansehen.

Miß Helen Reece, eine junge englische Sportfreundin, errang bei einer Springkonkurrenz von Polo-Ponys, die jüngst in der Londoner Agrikulturhalle abgehalten wurde, auf Mr. Robert Sievers „Matty Macgregor“ einen schönen Sieg.

Der Violinvirtuose Issay Barmas ist nicht nur ein bedeutender Künstler, sondern auch ein tüchtiger Lehrer seiner Kunst. Auf dem letzthin in Berlin veranstalteten Carmen-Sylva-

1. Schwedischer Gesandter Graf Taube. 2. Sven Hedin. 3. Gen.-Oberst von der Goltz. 4. Japanischer Botschafter Baron Chinda. 5. Chinesischer Geschäftsträger Shen Soeulin. 6. Wirkl. Geh. Kriegsrat Dr. Seidenspinner. 7. Oberst von Foerster. 8. Chines. Legationsrat Wang. 9. Chines. General Freiherr von Reitzenstein. 10. Dr. Vosberg-Rekow. 11. Kapitän z. S. a. D. von Pustau. 12. Geh. Ober-Baurat Kapp von Gülstein. 13. Korv.-Kapitän Frhr. v. Diepenbroick-Grüter. 14. Legationsrat Krupp von Bohlen und Halbach. 15. Fabrikbesitzer Fritz Gugenheim. 16. Persischer Geschäftsträger Jovhannes Khan. 17. Kommerzienrat Friedrichs. 18. Geh. Ober-Reg.-Rat Stintzing. 19. Geh. Kommerzienrat Wirth.

Vom Jahresfestmahl der Deutschasiatischen Gesellschaft im Künstlerhause zu Berlin.

Spezialaufnahme für die „Woche“.


Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY



Geh. Hofrat Dr. W. A. Meyer-Waldeck.
Zu seinem Scheiden aus der Generalintendanz der Königl. Sächsischen Hoftheater. Phot. Kurig.



Prof. Dr. phil. Fritz Römer †
Wissenschaftl. Direktor des Senckenbergischen Naturhistor. Museums in Frankfurt a. M.

Konzertabend trugen 50 seiner Schüler und Schülerinnen Bachs A-moll-Doppelkonzert vor und ernteten für ihre trefflichen Leistungen reichen Beifall.

Professor Henry van de Velde, der Leiter der Kunstgewerbeschule in Weimar, wurde jüngst anläßlich eines Aufsehen erregenden Mordes vielfach als der Vater des jungen Mörders bezeichnet. Es lag aber eine Verwechslung vor, denn Professor van de Velde hat mit dem Wirtschaftseleven van der Velde nicht das mindeste zu tun und ist mit ihm in keiner Weise verwandt.

Das 1. Nassauische Inf.-Regiment Nr 87, das in Mainz in Garnison steht, feierte dieser Tage das Jubiläum seines 100jährigen Bestehens. Das Regiment war 1809 von dem Herzog von Nassau-Usingen gegründet. Es focht zuerst in den Heeren des Rheinbunds. Bei Belle-Alliance kämpfte es gegen Napoleon; im Jahr 1866 wurde es dem preußischen Armeeverband einverleibt. Seinen jetzigen Namen erhielt das Regiment am 7. November 1867. Kommandeur ist Oberst von Bredow. Zur Erinnerung an die Zeit der Gründung des Regiments bezogen **Mannschaften in der Uniform, die die herzoglich-hessischen Truppen im Jahr 1809 trugen, die Fahnenwache.**



Die jugendliche Siegerin Miß Helen Reece mit dem Pony „Matty Macgregor".
Von der Polopony-Springkonkurrenz in der Agrikulturhalle zu London.



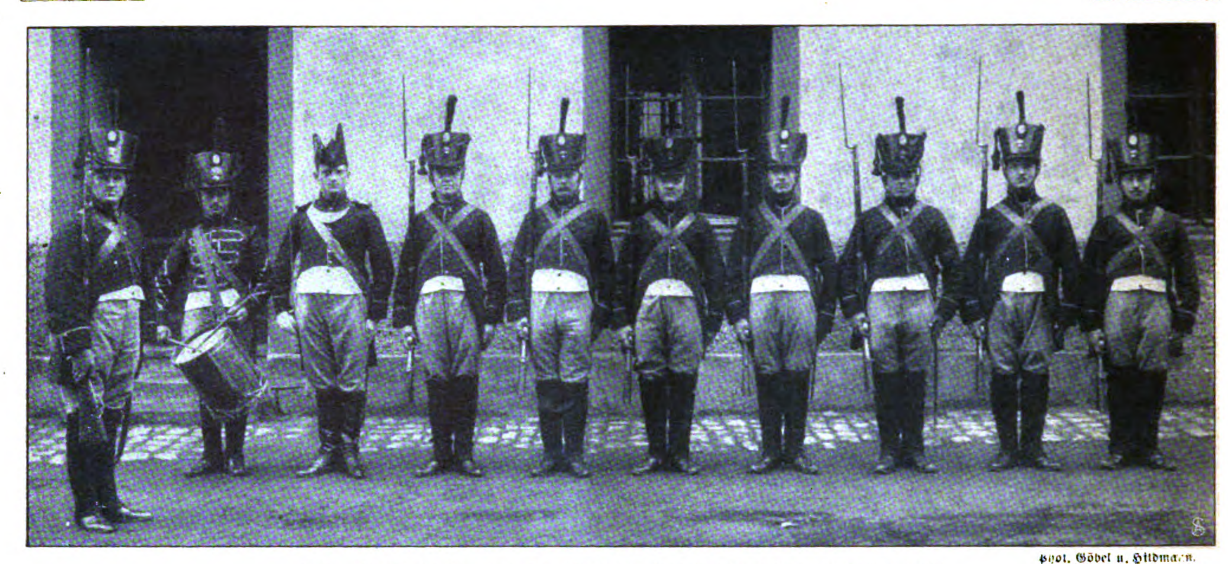


Issay Barmas,
bekannter Violinist und Musikpädagoge. Hofphot. E. Bieber.



Professor Henry van de Velde,
Direktor der Großh. Kunstgewerbeschule in Weimar, mit seinem Söhnchen.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957 / Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Phot. Göbel u. Hildmann.

Eine Wachtabteilung in der Uniform des Regiments vom Jahre 1809.

Vom 100jährigen Jubiläum des 1. Nassauischen Infanterieregiments Nr. 87 in Mainz.



Der große „Pascha". Phot. Reimers.

Ein Riesenlöwe der Karl Hagenbeckschen Raubtiergruppe im Zirkus Busch.

Im Zirkus Busch in Berlin wird jetzt die Hagenbecksche Raubtiergruppe vorgeführt, die der Kaiser bei seinem Besuch im Hagenbeckschen Tierpark zu Stellingen besichtigt hat. Die Gruppe besteht aus lauter selten schönen und ausgezeichnet dressierten Tieren. Die Vorführungen finden allabendlich großen Beifall. Ganz besonders erregt der riesige Löwe „Pascha" die Aufmerksamkeit des Publikums.

Die Kgl. Akademie des Bauwesens zu Berlin hat durch den Bildhauer Georges Morin eine



Phot. Boll.

Eine Auszeichnung für Männer der Technik:

Die goldene Medaille der Kgl. Akademie des Bauwesens zu Berlin.

goldene Medaille herstellen lassen, die in der letzten Festsitzung zum erstenmal zwei verdienten Männern der Technik verliehen wurde. Die Medaille hat sechs Zentimeter im Durchmesser; sie zeigt auf der Vorderseite die Gestalt der Minerva und männliche Gestalten und Embleme, die die verschiedenen Zweige der Baukunst versinnbildlichen. Die Rückseite des schönen Ehrenzeichens trägt eine ornamentale Inschrift.

Schluß des redaktionellen Teils.

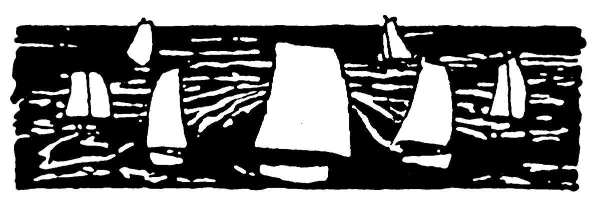


Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

DIE WOCHE

Nummer 15. | Berlin, den 10. April 1909. | 11. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 15.



Die sieben Tage der Woche.

1. April.

Graf Zeppelin unternimmt mit dem Reichsluftkreuzer eine Fahrt von Manzell nach München. Infolge des starken Windes kann die Landung nicht in München, sondern erst bei Dingolfing bewerkstelligt werden (Abb. S. 614).

Die niederländischen Generalstaaten nehmen die Gesetzentwürfe über eine eventuelle Regentschaft und über die Vormundschaft während der Minderjährigkeit des erwarteten Thronfolgers an. Die Regentschaft soll der Königinmutter Emma, die Vormundschaft dem Prinzgemahl zufallen.

In der italienischen Kammer veranstalteten die Abgeordneten der äußersten Linken arge Raufszenen.

2. April.

Graf Zeppelin kehrt mit seinem Luftschiff über München, (Abb. S. 613 u. 615), wo er unter dem Jubel der Bevölkerung landet, nach Manzell zurück.

Der deutsche Reichstag und das preußische Abgeordnetenhaus vertagen sich nach der Erledigung des Etats bis zum 20. April.

In Pretoria wird das Abkommen zwischen Mosambik und Transvaal unterzeichnet, demzufolge der Hafen in der Delagoabai und die dahin führende wichtige Bahn von Transvaalern und Portugiesen gemeinsam verwaltet werden soll.

3. April.

Der Bundesrat stimmt den Beschlüssen des Reichstags über den Haushaltetat des Reiches und der Kolonien zu.

Eine Meldung aus St. Petersburg berichtet, die russische Regierung rege bei den Mächten die Aufhebung des Paragraphen 29 des Berliner Vertrages an, der Montenegros Hoheitsrechte zugunsten Oesterreichs beschränkt.

4. April.

Der in Berlin abgehaltene erste preußische Richtertag beschließt die Gründung eines preußischen Richtervereins, der die geistigen und materiellen Interessen der preußischen Richter vertreten soll.

Stadtbaurat Ludwig Hoffmann erhält vom Kaiser den Auftrag, die großen Berliner Museumsbauten zu vollenden, deren Pläne Messel hinterlassen hat.

Zwischen Portugal und Brasilien wird ein allgemeiner Schiedsgerichtsvertrag unterzeichnet.

5. April.

Die türkische Deputiertenkammer genehmigt in einer geheimen Sitzung das österreichisch-türkische Protokoll über die Annexion Bosniens und der Herzegowina.

Die chinesische Regierung erläßt ein Naturalisationsgesetz, durch das den im Ausland lebenden Chinesen verboten wird, das Bürgerrecht eines fremden Staates anzunehmen.

6. April.

In einer Versammlung der englischen Luftflottenliga wird im Hinblick auf die Erfolge Zeppelins beschlossen, für die Schaffung eines Zwei-Mächte-Standards der Lüfte Propaganda zu machen.

In Täbris, das noch immer von den Konstitutionellen gegen die Truppen des Schahs gehalten wird, droht eine Hungersnot auszubrechen.

◇◇◇

Christ ist erstanden.

Von Arthur Brausewetter,

Archidiakonus an der Oberpfarrkirche St. Marien in Danzig.

Christ ist erstanden,
Aus der Verwesung Schoß;
Reißet von Banden,
Freudig Euch los!

Aber der Mann, dem es Osterglocken, Ostergesänge in das dumpfe, einsame Gemach hineinsingen, kann sich von den Banden, den schmerzenden, nicht losreißen. Zwar zwingen diese Chöre ihm den Giftbecher vom Munde — aber den Glauben bringen sie ihm nicht und nicht das Hoffen. Das macht, er ist irre geworden an jedem Zweck und Sinn des Lebens.

Die Ostersonne ist aufgegangen. Derselbe Mann, der in der dämmernden Frühe des Tages bereit war, in das Nichts dahinzufließen, wird von ihrem Licht so warm durchströmt, daß er aller Not und Qual des Grübelns vergißt und Mensch unter harmlos genießenden Menschen wird.

Aber nur für einen Augenblick. Dann erwachen die alten Dämonen des Zweifels an allem Wissen und Leben in der zerrissenen Brust.

„O glücklich, wer noch hoffen kann,
Aus diesem Meer des Irrtums aufzutauchen!"

Wie viel Tausende haben es ihm nachgesprochen, nachgeweint. Das macht, sie sind irre geworden an jedem Zweck und Sinn des Lebens.

Einsam ist ihr Osterspaziergang wie der Fausts durch die auferstehende Natur, durch eine heiter geputzte, heiter wogende Menge.

Von einem Osterspaziergang erzählt uns auch die Heilige Schrift. Und auch der ist von trauriger Einsamkeit. Zwei Jünger machen ihn nach Emmaus hinaus. In sinkendes Sonnengold gefaßt, ragen in

Published 10 IV. 1909. Privilege of copyright in the United States reserved under the Act approved 3. March 1905 by August Scherl G. m. b. H., Berlin.


Digitized by Google

Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 09:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

den blassen Abendhimmel die Spitzen des Gebirges Juda — aber in ihren Herzen graut die Nacht. Zu ihren Füßen blüht und glüht das buntduftende Tal im jungen Auferstehen — aber ihr Blick schaut in lichtlose Abgründe.

Das macht, sie sind irre geworden an jedem Zweck und Sinn des Lebens.

* * *

„Christus ist auferstanden." Die Frauen hatten die Kunde vom leeren Grabe gebracht. Der Engel hatte sie ihnen verkündigt. Aber ach, für die beiden Jünger galt Fausts schwermütiges Bekenntnis: Die Botschaft hörten sie wohl, allein es fehlte der Glaube.

Einst hatten sie diesen Glauben besessen, so reich, so innerlich und beseligend, daß sie meinten, niemand könnte ihn aus ihren Herzen reißen. Aber dann ein Kreuz auf Golgatha, ein bleicher Mann der Schmerzen, sein armes Leben an ihm aushauchend — ihr Gott, ihr König verurteilt! „Wir aber hofften, er sollte Israel erlösen." Es war über ihre Kraft gegangen. Trug alle Verheißungen, Lug alles Hoffen und Harren und der Berge versetzende Glaube. Nichts nagt zerstörender am Nerv des Lebens, als ein reiches, beglückendes Innenleben führen, aus diesem eine Welt sich schaffen, sie mit Freudebeben tragen, hegen — und sie dann eines Tages in ein Nichts zusammenfallen sehen wie ein Häuflein glühender Asche.

Wir haben Aehnliches durchlebt.

Einmal eine Zeit — lang ist es her — wo uns der Glaube Lebenselement, ein Gebet brünstiger Genuß gewesen. Dann blühte der Baum lockender Erkenntnis vor unseren suchenden Augen auf, und wir aßen von seiner Frucht. Nun waren wir sehend. Alles, was Autorität in irgend einer Beziehung hieß, war uns zuwider. Wir streiften es ab wie ein altes Kinderkleid, dem wir entwachsen waren. Nur eins hatte Geltung: das eigene Ich, die unmittelbare Macht der Persönlichkeit und ihre schrankenlose Freiheit. Wir berauschten uns in ihrem Kultus. Sie war der heißbeseelte Mittelpunkt, um den Natur und Wissenschaft und Gesellschaft, kurz die ganze Welt sich drehte.

Aber die Entdeckung, furchtbar für alle Lebensromantik, ließ nicht lange auf sich warten: daß der Mensch, der zum Gott der Erde sich geträumt, nichts ist als ein armseliges, von Angst und Sorge zerriebenes Wesen, hinfällig und dem Staube geweiht, daß die Heilige Schrift sein ganzes Sein so vernichtend wahr ausgesprochen: „Wie ein Nichts sind doch die Menschen, die so sicher leben."

Und nun ein letztes Pochen an die verschlossenen Tore des Seins, aber ihre Riegel heben sich nicht, ein letztes Zerren an den dunklen Schleiern, die eine uns einst so hell und klar erscheinende Schöpfung verhüllen, — nur um so dichter schieben sich die Maschen zusammen. Und immer irrer werden wir an dem Zweck und Sinn des Lebens, an dem Warum und Wozu der eigenen Existenz.

Was bleibt uns? Die Gedankenflucht. Das Ersticken aller höheren Wünsche, aller flammenden Ideale, ihr Untergehen in der flachen Losung: „Lasset uns essen und trinken, denn morgen sind wir tot."

Es gibt deren genug, die in reiferen Lebensjahren diesen Häutungsprozeß, der Not gehorchend, an sich vollzogen haben. Die Arbeit des Tages und ihr nüchterner Realismus haben ihnen kein Glück, doch leidliches Vergessen gebracht.

Aber die tieferen Gemüter, die Wahlverwandten des Faust und der Emmausjünger, sind so billigen Kaufs nicht fortgekommen. Sie kranken am Leben, das sie nicht bejahen können, nicht verneinen wollen Halbseelen.

Was rettet sie?

Zu den Emmausjüngern gesellt sich auf einsamer Wanderung ein Unbekannter. Er ist ernst und innerlich wie sie. Er fragt sie: „Was seid ihr so traurig?" Er hat eine ganz wunderbare Art, zu ihnen zu sprechen. Wie nie ein anderer Mensch. Es gibt ja nichts Schwereres, als für Seelen, durch die ein Schwert gegangen, die mit sich und der Welt zerfallen sind, das rechte Wort zu finden. Das wissen wir alle, wenn wir einmal trösten und aufrichten wollen. Nichts verletzt in der Traurigkeit mehr als ein unpassendes oder ungeschicktes Wort. Mancher hat es blutenden Herzens erfahren. Jener Unbekannte findet das rechte Wort. Er hat alles, was der wahre Tröster braucht: das richtige Mitfühlen, den feinen Takt und den innerlichen Ernst. Und er hat mehr: eine Glaubenskraft, die, jeder frommen Phrase abhold, in die Tiefe dringt. Er legt ihnen die Schrift aus, von Moses redet er zu ihnen und den Propheten. Was sie nie verstanden, kaum geahnt, das gewinnt mit einem Mal ein neues Gesicht, immer klarer wird ihr Erkennen, immer heller ihrer Seele Licht. Und das Endziel alles dessen, was dieser wunderbare Lehrer ihnen sagt: „Mußte nicht Christus solches leiden und zu seiner Herrlichkeit eingehen?"

Es ist eine Karfreitags- und eine Osterpredigt zugleich, eine Predigt vom Kreuz und Auferstehen sondergleichen. Eine Predigt, wie sie seit jener österlichen Abendstunde 19 Jahrhunderte hindurch von allen Kanzeln gehalten ist, wie sie eine Welt erobert hat kraft ihrer überzeugenden Gewalt. Eine Predigt, wie sie ein Weltmann wie Napoleon in die Worte gefaßt, die er einmal zu dem General Bertrand gesprochen: „Ist denn Christus gestorben? Heißt so was nicht vielmehr ewig leben? Das ist eben der Tod Christi: nicht der Tod eines Menschen, sondern der eines Gottes!"

Aber wir suchenden Menschenkinder der heutigen Tage mit unseren unwiderleglichen Wissenschaftsresultaten, die uns den Glauben an ein Weiterleben der Persönlichkeit, an die Auferstehung eines Jesus unmöglich machen? Die Botschaft, ja — — allein. —

Vielleicht denken wir den alle Wissenschaft beherrschenden Entwicklungsgedanken nicht folgerichtig zu Ende, vergessen, daß aus dem Leben der Tod, aber aus dem Tode auch das Leben folgt, vergessen vor allem, daß die wirkliche Entwicklung, mögen ihre kausalen Faktoren in der natürlichen Welt geborgen sein, in ihrem Grunde nicht von unten her, sondern von oben bewirkt ist. Der Glaube an das Leben fehlt uns, das ist es. Ostern ist gekommen, ihn aufs neue zu wecken.

„Christus lebt!" Das ist die festliche Botschaft. Beim Brotbrechen erkannten ihn die Jünger, und alle ihre Traurigkeit war in Freude verwandelt worden, und sie feierten ein Ostern so innerlich und groß wie kein Mensch in ganz Jerusalem. Denn nun wußten sie es: „Er ist auferstanden, er ist hier."

Und wir? Nur der lebendige Jesus kann uns geben, was uns fehlt, kann uns frei machen von aller Lebenslast und Lebensqual, die uns niederdrückt. Der Christus, dessen Auferstehung notwendig das Ende



Digitized by Google
Original from
CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Osterlied.

Der Tauwind schreit über Ried und Rain
den Aufruhr in die Lande hinein . . .
Ein Siegesjauchzen, ein Freiheitsklang —
und Drosselgeschmetter — und Ostersang . . .
Die Scholle knattert — der Damm zerbricht —
stürzende Fluten — und Licht! — und Licht! . . .
Und schön wie die Sonne — in strahlender Ruh,
blondhaarumflattert kommst du — kommst du . . .

Es klingt wie Weckruf und tiefes Geläut
deine grüßende Stimme: „'s ist Ostern heut!“

Nun löse die Seele aus finsterer Haft
mit tauwindmächtiger Leidenschaft —
zur Höhe tragend wie Adlerflug — —
und wär es ein Wahn nur — ein Trug, ein Trug,
der frühe wandern und scheiden mag,
so schenke mir einen Ostertag!

Ich möchte noch einmal im Lenzsturmwehn
dem Glück in die blautiefen Augen sehn . . .
Und was auch das Morgen an Gram mir beut —
heut liebst du mich! — Es ist Ostern heut!
Ostern! — das heilt — macht jung — und befreit —
hörst du nicht, wie der Tauwind schreit? —
Lawinen stürzen — der Damm zerbricht —
rasende Fluten — und Licht! und Licht! — —
Hell über dem Anemonenhang
ein Drosselgeschmetter wie Brautgesang . . .

Komm, laß uns wandern den schmalen Rain
in den Veilchenfrühling des Glücks hinein!
Dann singen wir beide — von Lenz durchglüht —
der ewigen Gnade das Osterlied —
daß ewige Gnade auch uns umflicht,
und Schönheit und Liebe — und Licht! — und Licht!!

Eugen Stangen.



Digitized by Google
Original from
CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

seiner gottmenschlichen Entwicklung bedeutet, dessen Person, wie Karl Beth in einem sehr feinsinnigen Buche schreibt (Der Entwicklungsgedanke und das Christentum. E. Runge, Gr. Lichterfelde-Berlin): „so sehr von dem Niveau aller übrigen Menschen abgerückt ist, daß eine von der evangelischen Geschichte gut bezeugte Tatsache seines Lebensschicksals nicht deshalb für unglaubhaft erklärt werden darf, weil sie mit dem aus der Empirie bekannten menschlichen Ergehen nicht übereinstimmt".

„Bleib bei uns, denn es will Abend werden, und der Tag hat sich geneigt." So fleht die Liebe der Emmausjünger. Es ist ein unvergleichlicher Klang in dieser Bitte, so weich und warm. Er überwindet den Herrn, er kann dieser Bitte nicht widerstehen. „Und er ging hinein, bei ihnen zu bleiben."

Es kommt in unserem Verhältnis zu Christus wahrhaftig nicht auf das kalte Dogma an, auf das brennende Herz kommt es an, das diese Bitte aus Schuld und Zweifel und Leid heraus zum Herrn spricht.

Der Tag neigt sich für uns alle, Abend wird es später oder früher. Wer dies eine inbrünstig flehen kann: „Bleibe bei uns", für den ist der Abend zum Morgen geworden, der Tod zum Leben, der erfährt an sich die wahre, befreiende, beseligende Entwicklung. Der feiert ein Ostern im Geist und in der Wahrheit.

„Christ ist erstanden,
Freude den Sterblichen."

Unsere Freundschaft mit Oesterreich.

Von Geh. Regierungsrat Professor Dr. Max Lenz.

In diesen Tagen sind es sechzig Jahre geworden, seitdem König Friedrich Wilhelm IV. die deutsche Kaiserkrone zurückwies, die ihm die Frankfurter Nationalversammlung angeboten hatte — „das Halsband des Leibeigenen", wie er wohl im Kreise seiner Vertrauten die Krone von des Volkes Gnaden nannte. Ein Ereignis, dessen es sich wohl lohnt zu gedenken, nachdem zwei Menschenalter darüber hingegangen sind. Denn in jeder Hinsicht ist es für die Zukunft entscheidend geworden: für den König selbst, für Preußens Krone und für die Geschichte des deutschen Volkes. Zunächst war es der Todesstoß für das Parlament, das im Jahre zuvor, von den Regierungen anerkannt und von allen Stämmen des deutschen Volkes beschickt, in der Wahl- und Krönungsstadt des alten Reiches zusammengetreten war, und das Ende für alle Hoffnungen, mit denen es in den Frühlingstagen der Revolution von den Besten unseres Volkes begrüßt war: wie ein Kartenhaus fielen Grundrechte und Verfassung, Reichsministerium und Reichsverweseramt in sich zusammen. Sobald der König und ihm nach die anderen Fürsten Deutschlands ihre Untertanen, des deutschen Volkes Abgeordnete, von Frankfurt abberufen hatten, wandten diese dem schwarzrotgoldenen Banner, das als Symbol eines freien und einigen Deutschlands über dem Präsidentensitz in der Paulskirche hing, den Rücken; und als Rebellen wurden die Reste der Parteien verfolgt, die es noch zu entfalten wagten.

Preußen selbst führte energisch das Schwert gegen sie, in Dresden und Elberfeld, und unter Führung des Prinzen von Preußen in dem badischen Lande bis hinauf nach Säkkingen und Basel; an dem harten Fels der Macht zerschellten alle Ansprüche und Träume warmblütiger Phantasten, und wie dicker Herbstmeltau legte sich die kirchliche, politische und soziale Reaktion auf alle die frischen Keime, die in der Märzsonne von 1848 so hoffnungsfroh emporgeschossen waren. Es half dem König nichts, daß er nun selbst sich anschickte, Volksrecht und Legitimität, Macht und Freiheit zu vereinigen, Oesterreichs und Preußens Interessen miteinander auszugleichen: jeder Versuch, die nationale Frage auf seine Weise zu lösen, brachte ihn auf Wege, die von seinen eigenen Zielen ebenso weit wie von denen Oesterreichs abführten, und wurde in Wien selbst als Abfall, Felonie und Rebellion empfunden.

Das war und blieb das Ergebnis aller Versuche, mit Reden und Programmen, mit Verhandlungen und Beschlüssen die deutsche Nation zu einigen: nur immer größer wurde der Wirrwarr, immer breiter tat sich die Kluft auf zwischen Volkswillen und Fürstenmacht, und zwischen den Kronen selbst, die sich im Lauf der Jahrhunderte aus dem zerfallenden alten Reiche erhoben hatten. Mit seinen slawisch-madjarischen Provinzen belastet, deren Nationalitäten durch die deutsche Bewegung selbst zu eigenem Leben und zornigem Widerstand erweckt wurden, konnte Oesterreich dem deutschen Volke den Staat nicht schaffen, nach dem es verlangte, und durfte es nicht einmal dulden, daß sich ihm zur Seite eine Macht auf dem Grunde von Prinzipien ausbildete, die die Zersetzung in seinen eigenen Staat hineinbringen mußten. Und so geschah das Unvermeidliche. Was 1848 begonnen, ward 1866 vollendet, vollendet von dem Manne, der zur Zeit des Frankfurter Parlaments nichts als Preuße hatte sein wollen, der im April 1849 die Ablehnung der Kaiserkrone, im Dezember 1850 den Gang nach Olmütz von der Tribüne der preußischen Kammer verteidigt hatte, und der als Vorkämpfer für das Prinzip der Legitimität, als der Bürge für die Freundschaft Oesterreichs und Preußens von seinem König nach Frankfurt an den hergestellten Bundestag gesandt war: auf dem Schlachtfelde von Königgrätz ward der Zeiger an der Uhr der deutschen Entwicklung zurechtgerückt.

Und heute? Seite an Seite stehen Habsburg und Hohenzollern. Zwei Kaiser statt des einen alten, der schattenhafte Ansprüche im Wirbel ewiger Bürgerkriege verteidigt hatte. Und um sie her die deutschen Fürstenhäuser, wurzelnd wie sie in dem Urboden der deutschen Geschichte, deren Annalen in allen Jahrhunderten von ihren Kämpfen untereinander wie für und wider Hohenzollern oder Habsburg erzählen. Und hinter den Herrschern die Nation. Noch trägt sie die Spuren der Zerrissenheit des alten Deutschlands in Kirche und Staat an sich. Aber nirgends wird ein Widerspruch gegen das Bündnis laut, soweit die deutsche Zunge klingt; alle Parteien und alle Konfessionen stehen zu ihren Regenten; im Stadthause zu Wien, ja im Parlament zu Budapest, sonst einer Stätte der Verfolgung für den deutschen Namen, erschollen Hoch- und Eljenrufe auf den Deutschen Kaiser.



Original from
CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 09:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Niemals fürwahr ist das tiefsinnige Wort von dem Speer, der verwundet und heilt, mehr zur Wahrheit geworden. Eine historische Notwendigkeit war die Auseinandersetzung zwischen den Herrscherhäusern und die Ausscheidung der habsburgischen Monarchie aus dem politischen Verbande der Nation. Aber ebenso gewiß ist es als eine historische Notwendigkeit anzuerkennen, daß die Getrennten sich wieder verbunden haben und Schulter an Schulter, der Welt Trotz bietend, in das neue Jahrhundert hineingehen. Eine historische Notwendigkeit gerade auch darum, weil es für uns, die wir im Besitz der deutschen Kaiserkrone sind und unsere Nationalität in den granitenen Quadern des Reichsbaus geschirmt sehen, die wir alle Früchte der Einheit, die der Wirtschaft und des Geistes, von außen ungestört einernten und genießen können, eine sittliche Pflicht ist, den Stammesgenossen, die draußen bleiben mußten, ja dem Herrscherhause selbst, das jahrhundertelang des Reiches Krone trug und mit deutscher Kraft sein Oesterreich erbaut hat, zu helfen. Denn wie wir von den böhmischen Schlachtfeldern fortschreiten mußten zur Einigung der Nation, und wie die Zerreißung des letzten Bandes, das unser Volk noch zusammenhielt, ein Frevel gewesen wäre, hätten wir nicht ein festeres geschmiedet, so könnten wir vor dem Richterstuhl der Geschichte nicht bestehen, wollten wir Deutsch-Oesterreich, dieses älteste Kolonialgebiet unseres Volkes, das wir aus dem nationalen Staat herausgestoßen und den slawischmadjarischen Elementen seines Staates zugetrieben haben, seinem Schicksal kaltherzig überlassen. Nur so können wir jene Tat historischer Notwendigkeit sühnen, nur so den nationalen Genius versöhnen.

Niemand hat dies tiefer empfunden als der, der die Wunde schlug, der Schöpfer unseres Reiches. Und kein anderer als er hat das neue Band geknüpft, zu dem sich heute Fürst Bülow im deutschen Reichstag bekannt hat. Auf dem Schlachtfelde von Königgrätz selbst hat Bismarck den Entschluß gefaßt und bereits zwei Tage darauf den Besiegten die Hand entgegengestreckt. Alles in dem Frieden, den er ihnen aufzwang, hat er, im Kampfe mit seinem königlichen Herrn selbst, darauf vorbereitet. Kein Dorf entriß er ihnen: nichts als den Verzicht auf die Stellung im alten Reiche legte er ihnen auf. Oesterreich sollte Oesterreich bleiben, nichts anderes, aber dieses ganz und gar. Unmittelbar nach Sedan hat er seinen Versuch erneuert und unermüdlich in den folgenden Jahren daran gearbeitet, allen Intrigen und Winkelzügen des Freiherrn von Beust wie seiner klerikalen Rivalen und Nachfolger zum Trotz — bis ihm in den Septembertagen 1879 und abermals im Kampf mit seinem eigenen Herrn, der große Wurf gelang: Rußlands Freundschaft, so lange der Eckstein seiner Politik, gab er dran, um Oesterreich Treue zu halten.

Ein zweites Menschenalter ist seitdem nahezu dahingegangen: in zwei fast gleiche Hälften teilt sich die Zeit, seit Friedrich Wilhelm IV. die Krone von sich stieß, deren Annahme jede Versöhnung mit Habsburg auf immer unmöglich gemacht haben würde. Und dieser Gleichheit der Zeitmaße entspricht die Logik, die in den Ereignissen dieses Zeitraums liegt, und die uns an Hegelsche Ideengänge erinnern könnte. Wie ein Gedankengebilde, ein Kunstwerk in der Tat, so mutet uns die Geschichte dieser 60 Jahre an. Es ist eine Entwicklung über Kreuz; in einer Anordnung nach Gegensätzen laufen die Fäden des historischen Gewebes durch- und gegeneinander: zwei Kaiserkronen statt der einen; Reichsversammlungen und Landtage mannigfachster Art auf einem Boden, den die alte Politik nur durch absolute Krongewalt, durch Armee, Bureaukratie und Kirche festzuhalten und zu sichern wußte; unablässiger Parteienzwist und Nationalitätenhader, wo früher nur stummer Gehorsam galt und gelten durfte; Freundschaft und Vertrauen dagegen unter den regierenden Häusern, deren Kriege und Rivalitäten untereinander alle Jahrhunderte der deutschen Geschichte erfüllt und bis tief in die letzte Epoche selbst gewährt hatten. Und bei alledem, dem nicht endenwollenden Kampf der Nationalitäten und den in der Tiefe der Religion wurzelnden Gegensätzen zum Trotz, die stärker sind als je, und deren Ende nicht abzusehen, lebt in den Völkern wie in den Herrschern mehr oder minder stark empfunden das Bewußtsein, daß wir der Umwelt gegenüber zusammengehören, und daß, wo es sich um das Letzte, die Existenz, handelt, alle inneren Gegensätze zurücktreten müssen.

Wie erstaunte Europa, als im vergangenen Sommer dieser Staat, der in der großen Politik zur Untätigkeit verurteilt, dessen Muskulatur durch die inneren Spannungen und Zwistigkeiten erschlafft schien, vor allen anderen Mächten die Initiative ergriff und ganz auf eigene Faust, sogar ohne dem nächsten Bundesgenossen eine Andeutung zu geben, sich zum Herrn der Provinzen erklärte, in deren Besitz er bereits seit einem Menschenalter war! Welche Aufregung bemächtigte sich alsbald der Kabinette, der Börse und der Presse aller Länder! Es war noch bis vor wenigen Wochen, als müßte das Wetter jeden Augenblick niedergehen und den Weltbrand entfesseln. Und heute haben sich alle Stürme gelegt. Das Wagnis ist geglückt. Keine der großen Mächte will oder kann noch opponieren, und der vielerörterte Kongreß wird, so scheint es fast, kaum noch zusammentreten, da die europäische Diplomatie nur zu bestätigen haben würde, was nicht mehr zu ändern ist. Nur scheinbar war diese Politik eine Politik der Offensive. In Wahrheit hat sie die Elemente der Zersetzung zur Ruhe gebracht, die im vorigen Sommer am Balkan mehr als je an der Arbeit waren und sonst sicherlich die Revolution in der Türkei benutzt haben würden, um weiter zu greifen und die Verwirrung zu steigern. Sie bedeutete keine Abweichung von der Linie, die Oesterreich eingehalten hat, seitdem Rußland mit den nach Befreiung ringenden Balkanstämmen, die ihm Bluts- und Glaubensverwandte sind, in Verbindung trat. Ihr Prinzip ist, sich an diesem Punkt, wo es sich um vitale Interessen handelt, aus der allgemeinen Politik um keinen Preis ausschalten zu lassen, wohl aber die Zersetzung der Türkei zu verhindern und, wie einst in Polen, nur, wenn es sich nicht mehr umgehen läßt, sich an der Regulierung der Erbschaft zu beteiligen. Jedem österreichischen Staatsmann muß das Beispiel Kaiser Josefs II. vor Augen stehen, der auf den Bahnen Eugens, dessen Zeiten längst vorüber waren, vorwärts gehen wollte und damit lediglich die Zersetzung in das Gefüge des österreichischen Staates selbst hineinbrachte.

Wenn aber der Friede auch unser Interesse ist, so liegt dieses auf dem Wege, den Oesterreich heute einhält; und war der Friede der Richtpol, nach dem Bismarck das Steuer lenkte, seitdem er das Reich gegründet hat, so geht auch unsere Politik auf seinen Wegen. Der Schatten des Mannes, dem wir Reich



Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und Kaisertum verdanken, schwebt über ihr. Würde er heute unter uns leben, er würde darin sein Werk erkennen, und er würde, mehr vielleicht noch als bei den Parteien unseres Reichstags, in Wien den gleichen Jubel entfesseln, der ihn umrauschte, als er im September 1879 von Gastein zur Donaustadt hinüberkam.

Die Situation jenes Jahres hat sich wiederholt: zwischen Rußland und Oesterreich gestellt, haben wir entschlossen die Sache Oesterreichs gewählt. Wir wissen wohl, daß man in Moskau und Petersburg es uns nicht danken wird; die Protesterklärungen in der Duma und die Wutausbrüche der russischen Zeitungen würden es uns lehren, läge es nicht schon in der Natur der Dinge, daß ein Staat es empfinden muß, daß er von der Bahn abgedrängt wird, auf der ihn der Ehrgeiz seiner Herrscher und die Machtinstinkte seines Volkes seit Generationen festgehalten haben. So hat es auch Bismarck erfahren. Und gleich ihm haben auch wir dagegen nur das eine Mittel: stark zu bleiben. Denn der liebe Gott hält es noch immer mit den stärksten Bataillonen. Haben sie den Frieden bisher erhalten, so können wir ihnen auch ferner vertrauen und hoffen, daß sich auch große Nationen in die Lage finden werden, die nun einmal durch den Eintritt der deutschen Nation in den Kreis der großen Mächte geschaffen worden ist.

Vielleicht, daß doch die Kraft, die von uns ausgeht, abkühlend auf die heißen Leidenschaften, die in ihnen glühen, wirken und sie auf Bahnen lenken wird, auf denen ihnen andere und wahrlich große und heilvolle Ziele, sei es der äußeren oder der inneren Politik, winken.

Als Bismarck damals nach Wien kam, hat ihm (er selbst gedenkt dessen in seinen Erinnerungen) auch der Kaiser Franz Josef die Ehre seines Besuchs erzeigt — er, der die beiden Generationen, denen unsere Rückschau galt, vorübergehen sah und seit mehr als sechzig Jahren die Krone Oesterreichs trägt. Seine Erhebung war das Signal zur Reaktion, der letzte Versuch, den Einheitsstaat mit den alten Mitteln des Absolutismus zu erhalten. Nur zu bald erfuhr er die Rückschläge, die eine solche Politik haben mußte. Er mußte auch den Rest der Kronen und der Länder, die das einst weltbeherrschende Geschlecht besessen hatte, fahren lassen, bis auf die Gebiete, die sein Haus schon in den Jahrhunderten der Gründung seiner Größe, von Rudolph bis Maximilian I., erworben hatte, von den schlesischen Bergen bis zur serbischen Grenze. Und die Freiheiten, die er — durch die Niederlagen selbst gezwungen — den ihm gebliebenen Völkern gewährte, führten ihnen nur tausend Keime des Zwiespalts zu. Es schien wirklich, als sei die Großmachtsrolle Oesterreichs ausgespielt, als bleibe ihm nichts übrig, als sich zu konservieren, mühsam von Tag zu Tage weiter zu kommen. Aber dieser Staat hat schon mehr als einmal, und gerade in Epochen äußerer Gefahren und innerer Zerrüttung, die Welt durch seine innere Lebenskraft überrascht, und das „Perfer et obdura", das als Motto über dem Lebensgange Franz Josefs stehen könnte, hat für alle Generationen seines Hauses gelten dürfen. Gerade aus Niedergang und Ohnmacht haben sich seine Vorfahren oft genug zu neuen Siegen erhoben. Und da erscheint es wie ein göttliches Geschick, daß es dem greisen Herrscher, den auch persönliches Leid wie kaum einen anderen Sterblichen traf, vergönnt ward, diesen neuen Aufschwung der Macht seines Hauses und des österreichischen Gesamtstaatsbewußtseins zu erleben und so viel Gegensätze, von denen er im Leben umringt gewesen ist, vor einer höheren Einheit zurücktreten zu sehen.

Eine kleine Ostergeschichte.

Skizze von Alice Berend.

Es war Ostermorgen. Die launische Aprilsonne sah heute sehr freundlich vom Himmel herunter und sandte breite Streifen in das warme, geheizte Zimmer, wo Thomas und Peter recht unzufrieden auf ihren niederen Kinderstühlchen saßen. Auf dem kleinen Spieltisch lag unbeachtet ein ganzes Regiment Soldaten, hingestreckt wie auf einem Schlachtfeld.

Draußen im Korridor hörte man eiliges Hin- und Herlaufen, Türen klappten auf und zu, aber niemand kam zu den kleinen Burschen hinein.

„Er kommt gar nicht", sagte seufzend der fünfjährige Thomas mit gerunzelter Stirn, als wieder leise Schritte an ihrer Tür vorübergelaufen waren.

„So'n dummer Osterhase, so'n ganz dummer Hase", meinte Peter, indem er seinen kleinen, von Gelbei umrandeten Mund beleidigt spitzte — „Ob er weiß, daß du'n Müllmann die Zunge rausgesteckt hast?"

„Vielleicht ist er krank", versuchte Thomas abzulenken.

„Muß im Bett liegen und schwitzen?" fragte der Kleinere interessiert und sah den anderen mit glänzenden Augen an.

„Kann schon sein", antwortete Thomas und hob den runden Kopf mit den dicken, roten Backen wichtig in die Höhe.

„Ida hat heute vergessen, meine Zähne zu putzen", rief Peter plötzlich überglücklich aus.

„Alles vergessen sie heute", sagte Thomas. Er sprang mit einem Ruck auf.

„Siehste, da liegt die Schere. Nu werde ich aber mal sehen, was da drinne is in meinem Bär."

Und er begann mit ernster Wichtigkeit einem großen Stoffbären den Bauch aufzuschlitzen.

„Nu bin ich der Jäger, und das is'n Wolf", sagte er nach einer Weile.

„Kommt denn da ein Rotkäppchen raus?" fragte Peter, der, die Hände in den Hosentaschen, zusah.

„Wart man ab", sagte Thomas und grub die Schere tief in den Pelz des Bären.

„Gib mir mal die Schere, dann bohr ich meiner Muhkuh die Augen aus", bat Peter in plötzlich erwachter Mordlust.

Thomas gab sie ihm und zog inzwischen mit seinen runden ausgepolsterten Händen dem Bär das Fell über den Kopf. Er stöhnte vor Anstrengung.

„Das ist eigentlich noch schöner wie Ostereier", sagte er.

„Nein, ich will Ostereier haben", rief Peter, dem es nicht gelungen war, die stieren Glasaugen der



Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 09:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957 Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Pappkuh zu verwunden, weinerlich aus und warf die Schere weg. „Ein ganz großes Ei aus Schokolade will ich haben und viele, viele, viele kleine drum rum. Und noch daneben Putthühnchen." Das Schaufenster des nachbarlichen Konfitürengeschäfts schwebte ihm vor Augen. Er steckte lutschend den rechten Daumen in den Mund und sah dem heftig arbeitenden Thomas zu.

„Schneid ihm mal die Ohren ab", rief er und steckte dann rasch wieder den Lutschdaumen in den Mund.

Thomas beachtete ihn nicht, er war ganz vertieft. Plötzlich wurde die Tür aufgerissen. Thomas warf die Schere weg, und Peter riß den Daumen aus dem Mund. Denn der da im Zimmer stand, war der Papa, und der verstand keinen Spaß in so etwas.

Aber er fragte gar nicht, was sie getan hatten, er nahm einen nach dem andern hoch, gab jedem einen tüchtigen Kuß und sagte: „Nun kommt mal mit, jetzt will ich euch aber etwas Schönes zeigen." Und er lachte über das ganze Gesicht, das sehr rot war.

Er führte sie in das Schlafzimmer, da lag Mama im Bett und lächelte und hatte ein kleines Kind im Arm.

„Was ist das?" fragte Peter sofort, ohne guten Morgen zu sagen, und zeigte mit den Fingern auf das Neugeborene.

„Ein Schwesterchen für euch", sagte die Mutter.

„Wo hast du denn das her?" fragte Peter streng. Die Mutter zögerte einen Augenblick mit der Antwort.

„Hat's der Osterhase gebracht?" fragte Peter weiter.

„Ja, der Osterhase", antwortete die Mutter erfreut.

„Warum?"

„Damit ihr schön mit ihm spielen könnt."

„Wir wollen aber nicht mit ihm spielen", ließ sich jetzt Thomas vernehmen, der drei Schritte vom Bett mit gerunzelter Stirn stehengeblieben war und mit finsterer Miene auf das zarte Bündel neben der Mutter starrte. „Wirf's ins Wasser."

„Aber, Thomas! Komm doch mal her und sieh's dir an." Die Mutter streichelte zärtlich über ein kleines rosiges Gesicht, das aus all den Spitzen herauslugte.

„Wirf's ins Wasser, wir brauchen es nicht", rief Thomas. Tränen der Eifersucht füllten seine Augen.

„Thomie, du bist doch mein Großer, mein Allerbester", sagte die Mutter, die verstand, was in ihm vorging. „Komm her."

Thomas ging zögernd näher und sah mißtrauisch in das kleine Runzelgesicht.

„Nun, gefällt es dir?"

„Nee", sagte Thomas kurz und bündig. Aber etwas regte sich wohl doch in ihm bei näherer Betrachtung, er sagte einlenkend: „Kannst es ja Großmama schenken. Die hat sowieso keins."

„Doch, Thomie. Ich bin ja Großmamas Kind."

„Du", rief Thomas und brach in ein unbändiges Gelächter aus. „Du bist doch kein Kind." Und er schüttelte sich vor Lachen, und Peter lachte mit und hopste dabei im Zimmer herum.

Damit war der Ernst der Situation gehoben, aber leider fing das Kleine erschreckt zu weinen an.

Die Jungens standen still und starrten voll Neugier auf das fremde, quakende Geschöpf.

„Wie 'ne Mietzekatze. Ich werd ihr Milch zum Trinken holen", sagte Peter, reckte sich auf die Zehenspitzen, drückte die Türklinke mit Gekrach herunter und trottete nach der Küche.

Thomas sagte: „Wie mein Laubfrosch. Kriegt er auch Fliegen?" Die Mutter lachte.

„So hast du auch mal ausgesehen und ebenso geschrien, mein Thomie."

„Ich", sagte Thomas wütend. „So quabbig sind nur Mädchen."

Als Peter sich mit einer Untertasse voll Milch der Stubentür nahte, kam der Vater lachend, Thomas an der Hand, heraus und sagte: „Nun müßt ihr aber spazierengehen. Ida wartet schon mit den Mänteln und Mützen in der Hand" — —

Im Tiergarten fragte Thomas jedes der mitspielenden Kinder: „Hast du auch eine Schwester vom Osterhasen gekriegt?" und als er hörte, daß kein anderes eins bekommen hatte, stieg das Schwesterchen sehr in seiner Achtung, und als er nach Hause kam, ging er direkt in das Zimmer seiner Mutter.

„Na, meinetwegen können wir sie behalten," sagte er, „aber an meine Soldaten darf sie nicht." Und mit festem Tritt ging er wieder heraus. —

Am Nachmittag spielten die beiden Brüder wieder zufrieden in ihrem Zimmer. Unbekümmert um den neuen Erdengast. Sie stürmten gerade eine Festung, als die jüngere Schwester der Mutter ins Zimmer trat. Sie kam aus dem Schlafzimmer und war sehr bewegt, denn sie war erst seit kurzem verheiratet und sah in die Zukunft ihrer eigenen jungen Ehe.

Thomas hatte den Kopf gereckt, als die Tante hereinkam, und mit dem scharfen Blick der Kinder sofort gesehen, daß sie Tränen in den Augen hatte.

Er ging auf Zehenspitzen zu ihr hin und zupfte sie am Kleid: „Wolltest es wohl geschenkt haben, und hast es nicht gekriegt, Tante", sagte er mit großen, mitleidigen Augen. „Weine man nicht, der Weihnachtsmann bringt dir sicher eins. Der Osterhase is ein ganz dummes Tier. Komm man und stell mir meine Artillerie auf."

Als die Tante dann vor dem Tisch kniete, um die Soldaten aufzustellen, und Thomas sich ärgerlich den Kuß abrieb, den sie ihm gegeben hatte, sagte Peter wichtig: „Wir kriegen morgen die Ostereier. Der Hase konnte nicht alles schleppen. Sechshundert Pfund war die neue Schwester schwer."

Unsere Bilder

Theodor Roosevelt an Bord der „Hamburg" (Abb. S. 615). Der Expräsident der Vereinigten Staaten hat seine große Jagdreise nach Afrika angetreten. In seiner Begleitung befindet sich sein zweitältester Sohn Kermit, ferner ein amerikanischer Arzt und ein Naturforscher.

General Sir O'Moore Creagh (Abb. S. 615). In dem Oberkommando der englischen Armee in Indien ist ein Wechsel eingetreten. Lord Kitchener of Khartum, der Held des Sudanfeldzugs, der diese wichtige Stellung in den letzten Jahren bekleidet hat, ist durch den General O'Moore Creagh abgelöst worden. Der neue Oberkommandant ist 61 Jahre alt; den größten Teil seiner Dienstzeit hat er in Indien verlebt.

Admiral Sir William Henry May (Abb. S. 615) hat das Kommando der mächtigen „Heimflotte" erhalten, die dazu bestimmt ist, England im Aermelkanal und in der Nordsee gegen die befürchtete Invasion zu verteidigen. Admiral May gilt als einer der tüchtigsten Offiziere der englischen Marine.

Graf Arvid Taube (Abb. S. 616), der bisher sein schwedisches Vaterland am Berliner Hof vertrat, verläßt Deutschland, um als Minister des Auswärtigen an Stelle des Herrn v. Trolle in das schwedische Ministerium zu treten. Graf Taube ist 56 Jahre alt; seine Stellung in Berlin hatte er seit neun Jahren inne.



Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die neue Vatikanische Pinakothek (Abb. S. 618). Die unvergleichliche päpstliche Gemäldesammlung hat in den Räumen der ehemaligen Florencia im Hofe des Belvedere ein neues würdiges Heim erhalten, über das wir bereits in voriger Nummer berichteten.

William Booth (Abb. S. 617), der Gründer, „General“ und „Oberkommandant“ der Heilsarmee, feiert am 10. April seinen 80. Geburtstag. Der Greis hat zuerst als Theologe gewirkt. Im Jahr 1865 begann er sich mit der sozialen Hebung der arbeitenden Klassen Londons zu beschäftigen; dreizehn Jahre darauf gründete er die Heilsarmee.

Die Gartenbauausstellung am Berliner Zoologischen Garten (Abb. S. 620) bildet eine der größten Attraktionen der Berliner Frühjahrssaison. Eine der beiden großen Ausstellungshallen am „Zoo“ ist mit blühenden Blumen, Sträuchern und Bäumen erfüllt; die andere enthält prächtige Hyazinthen- und Tulpenbeete, umrahmt von Rhododendren, Azaleen, Magnolien usw.

Mrs. Carrie Chapman-Catt (Abb. S. 616), die dieser Tage in Berlin eine große Agitationsversammlung abgehalten hat, ist eine der rührigsten Vorkämpferinnen der internationalen Frauenbewegung. Sie steht als Präsidentin an der Spitze des Weltbundes für Frauenstimmrecht, den sie vor fünf Jahren in Berlin begründet hat.

Das Croß-Country-Wettlaufen des Verbandes Berliner Athletik-Vereine (Abb. S. 619) bildet in jeder Frühjahrssaison die erste Veranstaltung des athletischen Freiluftsports. Das Rennen fand diesmal bei herrlichstem Wetter im Grunewald statt; nicht weniger als 74 Mannschaften, bestehend aus 600 Läufern, nahmen an der Konkurrenz teil. Der „Sportklub Berlin 1906“ errang die heißumworbene Siegespalme. Die Rennbahn war mitten im Walde abgesteckt, dessen unebenes Terrain den Sieg schwieriger machen sollte.

Die Fernfahrt des Reichsballons „S. M. Zeppelin I“ (Abb. S. 613—615) erregte dieser Tage alle Gemüter. Das Luftschiff, geleitet von seinem großen Erfinder, unternahm nach längerer Unterbrechung seiner Uebungsfahrten in diesen Tagen wieder einen weiteren Ausflug. Graf Zeppelin wollte über Ulm nach München fliegen, dort landen und dann auf dem kürzesten Wege nach Manzell zurückkehren. Wenige Stunden nach der Abfahrt erschien das imposante Luftschiff über den Dächern Münchens, aber der Südwestwind war so stark, daß Graf Zeppelin die Landung nicht unternehmen wollte. So setzte der Reichsballon seine Fahrt bis nach Dingolfing zwischen Landshut und Landau fort. Dort landeten die Luftschiffer, und am nächsten Tag konnte Graf Zeppelin die Rückfahrt antreten. Diesmal landete das Luftschiff unter dem Jubel der Bevölkerung in der bayrischen Hauptstadt. Graf Zeppelin wurde von dem Prinzregenten begrüßt und von den Münchnern durch begeisterte Ovationen gefeiert. Dann flog das Luftschiff wieder weiter und kehrte unversehrt zum Manzeller Ballonhafen zurück.

Adolf Ritter von Sonnenthal (Abb. S. 616), der große deutsch-österreichische Schauspieler, ist im 75. Lebensjahr in Prag einem Schlaganfall erlegen. Der Tragöde hat als Schneidergeselle eine Laufbahn begonnen, die ihm reiche Künstlerlorbeeren gebracht hat. In ihm stirbt einer der letzten Vertreter der großen Tradition des alten Burgtheaters. Sonnenthal war auch noch in seinen letzten Jahren der gefeierte Liebling des Wiener Publikums; er hatte sich trotz seines hohen Alters seine künstlerische Kraft bewahrt.

Ministerpräsident Georg Theotokis (Abb. S. 616). Das griechische Kabinett hat in den letzten Tagen eine schwere Krise durchgemacht, die damit endete, daß der Ministerpräsident Theotokis sich in seinem Amt behaupten konnte, obwohl die Kaufmannschaft Athens wegen einer Zollaffäre heftig gegen die Regierung protestiert hatte.

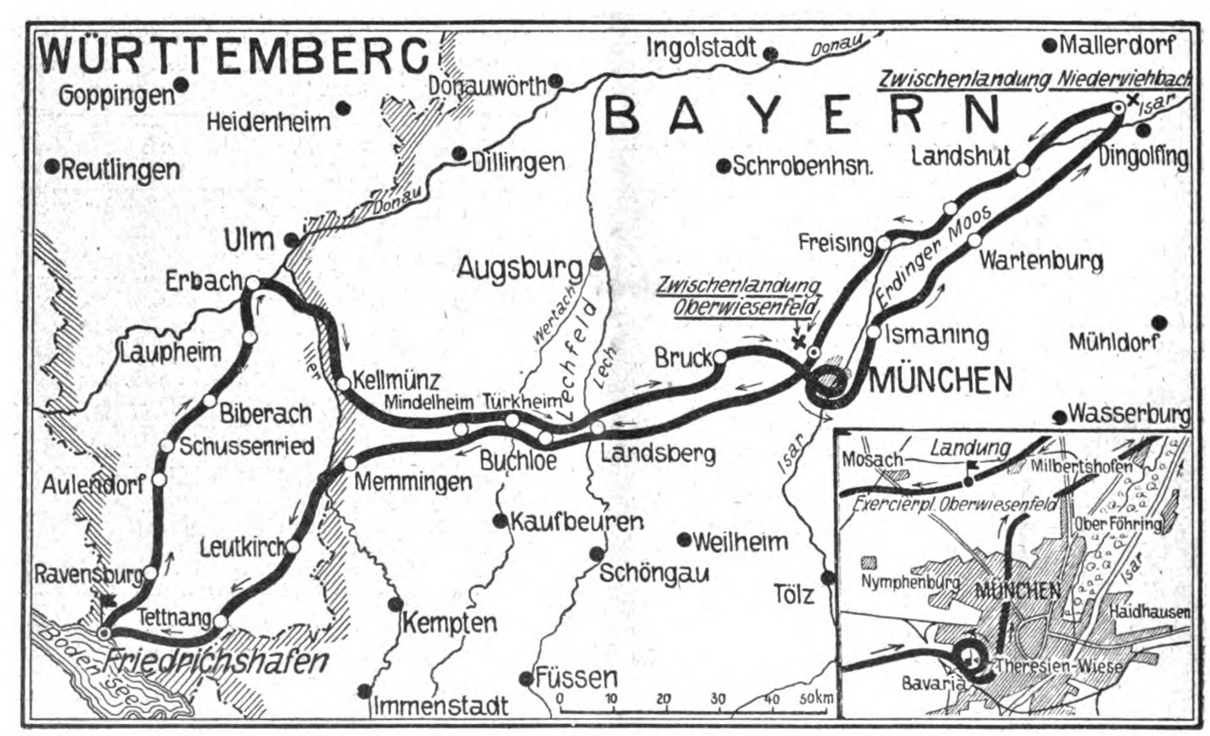
Max Grube (Abb. S. 616), der beliebte und treffliche Berliner Schauspieler und Regisseur, wurde vom Herzog von Sachsen-Meiningen dazu ausersehen, das neue Hoftheater in Meiningen zu leiten. Bei dieser Gelegenheit wurde der Künstler durch den Titel eines Geheimen Hofrats ausgezeichnet.

Die Toten der Woche

Dr. Paul Bienko, Polizeipräsident von Breslau, † in Breslau am 2. April im Alter von 65 Jahren.

Prof. Dr. Karl von Reinhardstoettner, bekannter Schriftsteller, † in München am 1. April im Alter von 62 Jahren.

Adolf Ritter v. Sonnenthal, berühmter Wiener Hofschauspieler, † in Prag am 4. April im 75. Lebensjahr. (Portr. S. 616).



Uebersichtskarte zu der Fahrt des Reichsluftschiffs „Zeppelin I“ von Friedrichshafen nach München.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Bilder vom Tage

Ein Sieg des Zeppelinschen Systems über Sturm und Wetter.

Die große Fernfahrt des „Zeppelin I“: Das Luftschiff über der Bavaria bei München.

Generated on 2019-06-06 09:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by

Original from
CORNELL UNIVERSITY



Das Luftschiff auf festem Boden.



Die Verankerung mit militärischer Hilfe.



Graf Zeppelin spricht zur versammelten Volksmenge.



Die Abfahrt von Dingolfing.

Von der Fahrt des Reichsluftschiffs „Zeppelin I“ nach München: Die Landung bei Dingolfing.

Phot. Bauer.

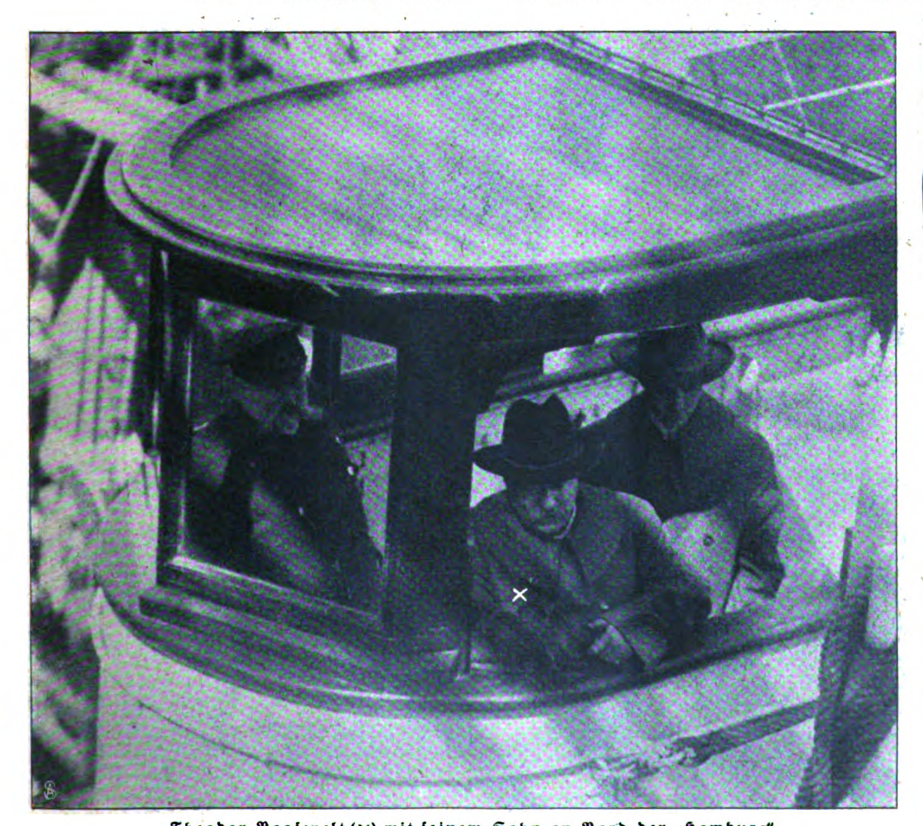
Original from CORNELL UNIVERSITY

Digitized by Google

Generated on 2019-06-06 09:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Das Reichsluftschiff „Zeppelin I“ in München: Abfahrt von Exerzierplatz Oberwiesenfeld. Phot. Michael Diettich.



Theodor Roosevelt (×) mit seinem Sohn an Bord der „Hamburg“.

Von der Reise des Expräsidenten der Vereinigten Staaten nach Afrika.





Phot. Russel & Sons.

Admiral Sir William H. May,
Nachfolger Lord Beresfords
im Kommando der engl. Kanalflotte



General Sir O'Moore Creagh,
der neue Oberbefehlshaber
der englischen Truppen in Indien.

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



G. N. Theotokis,
Präsident des griechischen Ministerrates.
Zu den politischen Unruhen in Griechenland.



Ein schwerer Verlust für das Wiener Hofburgtheater:
Hofschauspieler Adolf Ritter von Sonnenthal †
Phot. A. Hertwig.



A. F. Graf Taube,
der schwedische Gesandte in Berlin, wurde als Minister des Aeußern nach Stockholm zurückberufen.

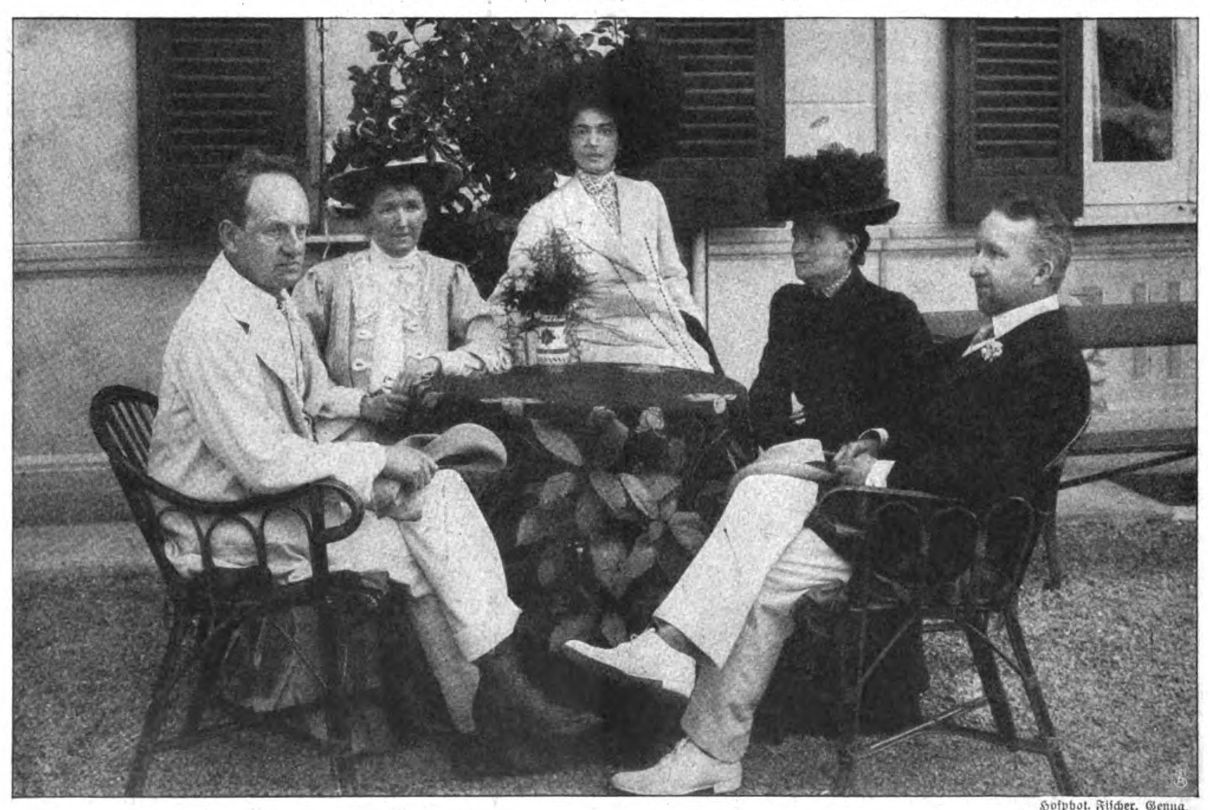


Hofphot. E. Bieber.

Oberregisseur Max Grube,
wurde zum Leiter des Neuen Meininger Hoftheaters ausersehen.



Mrs. Carrie Chapman-Catt,
die amerikanische Führerin der internat. Frauenbewegung.
Zu ihrem Besuch in Berlin.



Hofphot. Fischer, Genua.

Von links nach rechts: Gerhart Hauptmann, Frau Eva Chamberlain, Frau Gerhart Hauptmann, Frau Küchler, Siegfried Wagner.

Die Familie Wagner an der Riviera: Auf der Hotelterrasse in Santa Margherita.



Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 09:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

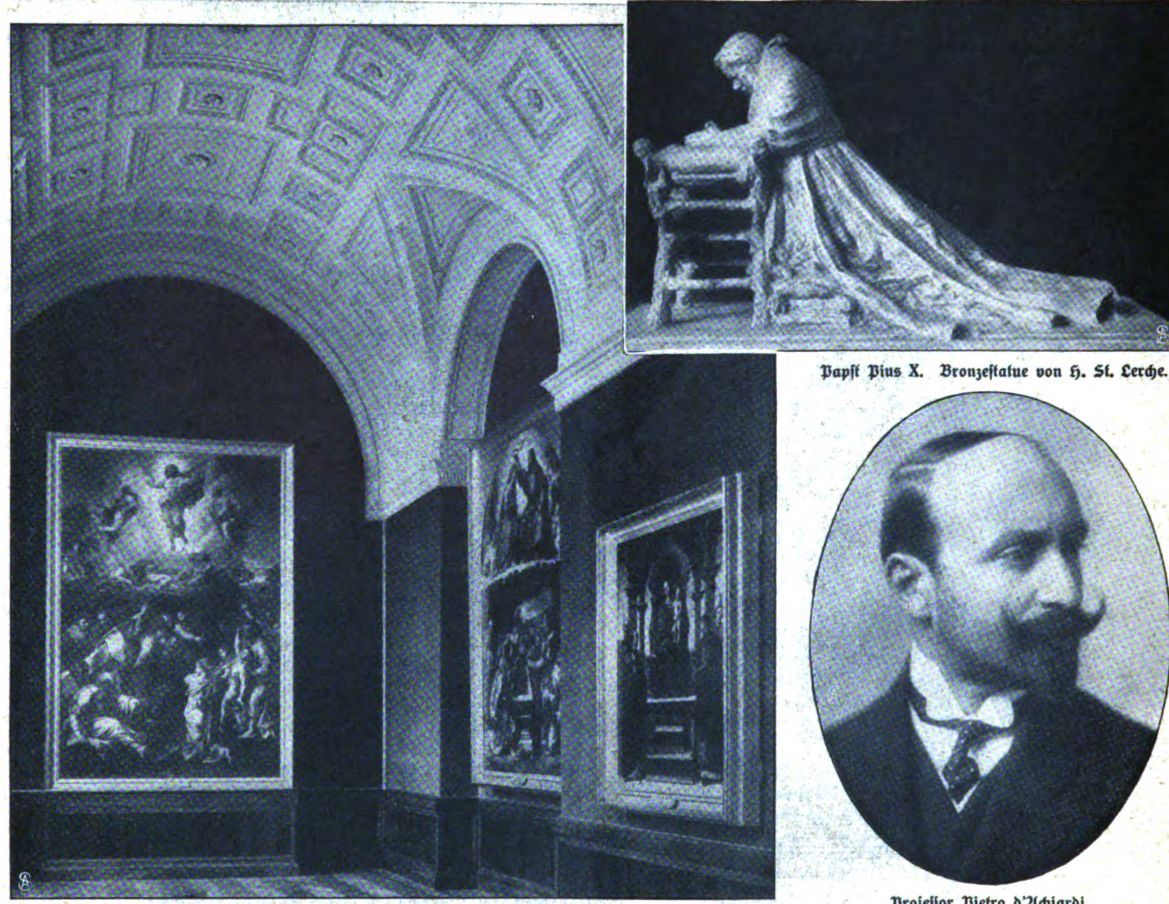
Von links nach rechts: Drei Generationen: Bernhard Bramwell Booth, der Enkel des Jubilars; General William Booth; Mr. Bramwell Booth, der älteste Sohn des Generals.

Ein großer Tag in der Heilsarmee: Der achtzigste Geburtstag des Generals William Booth.


Digitized by Google

Original from
CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 09:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Papst Pius X. Bronzestatue von H. St. Lerche.

Der Saal mit Raffaelschen Gemälden.

Professor Pietro d'Achiardi,
Direktor der Neuen Vatikanischen Pinakothek.



Der Saal mit dem großen Fresko des Melozzo da Forli:

Zur Eröffnung der neuen Vatikanischen Pinakothek in Rom.

Generated on 2019-06-06 09:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from
CORNELL UNIVERSITY

Groß-Berlin im Zeichen des Sports:

Das Croß-Country-Laufen im Grunewald: Die Läufer auf dem Marsch.

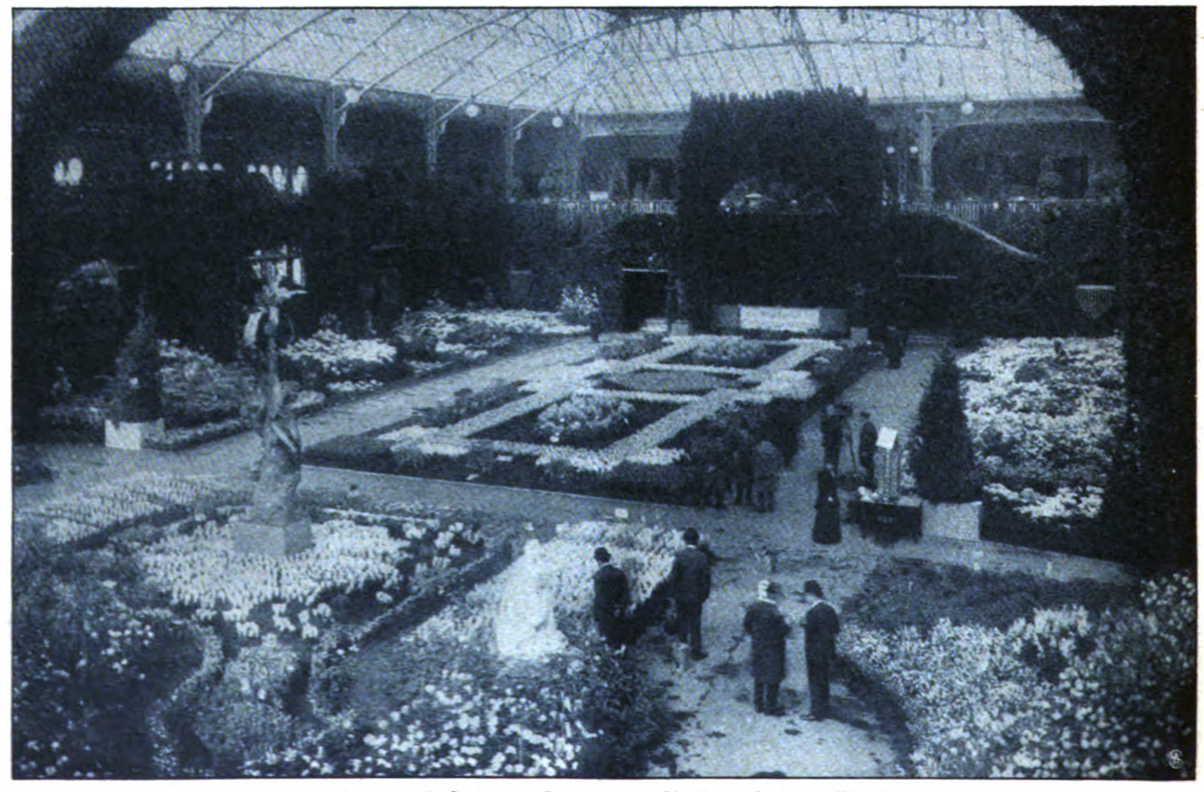
Spezialaufnahme für die „Woche".

Generated on 2019-06-06 09:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by

Original from
CORNELL UNIVERSITY



Die Azaleen-Gruppe im Saal I.



Die Hyazinthen- und Tulpen-Gruppen. An den Seiten Rhododendren.

Von der Großen Internationalen Gartenbauausstellung in Berlin. — Spezialaufnahmen für die „Woche".

Generated on 2019-06-06 09:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY

Hanseaten.

Roman von

Rudolf Herzog.

8. Fortsetzung.

„Ist es so schön dort oben in Norwegen?" fragte Robert Twersten leise den alten Vanheil. „Ich war als Junge dort und möchte die Erinnerung auffrischen."

„So schön . . . ?" wiederholte Martin Vanheil, und seine Züge strahlten. „Kein herrlicheres Wandern, als in der Morgenfrühe durch den einsamen Bergwald dem Gipfel zu. Noch weht Dämmerung zwischen den Stämmen, und durch die lautlose Stille läuft, fern nur, das Echo des eigenen Schritts. Du allein bist das Leben. Wenn du den Schritt hemmst, schweigt der Wald. Wenn du einen Ruf ausstößest, antwortet er dir mit aufjubelnden Stimmen.

„Dort oben, irgendwo, zuckt ein Lichtlein auf und schwindet. Wieder und wieder. Nun ist es ein Strahl, der breit in den Wald fällt. Nun eine Flut von Sonne! Die Bäume treten zurück und bilden Spalier. Und ich schreite hindurch und stehe auf der Höhe von Voksenkollen. Einen Atemzug lang muß ich die Augen schließen. Nein, nicht die Sonne blendet. Es ist, als ob aus dem Dornbusch die Stimme riefe, die Moses befahl: ‚Zieh die Schuhe aus, denn das Land, das dein Fuß betritt, ist heiliges Land. . . .' Auf einem Felsvorsprung stehe ich wie auf einem Altar. Und tief unten zu Füßen und weit hinaus, so weit, wie sich der Horizont spannt, ein Stück Gottesnatur, die unberührt die Spuren bewahrte von der Erhabenheit ihres Schöpfers. Unabsehbar, bis an den feinen Rand, der den Ozean ahnen läßt, schlingen sich die klaren Fjorde, und auf den stillen Wassern schwimmen die Inseln wie träumende Gedanken. Und in die schützende Bucht gepreßt, lauscht Christiania staunend in den Kranz von Schönheit hinaus. Hier wird das Schweigen die Sprache der Anbetung.".

„Wer zählt die Stunden", fuhr er fort. „Abend ist es geworden, und die Jacht, die fern in den Fjorden kreuzt, trägt auch mich. Von den stillen Gestaden, von den kristallenen Wassereinsamkeiten geht ein Hauch aus, der den lauten Schlag des Herzens zur Ruhe zwingt und es dennoch seiner Kraft bewußt werden läßt. Ein Strom von Klarheit zieht in die Seele und entwirrt spielend, was die Gedankenarbeit in tagelangem Mühen nicht vermochte. Und heimlich recken wir uns in den Schultern." . . .

„Sehen Sie, Robert," schloß er, „so schön ist es."

Robert Twersten saß vornübergebeugt und horchte. Ganz eingesponnen war er von den Bildern, die der alte Kaufmann, den der Vater einen unrettbaren Idealisten nannte, aus dem Schatze der Erinnerungen hervorholte, das Familienheim damit zu schmücken. Die Lärmszenen aus der Niedernstraße waren wie weggeweht aus seinem Ohr. Und er empfand in dem Frieden, der in diesem Raum, unter diesen Menschen herrschte, mehr als den Frieden: Die Sehnsucht, auch hinauszufahren in die Welt und alle diese Schätze zu heben und heimzubringen.

Da saß der alte Vanheil und streichelte sein Knie. War er nicht reicher als sein Vater daheim, als Karl Twersten, der große Werftbesitzer? Und machte er seine Familie nicht reicher? Oder waren es die Seinen, die ihn reich machten, weil sie seine Schätze als Lebensmünze nahmen?

Roberts Blick streifte heimlich den Kreis. Frau Henriette hatte die Hand auf die Schulter ihres Mannes gelegt, und ihr Auge tauchte lächelnd in das seine. Erikas Kopf lehnte leicht an der Brust des Offiziers. Der alte Buchhalter nickte in einem fort, als müßte er alle die Worte seines Chefs bestätigen. Und Marga hatte die Augen weit geöffnet und schien zu träumen.

„Ach," sagte Robert Twersten, „reisen können. Reisen, wohin es einen treibt." . . .

„Das tut der Hafen." Marga Vanheil träumte nicht. „Das bringen die Schiffe mit sich aus der Ferne und tragen es wieder hinaus. Aber die Schiffe gehen auch nicht, wohin es sie treibt. Sie gehorchen einem Steuer, und das ist gut so, Bob. Denn sonst würde unser hamburgisches Reisefieber in Krankheit und nicht in Gesundheit umschlagen."

„Na, Schwägerin," meinte der Offizier lachend, „in Seekrankheit wird's wohl meistenteils umschlagen."

„Landratte", spottete der Hausherr gemütlich.

„Nicht so stolz, Schwiegervater. Selbst Kameraden von der Marine haben mir erzählt, daß sie auf jeder großen Reise ihren Tribut zu zahlen haben, wenn auch in angemessener Form. Und du solltest nicht?"

„Einmal", sagte Martin Vanheil, und er schmunzelte, als ob es für ihn ein Vergnügen gewesen wäre. „Einmal."

„Heraus mit dem Geständnis! Das soll uns Landratten guttun."

„Wie ihr wollt, denn ich habe wahrhaftig nichts zu bedauern. Also, in Bergen war's, und ich gehe an Bord des Dampfers und bedenke nicht, daß es ein Vergnügungsdampfer ist, und daß der Himmel sich umwölkt und der Wind bereits Späße macht. Die Kabinen sind bis auf die letzte belegt, selbst Rauch- und Speisesalon in Schlafstätten umgewandelt. Nur in der Schiffsspitze ist noch ein Raum. Zweimal vier Betten werden übereinandergetürmt. Freiwillige vor! Menschen, die schon einmal in einer russischen Schaukel geschlafen haben! Ich melde mich. Sieben Tollkühne mit mir. O Gott!"

Published 10. IV. 1909. Privilege of copyright in the United States reserved under the Act approved 3 March 1905 by August Scherl G. m. b. H., Berlin.



Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 09:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Schon?"

„Abwarten. Wie wir es auch mußten. Bis wir nämlich aus den Fjorden herauswaren. Nein, wie sich das offene Meer auf uns freute, und eine Riesenwelle gab uns an die andere zur Umarmung weiter, bis die arme Seele sich alles, aber auch rein alles gefallen ließ. ‚Die zwei Kronen für das Abendessen,' sagte neben mir ein schwedischer Konsul, ‚hätte ich füglich sparen können.' Sprach's und verschwand als letzter in seine Kabine.

„Ich halte mich ehrlich wacker. Wißt ihr, mit so einem festgefrorenen Lächeln im Gesicht. Und ich steige die Treppe hinab in den Bauch des Schiffes und taste mich in die Schiffsspitze zu den hängenden Gärten der Semiramis, den acht Extrabetten. Die russische Schaukel ist im Betrieb. Auf ‚eins, zwei!' sausen wir mit den Köpfen in einen Abgrund; auf ‚drei vier!' werden wir an den Beinen gen Himmel geschnellt. Es gibt Menschen, denen dieser auserlesene Scherz wenig Spaß macht. Humorlose Gesellen!

„Ich wache auf. Drei Uhr nachts ist es. Draußen tanzen die Wellen Galopp. Haben wir in der Schiffsspitze einen Fanatiker unter uns? Sind wir auf einer Wallfahrt statt auf einer Vergnügungsfahrt? Ein Mensch kniet auf dem Schiffsboden und kasteit sich. Mit den Händen schlägt er gegen die Schiffswand, und der Kopf fährt hinterdrein wie ein Mauerstürmer. Mir graust es, wenn ich sein Antlitz sehe! Nun bewegt er die Lippen. Nun schreit er auf! Wie von Furien gepeitscht, ringt er die Hände vor Schmerzensgewalt. Aus allen Betten starren schreckensbleiche Gesichter auf den wildsingenden Sektierer. Ansteckend ist solch ein Wahn. Hier, dort wird eine Decke zurückgeschlagen. Zitternde Beine suchen den Boden, tragen schwankende Körper zu dem Rufer im Streit. Um mich herum sind die Betten leer. Sieben Stimmen vereinigen sich zu dem fanatischen Gesang über den Wassern. Sieben? . . . Abergläubisch zähle ich — sieben? Zu einem Doppelquartett gehören — acht! . . . Und es wurde ein Doppelquartett. — —

„Aus den Kabinen aber schallt es zweistimmig und vierstimmig, im Rauchsalon übt ein Männergesangverein und im Speisesaal ein gemischter Chor. Der Sturm schüttelt sich vor Lachen, und die Seekühe brüllen vor Entzücken."

„Genug, genug!" Der ganze Kreis wehrte lachend ab. Und der alte Vanheil lachte vor Behagen mit.

„Ja, das war's. Und wer, glaubt ihr, hat in der Morgenfrühe die wunderbare Einfahrt in den Hafen gesehen? Eine dunkle Sage lief um: Kapitän und Steuermann! — — Das also war das eine Mal!"

Sie wischten sich die Tränen aus den Augen und atmeten auf. Und dann lachten sie noch einmal, ohne neue Veranlassung, nur weil die Fröhlichkeit in diesem Zimmer von einem zum andern lief.

„Scheußlich, scheußlich", rief der Offizier. „Das ist ja die Vorschule zum Zukunftsstaat, die reine Gleichmacherei!"

„Ich meine, lieber Schwiegersohn," erwiderte Vanheil, „da läge dir ein ander Bild näher. Es ist wie in der Schlacht. Da werden alle Zeitgenossen Brüder. Eine Kugel kommt geflogen — Gilt sie mir oder gilt sie dir?"

„Bitte, dir!" wehrte der Offizier und schauderte.

Frau Henriette reichte ein Glas schwedischen Punsch herum. „Es ist wirklich Zeit, daß wir uns nach den überstandenen Strapazen stärken. Und jetzt wollen wir lieber an die stille Weihnachtzeit denken als an die wilde See. Nicht wahr, Kinder?"

„Die sorgsame Mutter", nickte Vanheil und schlürfte langsam sein Glas aus. Dann streckte er im Sessel die Glieder.

Marga gewahrte es. Sie erhob sich, holte noch ein Kissen herbei und schob es ihm sacht in den Rücken.

„Mach es dir ganz bequem, Vater."

„Danke, Döchting. Ja, ich weiß nicht, ich bin jetzt des Abends immer so faul. Als wenn ich den ganzen Tag — Kisten genagelt und — und — Fässer aufgeladen hätte. Tja. Aber ich schlaf nicht ein. Das braucht ihr nicht zu denken. Nur so ein paar Minuten den alten Rücken strecken — den Kopf anlegen — den Plappermund halten. — Nun sprecht nur, sprecht. Ich höre zu."

Aber er hörte nicht zu. Die Augen schlossen sich, und er schlief ganz still in seinem Sessel ein.

Alle erhoben sich leise. Der alte Buchhalter Rochus etwas verlegen, der Offizier verwundert und Robert Twersten mit einem fragenden Blick auf Marga.

Marga schüttelte den Kopf. „Nicht fortgehen", sagte sie. „Er würde sehr bestürzt sein, wenn er aufwachte und fände euch nicht mehr vor. Es sind schwere Arbeitswochen. Und da nickt Vater am Abend zuweilen ein wenig ein."

Martin Vanheil schlief. Seine Züge waren abgespannt, aber sein Atem ging ruhig wie der eines Kindes. Und die Familie und ihre Gäste teilten sich in zwei Gruppen, damit das Gespräch weniger laut würde, und Frau Henriette ließ sich mit ihrem Schwiegersohn und ihrer Tochter Erika im kleinen Empfangssalon nieder, während Marga mit ihrem jungen Freunde und dem alten Buchhalter das Eßzimmer aufsuchte.

„Er wird jetzt so leicht müde", flüsterte Marga dem alten Rochus zu, und der Vertraute des Hauses und der Firma nickte sorgenvoll.

Robert Twersten hatte sich mit einem Bilderwerk in die Fensternische gesetzt. Er empfand, daß er jetzt nicht stören dürfe, und schlug lautlos Seite auf Seite um. Marga blickte zu ihm hin. Sie freute sich seiner zarten Rücksichtnahme, die so viel Familienzugehörigkeit bewies, und sie dankte sie ihm. Und sie beugte sich über den Tisch zu dem alten Buchhalter hin, und das Flüstern zwischen ihnen ging her und hin.

Einmal warf Robert Twersten einen Blick auf die Freundin. Und er bemerkte, daß auch ihr Gesicht ernst und sorgenvoll war. Das beunruhigte ihn, und er schlug die Seiten des Bilderwerks um, ohne die sauberen Stiche zu betrachten.

Marga hatte auf einem Papierschnitzel gerechnet, und der alte Rochus hatte die Berechnungen korrigiert. Das war mehrmals geschehen. Dann pinkte eine Uhr.

Marga schob das Blatt Papier in die Tasche und reichte dem Alten die Hand.

„Es ist für Sie spät geworden, Herr Rochus. Sie haben den Schlaf auch nötig."


Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„O nein, Fräulein Vanheil. In meinem Alter braucht man so wenig Schlaf."

„Sie sehen es an meinem Vater. Und der ist zehn Jahre jünger als Sie."

„Fräulein Vanheil," sagte der Alte zutraulich, „so dürfen Sie nicht rechnen. Ihr Herr Vater ist der Chef und hat die Sorgen. Und ich habe jeden Monat mein gutes Salär, ob die Zeiten schwere oder leichte sind."

„Als wenn Sie nicht an allen Sorgen der Firma Martin Vanheil teilnähmen, so, als ob es Ihre eigene Firma wäre."

„Das tu ich, Fräulein Vanheil, und es ist gewiß wahr. Aber bei mir ist es doch Liebhaberei, und ich habe keine Familie."

„Bei Ihnen, Herr Rochus," sagte Marga warm, „ist es Liebe. Sie brauchen sich wirklich nicht herauszureden."

Der Alte putzte seine Brillengläser. „Wäre das so verwunderlich bei einem alten Mann, den man seit zwanzig Jahren so gut behandelt? Das müßte doch ein hartgesottener Sünder sein, der in der Luft von Martin Vanheils Haus nicht weich würde." Er befestigte die Brille hinter den Ohren und sah aus den rotgeränderten Augen mit väterlicher Vertraulichkeit das junge Mädchen an.

„Und nun habe ich in Fräulein Marga eine so ausgezeichnete Schülerin in der Kaufmannschaft erhalten. Das ist doch auch eine Ehre."

„Schön," erwiderte Marga, „in diesen Dingen bin und bleibe ich Ihre getreue Schülerin. Aber in häuslichen Angelegenheiten müssen Sie, gerade in Ihrem Stande als Junggeselle, einer Frau gehorchen. Und diese Frau sagt Ihnen jetzt: Onkel Rochus, es schickte sich für Sie, daß Sie längst im Bette lägen. Dem Vater aber werde ich sagen, daß Sie eingeschlafen wären und nicht er. Da wird er Sie morgen gründlich necken. Also gute Nacht, Herr Rochus, und morgen gehe ich wieder bei Ihnen in die Lehre."

„Tja, Fräulein Vanheil, wenn das nun mal nicht anders ist, dann muß ich mich wohl leise drücken. Gute Nacht, Herr Twersten. Hat mich sehr gefreut. Gute Nacht, Fräulein Vanheil, und schönen Dank für den angenehmen Abend."

Sie begleitete ihn hinaus, um ihm in den Überrock zu helfen, und kehrte nach wenigen Minuten zurück.

„Entschuldige, Bob. Aber es war nett von dir, daß du dich nicht gelangweilt hast."

„Gelangweilt habe ich mich gar nicht. Aber beunruhigt."

„Nein, Junge, dazu hast du doch am wenigsten Grund. Was beunruhigt dich denn? Erzähl es mir."

„Ich beunruhigte mich nicht meinetwegen, Marga, sondern deinetwegen."

„Ach, Bob, wenn es das ist! Dazu liegt wahrhaftig keine Ursache vor. Sieh mich mal an, ob ich nicht gesund bin."

Und das große Mädchen stellte sich vor ihm auf und warf den Kopf in den Nacken und bog die Schultern zurück.

„Du bist sehr schön, Marga", sagte Robert Twersten beklommen, und sein Auge streifte scheu und bewundernd ihre Gestalt.

Sie setzte sich augenblicklich. „Danach habe ich dich nicht gefragt, Bob. Du mußt keine Dummheiten reden."

„Ich glaube, ich habe in meinem Leben nichts Klügeres gesagt", beharrte er.

„Bob," und sie lachte ihn an, „du willst mir doch kein Geständnis machen? Du, mache deine Vorstudien, wo du willst, aber nicht an mir. Ich bin heute schon eine alte Jungfer."

„Zuweilen", sagte er, und ein ärgerlicher Zug erschien um seinen Mund, „möchte ich dich geradezu prügeln, weil du so albern mit mir herumspringst. Und zuweilen, siehst du, Marga, dann ist mir wieder so, als hättest du mich doch lieb und verstelltest dich nur."

„Das ist möglich", erwiderte sie und sah ihn fest an.

„Weshalb verstellst du dich dann?"

„Das weiß ich selbst nicht. Vielleicht denke ich: Schade, daß er nicht dreißig Jahre älter ist."

„Um Gottes willen! Dann wäre ich ja schon so alt wie mein Vater!"

„Aber auch solch ein Mann!"

„Man kann auch auf anderem Wege solch ein Mann werden."

„Bitte, Bob," sagte sie ernst, „werde es. Auf den ‚Weg' soll es mir nicht ankommen."

Er schwieg und grübelte vor sich hin. Und sie betrachtete ihn und freute sich des energischen Zuges, den sie in seinem Gesicht entdeckte. Das war echt Twerstensche Prägung.

„Du könntest wohl mehr Zutrauen zu mir haben", begann er endlich.

„Das wollte ich gern. Aber ich habe es ja nie zu dir verloren, Bob."

„Ich sehe, daß du geheime Sorgen hast. Und ich sah auch, wie du mit eurem Buchhalter flüstertest und rechnetest. Was hast du?"

„Ich lerne die Kaufmannschaft. Und der alte Rochus ist mein Lehrer. Das ist alles."

„Das ist nicht alles. Und wenn du mich ein wenig gern möchtest, würdest du es mir sagen. Ich will ja nicht behaupten, daß ich dir mit meinen Kenntnissen helfen könnte" —

„Nein, das könntest du nicht. Jeder muß für sich lernen. Was dem einen groß und wichtig dünkt, dünkt dem andern klein und nebensächlich. Und umgekehrt ist es genau so."

„Nun, dann könntest du es mir sagen, damit ich wenigstens davon lernen könnte."

Sie setzte sich aufrecht. „Ja, Bob, das wäre ein Grund. Und du hast ein gutes Wort gesprochen. Sieh — da ist heute unter den Frauen und Mädchen ein Drängen, aus den alten, engen Verhältnissen herauszukommen. Viele verstehen das falsch und meinen, es gälte, in glänzendere Verhältnisse hineinzukommen. Ich aber sehe diese Befreiung aus der Enge allein schon in der Betätigung. Da mögen die äußeren Verhältnisse die gleichen bleiben oder nicht, wir schaffen sie uns durch unsere Arbeit selber und haben mit der Verantwortung auch unsere eigene Freude daran. Unsere Freude auch an



Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 09:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

den Sorgen. Denn wenn wir Frauen den Männern gleichberechtigt sein wollen, genügt es nicht, daß wir studieren und uns die Kenntnisse der Männer aneignen und damit großtun. Gleichberechtigung ist ein völliges Teilhaben an allen Lebenserscheinungen. Und an den Sorgen nicht zum mindesten. Nicht laut, weißt du. In der Stille. Als etwas Selbstverständliches, von dem man gar nicht spricht, was man bloß tut."

„Und das tust du jetzt?" fragte Robert Twersten und sah achtungsvoll zu ihr auf.

„So weit bin ich noch nicht, Bob. Aber ich suche hineinzukommen. Und eines Tages werde ich es erreicht haben."

„Wenn es dir Freude macht" — sagte er langsam. „Freilich."

Sie blickte ernst in das Licht der Lampe. Und dann wanderte der Blick weiter, zum Wohnzimmer hinüber, in dem der alte Vanheil im Sessel saß und schlief.

„Er ist müde geworden, Bob. Und er ist für uns müde geworden. Eines Tages wird jemand da sein müssen, der ihm die Last abnimmt. Seinetwegen und der gesamten Familie wegen. Aber in erster Linie: seinetwegen. Denn sein Lebensabend muß sein, wie es sein Leben war: heiter und zufrieden. Wer käme da in Frage? Fritz nicht. Er ist Schiffsingenieur und wird zur Werft gehen. Mutter selbstverständlich nicht. Sie hat für uns alle die Haussorgen. Und Erika ist Offiziersfrau und hat einen jährlichen Zuschuß nötig, ohne den die Ehe nicht hätte geschlossen werden können. Bleibe ich übrig. Und wenn es mir gelingt, mich wie ein Mann in das Geschäft hineinzuarbeiten, um es später einmal für die Familie weiterführen zu können, so bezahle ich das vielleicht mit meiner Jugend, aber ich bezahle damit dem Vater alle seine Guttaten — die Guttaten für uns alle."

Sie schwiegen beide.

„Hast du das eingesehen, Bob?" fragte sie nach einer Weile.

Er schrak auf. „Eingesehen? — Wie meinst du das? Des Vaters wegen auf alle Wünsche und die eigene Jugend verzichten?"

„Ach," meinte sie lächelnd, „das mit der Jugend war mir nur so als Redensart entschlüpft. Ich glaube bestimmt, das ist nur so eine Einbildung. Es wäre schlimm, wenn man mit fünfzig Jahren und mehr nicht mehr so empfinden könnte wie mit zwanzig Jahren. Was ist denn an unsern zwanzig Jahren dran? Dummheiten machen wir, was wir später nicht mehr dürfen, das ist wahr, und es ist gewiß oft schade. Aber sonst? Meister sein, ist doch schöner als Lehrjunge! Ich brauche nur deinen Vater anzusehen, und ich werde ganz ruhig."

„Ich weiß es nicht", sagte Robert Twersten, und seine Gedanken liefen im Kreis. — —

Währenddessen saßen im kleinen, altmodischen Empfangzimmer Frau Henriette und Erika mit ihrem Gatten und plauderten. Der Offizier erzählte von seinen kriegsakademischen Studien. Er galt bei Kameraden und Vorgesetzten als ein kommender Mann und stand dicht vor der Beförderung zum Hauptmann. Sein eisernes Streben, in das sich ein gut Teil Ehrgeiz mischte, war bekannt. Man liebte ihn nicht, aber man respektierte ihn sehr.

„Ich hoffe," erklärte er den Damen, „mit einem Jahr Frontdienst als Kompaniechef wird's getan sein. Passiert inzwischen nichts, was meiner Karriere schädlich sein könnte, so habe ich die beste Anwartschaft, sofort in den Generalstab übernommen zu werden. Der General sagte mir das erst vor wenigen Tagen ziemlich unverblümt. Hauptsache: Augen geradeaus!"

„Was glaubst du, wohin wir versetzt werden?" fragte Erika interessiert.

„Wohin? Das ist ja so egal. Kompaniedienst ist Kompaniedienst. Die Stadt macht ihn nicht anders."

„Nein, so meinte ich das nicht. Ich dachte diesmal an mich und an die Kinder. Das Leben in Berlin und der Verkehr mit all den Spitzen war ja so teuer, daß ich mich mit den Jungens immer wieder ein Vierteljahr unter mütterlichen Schutz stellen mußte, damit unser Budget balancekräftig blieb. Mir wäre eine kleinere Stadt ganz angenehm. Was ich wünsche, ist ja nichts mehr als die Gelegenheit zu einem gemütlichen Familienleben."

„Gemütlich? Na ja. Das ist ein dehnbarer Begriff. Wenn wir bei der Gemütlichkeit nicht einschlafen wollen, ich meine, wenn wir uns dabei an maßgebenden Stellen in Erinnerung halten wollen, kostet sie auch Geld, und das nicht zu knapp. Mich soll es freuen, wenn wir es ausgeben können. Das ist in diesem Übergangstadium keine schlechte Kapitalsanlage. Was denkst du, Mama?"

„Kinder," sagte Frau Henriette freundlich, „ich denke, ihr seid Manns genug, um euch eure Zukunft selber einzurichten. Und außerdem seid ihr ja viel klüger als ich."

„Mama!" lachte Erika zärtlich und umschlang sie.

So saßen sie eine Weile und sprachen nicht mehr. Dann machte sich die Tochter behutsam frei und horchte.

„Was hast du, Kind? Es ist alles still im Haus."

„Ich möchte einmal nach den Jungens sehen, Mama. Zuweilen faßt mich eine solche Sehnsucht nach den kleinen Bengels, daß ich meine, sie verlangten nach mir. Auch wenn sie schlafen."

„Das ist mir bei euch nicht anders ergangen. Aber weck sie nicht auf."

Leichtfüßig schlüpfte Erika hinaus. Kaum daß eine Diele draußen knackte. Frau Henriette saß ihrem Schwiegersohn schweigend gegenüber. Sie fand sich so schwer in seine Welt.

„Darf ich dich etwas fragen, Mama?"

„Gewiß darfst du das. Was möchtest du denn wissen?"

„Was ist das mit Papa? Er ist nicht mehr so elastisch wie früher."

„Aber er hat doch noch so hübsch von seinen Fahrten erzählt. Fandst du das nicht?"

„Ehrlich gestanden: nein. Ich fand eher, er erzählte so viel, um uns vom Fragen abzuhalten."

Frau Henriette errötete. Aber es war Unwille, der sie zum Erröten brachte.

„Was könnten das für Fragen sein, die wir stellen dürften, und denen Papa aus dem Wege gehen möchte. Das ist mir nicht klar."

Nun, Mama, das liegt doch nicht so weit ab. Nach den geschäftlichen Ergebnissen und Aussichten zum Beispiel."



Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Mein lieber Sohn," sagte Frau Henriette, und ihre Haltung wurde steif und ablehnend, „alleiniger Inhaber der Firma Martin Vanheil ist Papa. Und keiner von uns, den er nicht selber direkt darum ersucht, hat sich um seine geschäftlichen Dispositionen zu bekümmern. Vergiß, bitte, nicht: Du bist in einem alten Hamburger Kaufmannshaus."

„Gott, liebe Mama, wie feierlich du das gleich nimmst. Das ist noch etwas alte Schule, und ich mache gewiß meine Honneurs. Aber du bist doch eine Frau, die gerade für die täglichen Bedürfnisse des Lebens Verständnis hat, und da meine ich, wenn die Geschäfte von Papa nicht mehr so gut gehen —"

„Sage mir einmal," unterbrach sie ihn, und sie fühlte, daß sie für ihren Mann sprach, und fand den Ton würdiger Überlegenheit, „ist es schon einmal vorgekommen, daß ihr in den fünf Jahren eurer Ehe den Zuschuß, den euch Papa zugesichert hat, auch nur um einen Tag verspätet erhalten habt, oder daß ein Pfennig daran fehlte? Nein? Nun, dann bitte ich dich, nicht eher von Vermutungen zu sprechen, als bis du Gründe dafür vorzubringen hast. Der gute Name eines Kaufmannes gründet sich auf dem Glauben, den man ihm entgegenbringt. Und Vanheil hat diesen Glauben noch immer gefunden."

„Wie du befiehlst, Mama. Ich wollte nur vorbeugen. Wenn einer Grund hat, sich über Papas andauernd gute Geschäftslage zu freuen, so bin ich es doch. Denn — nun erschrick nicht — ich komme schon wieder mit einem Anliegen. Ich muß energisch meine Reitübungen wieder aufnehmen. Das kann ich natürlich nicht auf einem abgetakelten Mietklepper, dazu gehört der eigene Gaul. Und zum Gaul gehört Zaumzeug und Sattelzeug. Von der Stallmiete gar nicht zu reden. Darf ich auf euch hoffen, Mama?"

Frau Henriette hielt sich wacker. Der Schreck, kaum aufgestiegen, war überwunden. Nur keine neuen Sorgen dem geliebten Mann da drinnen aufladen. Und ihm jede Verlegenheit dem Schwiegersohn gegenüber aus dem Wege räumen. Ohne sich zu besinnen, beschloß sie in derselben Sekunde, sich von ihren Haushaltungsersparnissen zu trennen und den Wunsch zu erfüllen.

„Natürlich darfst du hoffen. Aber es ist eine Bedingung dabei."

„Sie ist erfüllt, liebe Mama."

„Die Kinder brauchen es nicht zu wissen. Fritz wird mir so schon zu üppig. Also du erhältst das Geld von mir, und du verlierst kein Wort darüber, weder zu mir noch zu Papa."

„Mit diesem Dank", und er küßte ihr die Hand, „gelobe ich Verschwiegenheit."

Erika kam über den Korridor. Ganz leise öffnete sie die Tür. „Die Jungens schlafen. Aber Papa regt sich. Schnell! Ich benachrichtige Marga."

Und aus beiden Zimmern schlüpften sie in das Wohnzimmer zurück, und der Offizier saß auf dem Klavierschemel, und Frau Henriette stand mit ihren Töchtern vor dem Klavier, und die Töchter hielten die Mutter umschlungen. Robert Twersten aber saß in seinem Sessel und hielt die Hände um sein Knie gefaltet.

(Fortsetzung folgt.)

Das Geld auf Reisen.

Von Oberpostinspektor H. Herzog, Berlin.

Die vielfachen geschäftlichen und privaten Beziehungen, die von Ort zu Ort, von Land zu Land hin und her gehen, bringen es mit sich, daß mit dem Menschen auch ihr Zahlungsmittel, das Geld, sich andauernd in lebhafter Bewegung befindet. Auch das Geld geht auf Reisen, bald hierhin, bald dahin, bald im Inland, bald nach dem Ausland, und die Formen, unter denen sich das Reisen des Geldes abspielt, sind außerordentlich mannigfaltig.

Die ursprünglichste Art der Geldübermittlung, die Beförderung von barem Geld (Münzen oder Papiergeld) von einem Ort zum anderen, lag von jeher und liegt noch jetzt zum größten Teil in den Händen der Post. In Deutschland und vielen anderen Ländern kann Geld von alters her in Briefen oder Paketen unter Versicherung des Wertes mit der Post versandt werden; die Zahl der Postverwaltungen, die Wertsendungen im Verkehr mit dem Ausland zulassen, wächst von Jahr zu Jahr. Auch die in der ganzen Welt zugelassenen Einschreibbriefe und — leider — selbst gewöhnliche Briefe werden nicht selten zur Uebermittlung von barem Geld benutzt. In allen diesen Fällen hat die Post nicht mit dem Geld selbst, sondern nur mit den verschlossenen Sendungen zu tun. In einigen Ländern, z. B. in Rußland und Dänemark, gestattet oder verlangt die Post jedoch die offene Auslieferung der Geldsendungen, damit ihr Inhalt vor der Absendung geprüft werden kann. Der Gesamtwert der unter Wertangabe beförderten Postsendungen macht in allen Ländern zusammen beinahe 65 Milliarden Mark im Jahr aus, wovon 20 Milliarden Mark auf Deutschland entfallen; dazu kommen gegen 400 Millionen Einschreibsendungen, wovon mehr als der zehnte Teil in Deutschland zur Post gegeben wird. Man sieht aus diesen Zahlen, wenn auch freilich ein nicht geringer Teil der Wert- und Einschreibsendungen nicht Geld, sondern Wertpapiere, wichtige Urkunden, wertvolle Waren u. dgl. enthält, welche erhebliche Summen in Postsendungen hin und her wandern. Ein Monopol der Beförderung von barem Geld, wie es früher z. B. in Preußen bestand, nimmt die Post nicht mehr in Anspruch. Deshalb sind heute neben der Post auch andere Beförderungsanstalten, insbesondere die Eisenbahnen und Schiffsgesellschaften, an der Beförderung von barem Geld beteiligt.

Die Versendung des Geldes selbst, ein Reisen des Geldes im eigentlichen Sinn, ist auch heute noch in vielen Fällen schlechterdings nicht zu entbehren, z. B. dann nicht, wenn es sich darum handelt, Banken oder Postanstalten, die ihren Geldvorrat am Ort nicht zu ergänzen in der Lage sind, mit barem Geld zu versehen. Im ganzen ist aber diese Art der Geldüber-



Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mittlung schwierig und umständlich, gibt auch nicht selten zu Verlusten Anlaß. Sodann ist es, namentlich bei großen Summen, unerwünscht, daß das bar versandte Geld während der Beförderung völlig brachliegt. Erwägungen dieser Art haben schon früh den Wunsch aufkommen lassen, die Versendung des baren Geldes durch andere Mittel der Geldüberweisung entbehrlich zu machen, das Geld reisen zu lassen, ohne daß es von einem Ort zum anderen bewegt wird. Daß nach dieser Richtung hin von den Banken, deren Geschichte gleich der der Post um Jahrhunderte zurückreicht, außerordentliche Erfolge erzielt worden sind, ist allbekannt.

Indes kommt der Bankverkehr im wesentlichen dem Geschäftsverkehr, insbesondere dem großen Geschäftsverkehr zugute. Mittlere und kleinere Geschäftsleute sowie Privatleute pflegen sich zur Ueberweisung von Geldbeträgen nicht der Banken zu bedienen. Mißlich ist auch, daß die nur an größeren Orten bestehenden Banken nicht für jedermann ohne weiteres erreichbar sind. Um so wichtiger ist es, daß in den meisten Ländern auch die Post mit ihrem dichten Netz von Anstalten, freilich später als die Banken, Einrichtungen getroffen hat, die eine Uebermittlung von Geldbeträgen ohne Uebersendung baren Geldes ermöglichen. Es handelt sich dabei in erster Linie um den Postanweisungsverkehr, der in bequemer Weise die Ueberweisung nicht zu hoher Beträge (im allgemeinen bis 800 Mark) gestattet.

Die Postanweisung stammt aus England. Dort finden wir bereits Ende des 18. Jahrhunderts ein dem heutigen Postanweisungsdienst entsprechendes Geldübermittlungsverfahren, während in Deutschland dieser Dienstzweig der Post erst vor etwa sechzig Jahren eingeführt worden ist. Aber in Deutschland hat sich der Postanweisungsverkehr lebhafter als in irgendeinem anderen Lande entwickelt, so daß die bei den deutschen Postanstalten auf Postanweisungen ein- und ausgezahlte Summe (12 Milliarden Mark im Jahr) beinahe ebenso groß ist wie der Gesamtbetrag der in allen anderen Ländern durch Postanweisung versandten Gelder. Deutschland hat auch die Anregung zur Einrichtung eines in der Hauptsache einheitlich geregelten internationalen Postanweisungsdienstes gegeben und hat dadurch wesentlich dazu beigetragen, daß sich immer mehr Länder zur Einführung des Postanweisungsdienstes in ihrem inneren Verkehr wie im Verkehr mit dem Ausland entschlossen haben. Nur ganz wenige Postverwaltungen, z. B. die Spaniens, befassen sich noch nicht mit der Uebermittlung von Geldern mittels Postanweisung.

Die Formen des Postanweisungsdienstes sind nicht überall gleich. Das deutsche System der Kartenpostanweisungen, bei dem der Absender nach Einzahlung des Betrags mit der Postanweisung nichts mehr zu tun hat, weil sie amtlich von der Aufgabestelle an die Bestimmungsanstalt übermittelt wird, ist in vielen Ländern eingeführt. In anderen Ländern, z. B. in England und den Vereinigten Staaten von Amerika, besteht die Einrichtung, daß die Aufgabeanstalt zwar eine Mitteilung über die Einzahlung an die Bestimmungsanstalt sendet, daß aber die eigentliche Postanweisung, auf Grund deren die Auszahlung des Betrags erfolgt, dem Absender behufs Uebermittlung an den Empfänger ausgefolgt wird. Eine Abart der Postanweisungen bilden die auf kleine Beträge (bis 10 oder 20 Mark) lautenden Postbons, die in vielen Ländern (jedoch nicht in Deutschland) bei sehr niedrigen Gebühren zu bestimmten Nennwerten bei den Postanstalten käuflich sind, an jede beliebige Person im Brief versandt und von dem Inhaber bei jeder Postanstalt zur Auszahlung des Nennwertes vorgelegt werden können. Eine Versendung des eingezahlten Geldbetrags von der Aufgabe- an die Bestimmungsanstalt findet beim Postanweisungsverkehr allgemein nicht statt. Die eingezahlten Summen bilden eine Einnahme der Aufgabepostanstalt, die über sie wie über andere Einnahmen Rechnung zu legen hat; am Bestimmungsort werden die auszuzahlenden Beträge aus den der Postanstalt zur Verfügung stehenden Geldmitteln entnommen und wie andere Ausgaben nachgewiesen. Die Kontrolle darüber, daß die eingezahlten Summen richtig ausgezahlt sind, und daß eine Auszahlung anderer als der ordnungsmäßig eingezahlten Beträge nicht stattgefunden hat, wird durch bestimmte Zentralstellen ausgeübt. Bei diesem Verfahren können die auf Postanweisungen eingezahlten Beträge, wenn sie auch für die Dauer der Beförderung der Postanweisungen der Verfügung des Absenders entzogen sind, im Interesse der Allgemeinheit alsbald wieder nutzbringend verwendet werden. Ganz ist freilich auch beim Postanweisungsverkehr die Versendung baren Geldes nicht zu entbehren, denn die Postanstalten, bei denen die Einzahlungen höher sind als die Auszahlungen, müssen ihre überflüssigen Gelder an eine geeignete Stelle, etwa eine Postanstalt, die des Zuschusses bedarf, abliefern, und die Postanstalten, die zu den Auszahlungen nicht das nötige Geld zur Verfügung haben, müssen sich Barmittel von anderen Poststellen schicken lassen. Es ist eine dankbare, freilich nicht immer leichte Aufgabe der Postanstalten, dafür zu sorgen, daß kein Geld bei ihnen brachliegt, dabei aber doch stets ein ausreichender Geldvorrat vorhanden ist.

Das Postanweisungsverfahren ist im allgemeinen darauf berechnet, daß die Einzahlungen und Auszahlungen in barem Geld erfolgen. Doch haben verschiedene Verwaltungen, um den Barzahlungsverkehr zu vermindern, den Postanweisungsdienst mit dem Bankverkehr in Verbindung gebracht. So hat die deutsche Postverwaltung durch Vereinbarung mit der Reichsbank die Einrichtung getroffen, daß die Beträge eingehender Postanweisungen auf die bei der Reichsbank geführten Girokonten übertragen und die Einzahlungen auf Postanweisungen mittels Schecks, die auf die Reichsbank lauten, bewirkt werden können. Auch stehen die Postanstalten in Orten mit Reichsbankstellen mit diesen insofern in Verbindung, als sie durch ihre Vermittlung Ueberschüsse an andere Poststellen überweisen oder Zuschüsse von solchen Stellen empfangen. Auf diese Weise ist eine Verminderung des Barverkehrs der deutschen Postanstalten um mehrere Milliarden Mark im Jahr erzielt worden.

Der Postanweisungsverkehr von Land zu Land wickelt sich, meist unter Anwendung des Systems der Kartenpostanweisungen, in ähnlichen Formen ab wie der Inlandsverkehr. Die Abrechnung zwischen den Verwaltungen über die Postanweisungen erfolgt im allgemeinen in der Weise, daß die ausgezahlten Beträge im Verzeichnis eingetragen und deren Schlußsummen einander gegenübergestellt werden. Der Unterschied wird in bestimmten Fristen, meist vierteljährlich, von der Verwaltung, für die sich eine Schuld ergibt, beglichen, und zwar in der Regel durch Uebersendung eines Wechsels, also im Bankwege. Handelt es sich


Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957 Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

um sehr hohe Schuldbeträge, so hat die schuldende Verwaltung in der Zwischenzeit Abschlagzahlungen zu leisten. Gewisse Schwierigkeiten ergeben sich beim internationalen Postanweisungsverkehr aus der Verschiedenheit der Währungen. Dem Empfänger einer Postanweisung wird der Betrag in der Währung seines Landes ausgezahlt. Da anderseits die Einzahlungen am Aufgabeort in der Währung des Aufgabelandes zu erfolgen haben, so muß bei nicht übereinstimmender Währung ein Verhältnis festgesetzt werden, nach dem die Beträge der Postanweisungen aus der einen in die andere Währung umzurechnen sind. Die Festsetzung des Umwandlungsverhältnisses ist im allgemeinen Sache der Au'gabeverwaltung, die dabei, weil der Zahlungsausgleich, wie erwähnt, durch Wechsel bewirkt zu werden pflegt, auf den Börsenkurs der Wechsel Rücksicht zu nehmen hat. Bei erheblichen Aenderungen des Wechselkurses muß also, wie es tatsächlich nicht selten geschieht, der Einzahlungskurs für Postanweisungen anderweitig festgesetzt werden. Bei Ausstellung der Abrechnungen über den Postanweisungsverkehr wird im allgemeinen die niedere in die höhere Forderung nach dem Parikurse, also nach dem inneren Wert der Goldmünzen der beteiligten Länder, umgewandelt.

Um den Abrechnungsverkehr zwischen den Postverwaltungen zu erleichtern, sieht der Weltpostvertrag eine Zentralabrechnung dahin vor, daß die Ergebnisse der Postanweisungs- und sonstigen Abrechnungen, zum Beispiel der über Postpakete, Briefposttransitgebühren, Telegramme usw., durch das Internationale Bureau des Weltpostvereins in Bern zusammengestellt und, soweit angängig, gegeneinander ausgeglichen werden sollen. Durch dieses Verfahren, dem sich leider außer Deutschland nur wenige Postverwaltungen angeschlossen haben, wird ermöglicht, daß die Endsummen zahlreicher Einzelabrechnungen durch wenige Zahlungen beglichen werden können. Die Zentralabrechnung wird in der Frankenwährung aufgestellt, in die daher die in das Verfahren einzubeziehenden Summen, soweit sie auf andere Währung lauten, umgewandelt werden müssen.

Neben dem Postanweisungsdienst haben die Postverwaltungen Oesterreichs, der Schweiz und neuerdings auch Deutschlands in dem Postüberweisungs- und Scheckverkehr eine Art der Geldübermittlung geschaffen, die ohne Barsendung eine billige Uebersendung auch größerer Beträge gestattet. Wer an dem Verfahren, das im allgemeinen dem Scheck- und Giroverkehr der Banken entspricht, teilnehmen will, läßt sich ein Postscheckkonto eröffnen. Es können dann von ihm und jedem anderen Einzahlungen auf das Konto gemacht, auch die Beträge der für den Kontoinhaber eingehenden Postanweisungen dem Konto gutgeschrieben werden. Ueber sein Guthaben kann der Kontoinhaber durch Schecks dahin verfügen, daß Beträge an ihn oder an Dritte ausgezahlt oder auf ein anderes Konto überwiesen werden sollen. Die Gebühren für die im Wege des Postscheckverkehrs bewirkten Geldübermittlungen stellen sich im allgemeinen niedriger als die Gebühren für Postanweisungen oder Wertsendungen. Eine Verzinsung der Guthaben ist in Deutschland im Gegensatz zu Oesterreich und der Schweiz nicht vorgesehen. Die Uebersendung baren Geldes kommt beim Postscheckverkehr wie beim Postanweisungsverkehr nur in Frage, wenn es sich um die Versendung bar abzuliefernder Beträge oder den Bezug von baren Zuschüssen handelt. In den Ländern, in denen zwar kein Postscheckverfahren, wohl aber ein Postsparkassenverkehr besteht, bietet dieser in der Regel nebenbei ein Mittel zur Geldüberweisung ohne Barsendung, indem Beträge von einem Sparkassenguthaben auf ein anderes überwiesen oder die an einem Orte auf Sparkassenguthaben eingezahlten Beträge an einem anderen Ort abgehoben werden können.

Der Nutzen des Postscheckwesens für die Allgemeinheit beruht darin, daß es einer großen Zahl von Personen, die sich des Giroverkehrs der Banken aus räumlichen und anderen Gründen nicht zu bedienen vermögen, die Möglichkeit einer bankmäßigen Geldüberweisung gewährt. Treffend wird die Bedeutung des Postscheckverkehrs von Professor Schanzer in Elsters Wörterbuch der Volkswirtschaft dahin zusammengefaßt: „Völlig entwickelt, gleicht das Postscheckwesen einem riesigen Herzen mit tausend Venen und Arterien, die bis in das bescheidenste Dorf hinausgehen. Die Post kann so der Kassierer der mittleren und kleineren Leute werden. Sie eröffnet ihnen die gleichen Zahlungsmodalitäten wie dem Großkapital." Es ist zu wünschen, daß dem jungen deutschen Postscheckverkehr, der im Laufe der Zeit ohne Zweifel noch verbessert und ausgestaltet werden wird, ein ebenso großes, bedeutungsvolles Wirken beschieden sein möge, wie es in den anderen Ländern, in denen dieser Dienstzweig der Post schon länger besteht, der Fall ist.

Außer für den inländischen Verkehr haben Oesterreich und die Schweiz ihren Postscheckdienst auch für den Verkehr mit dem Auslande nutzbar gemacht, und zwar hat Oesterreich mit Großbanken in Deutschland, Italien, England und der Schweiz Abkommen geschlossen, wonach diese und ihre Filialen gewissermaßen als Zweiganstalten des österreichischen Postscheckamts tätig sind, während die Schweiz eine derartige Vereinbarung für ihren Verkehr mit England getroffen hat. Zum Teil erstreckt sich auch der Postsparkassenverkehr über die Landesgrenzen hinaus, da z. B. die Postsparkassen Belgiens und der Niederlande in ihrem gegenseitigen Verkehr die Ueberweisung von Spargutbaben zulassen. Im ganzen ist aber der durch die Post vermittelte bankmäßige Geldverkehr in den Beziehungen der Länder untereinander noch wenig entwickelt. Hier bietet sich für die Postverwaltungen noch ein reiches Feld der Betätigung.

Eine weitere von den Banken gepflegte Art der Geldübermittlung bilden die Kreditbriefe, die den Zweck haben, dem Inhaber die Abhebung von Geldbeträgen bei gewissen Stellen zu ermöglichen. Sie lauten in der Regel auf einen Höchstbetrag und werden im allgemeinen nur für solche Personen ausgefertigt, die bei der den Brief ausstellenden Bank ein entsprechendes Guthaben besitzen. Für den Postverkehr sind die Kreditbriefe bis jetzt nur in Italien eingeführt worden. Dort stellen die großen Postanstalten auf Wunsch über einen eingezahlten Betrag, der wenigstens 200 Lire betragen muß und über 5000 Lire nicht hinausgehen darf, einen Kreditbrief aus, der innerhalb einer bestimmten Frist (in der Regel 4 Monate) den Inhaber zur Abhebung von Teilbeträgen bei jeder beliebigen Postanstalt berechtigt.

Ueberschaut man die Verhältnisse, die hier kurz geschildert worden sind, im ganzen, so erkennt man, daß sich die Post einen immer größeren Anteil an der Vermittlung des Geldverkehrs zu sichern gewußt und wesentlich dazu beigetragen hat, das Reisen des Geldes zu erleichtern und einfacher zu gestalten. Sendungen



Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957 Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mit Wertinhalt, Postanweisungen, Postscheckverkehr — so stellt sich für die Post der Gang der Entwicklung dar, der aber erst in einigen Ländern voll durchlaufen ist. Für die Allgemeinheit sind die mannigfachen Einrichtungen der Post zur Erleichterung des Reisens des Geldes deshalb von besonderer Bedeutung, weil die allerorten bestehenden Postanstalten im Gegensatz zu den nur an verhältnismäßig wenigen Orten vorhandenen Banken für jedermann leicht zugänglich sind. Es ist deshalb sehr erfreulich, daß Deutschland nach der jüngst erfolgten Einführung des Postscheckverkehrs zu den Ländern gehört, in denen die Einrichtungen für die Geldübermittlung durch die Post am meisten ausgebildet sind.

Die linden Lüfte sind erwacht...

Von Gustav Falke. — Hierzu 14 Aufnahmen.

Das war ein Winter! So einer war lange nicht dagewesen. „Hab ich's recht gemacht?" fragte er etwas spöttisch beim Abschied. „Du wünschtest dir ja immer, ich möcht's einmal wieder so treiben, wie ich's damals trieb, als du noch jung warst." — „Damals? Nein, das war anders. Viel, viel schöner. Du bist auch älter geworden und nicht mehr so wild. Ach, damals!"

Aber er hörte mich nicht mehr, er war schon um die Ecke. Ich indes hörte noch eine Weile sein Schnaufen und Pusten, bis auch das allmählich verstummte. Froh war ich, wirklich froh.

Ob er's recht gemacht? Nun ja, schon. Den Skiläufern und Rodlern und meinem Jungen und seinen Dorfkumpanen. Denen schon, diesem übermütigen Nachwuchs. Ausgelacht hätten sie mich, wenn ich ihnen gesagt hätte, daß in meiner Jugend der Schnee viel, viel weißer gewesen war — na ja, es war aber doch so. Aber lassen wir den Winter. Gut, daß er abzog. So langsam durch Holstein patscht er nun nordwärts. Als er sich hier noch vergnügte und mir Schneebälle gegen die Fenster warf, schrieb mir mein Malerfreund vom Bodensee: „Der Frühling kommt. Unsere Mieze ist vom Ofen fortgerückt und sitzt trotz Schnee im Garten und maunzt Liebeslieder. Töne — Töne — oh, oh! Und die Haselbüsche, in der Zimmerwärme aufgebrochen, breiten gelbe Staubdecken über unsere Tische."

Das war im Februar. Und vier Wochen später: „Und was den Frühling betrifft, so will ich ihn bald schicken. Heute früh zwitscherten die ersten Stare im Nußbaum, und im Strandwalde blühen die Märzenbecher unter dem letzten Schnee. Das sind untrügliche Zeichen. Vor allem das Vogelgezwitscher, das übersonnt meine Seele wie als Junge und übertönt das dumpfe Murmeln am Grunde. Werden, Vergehen, Werden, Vergehen."

Dazwischen ein anderer Freundesgruß aus Pallanza: „Herzlichen Gruß vom Lago maggiore. Primeln, blaue Immergrünblüten und einzelne Veilchen zwischen Eis und Schnee."

Ja, der Winter hatte sich diesmal recht weit südwärts gewagt. Aber die Veilchen behaupten das Feld, und Eis und Schnee schmelzen hin. Werden, Vergehen, Werden! Und jetzt ist das Werden obenauf. Ueberall wird's. Frühling wird's. Die linden Lüfte sind erwacht.

„O sanfter, süßer Hauch." — „So? Sanft und süß nennst du das?" — „Nun ja, ein bißchen herbe ist die Luft ja noch. Aber man merkt doch schon..." „Daß du recht verschnupft sprichst." — „Das ist es ja gerade. Mein Frühjahrsschnupfen. Das untrüglichste Zeichen. Und dann sieh doch nur diesen Duft über der Landschaft." — „Du meinst den Nebel?!"

Nein, ich meinte nicht den Nebel, der vorn über den feuchten Wiesen wie ein leichter Schleier lag, ich meinte den bläulichen, violetten Duft, der die schwarzen Kronen des noch kahlen Wäldchens, das von fern herübergrüßte, umgab. Und das nächstemal ging ich ohne den Nörgler spazieren. Ach, da hätte auch er geschwiegen.

Süßer, holder Frühlingstag!
Inniges Entzücken!

Das war wirklich ein „sanfter, süßer Hauch", der durch die Heiden strich, den jungen Birken schmeichelte, daß sie ordentlich schämig dastanden, aber doch leise dabei kicherten, diese jungen, schlanken Dinger mit den feinen blonden Haaren und der zarten weißen Haut. Ich kann gar nicht sagen, wie lieb ich sie habe, jede einzelne, ohne mir Rechenschaft davon zu geben, daß die Liebe, so allumfassend geartet, nicht in jedermanns Augen eine Tugend ist. Aber wer, der ein fühlendes Herz hat, kann dem Frühling gegenüber, in welcher Gestalt auch, kalt bleiben. Und so ein schlankes Frühlingsbäumchen hab ich einmal fest in meine Arme geschlossen, und seine langen, blonden, schimmernden Haare fielen kühl auf meine heißen Wangen, und ein Geflüster und Geraune, von dem ich zwar kein Wort verstand, schmeichelte meinem Ohr, aber es war hold und lieblich, und unsere beiden Seelen zitterten ineinander. Doch das war damals. Jetzt stand ich auf einem niederen Hügel neben drei schlanken Birkenbäumchen, und um keins von ihnen zu kränken, hielt ich mich ganz still. Aber zu Füßen des größten setzte ich mich ins Gras und freute mich des jungen Grüns um mich herum, des Wiesentals vor mir, durch das der Bach hinhastete in einem wunderlichen, krausen Lauf, so recht wie ein Junge durch die Wiesen springt, hierhin, dorthin, wo eine Blume lockt, eine Libelle, ein wehendes Gras oder ein blitzender Tautropfen, den er für was Rechtes hielt. Die Sonne lag hell auf dem jungen Land, und der violette Duft am Horizont hüllte das Wäldchen wie in einen bräutlichen Schleier ein. Da kamen junge Mädchen den Bach heraufgeschritten, schlanke, blonde Gestalten, auch ein paar dunkle dabei, die trugen Veilchenkränze im Haar und sangen. Und eine Antwort wurde ihnen von der anderen Seite, da kamen Jünglinge am Rand des Baches herab, schlanke, dunkle Gestalten, auch ein paar helle dabei, die trugen knospende Gerten in den Händen und sangen. Und zwischen ihnen floß das blanke, rauschende Wasser, und ihr Gesang bildete die einzige Brücke von einem Ufer zum anderen. Bis sie eine Furt entdeckten. Und die ersten Jünglinge schritten herüber. Und die Mädchen drängten sich

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Phot. J. Keller.

Morgenritt im Hydepark.

ein wenig zusammen und schienen zurückweichen zu wollen. Aber ihre Blicke folgten jedem der schlanken Knaben, deren geschmeidige Leiber von einem Stein auf den anderen hüpften. Und sie feierten

Am sonnigen Genfer See.

ein Frühlingsfest in Unschuld und Freude miteinander. Die Wiese beblümte sich unter ihrem Tanz. Goldene Sterne blitzten auf, wo sie ihre leichten Füße hinsetzten. Die Knaben kreuzten ihre schlanken Ruten, je zwei und zwei, und die Mädchen, erst zagend, wie

Frühjahrsgäste am Comer See.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

vor einem demütigenden Joch, schritten leicht gebeugten Nackens unterdurch. Wie sie aber schritten, fingen die Gerten über ihnen an zu grünen und verwandelten das Joch in einen leuchtenden Triumphbogen. Ihr Gesang hatte dabei nicht geruht, eine wundersame, tiefe, leidenschaftliche und dabei feierliche Weise. Ich verstand nur einzelne halbverwehte Strophen, die dem Eros galten, dem Allbezinger.

Eine heiße Sehnsucht stieg in mir auf. Eile den Hügel hinab und mische dich unter sie, trieb es mich. Und wahrlich, ich war im Begriff aufzuspringen, als sich plötzlich von hinten zwei Hände fest über meine Augen legten.



Blumenverkäuferinnen
auf dem Potsdamer Platz in Berlin.

Ach, es waren keine weichen Mädchenhände. Zu kräftig war ihr Druck, so daß ich mich gewaltsam befreien mußte.

„Leichtsinn, hier im Gras zu sitzen", schalt die nörgelnde Stimme meines Freundes. „Ueberall suchte ich dich und fand dich wie eine sentimentale Jungfrau in Veilchen sitzen. Es sind doch welche hier? Was sagst du? — Nicht mal das?"



Frühlings Einkehr
in einem württembergischen Dorf.

Ich konnte ihm nicht antworten, denn meine entzauberten Augen starrten erschrocken auf den Tanzplatz, wo soeben dem Eros ein Frühlingsfest gefeiert worden war. Wo waren die Tänzer? „Sahst du nichts?" stammelte ich. — „Was?" — „Den holdesten Reigen. Sieh da! Sieh! Alle diese goldenen Sterne, Spuren ihrer himmlischen Füße." — „Füße? Sterne? Du meinst die Butterblumen?"

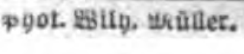
„Butterblumen?" rief ich entrüstet. — „Ach so! Du weißt, ich bin etwas kurzsichtig. Hundeblumen sind's", verbesserte er sich. „Aber was um des Himmels willen erregt dich so dabei?"

Aber ich hatte ein für allemal abgeschworen, mich mit ihm über solche Dinge zu streiten. Ich war's zufrieden, daß er seinen Hut mit Kätzchen geschmückt hatte und herablassend anerkannte, daß dieses der erste passable Frühlingstag sei. Allmählich wurde seine Stimmung sogar wärmer, und er zitierte Mörike:

„Frühling läßt sein blaues Band
Wieder flattern durch die Lüfte."

Aber dann holte er sich eine Zigarre heraus und kratzte an seinem Feuerzeug. „Nein, bitte, das laß! Ich bitte dich!" — „Süße, wohlbekannte Düfte", pries er sein Rauchkraut an.





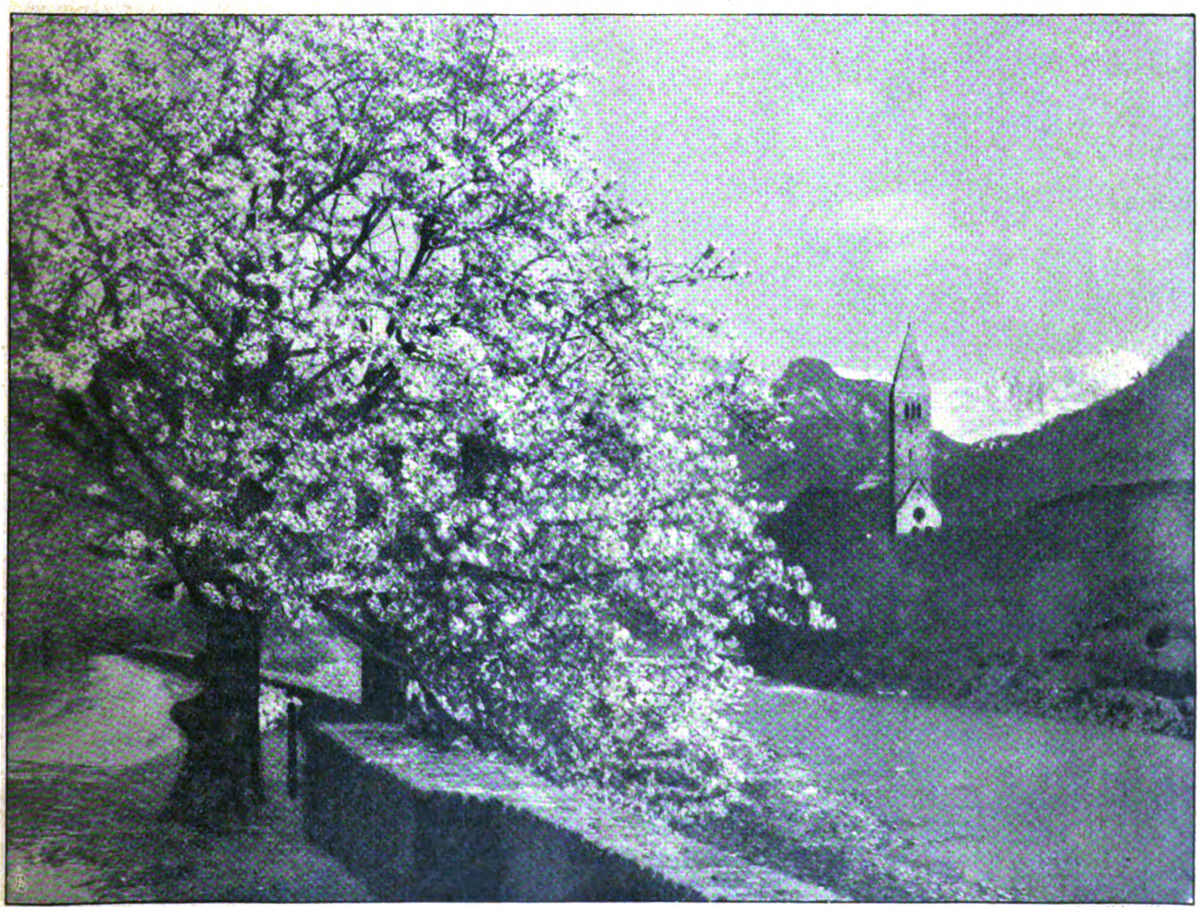
Phot. Wilh. Müller.

Unter blühenden Zweigen.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Frühling im Norden: Landstraße in der Mark. Phot. F. Keller.



Frühling im Süden: Baumblüte in Tirol. Phot. Wilh. Müller.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Aber ich wehrte energisch ab, und er steckte dann auch die Zigarre wieder weg. Und nachher gab er mir sogar recht. Er war kein schlechter Mensch. Und der Frühling machte ihn besser. Ja, an ihm habe ich so recht die Macht des Frühlings erkannt. Wie er erst immer milder wurde, weniger widerspruchsfroh. Dann kamen so kleine Anfälle von Fröhlichkeit, die sich bis zur Ausgelassenheit steigern konnten. Und zuletzt brachte er mir gar ein Gedicht.

„An den Weiden die Kätzchen,
An den Birken das Grün
Und im Garten mein Schätzchen —
Ist das ein Wachsen und Blühn.

Lieg ich am Bach und denke,
Denke an dich, Marei,
Was ich dem Schätzchen schenke,
Treiben die Schafe vorbei.

Wolle zum Röckchen, zum groben,
Seide für Sonntags — Horch!
War's nicht der Kuckuck? Und
Segelt der soben erste Storch.

Als Symptom ganz erfreulich. Ich verstehe mich nicht auf Lyrik, und ich gab ihm das Blatt zurück, indem ich ihn mit der Marei aufzog. Sie wird auch wohl Maria geheißen haben wie die andern. Aber Maria oder Marei, als Symptom jedenfalls außerordentlich erfreulich. Und dann der Storch. Ja, nun war es sicher, nun



Sonnige Fahrt.



Hofphot. E. Tingel.

Die erste Felddienstübung.

Maler auf der Wanderung.



Wieder auf grüner Weide.

Phot. Ch. Herbst.

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY



Phot. F. Kester.

Die ersten Beete im Garten.

Der Sonnenblume gleich steht mein Gemüte offen,
Sehnend,
Sich dehnend
In Lieben und Hoffen.
Frühling, was bist du gewillt?
Wann werd ich gestillt?

Die Wolke seh ich wandeln und den Fluß,
Es dringt der Sonne goldner Kuß
Mir tief bis ins Geblüt hinein;
Die Augen, wunderbar berauschet,
Tun, als schliefen sie ein,
Nur noch das Ohr dem Ton der Biene lauschet.

Ich denke dies und denke das;
Ich sehne mich und weiß nicht recht, nach was!
Halb ist es Lust, halb ist es Klage;
Mein Herz, o sage,
Was webst du für Erinnerung
In golden grüner Zweige Dämmerung?
— Alte unnennbare Tage!

konnte ich meinem Malerfreund am Bodensee schreiben: „Hurra! Der Frühling ist nun auch bei uns hier oben eingerückt. Nörgelfranz hat ein Frühlingsgedicht gemacht. Nun muß sich alles, alles wenden!"

Er aber, der Pinselmann, schrieb zurück: „Wehe über die Frühlingsdichter! Muß denn immer gedudelt sein? Der Föhn, von den Bergen herabfegend, das girrende Lachen meines Töchterchens, das eben auf der Schwelle unseres Hauses sitzt und die runden Aermchen in die Sonne streckt, die rosigen Apfelblüten, die sich jetzt in unserm Garten hervorwagen, der Tanz unserer Dorfmädchen auf der Wiese, das sind meine Frühlingsgedichte, an die ich mich nicht mit dem Pinsel heranwage, aus Furcht, ihnen das Beste zu nehmen. Ich wollt, Sie wären jetzt hier, und wir führen über den See. Oben und unten ein heiterschöner Himmel und wir inmitten still und selig. Lockt Sie's nicht, zu wandern? Die Welt ist so schön im Frühling. Freilich auch bei Ihnen. Ihrem Frühlingsdichter aber geben Sie Mörike in die Hand, und er wird nie wieder ein Frühlingslied wagen nach Versen wie diese.

Hier lieg ich auf dem Frühlingshügel!
Die Wolke wird mein Flügel,
Ein Vogel fliegt mir voraus.
Ach, sag mir, all-einzige Liebe,
Wo du bleibst, daß ich bei dir bliebe!
Doch du und die Lüfte, ihr habt kein Haus.



Phot. Wilh. Müller.

Ein Idyll aus dem Tiroler Alpenland.

Digitized by Google
Original from
CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Walter Firle.

Von Jarno Jessen. — Hierzu 4 photogr. Aufnahmen.



Hofphot. H. Boll.

Porträtstudie von Prof. Walter Firle.

„Gebt ihr euch einmal als Poeten, so kommandiert die Poesie", hat Goethe den Dichtern zugerufen, und von jedem rechten Künstlertum müßte das gleiche gefordert werden. Als ein Gebiet unbegrenzter Darstellungsmöglichkeiten sollte der Maler die Wirklichkeit sehen. Anschauungen in Farben umsetzen, lautet seine Lebensaufgabe, und je mehr er seinen Motivkreis einschränkt um so dürftiger entwickelt sich sein Schöpfertum. Oft müssen wir vorsichtig sein und den Künstler nicht nur nach seiner Spezialität beurteilen, denn sie gerade dürfte sich nur aus einem zufälligen Erfolg herausgebildet haben, und meist kann er bei weitem mehr, als das Publikum von ihm mit klingender Münze aufzuwiegen liebt.

Walter Firle, der in München heimisch gewordene Schlesier, zählt zu den Malern, die sich auf das entschiedenste gegen die Etikettierung auf eine besonders gelungene Leistung sträuben. Als Kritik und Publikum ihm für seine durchseelten, naturalistischen Genrebilder Beifall zollten, die Museen selbst sie als Musterbeispiele ihrer Art erwarben, trat er als Religionsmaler auf. Ergreifend wie die Momente aus dem Volksleben wußte er Stoffe der Heiligengeschichte auszugestalten. Der Einschlag einer gewissen Rührseligkeit warb ihm besondere Freunde, und bald hieß es, Firle malt den echten Kirchenschmuck. Neuerdings versucht er das Echte jedoch durch eine weitere Wandlung aus sich herauszuholen. Er hat den Menschen entdeckt, er ist Porträtmaler geworden, und von dem Ernst seiner Absicht zeugt eine Fülle des Schaffens. Man muß es dem Künstler zugestehen, daß jede seiner neuen Physiognomien als wirklicher Seelenspiegel, nicht als bloße Maskenverhüllung wirkt. Immer gibt er den ganzen Menschen als Einsatz. Er ist reich an Stoff, ganz erfüllt von der jeweiligen Aufgabe, und was für den Maler das wesentlichste ist — er kann malen. Die Münchner Akademie, vor allem Löfftz, hat ihn technisch geschult, das Beste altmeisterlichen Handwerks ist ihm in Fleisch und Blut übergegangen. Aber Firle ist zugleich stets ein gelehriger Schüler seiner Zeit geblieben, die Freilichtmalerei hat ihn leidenschaftlich gepackt, und er ist nicht nur der süßen, heiligen, er ist auch der starken, charakteristischen Natur auf der Spur nachgegangen. Lenbach und Kaulbach haben ihn in ihrem Banne gehalten wie Uhde und Liebermann. In diesem Lerneifer



Hofphot. H. Boll.

Exzellenz von Böhm, bayrischer Ministerresident in Bern.

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY



Bildnis einer jungen Dame. Von Walter Firle. Hofphot. H. Böll.

ist er manchmal vielleicht etwas zu weit gegangen. Angesichts seiner neuesten Kollektivausstellung im Berliner Salon Schulte ließen sich einige der Helden wiedererkennen, denen er die Wege zum Olymp hinauf sich nachgearbeitet hatte. Hinzu kam noch ein gewisses Verliebtsein für das moderne Paris. Es äußerte sich ziemlich deutlich in den bläulichen Tönen, die seinen an sich gesunden Kolorismus mit trübendem Licht überhauchten, aber der tüchtige Realist wird sich schon wied[...] zurechtfinden, denn wenn er jetzt viel Menschen mal[...] will, heißt es mit geschärftem Blick das Wirkliche sehe[...]

Firle scheint sich mit gleicher Liebe dem Man[...] der Frau und dem Kinde als Porträtist zuzuwende[...] Er ist ein so sicherer Zeichner, daß er alles versuch[...] darf, und er erscheint am glücklichsten in der Wiede[...]gabe des Mannes. Das Sichere, Ruhevolle, Ern[...]

Google Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957 Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

liegt ihm besser als die Anmut, „die froh und lebenslustig quillt“. Er ist mehr mit dem zuverlässigen Auffassungsvermögen des gründlichen Beobachters begabt als mit dem Blick des genialen Psychologen, der wie Sargent, wie Herkomer tiefste Wesensgeheimnisse klarlegen läßt. Firle hat auch Geschmack, aber meistert keine Geschmacksraffinements wie Gandara oder George Henry. Gewissen modern geschulten Aestheten wird er daher weniger genugtun als der bürgerlichen Gediegenheit. Nicht mit Unrecht sind seine Bildnisse als „gute Ahnenbilder für das Bürgerhaus“ bezeichnet worden. Wie scharf der Künstler Individualitäten zu erfassen vermag, hat vor allem seine Porträtierung des Prinzregenten Luitpold klargemacht. Hier wirkte nur die kernhafte, liebenswerte Persönlichkeit, keinerlei dekoratives Beiwerk. Bei seinen Damen- und Kinderbildnissen sucht er zuweilen durch Blick und Pose besondere Effekte, den Eindruck des Genrehaften zu erzielen; aber all seinen Porträten ist der wohltuende Zug gemeinsam, den nur die Sympathie des Künstlers für seine Modelle erreicht.


Prof. Walter Firle.

Wenn die Porträtmaler beten: Herr, laß mich wie Velasquez oder Tizian Menschen malen können, sollten sie auch immer hinzufügen: und gib mir gesellige Tugenden. Walter Firle ist ein besonders beliebtes Gesellschaftsmitglied, und so scheint es natürlich, daß die klugen Männer und die schönen Frauen den Künstler sehr gern beschäftigen.

Das Osterlampl.

Skizze von Emanuela Baronin Mattl-Löwenkreuz.

Es is um Ostern, und Gott sei Dank bin ich wieder am Land. Ich mag sehr gern den Papa besuchen, und wie meine Zeit, die ich bei ihm zubringen muß, anfangt, habe ich ein Mordsvergnügen. Den ganzen Sommer zwing ich mich, nicht an den Papa zu denken, denn das hilft mir ja nix, aber wie mein Séjour bei der Mama zu End geht und er wieder an der Reih is, da zapple ich vor Ungeduld, und oft heul ich beim Einschlafen, weil ich so eine Sehnsucht nach meinem süßen, lieben, goldenen Papa hab. Na, und jetzt bin ich wieder bei der Mama zurück und hab sie am Bahnhof vor Wonne beinah umg'schmissen. Mama is in den ersten Tagen, wenn ich zu ihr komm', fürchterlich spaßig. Sie möcht wissen, wie's mir in Wien gegangen is, und ich wett meinen Kopf darauf, daß sie am liebsten wollt, ich soll ihr vom Papa erzählen. Aber das tu ich nicht.

Mama faßt nämlich alles sehr übel auf und ist auf jeden Menschen eifersüchtig, der zu uns kommt. Wann ich ihr geschrieben hab, „wir waren auf einer Soiree bei der Gräfin Letwitz“, wird in ihrem nächsten Brief akkurat stehen: „is die Letwitz fesch!“ Meine Eltern versauern sich sehr das Leben, indem sie geschieden sind. Und das muß auch dumm für sie sein, daß jedes nur ein Stück'l von mir hat und mich nach sechs Monaten wieder hergeben muß, wenn man bedenkt, welchen Narren sie an mir gefressen haben. Das heißt, ihre große Liebe zu mir hat erst ang'fangen, wie sie sich in mir haben teilen müssen. Sie sollen sich sehr um mich gerauft haben. Wie sie noch nicht geschieden waren, hat sich keins um mich gekümmert. Die Mama hat immer Reitstieferln an die Füß gehabt oder Kutschierhandschuh an die Händ, und der Papa hat Zigaretten geraucht und Bücher aufgeschnitten. Ich war im „Kindszimmer“ — wie's meine Studierbude genannt haben — und hab mich mit meinen Gouvernanten auseinandergesetzt. Aber das is dann anders geworden. Mama hat mich reiten lernen lassen wollen, was sie nur aufgegeben hat, weil ich so feig bin und zu quietschen angefangen hab, wenn mein Pony mit den Ohren gewackelt hat. Der Papa in Wien nimmt mir Abonnements in Vorträge, führt mich ins Burgtheater und spricht fortwährend Englisch mit mir, was unpraktisch is, weil ich's Englische gar nicht versteh. Und jetzt suchen sie mir auch einen Mann. Im Sommer sind's Kavallerieoffiziere und sonst Menschen, die feste Knochen haben und wie der Teufel auf'm Sport sind. Der Papa geht mehr auf feine Manieren und schöne Karriere.

Sie reden mir dann auch beide sehr zu, denn jedes möcht mein häusliches Glück begründen, aber ich bin bockig. Ich seh ja, wie's bei uns zu Haus gegangen is. Und nicht einmal in der Scheidung haben meine Eltern was von ihrem Leben. Folgentlich bleib ich überhaupt ledig.

Also die ersten Tag, wenn ich von Wien komme, is die Mama ganz komisch. Sie läßt nicht einmal anspannen, promeniert mit mir im Park und trägt unmoderne Toiletten, aber sie sind aus Seide oder Spitzen. Sie hängen an ihr wie an einem Kleiderstock, doch sieht man, wie sich die Mama Müh gibt, für mich elegant und großstädtisch auszuschauen. Dann wird's ihr zu dumm, und eines schönen Morgens sitzt sie im kurzen Lodenröckerl beim Frühstück, hat einen steifen Kragen und einen Bubenhut und sieht zum Fressen hübsch aus. Heut sagt mir die Mama: „Du, Frosch, wir könnten vielleicht miteinander was lesen?“ Ich muß hier einschalten, daß ich im Sommer Frosch heiße, aber im Winter vom Papa Mabel genannt werd, getauft bin ich Margarete.

„Na ja“, sag ich, weil ich weiß, daß es eine Hetz werden wird. Mama trabt in die Bibliothek, ich lieg


Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY

am Diwan am Bauch und schau ihr zu. Mama is mit ihrem kurzen Gewandl auf eine Leiter gekraxelt, sitzt rittlings oben und packt sich den Arm voll Bücher. Wie sie so beladen is, kann sie nicht mehr runter. Mama macht ein perplexes Gesicht, und ich lache.

„Ich find es sehr merkwürdig von dir, zu lachen, anstatt mir zu helfen, aber ich weiß genau, wer dich so erzogen hat!"

„Erzogen hab ich mich selbst", werf ich grinsend ein.

„Nein, o nein — beschönige ihn nicht, den ich hier nicht nennen will." Empört wirft die Mama alle Bücher nunter und steigt dann mit viel Grandezza herab. Jetzt setzt sie sich zum Fenster und sucht ein Buch aus. „Das paßt nicht für dich — das auch nicht — du bist halt noch gar so pudeljung — das geht auch nicht —" Ich strecke den Hals, lese die Titel und sage: „Warum plagst dich denn, Mama — die kenn ich doch alle schon lang. Die hab ich sogar mit der Gouvernant lesen dürfen."

„Wirklich?" fragt Mama erleichtert — „ich hab nicht so eine Routine in die Klassiker, weißt. Also fangen wir in Gottesnamen an." Ich lieg immer noch am Bauch und strample mit den Füßen Takt. Mama hat sich zurechtgesetzt, als ob sie in einer Schulbank säße, und liest laut, deutlich, der Bibliotheksaal dröhnt. Nach fünf Minuten räuspert sie sich, dann hustet sie, endlich sagt sie: „Froscherl, magst nicht du jetzt lesen, mich kratzt's schon im Hals?" Ich greif nach dem Buch und beginne, wie ich's vom Papa gelernt hab, mit halber Stimme, ausgesparter Betonung — der Papa liest gräßlich gern vor nämlich. Wie ich gerad im Zug bin, fangt die Mama zu schnarchen an. Ich lese noch eine Weile weiter; wie ich aufhör, wacht die Mama auf und sagt gleich: „Ich hab ganz genau gehört, was du gelesen hast." Ich geb ihr ein Bußl und sag — „Du, Mama, du solltest auf die Luft, du schaust ganz gespitzt aus." Sie telephoniert nach'm Wagen, hupft und tanzt aus 'm Zimmer und hat eine Mordsfreud, daß sie nicht mit mir über den Büchern bleiben muß.

„Kommst du mit, Frosch?"

„Wenn du kutschierst, lieber nicht, du weißt, ich bin feig."

„Ich kann ja die frommen Pferd einspannen lassen, und der Wenzel kutschiert", sagt Mama mit Ueberwindung. Aber ich erkläre, ins Dorf gehen zu wollen. Im Dorf kenn ich alle Leut, ich setz mich zu die hinein, wo ich intimer bin, und laß mir erzählen, wie's ihnen im Winter gegangen is. Und in jedem zweiten Haus legen sie mir einen Pamperletsch am Schoß, der gekommen is, derweil ich beim Papa war. Die Kinderln sind schön rein eingewickelt, erstens weil österliche Zeit is, wo sie überhaupt alles aufräumen und abwaschen, zweitens weil sie schon wissen, daß ich auf Besuch kommen werd, und daß ich schimpf, wenn ich eine Schlamperei find. Eigentlich, wenn ich die fremden Bündeln hutsch und sich ihre kleinen Gesichter verziehn, daß man nicht weiß, ob's junge Hund oder Katzen sind, wird mir ganz wehmütig zu Herzen, daß ich nie eins haben werd, weil ich nicht heiraten will. Aber jetzt werd ich nicht sentimental, sondern hab einen Hunger und geh in die Speisekammer, mir was zum Futtern zu besorgen.

* * *

Das war sehr spaßig gestern. Wie ich mir in der Speis meine Winteräpfel ausgesucht gehabt hab, mir ein paar in den Sack und einen in den Mund stecke, kommt der Anton und sagt: „Bitt ich Kunteß, is Besuch da."

„Wir sind nicht zu Haus", sag ich.

„Sitzt er schon drin, der junge Herr", und mit dem Daumen zeigt er nach dem Salon.

Ich habe eine stille Ahnung, daß Antons Dressur, der auch immer nach dem Stall riecht, eine mangelhafte is, und daß ich Herrn nicht allein empfangen dürf; wenn ich beim Papa in Wien bin, gibt man nicht einmal eine einzige schäbige Visitenkarte für mich ab, aber ich bin sozusagen nur als Gast bei der Mama, und so hauen wir halt ein bisserl über die Schnur. In Eichotitz brenn ich mir nicht die Haar und hab sie glatt zurückgestrichen, damit ich sie schon', ich hab ein weißes Flanellkleid ang'habt, und da, wo die Aepfel drin gewesen sind, sind die Taschen geschwollen gewesen, aber sonst hab ich ganz proper ausg'schaut, hab mir nur die Händ g'waschen und schwebe in den Salon. Das heißt, ich bin nur bis zur Tür gegangen, dort hab ich mir meinen Besuch durchs Schlüsselloch examiniert. Aber ich hab nix gesehen, weil der Esel beim Fenster g'standen is. Also bin ich hinein, hab ihm die Hand gegeben und hab ihm gesagt: „Ich bin die Tochter von der Mama, und die Mama is ein bißl luftschnappen gefahren."

Der Esel verbeugt sich und sagt: „Erkennen Sie mich denn nicht, Gräfin?"

Ich beaugapfle ihn mir näher und ruf: „Jesses ja, der Herr von Schneller aus Wien — wie kommen denn Sie hierher?"

„Mit'n Auto von meiner Schwester," sagt er, „sie is hier in der Nähe begütert, und wie ich auf Urlaub von Wien weg bin, hat mir Ihr Herr Papa aufgetragen, etwas für Sie hier abzugeben."

„Ah, das sind sicher meine alten Lackschuh, die ich vergessen hab, das is g'scheit vom Papa, daß er dran gedacht hat!"

Der Herr von Schneller schüttelt ein bißl seinen schönfrisierten Kopf und zeigt auf eine Riesenschachtel, die er auf einen Sessel gelegt hat.

„Nein, so groß sind meine Füß nicht", sag ich und mach mich an die Schachtel heran. Erst is eine Menge Stroh drinnen, das ich am Salonteppich werf, daß der Anton schimpfen tät, wenn er nicht so ein Tepp wär, dann kommen ein Paar weiße Ohrwascheln zum Vorschein, ein Glöckerl klingelt, und das Ganze is ein weißes, liebes Osterlampl, mit Zuckerln gefüllt. Auf seinem Krawatl war ein Brief vom Papa gespendelt, der ganz verdreht war, so geh ich ihm ab. Und anstatt daß ich mich freu, steck ich meine Nase in die Schachtel, und das Osterlampl is ganz naß geworden, so hab ich weinen müssen. Der Herr von Schneller is, mir scheint, von seinem Sessel aufgesprungen und is durch den Salon auf und ab gerannt und hat jedenfalls geglaubt, daß ich verruckt geworden bin. Endlich steht er hinter mir, klopft mich am Rücken und sagt: „Aber, Gräfin — wenn ich geahnt hätte, hätt ich dem Papa abgeraten —"

„Was?" fahr ich auf und schneuze mich, meine Nase war ganz rot, aber das war mir wurscht — „Was hätten Sie abgeraten? Kapieren Sie denn nicht, daß es einfach gräßlich lieb is vom Papa, an mich zu denken? Da sitz ich ihm den ganzen Winter am Hals, mach ihm mehr Scherereien als was anderes, bin meistens stutzig und bockig, weil das schon so mein



Original from
CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Charakter is und man für seinen Charakter nix kann, und kaum kann er aufatmen, und ich bin weg, schickt er mir eine Bonbonniere wie ein verliebter Bräutigam."

„Die Bonbonniere is sehr nett", sagt der Herr von Schneller und gibt dem Lamplkopf einen Schubs, daß er meckert, „ein bißl zu groß is sie, wenn s' kleiner wär, wäre sie herziger."

„Danke schön, dann wären auch weniger Zuckerln drinnen", sag ich. „Im übrigen is schon meine Situation zum Heulen, das wird mir ein jeder Mensch zugeben — anstatt daß ich jetzt dem Papa um den Hals fall, kann ich sechs Monat damit warten. Und die Mama is auch so eine liebe Person, daß man sie auffressen könnt. Wie sich zwei so nette Leut wie meine Eltern partout nicht vertragen, is mir schon ein Rätsel."

„Sie sollten Ihre Eltern zu versöhnen trachten", sagte Herr von Schneller.

„Sie, da haben Sie gar keine so dumme Idee. Aber gar so g'schmiert wird die Sache nicht gehen, nachdem sie den Nütz von mir haben. Wenn ich je der Mama damit anfang, sagt sie: ‚Der Papa hat mich beleidigt —' und der Papa —" aber dann hab ich aufgehört, denn mir is eing'fallen, daß den fremden Menschen das nix angeht. Ich hab ihm einen Bonbon angeboten. Dann hat er eine Zigarette geraucht, und dann is er gegangen. Er hat noch gesagt, daß, bevor er nach Wien fahrt, er noch einmal herüberfahrt, um für'm Papa Botschaften mitzunehmen. Wie ich allein g'wesen bin, hab ich mir mein Lampl in mein Zimmer genommen und hab Zuckerln schnabuliert. Bis sie mich zu drucken angefangen haben. Aber dann is die Mama gekommen.

„Woher hast denn dieses blödsinnige Zeug?" fragt sie gleich und zeigt mit einem roten Dogscinhandschuh nach meinem Viecherl.

„Vom Papa", sag ich unschuldig.

Mama wird rot, dann blaß, beißt sich die Lippen, und ich hab gesehen, daß sie mir am liebsten mein Lampl weggenommen hätt.

„C'est ridicul", sagt die Mama, dann is sie hinausgegangen und hat der Reihe nach alle Türen zugeschmissen. Der Papa hätte das gleiche getan, nur hätt er's auf englisch gesagt.

Tief in Gedanken bin ich zurückgeblieben, hab weiter Zuckerln vertilgt und angestrengt nachgedacht, wie man zwei solche komische Eltern versöhnen soll. Es is mir schon eine Idee gedämmert, aber ich hab bißl warten wollen, ob nicht noch eine bessere nachkommt, da reißt die Mama die Tür auf, hat was Kleines, Weißes im Arm, was bei näherer Beleuchtung ein junger Foxterrier war, wirft mir das Paketl in Arm und sagt: „Da — es hat für dich eine Ueberraschung sein sollen, ich hab's in ein großes Ei hineinstecken wollen, und das is noch nicht da — aber die andern Leute haben auch nicht bis Ostern warten können, deine Mama will nicht zurückstehen —"

Ich bin über das herzige Hundl in ein Indianergeschrei ausgebrochen, hab es auf seine junge rosafarbene Schnauze geküßt, derweil hat die Mama das Lampl immer weiter weggeschoben, bis sie geglaubt hat, ich seh's nicht mehr. Das Hundl war dann sehr unartig, was man ihm aber nicht übelnehmen därf, und am Abend haben die Mama und ich friedlich Bezique gespielt, ich hab zehn Kreuzer dabei verloren, aber das war nur, weil ich so dumme Kopfweh gekriegt hab. Ich hab auch sehr schlecht geschlafen in der Nacht, und da is mein neuer Plan reif geworden. Heut in der Früh, wie beim Fenster die Kastanienäst mit ihren dicken, glänzenden Knospen hereing'schaut haben und die Sonne bis zu meinem Bett gekrochen is, hab ich mich ein paarmal umgedreht, und dann hab ich der Lisi gesagt, daß ich nicht aufstehen werd, weil ich krank bin.

„Du schaust aber ganz gut aus", sagt die Mama, die in der Reithose und einem Nachtkorsettl erschrocken angelaufen gekommen is.

„Das is vom Fieber", sag ich.

Da haben sie mir's Fieberthermometer eingelegt. Ich hab so lang gerüttelt, bis es sehr hoch gestanden is.

„Warst du gestern bei der Schmiedin?" fragt die Mama.

„Ja", ächze ich.

„Unglückselige!" schreit sie hellauf — „es soll dort ein Scharlachfall vorgekommen sein —"

Jetzt hat mein Gewissen gepumpert, und ich hab ihr schon sagen wollen, daß ich nur einen verdorbenen Magen von die vielen Zuckerln hab, aber ein Blick aufs Osterlampl hat mich fest gemacht. Wenn man sich einen Plan schmiedet, soll man ihn durchführen. Sonst is man ein Waschlappen.

Also ich spiel weiter die Kranke. Unsern alten Doktor hab ich auch ang'schmiert, und weil ich wirklich ein bisserl Kopfweh gehabt hab, is mir die Lug gar nicht so schwer gefallen. Die Mama war reizend lieb. Sie is den ganzen Tag neben mir g'sessen, sie, die keine drei Minuten still sitzen kann. Der Foxterrier und das Lampl waren auch da. Mir war fabelhaft gemütlich, aber ich hab geseufzt, gestöhnt, und dann hab ich auch ein bißl gemacht, als ob ich phantasieren tät, gegen Abend.

„Froscherl — du därfst nicht erschrecken, es fehlt dir gar nix, aber ich laß einen Professor aus Wien kommen", sagt die Mama in tausend Aengsten. Wieder is mir das Herz schwer gegangen, aber jetzt hat es geheißen, Courage haben und den letzten Trumpf auszuspielen. „Liebe Mama," sag ich, „den Professor laß noch nicht kommen, weil ich da wirklich erschrecken tät. Aber wenn ich schon krank bin, soll mich der Papa besuchen" — dann hab ich gemacht, als ob ich weinen tät, dann hab ich wirklich geweint und immerfort gerufen: „Den Papa möcht ich haben!"

Die Mama hat nix gesagt.

Ich hab dann gesagt, daß der Papa vielleicht im Dorf wohnen könnt.

Mama hat bös die Lippen zusammengepreßt.

Ich hab gesagt, daß ich vielleicht den Scharlach krieg und sterb und vorher den Papa sehen muß.

Darauf hat mir die Mama erlaubt, an den Papa zu telegraphieren. Ich hab dann das Telegramm auf dem Lampl seinen Rücken geschrieben. Nachher hab ich zur Stärkung ein kernweiches Ei verlangt, dann bin ich eingeschlafen. Mama hat bei mir wachen wollen, aber sie is auch eingeschlafen. Und jetzt, mitten in der Nacht, bei der Kerze, schreib ich das in mein Tagebuch. Ich bin wirklich neugierig, was morgen sein wird.

* * *

Papa is gekommen.

Mama spricht nicht mit ihm, aber sie sind beide den ganzen Tag in meinem Zimmer. Es wird mir heute viel schwerer, die Kranke zu spielen. Darum



Original from CORNELL UNIVERSITY

sag ich gleich, daß es mir schon besser geht. „Das is ein Wunder, hochgeborener Herr Graf," sagt der alte Doktor, „die hochgeborene Komteß hat gestern 40 Grad Fieber gehabt."

„Die Augen haben ihr wie Kohle geglänzt", sagt die Mama — man weiß nicht, ob sie das zum Papa oder zum alten Novak sagt — aber Papa bezieht's auf sich, wendet sich zur Mama, bewegt die Lippen, und man sieht, er traut sich nicht. Plötzlich platzt er heraus: „Du solltest auf die Luft gehen, Sofie — du hast dich um die Mabel so geängstigt."

Mama wendet ihm schweigend den Rücken. Weder er noch sie sind von meinem Bett gewichen. Das war gar nicht lustig für mich. Am Abend hab ich in Erfahrung gebracht, daß der Papa doch im Schloß wohnt, in einem der Fremdenzimmer haben sie ihn einquartiert. Und morgen steh ich auf.

* * *

Mama kommt in aller Früh zu mir und fragt mich nicht einmal, wie's mir geht. Sie sagt plötzlich: „Du, Frosch, könntest mir eins von deinen neuen Batistkleidern leihen, mir is so heiß." Ich spitz die Ohren, denn der Mama waren ihre Lodenjopperln nicht einmal im August zu warm. Ich mach aber nix dergleichen, deute nach der Kastentür, hinter der die Mama verschwindet. „Das is alles viel zu jugendlich für mich", seufzt sie dann.

„Aber gar keine Spur nicht", beruhige ich sie, spring aus'm Bett, bekleide mich selbst notdürftig und putz dann die Mama auf. „Wie ein Mäderl schaust aus", sag ich.

Mama wackelt mit dem Kopf, dann fragt sie: „Glaubst, würd ich dem — den Leuten in der Stadt so g'fallen?"

„Verlieben täten sie sich alle in dich, der Papa hätt vor jedem Frühstück ein Duell."

„Reden wir nicht vom Papa — du weißt, ich hab ihn nicht gerufen, es war nur dir zuliebe, und ich hoffe, er is so taktvoll und reist heut wieder ab."

Jetzt lugt die Mama, aber ich sag nix, knöpfl ihr's Kleid im Rücken zu und gib ihr dann so viele Busseln, bis ihr der Atem ausgeht. Ich wasch mich, zieh einen interessanten Schlafrock an, daß man mir meinen Krankheitsschwindel noch ein bißl glaubt, und dann gondeln wir in die Bibliothek ab. Dort sitzt schon der Papa beim Frühstück und klopft grad ein Ei auf, das ihm aus der Hand fallt, wie wir eintreten.

Und wie der Papa beim Frühstück sitzt! Er hat kurze Hosen und hohe Stiefeln und einen Rock mit Quetschfalten. Woher er in der Schnelligkeit das Gwandl genommen hat, weiß ich nicht, und wozu er's gebraucht hätt, wenn ich wirklich krank gwesen wär, weiß ich auch nicht — Mama macht, als sähe sie's nicht, wird aber brennrot.

„Ich hab geglaubt, ihr schlaft's noch?"

„Nein, wir schlafen nicht mehr", sag ich sehr geistreich. Mama schweigt und streichelt die Spitzen von ihrem, das heißt, meinem Kleid.

„Gott sei Dank hast du dich, armes Kind, schon recht erholt — es is so schönes Wetter, vielleicht solltest du ausfahren — vielleicht is Mama so liebenswürdig und kutschiert uns ein bißl?"

Mama schüttelt krampfhaft den Kopf.

Papa sagt dann sehr demütig: „Willst du mir ein Pferd satteln lassen, Sofie — vielleicht könnten wir —"

Mama erstickt jetzt beinah an ihrem Tee, aber wie sie Luft kriegt, schüttelt sie wieder den Kopf.

Das is nun unhöflich von ihr gewesen, und der Papa sagt beleidigt: „Ich reise mit dem Mittagzug ab." Mama nickt mit dem Kopf, aber ich seh, wie ihre Hände zittern, alles laßt sie fallen, da steh ich auf und sag ungefähr folgendes: „Lieber Papa und liebe Mama! Wenn ihr glaubt, daß ich gestern und vorgestern krank war, so is das nicht wahr. Ich hab nur so dergleichen getan und hab aber dem lieben Gott versprochen, daß es auf lang meine letzte Lug bleiben wird, denn jede Lug is fast immer eine Gemeinheit. Aber ich hab mir keinen andern Rat g'wußt. Und es kann keine so große Sünd sein, wenn ein Mädel einmal zwischen Papa und Mama sitzen will. Drei Jahr hab ich mein Herz zwingen müssen, nicht an dich zu denken, wann ich bei ihr bin, und nicht an dich, wann ich bei ihm bin. Wenn ihr glaubt, das is ein Vergnügen, da irrt ihr euch. Wenn ihr glaubt, daß alles in schönster Ordnung is, weil ihr euch habt scheiden lassen, da irrt ihr euch wieder. Gar nix is in Ordnung, es is eine ganz verdrehte Wirtschaft, und ein Kind hat doch Anrecht auf ganze Eltern und nicht auf halbierte, wenn s' noch am Leben sind. Jetzt is die frohe österliche Zeit —" da seh ich, wie der Mama die Tränen über die Backen kugeln, sag noch ein paar Worte, und dann fahr ich ab, damit sie's untereinander ausmachen können. Ich schreib derweil alles in mein Tagebuch, wie's war. Ich sitz schon hier eine ganze Weile in meinem Zimmer. Papa und Mama haben mich noch nicht rufen lassen. Mir scheint, sie haben auf mich vergessen.

* * *

Weil ich doch nicht recht gewußt hab, wie die Geschichte steht, bin ich nach'm Bibliotheksaal gegangen und hab im Korridor die Ohren gespitzt. Ich hab drinnen ein Murmeln gehört. Also raufen tun sie sich nicht. Wie mir da ums Herz war, kann ich nicht sagen. Ich glaub, das muß ein schöner Moment sein, wann Eltern ein Kindl kriegen, aber wenn ein Kind Eltern kriegt, das is auch gräßlich schön. Ich bin im Korridor auf und ab marschiert und hab g'wartet. Dabei hab ich, so fest ich kann, gebetet, daß alles gut wird. Bei die Korridorfenster hat der ganze Frühling reingeschaut, die Bäum mit ihre Bolzen, die Büsch mit ihre Blüten, und das Gras im Park is ganz lila voll Veigerln.

In der Dorfkirche haben sie grad geläutet, weil Gründonnerstag is und unsere kleine, schäbige Glocke mit den andern großen Stadtglocken nach Rom fliegt.

Da is die Tür aufgegangen, und Papa und Mama haben so ernste, glückliche Gesichter gemacht, daß ich alles gewußt hab. Ich bin — wie das schon meine Gewohnheit is — in Tränen ausgebrochen —

„Aber, Froscherl", sagt Mama.

„Dear Mabel," sagt Papa.

Aber ich umarm sie beide mit einer einzigen Umarmung und sag: „Meine lieben Eltern!"

Später hab ich ihnen auch erklärt, daß ich mir's überlegen werd — jetzt is nicht mehr so notwendig, daß ich ledig bleib.



Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ernst im Spiel.

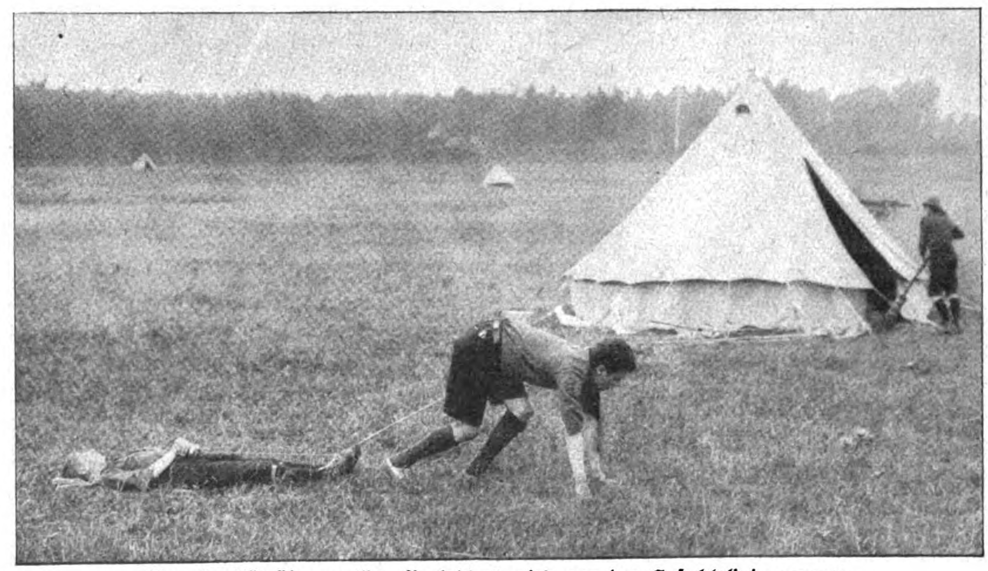
Von Oberstabsarzt Dr. Lion.

Hierzu 6 Aufnahmen.



Eine englische Jugendwehr: Beim Fällen eines Baumes.

Was auch immer gegen die Romantik eines Lederstrumpf oder Robinson Crousoe eingewendet werden mag, sie wird doch überall, wo echte, nicht verzärtelte Jungen weilen, stets von neuem die Jugend fesseln und begeistern. Diesen natürlichen Abenteuerdrang nun in die richtigen Bahnen zu lenken, ist Aufgabe der Erzieher. Denn ihm verdanken wir alle Entdeckungen kühner Seefahrer, unerschrockener Forschungsreisender. Durch Abenteurer, wie: Raleigh, Drake, Cook und Clive, wurden so auch die Fundamente des britischen Weltreiches geschaffen. So ist es kein Wunder, wenn gerade die englische Nation die gesunde Abenteuerfreude nicht verkümmern lassen will. Diese Romantik nun in ein modernes, brauchbares System gebracht zu haben, das alle Ausschreitungen ausscheidet und nur die Erziehung zum tüchtigen, allen Lebenslagen gewachsenen, körperlich und moralisch gefestigten Staatsbürger im Auge hat, ist das Verdienst des britischen Generalleutnants Baden-Powell, zurzeit Kommandierenden des englischen Nordbezirks, weiteren Kreisen als Verteidiger von Mafeking im Burenkrieg bekannt. Während seiner langen Kolniallaufbahn, die ihn außer nach Südafrika nach Indien, an die Goldküste und nach Ostafrika führte, mußte er die Beobachtung machen, wie hilflos vielfach seine an europäischen Komfort gewöhnten Offiziere und Mannschaften dastanden, wenn es hieß, in einem aller heimischen Hilfsmittel baren Lande sich selbst zu helfen, die Schliche eines ortskundigen, bedürfnislosen Gegners zu erkennen und zu durchkreuzen, sich vor den Schrecken von Hunger und Durst und vor den Unbilden der Witterung zu schützen. Darum sucht er schon die Knaben am besten im Alter von 12—16 Jahren in allen den Künsten zu unterweisen, die Leute kennen müssen, die einen großen Teil ihres Lebens im Freien zubringen. Es sind dies nicht nur Angehörige der kolonialen Schutz- und Polizeitruppen, auch der zukünftige Forschungsreisende, Jäger, Ingenieur, Techniker, Missionar kann jederzeit in die Lage kommen, sich seine Nahrung selbst zu suchen und zu bereiten, sich Hütten, Boote, Flöße zu bauen oder auch seine Kleider und Stiefel selbst zu ergänzen und auszubessern. Er muß natürlich auch kundig sein, seinen Weg ohne Wegweiser und Führer zu finden, muß auf den Lauf der Gestirne, die Spuren von Menschen und Tieren achten. Alle diese Fertigkeiten vereinigt Baden-Powell in dem Begriff des „Scouting“. Ein Scout (wörtlich Kundschafter, Späher) ist jemand, der all diese Künste beherrscht. Erst Anfang vorigen Jahres schuf er seine Boy-Scouts-Organisation; schon jetzt gehören dieser 30 000 Knaben aller Stände an. Wir sehen auf Abb. S. 641, wie seine Scouts eine Hütte aus Tannenzweigen und Buschwerk erbaut haben, die sich auch beim heftigsten



Eine Sanitätsübung: Ein „Verletzter“ wird aus der Gefechtslinie gezogen.


Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Die Knaben vor ihrer selbstgebauten Hütte beim Zubereiten des Mittagessens.

Regen als wasserdicht erwies. Auf Abb. S. 642 finden wir eine Scout-Patrouille bei ihrer Späherarbeit; möglichst selbst gegen Sicht gedeckt, dem Boden sich anschmiegend, suchen sie mit scharfem Auge alle, auch die geringsten Einzelheiten im Gelände zu ergründen.

Auf Abb. S. 640 sehen wir zwei Scouts, einer davon im schottischen Kittel, einen Baum kunstgerecht fällen. Es kommt dabei darauf an, die Einhiebstellen an den beiden Seiten übereinander anzulegen, damit der Baum in die Richtung der tiefer angelegten Kerbe fällt.



Spiele im Freien: Indianischer Kriegstanz.



Digitized by Google
Original from
CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Um das Lagerfeuer versammelt, lauschen die Scouts den Worten des Generals Baden-Powell (×).

Eine der Hauptpflichten der Scouts ist aber auch, im Frieden, im gewöhnlichen Leben seinen Mitmenschen von Nutzen zu sein. So erhalten sie Anleitung im Rettungswerke jeglicher Art, aus Wassersgefahr wie aus Feuersnot, im Anhalten durchgehender Pferde wie über Mittel zu erfolgreichem Eingreifen bei Paniken jeglicher Art. Dazu gehört denn auch, daß sie gründlichen Unterricht in der ersten ärztlichen Hilfeleistung bei Unglücksfällen wie in dem Transport Verletzter erhalten. Auf Abb. S. 640 bringt ein Scout in kriechender Stellung einen Bewußtlosen durch Schleifen auf dem Boden in Sicherheit. Neben dieser ärztlichen Technik spielt auch noch die Unterweisung in den Lehren der Hygiene, einer geregelten Körperpflege und Ernährung bei strengster Enthaltung des Alkohols und Tabaks eine große Rolle bei der Erziehung der Scouts. Nach den Mühen des Tages versammeln sich die Scouts um das Lagerfeuer, singen ihren Scoutgesang nach einem afrikanischen Original, schwingen ihre Stäbe und führen ihren Kriegstanz auf (Abb. S. 641). Bevor sie sich aber zur Ruhe legen, lauschen sie noch den eindringlichen Worten des Generals (Abb. obenst.). Ernst und eindrucksvoll ermahnt er sie, eingedenk zu sein, daß ihre Pflichten in den drei Geboten enthalten sind: „Sei stets bereit“, „Sei fröhlich“ und „Sei selbstlos“.

In diesem Jahre werden hundert Knaben am Lager teilnehmen können; nicht Geld, Rang oder Stand öffnet dazu den Weg, sondern die höchste Stimmenzahl seitens der Kameraden. Baden-Powell würde hocherfreut sein, wenn auch deutsche Knaben seiner Einladung folgen und mit ihren englischen Kameraden wetteifern würden. Sein Wunsch wäre es, durch derartigen Austausch deutscher und englischer Scouts die Grundlage zu einer wahrhaften entente cordiale zwischen den beiden Nationen zu legen.



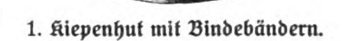
Eine Patrouille geht auf Kundschaft aus.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Neue Damenmoden für das Frühjahr.

Hierzu 9 photographische Aufnahmen von H. Manuel und Reutlinger, Paris.

Wahlloser als augenblicklich ist die Mode in ihrer Ueberraschungsucht niemals gewesen. Ohne Bedenken nimmt sie ihre Vorbilder her, wo immer sie sie findet, und formt aus den Ueberlieferungen von drei oder vier Epochen eine Offenbarung für heute. Und auch hastiger als sonst arbeitet sie. Neben dem Neuen taucht alsbald das Allerneuste auf, das Originelle wird vom Exzentrischen übertrumpft. So kommt es auch, daß die „gestreckte Linie", die wir jetzt als äußerste Grenze der Bekleidungskunst bewundern, den Widerspruch mächtiger Gegner erregt. Diese sind der Meinung, das Herausmeißeln der Figur durch Schnitt und Stoff habe lange genug gedauert, und es sei hohe Zeit, daß sich die Extreme wieder einmal berührten. Deshalb bereitet sich in aller Stille ein großer „Bluff" vor: der kapriziöse Geschmack des Rokokos, der Stil Louis' XV. und Louis' XVI. wird wahrscheinlich schon mit den letzten Sommertoiletten zur unwiderruflichen Tatsache werden. Der erste Schritt zu dieser Wandlung ist ja längst getan. Die modernsten Frisuren und Hüte richten sich genau nach den Erscheinungen der unglücklichen Prinzessin von Lamballe und der noch unglücklicheren Madame Elisabeth. Vorerst bleiben wir freilich dem Schlanksein noch treu, ja betonen es noch lebhafter als bisher. Das Schneiderkleid aus amethystfarbenem Seidenkaschmir mit gleichgetönter Schnurstickerei auf Abb. 3 gibt den Beweis, wie bei Vermeidung jeglicher Uebertreibung ein Straßenkleid streng modern und vornehm zugleich wirken kann. Auch der zwar große, aber doch nicht überquellende Reißstrohhut mit der Bekränzung von rosa Prinz-Rohan-Rosen steht fest im Rahmen der Mode, ohne ihn irgendwie überragen zu wollen. — Das Promenadenkostüm aus staubgrauem feingeripptem Surah auf Abb. 2 zeigt am offenen Paletot, in dessen Teilungen sich das künftige Genre schon andeutet — ein schüchterner Ansatz



1. Kiepenhut mit Bindebändern.





2. Helles Promenadenkostüm mit offenem Paletot.

3. Schneiderkleid aus Kaschmir mit geteiltem Paletot.



Digitized by Google

Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 09:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



4. Dunkler Strohhut mit langem Kinnband.



7. Großer Hut mit Rosenbekränzung.

zu Panier und Schoß — reiche Goldsoutachierung. Bemerkenswert sind der hochgeschobene Aermel und die kurzen, zipfligen Reverse, die von den langgezogenen bisherigen Aufschlägen stark abweichen. Das Jackett auf Abb. 6 erinnert ein wenig an den bunten Schlafrock der Herren. Die sehr engen Aermel fallen tief auf die Hände herab. Den Hut schmückt ein Schleifenarrangement aus sehr breitem Band. Mit dem mantelartigen Ueberwurf (Abb. 5) wird ein neues Kostümstück eingeführt, das, wie so viele andere jetzt, „auf Zeit",



6. Halblange Promenadenjacke.



5. Mantelkleid aus Seidenstoff.

d. h. für eine bestimmte Tageszeit, berechnet ist. Nicht teagown, wie es auf den ersten Blick scheinen mag, sondern ein demihabillée, unmittelbar vor dem Lunch zu tragen, wenn unerwartete Gäste sich nach dem Befinden der Dame des Hauses erkundigen. Dieser galabieh (der lange Rock der Aegypter) deckt ein luftiges Unterkleid mit Bluse und ist aus türkischer, lebhaft gefärbter Seide gefertigt. Die griechische Bortenverzierung dazu kennzeichnet eben die Skrupellosigkeit des heutigen Stilempfindens. Die Frisur mit dem weichen Stirnband darf nur zu Hause getragen werden. Die modernisierte hellenische Toga (Abb.8) rechtfertigt die goldfädige Mäanderzeichnung des Besatzes schon eher. Ein Kameenschloß hält die Gürtelfalten des Ueberwurfs aus bronzegelbem Krepp, der eine leichte



Phot. Reutlinger.

8. Abendkleid in griechischem Stil.



Digitized by Google

Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 09:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Schleppe bildet, zusammen. Das Untergewand zeigt den gleichen Stoff in einer zarteren Schattierung.

Das Thema der Frühlings- und Sommerhüte ist unerschöpflich. Jede Woche bringt neue Formen in stetig wechselnder „Aufmachung“, jeder Tag ändert an dem gestern erst Erstandenen. Die englische Kiepe (Abb. 1) aus Knüpfstroh verzichtet auf den üblichen Ausputz. Ein weiches Band, von handtellergroßen Kabochons an den Ohren gehalten, und ein paar winzige Röschen verschwinden fast auf dem ziemlich umfangreichen Gestell. Helle Flatterrosen lichten den dunklen Strohhut (Abb. 4) etwas auf und lassen auch das schwarze Schleierbandeau nicht gar so ernst erscheinen, während ein überaus voller Kranz russischer Rosen das Riesengebäude (Abb. 7) verschönt. Der Hut auf Abb. 9 ist doppelrandig. Es überschneiden sich die beiden Krempen, die eine davon samtgefüttert, so daß ein Eindruck hervorgerufen wird, als trügen zwei Hüte die Bekrönung aus „weinenden Straußenfedern“. Die Trauerweidengestalt der Federn erscheint fast wie eine Versündigung an dem edlen Material. Messer und Brand berauben die Federn ihrer natürlichen Fülle und Schönheit und machen nur ein welkes, kümmerliches Gebilde aus ihnen. Es wäre nur zu wünschen, daß die Mode auch hier bald wieder zur Natur zurückkehrt. Als Hutschmuck wirkt doch nichts schöner als die lange Straußenfeder, weiß, schwarz oder buntgefärbt, in ihrer natürlichen Form. T. D.

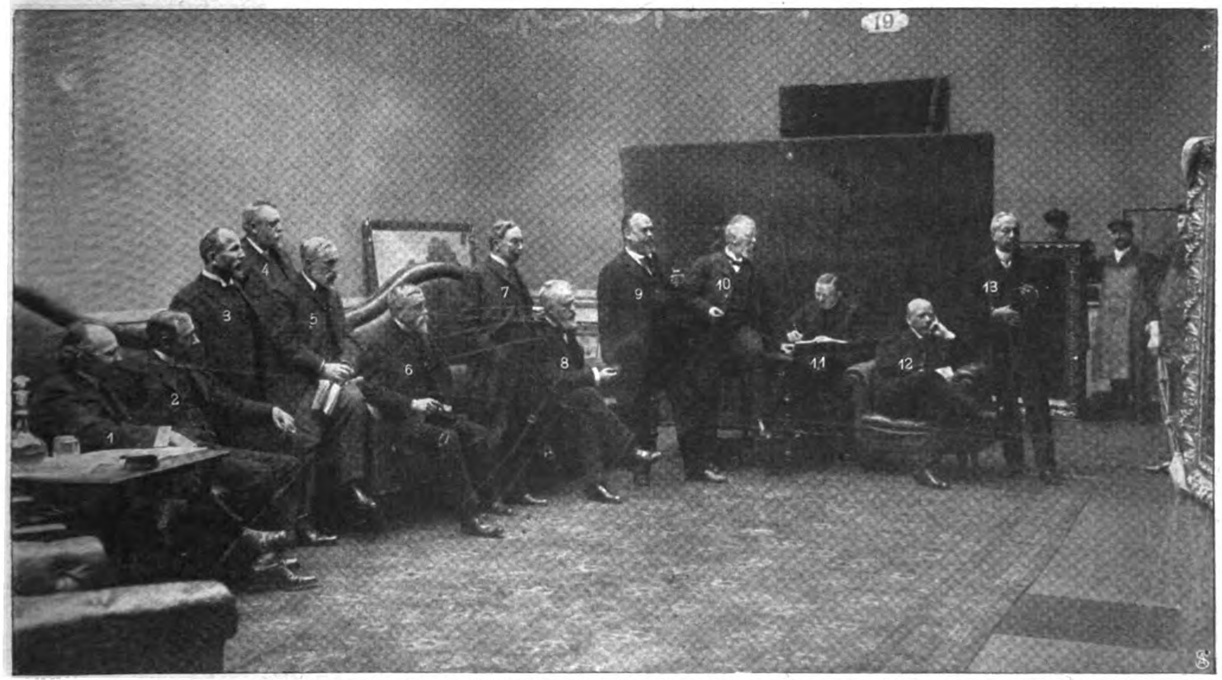


9. Heller Sommerhut mit schwarzen Straußenfedern.

Bilder aus aller Welt.

Die Große Berliner Kunstausstellung repräsentiert eine gewaltige Summe nicht nur künstlerischer, sondern auch kritischer und administrativer Arbeit. Vor der Eröffnung der Ausstellung hat die Jury unter der riesigen Menge der eingesandten Bilder nach bestem Wissen und Gewissen die ungeeigneten Werke auszuscheiden. An der Spitze der für das deutsche Kunstleben so einflußreichen Jury steht in diesem Jahre der bekannte Porträtmaler Professor Konrad Kiesel.

Island hat bisher noch kein Kunstmuseum besessen, obwohl das Land treffliche Künstler hervorgebracht hat, deren Werke in der Heimat aufbewahrt zu werden verdienen. Nun hat der berühmte isländische Bildhauer Ejnar Jonson seinem Vater-



1. Bildhauer R. Boeltzig. 2. Radierer Krostewitz. 3. Professor Baumbach. 4. Maler Hochhaus. 5. Maler Engelhardt. 6. Professor Franz Skarbina. 7. Professor Unger. 8. Professor G. L. Meyn. 9. Professor Hans Meyer. 10. Professor F. Kallmorgen. 11. Maler L. Sandrock. 12. Professor Hans Looschen. 13. Professor Konrad Kiesel.

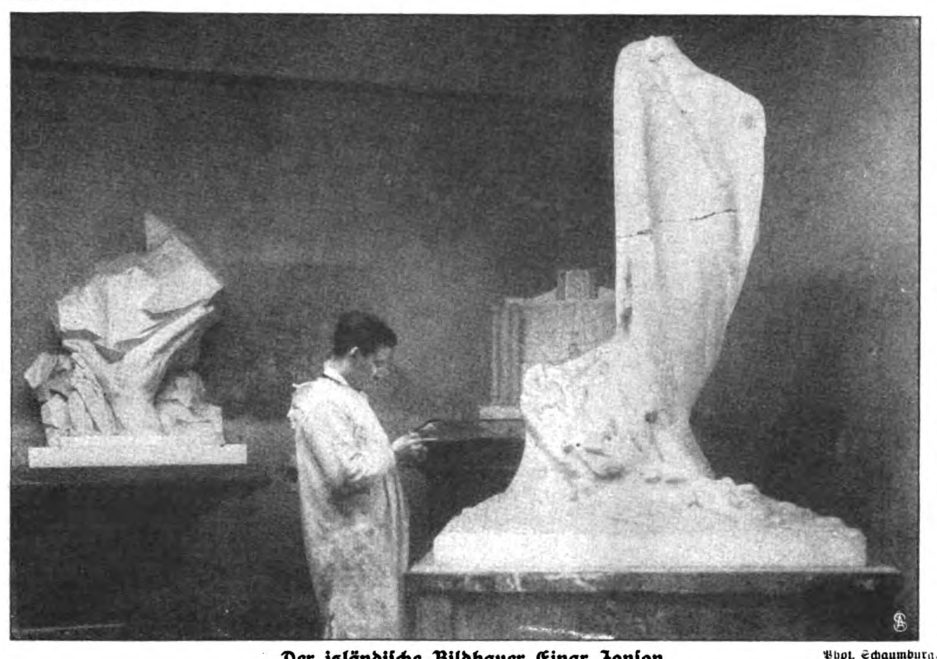
Die Jury und Anordnungskommission für die Große Berliner Kunstausstellung 1909 bei der Arbeit.

Spezialaufnahme für die „Woche“.


Digitized by Google

Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 09:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Phot. Schaumburg.

Der isländische Bildhauer Ejnar Jonson,
der zur Gründung eines Kunstmuseums auf Island 49 seiner Arbeiten schenkte.

lande seine sämtlichen Werke unter der Bedingung geschenkt, daß sie in einem auf öffentliche Kosten zu errichtenden Museum ausgestellt werden. Der Althing hat das kostbare Geschenk angenommen und sich bereit erklärt, die Bedingung zu erfüllen und ein würdiges Gebäude zu errichten.

Die fünfte Avenue, eine der interessantesten Straßen Neuyorks, ist am Ostersonntag eines jeden Jahres der Schauplatz eines großen Festkorsos, der „Osterparade“. Nach dem Gottesdienst strömen die Damen und Herren der Neuyorker Gesellschaft auf der breiten Avenue zusammen, um ihre Frühjahrstoiletten zu zeigen und um sich an dem Schauspiel zu weiden, das der festliche Spaziergang einer fröhlichen, geschmückten Menge dem Auge bietet. Es ist wirklich eine gesellschaftliche Parade größten Stils, und es fehlt ihr auch nicht an kritischen Zu-

Osterfeier in Neuyork:
Der Spaziergang nach dem Gottesdienst am Ostersonntag auf der 5. Avenue.


Digitized by Google

Original from
CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 09:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Feiertage in der Lagunenstadt: Phot. Argus.

Volksmenge nach der großen Messe vor der Kirche „La Salute“ in Venedig.

schauern, die sich an dem Spaziergang nicht beteiligen, sondern dichtgedrängt die ungeheuren Scharen der Promenierenden an sich vorbeifluten lassen, um zu schauen und zu richten.

Die Lagunenstadt wimmelt um diese Zeit von Fremden, die den herrlichen venezianischen Frühling genießen wollen. Venedigs Reiz liegt nicht nur in seinen historischen und künstlerischen Schätzen, sondern auch in seinem einzigartigen Volksleben, das sich trotz der nivellierenden Invasion der Fremden völlig rein erhalten und seine charakteristischen Merkmale nicht verloren hat. Die großen Volksansammlungen auf den abgeschlossenen venezianischen Plätzen, die man bei weltlichen oder kirchlichen Festen beobachten kann, gewähren ein höchst malerisches und reizvolles Bild, denn im Verkehr miteinander geben sich die Venezianer natürlich viel ungezwungener, als im Verkehr mit den Fremden. Das bunte Gewühl der Menge gehört zu dieser schönen und historisch bedeutsamen Stadt, die sich melancholisch ausnimmt, wenn ihre Straßen nicht belebt sind.

Der Kammersänger Andreas Moers, der in der letzten


Digitized by Google
Original from
CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Phot. Lenque u. Lindemann Nachflg.

Kgl. Kammersänger Andreas Moers
wurde zum Professor ernannt.

Spielzeit in Düsseldorf wirkte, beabsichtigt dort ein Konservatorium zu gründen, an dem er selbst die Sangeskunst lehren will. Der Herzog von Koburg und Gotha hat dem Künstler, dessen Leistungen er sehr schätzt, wohl im Hinblick auf diesen Plan den Professortitel verliehen.

Die Musik ist vielleicht die internationalste Kunst. Es ist eine alte Sitte, daß die großen Opernhäuser ihre Künstlerschar aus fremden Ländern rekrutieren. In früheren Zeiten wurden fast ausschließlich italienische Sänger und Sängerinnen nach Deutschland engagiert, seitdem aber die nordische Musik sich gleichberechtigt neben dem „bel canto" behauptet, wirkt sie in den Kunstzentren aller Nationen. So hat der Generalintendant Graf Hülsen-Haeseler für die Berliner Königliche Oper jüngst eine Norwegerin, die Sängerin Cally Monrad, engagiert. Das Debüt der Künstlerin in Berlin wird anfangs der nächsten Herbstsaison stattfinden.

Das in St. Johann-Saarbrücken stehende Ulanenregiment Großherzog Friedrich von Baden Nr. 7 konnte kürzlich das Fest seines 175jährigen Bestehens feiern. Seine Stammtruppe war eine Freischützenkompagnie zu Pferde, die der Kurfürst von Sachsen und König von Polen August III. im Jahre 1734 in Warschau errichtete. Das Regiment hat sich zu Beginn des Feldzugs 1870/71 in der Nähe seines jetzigen Garnisonsortes durch seine treue und kühne Wacht an der Saar ausgezeichnet.

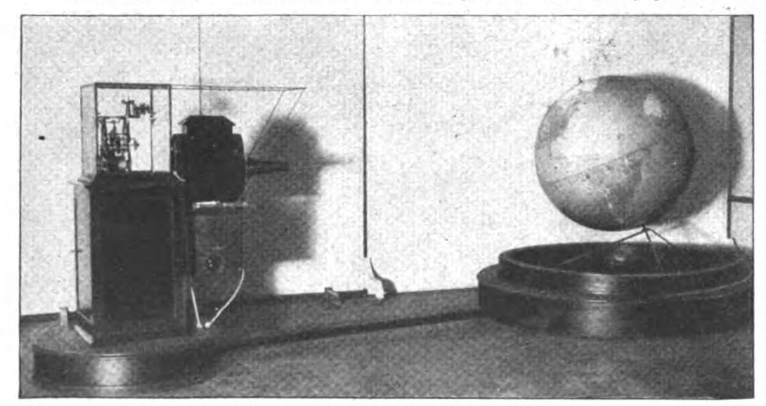


Cally Monrad,
eine norwegische Sängerin, wurde für die Berliner Hofoper verpflichtet.



Reiterquadrille in den bisherigen Uniformen des Regiments. Phot. Hardy.

Vom 175jährigen Jubiläum des Ulanenregiments „Großherzog Friedrich v. Baden" (Rhein.) Nr. 7 in Saarbrücken.



Aus dem Naturhistorischen Museum in Neuyork: Eine astronomische Uhr.

Die Bevölkerung der Saarstädte nahm an dem Jubelfest des braven Regiments, dessen Traditionen so eng mit seinem Garnisonsort verknüpft sind, lebhaften und freudigen Anteil.

Dem Amerikanischen Naturhistorischen Museum in Neuyork wurde eine astronomische Uhr einverleibt, die zu den besten Werken ihrer Art gehört. Sie zeigt nicht nur die tägliche Drehung der Erde um ihre Achse, sondern auch die Bewegung der Erde um die Sonne und den Wechsel der Jahreszeiten. Die Erde wird durch eine Kugel dargestellt; die Sonne, versinnbildlicht durch eine Lichtquelle, bescheint eine Hälfte der rotierenden Kugel. Der Schatten eines hinter der Linse angebrachten Drahtes entspricht dem Meridian von Neuyork. Die sinnreiche Uhr ist nach den Entwürfen des Direktors des Naturhistorischen Museums Dr. Hermann C. Bumpus konstruiert worden.

Schluß des redaktionellen Teils.

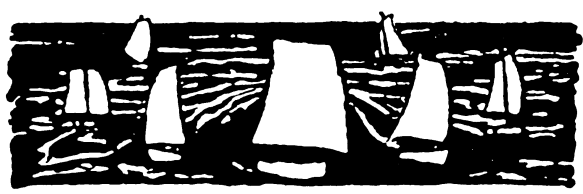


Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

DIE·WOCHE

Nummer 16. Berlin, den 17. April 1909. 11. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 16.



Die sieben Tage der Woche.

7. April.

In Konstantinopel wird Hassan Fehmi, der Chefredakteur des liberalen Blattes „Serbesti", erschossen. Die Gegner der jungtürkischen Partei zeihen das jungtürkische Komitee der Mitschuld an diesem politischen Mord. Gegen das Komitee und gegen den Kammerpräsidenten Achmed Riza werden große Demonstrationen veranstaltet.

8. April.

Die montenegrinische Regierung erkennt in einer an den österreichisch-ungarischen Gesandten gerichteten Note die Annexion Bosniens und der Herzegowina an und verspricht, auch nach der Aufhebung des Artikels 29 des Berliner Vertrags Antivari nicht zum Kriegshafen umzugestalten.

Die Nachricht, daß Oesterreich-Ungarn vier Dreadnoughts zu bauen beabsichtigt, facht die englische Flottenpanik aufs neue an. Die gesamte Presse erblickt darin eine Gefahr für die englische Seemacht im Mittelmeer.

9. April.

Das amerikanische Repräsentantenhaus nimmt die neue Tarifvorlage mit großer Majorität an.

In Montenegro wird der Boykott auf österreichische Waren aufgehoben.

Die außerordentliche Tagung der Deutschen Bühnengenossenschaft beschließt die Aufhebung der Bühnenschiedsgerichte, die bisher die Streitigkeiten der Direktoren mit ihren Schauspielern entschieden haben.

10. April.

Der Geburtstag des „Generals" William Booth wird in allen Ländern, wo die Heilsarmee wirkt, festlich begangen.

11. April.

Der italienische Minister des Auswärtigen Tittoni trifft in Venedig ein, um den Reichskanzler Fürsten Bülow zu besuchen.

Das Sensationsdrama „Eines Engländers Heim", das in London ungeheure Begeisterung erregt hat, ruft bei seiner ersten Aufführung im Neuen Theater in Berlin einen großen Theaterskandal hervor.

12. April.

Der venezolanische Expräsident Cipriano Castro wird von Fort de France auf Martinique, wo er eingetroffen ist, um eine neue Revolution in Venezuela vorzubereiten, auf Befehl der französischen Regierung unter Anwendung von Gewalt vertrieben.

13. April.

Das deutsche Kaiserpaar tritt die Reise nach Italien an.

In Konstantinopel bricht eine große Revolte der mit dem jungtürkischen Regime unzufriedenen Truppen aus. Die Regierung und der Kammerpräsident Achmed Riza müssen abdanken, der Justizminister Nazim Pascha wird ermordet.

14. April.

Eine Irade des Sultans sichert den meuternden Truppen, die die Straßen noch besetzt haben, völlige Straflosigkeit zu.

▫ ▫ ▫

Porträte alter Meister.

Die Ausstellung von Bildnissen alter Meister im Besitz der Mitglieder des Kaiser-Friedrich-Museums-Vereins in der Königl. Akademie zu Berlin.

Von Wirkl. Geh. Reg.-Rat Dr. Wilhelm Bode,

Generaldirektor der Königl. Museen in Berlin.

Hierzu die Abbildungen auf Seite 662 und 663.

Mehr als ein Vierteljahrhundert ist vergangen, seit in Berlin zum erstenmal eine Ausstellung alter Kunstwerke aus Berliner Privatbesitz veranstaltet worden ist. Damals, im Februar 1883 zur Feier der Silberhochzeit des Kronprinzenpaares, hatten wir die Auswahl des Besten, was sich im Privatbesitz des Kaisers befindet, mit hinzuziehen müssen, um die drei Räume der alten Akademie zu füllen. Seither haben wir, nach einer ersten längeren Pause, in ziemlich regelmäßiger Abfolge eine Reihe von solchen Ausstellungen aus Privatbesitz veranstaltet, in denen meist nur eine bestimmte Epoche oder Gattung der Kunst gezeigt werden konnte. Nachdem der Verein von Kunstfreunden zur Unterstützung der Kgl. Museen, der sog. Kaiser-Friedrich-Museums-Verein, vor etwa dreizehn Jahren begründet wurde, hat dieser die Ausstellungen übernommen und sich dabei auf Kunstwerke im Besitz der Mitglieder beschränkt. Nach einer Rokoko-Ausstellung folgte die Renaissance-Ausstellung 1898 (beide noch in der alten Akademie) und 1905 die Ausstellung im Palais Redern zur Feier der Silberhochzeit des Kaiserpaares, auf der vorwiegend die neueren Erwerbungen der Mitglieder gezeigt wurden. Die am letzten März eröffnete Ausstellung in der neuen Akademie am Pariser Platz hat sich noch engere Grenzen gesteckt, indem sie sich auf Porträte alter Meister beschränkt, und zwar mit Ausschluß englischer Künstler, die im vorigen Jahr an der gleichen Stelle in so hervor-

Published 17. IV. 1909. Privilege of copyright in the United States reserved under the Act approved 3. March 1905 by August Scherl G. m. b. H., Berlin.


Digitized by Google

Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 09:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ragender Weise zum erstenmal in Deutschland zur Anschauung gebracht worden sind. Die jetzige Schaustellung soll gewissermaßen zeigen, was die Porträtkunst vor den Engländern vermocht hat. Daß bei diesem engen Gebiet nur der Privatbesitz von einigen zwanzig Berliner Sammlern herangezogen wurde, und zwar möglichst nur solche Bilder, die in Berlin noch nicht ausgestellt waren, war gewiß ein kühnes Unterfangen; wenn es aber trotzdem vollauf gelungen ist, so ist dies der beste Beweis, in wie raschem Tempo und wie vorteilhaft sich der Besitz alter Kunstwerke, besonders alter Gemälde in Berlin vermehrt hat. Freilich, wer die „maßgebenden" Stimmen in einzelnen unserer gelesensten Berliner Zeitungen vernommen hat, wird meine Behauptung, daß die Porträt-Ausstellung in vollem Maße gelungen sei, vielleicht anzweifeln; waren diese Kritiken doch zum Teil recht wenig freundlich. Eine Reihe der Hauptbilder von Rembrandt, Tizian u. a. erhielten Epitheta wie „angeblich", „zweifelhaft" usf.; die Sonde der Kritik dürfe man hier nicht anlegen, hieß es da, die Ausstellungsleitung dürfe die Benennungen der Bilder durch die Besitzer nicht akzeptieren, und mit ähnlichen Ausstellungen in Paris und London könnte sich diese in keiner Weise vergleichen. Wenn die Besitzer alter Bilder dem Berliner Publikum ihre Schätze ohne Ausnahme und in der bequemsten Weise zugänglich machen, so sind solche abfälligen Bemerkungen kaum als sehr freundlich, auch nicht als sehr patriotisch zu bezeichnen. Aber der gebildete Berliner ist ja, wie uns neulich eine Zeitung auseinandergesetzt hat, von Natur unliebenswürdig und neigt zu scharfer Kritik; wir dürfen daher wohl hoffen, daß die Sammler sich dadurch nicht gekränkt fühlen und nicht etwa das Publikum es entgelten lassen werden, indem sie in Zukunft ihre Schätze zurückhalten. Solche Kritiker, die das Selbstbildnis Rembrandts und das Porträt seiner Hendrickje, im Besitz von Robert von Mendelssohn, als „angebliche" Rembrandts bezeichnen, die das große Frauenbild des Sebastiano del Piombo der Sammlung O. Huldschinsky oder die beiden Tizian für falsch erklären, richten dadurch nicht diese Bilder oder ihre Käufer und deren Ratgeber, sondern richten sich selbst! Auch die Behauptung, in Paris und London würde auf ähnlichen Ausstellungen mehr und weit Bedeutenderes gezeigt, kann nur jemand aussprechen, der diese Ausstellungen nicht gesehen hat. Nur ganz selten erreicht dort einmal eine Ausstellung die Höhe der hiesigen, obgleich sie Bilder aller Art und aller Zeiten zu mischen pflegen und leider mehr und mehr zu Kunsthändlerspekulationen herabsinken. Doch überlassen wir diese Kritiker ihren Unfreundlichkeiten und ihren besonderen Absichten! —

Die vorjährige Ausstellung englischer Bildnisse, die wir dem Entgegenkommen einiger vornehmer englischer Besitzer und namentlich einiger großer Händler verdankten, zeigten zum erstenmal in Deutschland, welchen Reiz und Schönheitsinn, welch große dekorative Wirkung die Porträte der großen englischen Porträtmaler des 18. Jahrhunderts besitzen. Sie führen uns ein schönes Geschlecht in anmutiger Form vor und waren berechnet, in den hellen Landhäusern als würdigster und Hauptschmuck der Wände in den Wohnräumen zu dienen. Aehnliches gilt für die gleichzeitigen französischen Bildnisse, die den englischen jedoch in künstlerischem Raffinement meist überlegen sind. Die Bildnisse von Mme. Vigée Lebrun (Frau Feist), Nattier (Fr. v. Friedländer), Toqué u. a. sind charakteristische, wenn auch nicht bedeutende Beispiele dafür. Ganz anders ist der Hauptmeister der spanischen Schule Francisco Goya vertreten, dessen „Junges Mädchen" (Bes. J. Simon), dessen prachtvolle Gestalt des Geistlichen Don Llorente zum Allerbesten gehören, was Goya gemalt hat. Die fein getönten Farben, die weiche tuschende und freie Behandlung, hier auch der Geschmack der Anordnung und die freie Charakteristik lassen die Hochschätzung dieses oft schon dekadenten Meisters durch unsere modernen Künstler begreiflich erscheinen. Daß er damals nicht der einzige tüchtige Porträtmaler in Spanien war, zeigt das Kardinalsporträt von Vincent Lopez (Bes. Frau Kocherthaler), der in starker Beleuchtung, kräftiger Lokalfarbe und trefflicher Modellierung grade das besitzt, was Goya in der Regel abgeht.

Den älteren Bildnissen, denen der Niederländer wie denen der Italiener des 17. und 16. Jahrhunderts, und noch in höherem Grade den Porträten der primitiven Maler geht die Absicht auf dekorative Wirkung in den Räumen in der Regel ab; dies gilt selbst für die großen Schützen- und Regentenstücke, mit denen die Rat- und Gildehäuser, die Hospitäler und andere öffentliche Bauten ausgestattet waren; sie sind wie die Einzelporträte um ihrer selbst willen entstanden und aufgestellt, wo gerade Platz war. Dadurch, daß sie nur die Persönlichkeit geben wollen, besitzen die holländischen Porträte aber ihre außerordentliche Wahrheit und Sachlichkeit, den Reiz der Schlichtheit und Tüchtigkeit.

Die Ausstellung hat eine ganze Reihe von Bildnissen aufzuweisen, die dies aufs beste kundtun. Schon die ältesten Bildnisse dieser Art, wie das Jünglingsporträt von 1601 (Bes. Dr. F. Harck, vielleicht vom Amsterdamer Ketel) und der Kopf eines Alten von A. Key (Bes. L. Koppel), zeigen diese schlichte Tüchtigkeit. Die Brustbilder eines alten Mannes und seiner Frau von Mierevelt, ein jüngeres Ehepaar, dem gleichen Meister zugeschrieben, aber ihm überlegen (Bes. C. v. Hollitscher), die Frauenbildnisse von P. Moreelse (besonders reizvoll durch die koketten Farbtöne ist das Brustbild im Besitz von L. Koppel), das stattliche Porträt des hübschen jungen Mädchens von J. Verspronck (Bes. O. Huldschinsky) gehören zu den besten Bildern dieser Meister. An Stelle ihrer schlichten, den Dargestellten gegenüber fast unpersönlichen Färbung setzt der gefeiertste Bildnismaler Hollands F. Hals die völlig persönliche Auffassung. Von seinem lebensprühenden Naturell, seiner jovialen Art weiß er seinen Modellen ein Stück mitzugeben: seine freie Anordnung, seine kecke, breite Malweise, seine feine Tonwirkung sind andere Vorzüge seiner Bilder, die der Ausdruck dieses seines innersten Wesens sind. Was er vermochte, zeigt das herrliche, große Bildnis der alten Dame im Lehnstuhl im Besitz von James Simon, dem Urbild behäbigen, selbstzufriedenen Alters! Keines der andern Bildnisse des Meisters in der Ausstellung kommt diesem nahe, und doch haben auch sie ihren eigenen Reiz. Das kräftige junge Mädchen mit den roten Pausbacken läßt freilich zu viel vom Halsschen Humor vermissen. Auch der Mann mit ungeordnetem Haar (Bes. P. v. Schwabach) schaut moros drein, ist aber von außerordentlicher Plastik, leuchtend und meisterlich gemalt. Fast grau in grau gehalten ist das kleine Porträt des Malers F. Post (Bes. O. Huldschinsky), eine geistreiche Improvisation des Meisters aus seiner letzten Zeit.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Nicht weniger individuell und womöglich noch persönlicher in der Auffassung seiner Porträte ist Hals' jüngerer Landsmann, der Großmeister der holländischen Schule Rembrandt van Ryn. Die Bilder seiner Hand in der Ausstellung sind ihr Glanzpunkt: acht Bildnisse, darunter auch nicht eins irgendwie zweifelhaft, und zwar nicht nur nach der Ansicht der Besitzer! In dem stattlichen, ovalen Porträt der jungen Dame (vom Jahre 1635, Bes. K. v. d. Heydt) müht sich der junge Leydener Meister noch, es den älteren Kollegen in Amsterdam in schlichter Auffassung und Belichtung gleichzutun, während das außerordentlich durchgeführte Bildnis seiner „Schwester" (1633, Bes. C. v. Hollitscher), schon durch sein starkes Helldunkel faszinierend, lebendig und besonders plastisch wirkt. Ist hier der kühle Ton und die kräftige Lokalfarbe noch ungewöhnlich, so hat das kleine Bildnis eines jungen Mädchens im Zimmer, das bereits um 1631 entstand (Bes. J. Simon), schon fast den vollen, intimen Reiz der Bilder aus der Blütezeit des Meisters. Alle andern Bilder gehören seiner späteren und spätesten Zeit. Der kleine Kopf eines niederblickenden Mädchens ist, wie der Besitzer P. von Schwabach gefunden hat, die Studie zu der Maria in der heiligen Familie der Eremitage vom Jahre 1645. Ein anderer, etwas größerer Kopf eines Greises (Bes. M. Kappel) ist eine farbenprächtige, geistreiche Studie nach dem Mann, der ihm 1661 zum Matthäus im Louvre saß. Das lebensgroße Brustbild eines jungen Mädchens (um 1652 gemalt, Bes. O. Huldschinsky) gleicht sehr der jungen Hendrickje Stoffels, von der R. v. Mendelssohn die fast prima hingestrichene sympathische Halbfigur aus späterer Zeit ausgestellt hat. Zu diesem Gemälde bildet das großartige späte Selbstporträt desselben Besitzers das Gegenstück. Beide Bildnisse sind von der Ausstellung im Redern-Palais bekannt; ganz unbekannt war aber bisher das große Bildnis eines jüngeren Mannes mit langen blonden Locken vom Jahre 1663 (Bes. L. Koppel), das wohl das interessanteste Bild der ganzen Ausstellung ist: das Porträt eines häßlichen Mannes, den eine furchtbare Krankheit in schrecklicher Weise entstellt hat, und doch hat es Rembrandt verstanden, durch das glühende Licht und die wunderbare Malerei wie durch den rührenden Blick der großen Augen, aus denen die tödliche Krankheit spricht, lebhaftes Interesse, ja warme Sympathie für diesen unglücklichen Mann uns abzugewinnen.

Von Rembrandts Schülern, von denen u. a. ein treffliches männliches Porträt von G. Flinck ausgestellt ist, kommt nur einer gelegentlich dem Meister in der packend intimen Wirkung nahe: Nicolas Maes, dessen großes Bildnis einer alten Frau im Lehnstuhl von 1669 (Bes. M. Kappel) fast so ergreifend ist wie ähnliche Bilder alter Frauen von Rembrandt selbst.

Von den zumeist späteren Meistern der Porträtmalerei im kleinen Maßstab sei wenigstens einer noch erwähnt, der Größten einer, der ebenso reich und mannigfach wie vortrefflich in der Ausstellung vertreten ist: Gerard Terborch. Unter sechs Bildnissen, meist in ganzer Figur, repräsentieren ein junger Herr und eine junge Dame die Art, wie wir ihn als Porträtmaler kennen. Groß wie ein Velasquez und ebenso einfach in seinen Mitteln erscheint er dagegen in dem Porträt eines Mannes mit spitzem Hut und einförmig schwarzem Anzug (Bes. Ed. Arnhold), der lebhaft an Velasquez' bekannten „Schauspieler" erinnert. Ebenso raffiniert farbig ist er sodann in dem Porträt eines weißhaarigen alten Mannes in reichem, rötlichem Seidenkostüm in einem Zimmer mit Möbeln von ähnlicher Farbe (Bes. Freiherr v. Heyl) sowie in dem Kniestück eines jungen Mädchens mit Hündchen in roter und weißer Seide. Unter den Miniaturbildnissen versäume man nicht, das feine Selbstporträt des Künstlers mit seinem originellen Kopf und der gewählten Tracht herauszusuchen (Bes. F. Harck).

Während die Bildnisse der holländischen Schule allein den größten Saal der Akademie einnehmen, konnten die gleichzeitigen Bildnisse der flämischen Schule auf einer einzigen Wand des letzten Saales untergebracht werden. Mit bestem Erfolg ist dafür die Hauptwand gewählt, auf die der Blick des Beschauers schon vom Eingang aus fällt; die Wirkung der Bilder ist hier eine außerordentlich geschlossene und zugleich dekorative, dank namentlich dem prächtigen, großen Stilleben von Snyders, das den Abschluß nach oben bildet. Drei Bildnisse von Rubens gehören in die frühere Zeit nach seiner Rückkehr aus Italien. Von Interesse ist das Porträt seines Bruders (Sammlung C. von Hollitscher), das er auf dem bekannten Bilde der „Vier Philosophen" im Palazzo Pitti fast treu kopierte. Noch frischer, auch durch die Persönlichkeit, ist die große Studie zu einem Stifterporträt (Eigentümer K. Fr. Mus.-Verein), die breit und meisterlich nach der Natur hingestrichen ist. Die drei reizvollen Bildnisse junger Frauen von A. van Dyck, die dazwischen hängen, entstanden sämtlich während des Aufenthaltes des Künstlers in Genua. In ihrer tiefen, warmen Karnation und in der ruhig vornehmen Haltung stehen sie Tizian nahe, in der Färbung sind sie besonders frisch (Bes. J. Simon u. M. Kappel). Der Kopf der schönen jungen Dame in grauer Halskrause (Bes. L. Koppel) scheint nach der Aehnlichkeit eine Schwester der Dame darzustellen, deren bekanntes großes Porträt im Thiem-Saale unseres Museums sich befindet.

An den beiden großen Seitenwänden dieses Saales sind die italienischen Porträte der Renaissance aufgestellt. Es sind im ganzen nur achtzehn Bilder; deshalb darf man aber keineswegs diese Abteilung als die schwache Seite der Ausstellung bezeichnen, im Gegenteil, sie ist gerade ihre stärkste Seite, denn es sind fast ein Dutzend Werke der ersten Meister darunter. Wo finden sich aber überhaupt solche Werke im Privatbesitz? In etwa 25 Ausstellungen, die ich in London gesehen habe, erinnere ich mich nicht, je eine so reiche Zahl bedeutender Bildnisse der großen italienischen Meister aus Privatbesitz beisammengefunden zu haben, geschweige in einer Pariser Ausstellung. Der Mittelpunkt der einen Wand bildet das große stilisierte, farbenprächtige Porträt des Giuliano de Medici, des Kommandeurs der Truppen Leos X. (daher die Engelsburg in der Ferne). Die höchste bedeutende Auffassung wie der große Stil in Zeichnung und Färbung lassen mich nicht daran zweifeln, daß uns hier das Original Raffaels vorliegt, dessen Initialen es neben dem Datum 1515 trägt (Bes. O. Huldschinsky). Zur Seite rechts hängt ein großes Frauenbildnis einer Römerin in reichster Tracht, ein charakteristisches, bezeichnetes Werk Sebastianos, das in der Landschaft noch den Einfluß Giorgiones, in Zeichnung und Färbung daneben schon Michelangelos Vorbild zeigt (Bes. O. Huldschinsky). Ein anderes großes Frauenbild lehrt einen zweiten Zeitgenossen Raffaels kennen, dessen Bildnisse gelegentlich auch dem Urbinaten selbst zugeschrieben werden,



Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Guliano Bugiardini (Bes. O. Huldschinsky). Die auffallend kühle, metallische Färbung, die den Einfluß Michelangelos verrät, darf uns nicht verhindern, die feine Lichtgebung und Modellierung und die treffliche Zeichnung dieses sehr eigenartigen Bildes voll anzuerkennen. Aehnliches gilt von dem stattlichen Porträt eines vornehmen Florentiners in eleganter Tracht von Bronzino (Bes. Ed. Simon). Das Mittelbild der zweiten Wand bildet ein hervorragendes Porträt von Tizian: der Mann mit dem Falken (Bes. Ed. Simon), ein historisches Werk der dreißiger Jahre. Wie der Meister den schönen Mann in seiner reichen Tracht, vielleicht Alfonso d'Este, aufgefaßt hat, wie er zu dem schwarzen Kostüm die wenigen zarten Lokalfarben der Kappe und des Gefieders des Falken gestimmt hat, zeigt den Geschmack und die koloristische Meisterschaft des großen Venezianers in vollstem Maße. Aehnliches gilt von einem zweiten, einfacheren Porträt des Künstlers, das bezeichnet und vom Jahre 1550 datiert ist, dem Antonio Anselmi, (Bes. W. v. Dirckſen), einem Freunde Aretins und daher wohl auch Tizians; das Gemälde ist von tiefer Farbenstimmung und doch leuchtend und von vornehmster Erscheinung. Nicht viel später als dieses Bild sind verschiedene stattliche Senatorenbildnisse Tintorettos entstanden, von denen zwei Gegenstücke (Bes. L. Koppel) Mitglieder der Familie Giustiniani darstellen. Wie in anderer Weise die Frauenbildnisse von Paolo Veronese und Paris Bordone (Bes. W. v. Dirckſen), so verraten diese Bildnisse neben denen ihres Meisters Tizian bei aller Tüchtigkeit der Charakteristik, daß die Richtung der Zeit jetzt schon auf große dekorative und malerische Wirkung ausgeht. Neben solchen Werken der Hochrenaissance erscheinen die in Umfang und Anordnung so bescheidenen Bildnisse der primitiven Meister, vor allem das fast düster ernste Porträt eines jüngeren Mannes vor blaßblauem Grunde von Sandro Botticelli und das kleine altniederländische Bildnis (Bes. Ed. Simon) von einer schlichten Sachlichkeit in der Wiedergabe der Persönlichkeit und dadurch von einer Eindringlichkeit und Lebenswahrheit, die die spätere Zeit nie wieder erreicht hat. Selbst so tüchtige, wenig jüngere deutsche Bildnisse wie die von B. Bruyn oder B. Strigel (Bes. O. Huldschinsky) stehen darin schon weit hinter jenen zurück.

Die wohnliche und zugleich dekorative Wirkung der Ausstellung ist, neben der geschickten Verteilung der Bilder, durch die Aufstellung einzelner schöner alter Möbel wie durch die Anbringung von gleichzeitigen Gobelins und persischen Teppichen erzielt. Bei den Bildnissen der niederländischen Schule des 17. Jahrhunderts vertreten Stilleben die Stelle der Wandteppiche. Gerade zwischen den ernsten Gestalten in ihrer einfarbigen schwarzen Tracht bringen die farbenprächtigen Fruchtstücke, Frühstückstische und Blumenstücke eines Frans Snyders, Jan Fyt, W. Kalf, A. van Beyeren usf. in herrlichen Exemplaren, wie sie schöner außerhalb unserer Berliner Sammlungen kaum zu finden sind, die wohltätigste Abwechslung und tragen nicht am wenigsten zu der vornehmen dekorativen Wirkung der ganzen Ausstellung bei.

Luftverkehr, Luftschiffhäfen und Flugplätze.

Von Kapitän zur See a. D. von Pustau.

Die Eroberung der Luft! Dies uralte Ideal der ehrgeizigen Menschheit, die sich mit der Unterjochung des Weltmeers noch nicht begnügte, endlich ist uns seine Erreichung in greifbare Nähe gerückt, seitdem die majestätischen Lenkballons und die breitbeschwingten Flugmaschinen „schwerer als Luft" ihre ersten epochemachenden Fahrten durch den Aether ausführten.

Ihre wunderbaren Leistungen spornten nicht nur die Techniker zu verdoppeltem Eifer in der Betätigung ihres Erfindungsgeistes an, sondern sie gaben auch der Phantasie des Laien neue Nahrung in unbegrenzter Menge. Die kühnen Zukunftsbilder, die schon lange vorher Jules Verne und andere geniale Propheten vorausahnend entworfen hatten, werden von deren heutigen Nachfolgern mit zahlreichen Zügen ausgestattet, die zum Teil der Wirklichkeit entnommen sind und dadurch auch dem Ganzen den Schein der Wirklichkeit verleihen. Rasch entstand eine ganze Literatur, die in glühenden Farben den Zukunftskrieg in den Lüften schildert und eine völlige Revolution der politischen und Machtverhältnisse in sichere Aussicht stellt. Eine andere Richtung malt die ungeheure Bedeutung der neuen Erfindungen für den Handel und Verkehr in Projekten aus, deren Verwirklichung unser gesamtes Wirtschaftsleben von Grund aus verändern würde.

Schon hört man von der Errichtung von regelmäßigen Luftverkehrslinien auf dem Kontinent; verschont von der Seekrankheit, soll bald der Reisende von Frankreich nach England durch die Lüfte fahren können, ja selbst über den Atlantischen Ozean reichen die Pläne einzelner überkühner Phantasten. Nun gut, weshalb sollen wir nicht eines Tags so weit kommen? Nachdem gerade die Luftschiffahrt uns in so kurzer Zeit so erstaunliche, ans Zauberhafte grenzende Ueberraschungen gebracht hat, werden wir möglicherweise schon im Laufe der nächsten Jahre Luftschiffe und Flugmaschinen entstehen sehen, die sich zu ihren heutigen Vorgängern verhalten wie ein 120 pferdiges Automobil zu dem ersten Motordreirad Daimlers. Nur eins darf man dabei nicht übersehen, daß nämlich zu der vorgeschilderten Entwicklung nicht bloß die Vervollkommnung der Flugmaschine gehört, sondern vor allem auch die Anlage von Luftschiffhäfen und Flugplätzen. Ohne sie gleichen die ersteren einem Schiff, dem keine Reede und kein Dock zur Verfügung stehen, ja sie sind sogar noch viel schlechter daran, denn ein Schiff kann auch auf hoher See seine Vorräte ergänzen und schwimmt wenigstens noch weiter, wenn die Kohlen verbraucht sind. Ein Luftfahrzeug dagegen, das kein Benzin mehr hat, muß sich auf die Erde herablassen und ist hier nichts weiter als ein hilfloses Wrack, möglicherweise, wie die Katastrophe von Echterdingen gezeigt hat, der gänzlichen Zerstörung ausgesetzt, zum mindesten aber untauglich für seinen eigentlichen Beruf, bis ihm vom nächsten Hafen neue Kräfte zum Weiterflug verliehen sind. Für fast alle existierenden Flugmaschinen kommt noch hinzu, daß sie außerhalb eines Flugplatzes überhaupt nicht oder nur nach großen und



Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

umständlichen Vorbereitungen sich in die Luft erheben können, weil sie hierzu entweder einer geebneten Startfläche oder einer besonderen Startmaschine bedürfen.

Von einer Verwendung der Luftfahrzeuge für allgemeine Verkehrzwecke kann deshalb erst die Rede sein, wenn eine ihrer Leistungsfähigkeit und Flugausdauer entsprechende Anzahl von Stützpunkten geschaffen ist. Das liest sich auf dem Papier ja einfach genug, und in der Tat liegen auch in technischer Beziehung keinerlei unüberwindliche Hindernisse vor, aber dafür erweist sich das Problem bei näherer Betrachtung als derartig umfangreich und kostspielig, daß an seine prompte Verwirklichung in größerem Maßstab von heute auf morgen, an die von so manchem geglaubt wird, gar nicht zu denken ist.

Zunächst die Zahl der Stationen für einen Verkehr mit Luftschiffen. Nehmen wir auf Grund der bisherigen Rekordleistungen für die bisher existierenden, nämlich die deutschen Lenkballons, eine Fahrtdauer von 12 Stunden bis 50 Stundenkilometer (durch die Luft gemessen) an, so ergibt eine einfache Rechnung, daß die Gesamtluftstrecke von 600 Luftkilometer sich bei einer sogenannten „frischen Brise" von 7 Sekundenmeter in der Gegenrichtung bereits auf 300 Kilometer (auf der Erde gemessen) reduziert, bei 10 Sekundenmeter Gegenwind gar auf 140 Kilometer. Um somit einen regelmäßigen Luftverkehr mit einiger Sicherheit auch nur an jenen Tagen aufrechtzuerhalten, wo keine stürmischen Winde wehen, dürften die Luftstationen unter keinen Umständen mehr als 100 Kilometer voneinander entfernt liegen. Von Berlin bis Hamburg oder Hannover wären mindestens zwei, bis Frankfurt fünf Zwischenlandestellen erforderlich, und für ein ganz Deutschland überspannendes Luftverkehrsnetz kommt somit eine recht stattliche Anzahl von Luftschiffhäfen heraus.

Sowohl deren erste Anlage und Einrichtung mit Ballonhallen, Wasserstoffstationen usw. wie auch der Betrieb, der einen starken und geschulten Arbeiterstamm für die sichere Bedienung der leicht verletzbaren Ballons nötig macht, wären zwar mit weit geringeren Kosten verknüpft, als die Eisenbahnen an Anlage- und Betriebskapital aufzuwenden haben. Vergleicht man aber die Leistungsfähigkeit und die Ertragsmöglichkeiten der beiden Verkehrsmittel, dann schneidet der Luftverkehr, vorläufig wenigstens, noch so schlecht ab, daß eine ernsthafte Konkurrenz mit den Bahnen ganz ausgeschlossen ist. Nicht nur die geringe Tragfähigkeit der Ballons, die Kostspieligkeit ihrer Füllung und die hohe Amortisationsquote kommen hier in Betracht, sondern es fragt sich vor allem, wie viele Reisende es gibt, denen es gleichgültig ist, ob ihr Luftexpreß in drei oder in sechs Stunden oder bei stürmischem Wetter überhaupt nicht das Reiseziel erreicht.

Auch der größte Optimist wird hierauf keine andere Antwort finden, als daß heutzutage ein Luftverkehrsunternehmen auf wirtschaftlicher Basis undurchführbar ist, und daß von einer Rentabilität erst die Rede sein kann, wenn die Luftschiffe der Zukunft ungleich leistungsfähiger, vor allem auch billiger und sicherer im Betrieb geworden sind als die jetzigen Zeppelins, Parsevals usw.

Damit soll aber nun beileibe nicht gesagt sein, daß wir keine Luftschiffhäfen brauchten. Im Gegenteil liegt ein sehr reales und dringendes Bedürfnis vor, sobald wie nur irgend möglich damit zu beginnen. Denn eine schnelle und gesunde Entwicklung der Motorluftschiffahrt ist nur denkbar, wenn weit mehr Menschen, als es heute noch der Fall ist, Gelegenheit erhalten, möglichst viele praktische Erfahrungen zu sammeln. Nur auf diese Weise können die Luftpolizisten und Luftzollwächter sowie die Auxiliar-Luftflotte mit den geschulten Piloten geschaffen werden, deren wir im Frieden wie im Kriege dringend bedürfen. Der Sport soll auch hier zum Förderer wichtigerer Interessen werden, wie wir es vom Automobilismus her kennen, aber es wäre zu viel verlangt, wenn man seinen Jüngern zumutete, mit dem Luftfahrzeug zugleich ein kleines Rittergut mit Ballonhalle, Gasanstalt, Arbeiterstamm u. dgl. mehr zu erwerben. Hierfür muß vielmehr von anderer Seite gesorgt werden, und daß sich dann das Weitere von selbst finden wird, das beweist unwiderleglich schon der außerordentliche und beständig wachsende Zudrang zu den gewiß nicht billigen Freiballonfahrten.

Nach all diesem können die in verschiedenen Ländern, auch in Deutschland schwebenden Projekte zur Anlage von Luftschiffhäfen zunächst für Sport- und Versuchszwecke nur als durchaus zeitgemäß bezeichnet werden. Und da sie mit Sicherheit auf eine reichliche Unterstützung durch den Staat, die Sportskreise und die beteiligte Industrie rechnen dürfen, so versprechen sie auch eine recht gute Rentabilität, solange sie über diese ersten Ziele nicht hinausgehen.

Besondere Beachtung verdient der in Frankreich bereits ausgeführte Plan, die Luftschiffhäfen zugleich als Flugfelder für Flugmaschinen schwerer als Luft auszunutzen, von denen in den bisherigen Betrachtungen über den Luftverkehr noch nicht die Rede war, weil sie zurzeit noch in den allerersten Stadien ihrer Entwicklung stehen. Aber was nicht ist, kann noch werden, und die Frage ist noch gänzlich unentschieden, ob sie nicht im Laufe der Zeit den kostspieligen und anspruchsvollen Lenkballons den Rang ablaufen werden. Vorläufig freilich sind sie in einer Beziehung noch anspruchsvoller als diese, indem sie nämlich auf Flugplätze von riesigen Dimensionen angewiesen sind. Mit Feldern unter 100 Hektar ist ihnen nicht geholfen — wir haben es ja selbst erlebt, daß das zur Verfügung gestellte große Terrain auf dem Tempelhofer Felde für Zipfels Voisin-Flieger nicht genügte, um dort einen Kreisflug zu vollführen — und derartig ausgedehnte Flugfelder sind in der Nähe großer Städte, die allein hierfür in Betracht kommen, nur mit enormen Aufwendungen zu beschaffen.

Aber ohne entsprechende Anstrengungen haben wir nicht die geringste Aussicht, den höchst bedauerlichen Vorsprung jemals einzuholen, den zumal die französischen Aviatiker lediglich dank der zahlreichen, ihnen zur Verfügung stehenden Flugstätten vor unseren Flugtechnikern erlangen konnten.

Die nationale Ehre und unsere militärische Sicherheit erfordern es dringend, daß wir nicht noch weiter auf diesem Gebiet zurückbleiben, und im übrigen handelt es sich auch keineswegs etwa um reine Opfergaben, sondern im Gegenteil darf man, ganz abgesehen von dem vorerwähnten Lenkballonbetrieb, bei einem zweckmäßig organisierten Flugplatzunternehmen auf einen ungeheuren Zudrang des wißbegierigen Publikums bei den offiziellen Wettbewerben und sonstigen Vorführungen rechnen und damit auf Einnahmen, die die hohen anfänglichen und dauernden Aufwendungen durchaus rechtfertigen.

In allen Ländern, neben Frankreich auch besonders



Original from CORNELL UNIVERSITY

in England, Belgien und den Vereinigten Staaten, entstehen jetzt in großer Zahl die Flughäfen und -plätze, die die Luftfahrzeuge ebensowenig entbehren können, wie der Fisch das Wasser. Wir wollen nur hoffen, daß es auch in Deutschland nicht an den Mitteln und der Tatkraft fehle, um ein weiteres, wirtschaftlich höchst nachteiliges und militärisch gefährliches Zurückbleiben auf diesem Gebiet auszuschließen. Ein Stehenbleiben in dem allgemeinen Wettbewerb darf es für uns nicht geben; es gilt jetzt, mit ruhigem, weitschauendem Blick das große nationale Werk weiterzuführen, das ein hochherziger Volksenthusiasmus mit der Zeppelinspende so ehrenvoll begonnen hat.

Wasser und Wein.

Plauderei von Joh. Trojan.

„Wasser ist das Beste", lautet die gewöhnliche, auch von Kürschner gegebene Verdeutschung des Satzes, mit dem der erste von Pindars Olympischen Gesängen beginnt. Friedrich Thiersch aber, ein hochgeschätzter klassischer Philologe, ein Bruder des Bernhard Thiersch, von dem das „Preußenlied" herrührt, hat vor 89 Jahren Pindars Werke mit Erläuterungen und mit einer Uebersetzung ins Deutsche herausgegeben, und in dieser Uebersetzung hat der Pindarsche Ausspruch den Wortlaut: „Das Fürnehmst' ist Wasser." Das gibt besser als die gewöhnliche Uebertragung wieder, was der Dichter sagen will. Er will sagen: Wasser ist das, wovon alles Leben auf Erden abhängt und bedingt ist. Neben das Wasser stellt er dann in seinem Liede das Gold, das in dem männerbeglückenden Reichtum ragt, wie sich brennendes Feuer in die Nacht erhebt, und als drittes die olympischen Spiele, die aller Festspiele vornehmste sind.

Des griechischen Dichters Wort über das Wasser hat ein schlesischer Dichter Valerius Neubeck als Motto seinem 1796 geschriebenen Lehrgedicht „Die Gesundbrunnen" vorangesetzt, einem poetischen Werk, das einst berühmt war, mit der Zeit aber wohl ganz vergessen worden ist. Dabei enthält es so anmutige Naturschilderungen, daß man sich auch heute noch daran erfreuen kann. Hier gilt das, was in dem griechischen Verse dem Wasser rühmend nachgesagt ist, einer besonderen Wasserart, den Gesundbrunnen oder Heilquellen, und daß solchen Wassern Lob gespendet wird, können auch Freunde des Weines nur billigen, zumal es sicher manchen unter ihnen gibt, der durch das Gesundbrunnenbad oder -glas wieder zu dem mit Wein gefüllten Becher geführt wird. Im übrigen wird ja auch der Wein als Genesungs- und Stärkungsmittel empfohlen. So schreibt Paulus in seiner ersten Epistel an den Timotheus diesem: „Trink nicht mehr Wasser, sondern brauch ein wenig Weins um deines Magens willen, und daß du oft krank bist" — oder wie das in Versform gebracht heißt:

„Um deines schwachen Magens willen
Sollst du den Durst mit Weine stillen."

So sagt auch der berühmte Dr. Johann Sigismund Elßholz, der Leibarzt des Großen Kurfürsten, von dem Wein in seinem „Neuen Tischbuch": „Recht und mäßig genutzet, hilft er nicht allein die Speise dauen, sondern wegen seiner subtilen Wärme auch in alle Glieder vertheilen, er ist der Natur angenehmer als alles ander Getränk, erquicket die Lebensgeister sehr schnell, wie man in Mattigkeit und Ohnmacht erfähret, er verzehret die zähe Feuchtigkeiten, dringet durch, öffnet, machet frölich und hat sehr viel fürtreffliche Eigenschaften." So der Hofarzt Dr. Elßholz, zu dessen Ehren eine Straße in Berlin benannt worden ist.

Aehnlich wie Elßholz sagt der Dichter Hölty in seinem Rheinweinliede vom Wein:

„Es ist die wahre Panazee,
Verjüngt des Alten Blut,
Verscheuchet Hirn- und Magenweh,
Und was er weiter tut!"

Dazu muß man noch sagen, daß das Gesundheittrinken in Wein doch nicht existieren könnte, wenn der Wein schädlich auf die Gesundheit wirkte. Es besteht aber in der ganzen guten Gesellschaft bis zu den Fürstenhöfen hinauf, an denen ja auch die Trinksprüche heute noch sehr beliebt sind, und hat sich stets als bekömmlich und heilsam erwiesen. Im Gegensatz dazu bringt das Anstoßen mit Wasser, wie allgemein bekannt ist, Schaden.

Ein eigentümliches und für deutsches Wesen charakteristisches Wort ist das Zeitwort „trinken", das ohne Zusatz schon für das Genießen von Wein oder alkoholischen Flüssigkeiten überhaupt gebraucht wird, dann soviel wie „zechen" oder „kneipen" bedeutet und als „trinquer" in dieser Bedeutung sogar ins Französische übergegangen ist. Leider nimmt „trinken" wie auch das Hauptwort „Trinken" leicht eine böse Nebenbedeutung an, und wenn von einem gesagt wird, daß er „trinkt", so heißt das soviel, als daß er geneigt ist, sich zu betrinken. „Trunken" wird noch in gutem Sinne gebraucht; man sagt „schönheitstrunken" „liebestrunken", und „feuertrunken" heißt es in Schillers Lied „An die Freude", aber von „trunken" zu „betrunken" ist der Weg nicht sehr weit. So wird auch von einem „guten Trunk" gesprochen und an nichts Böses dabei gedacht, aber wer „dem Trunk ergeben" oder gar „trunksüchtig" genannt wird, steht schon in üblem Ruf. In dieser Veränderung der Bedeutung desselben Wortes liegt im Grunde etwas Gutes, nämlich die Verurteilung des Uebermaßes. Einer unserer Dichter, der besonders gern, oft und laut des Weines gesungen hat, ist J. W. L. Gleim. Ein „an einen Wassertrinker" von der Art der heutigen Antialkoholiker gerichtetes Gedicht beginnt mit den Versen:

„Trink, betrübter, totenblasser
Wassertrinker, Rebenhasser,
Trink doch Wein!
Deine Wangen wirst du färben,
Weiser werden, später sterben,
Glücklich sein!"

Das Gedicht schließt mit den Worten:

„Wasser, weg von meinem Tische,
Du gehörest für die Fische,
Nicht für mich!"

Aber derselbe Dichter sagt in einem anderen „Die Säufer und die Trinker" überschriebenen Gedicht:

„O Bacchus, deine wahren Freuden
Kennt weiser Dichter Zunft!
Wir nehmen dein Geschenk bescheiden
Und rasen mit Vernunft.
Wir singen in vergnügten Chören
Und tanzen freudig wohl dazu,
Und wenn wir volle Becher leeren,
Dann sehn uns keusche Musen zu!"

Kein Vernünftiger wird, auch wenn er im Dichterzorn über die Weinverächter den Wasserkrug von seinem Tisch verbannt, sonst das Wasser mißachten. Dazu ist


Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

es von zu großer Bedeutung für den Haushalt der Natur und für den des Menschen. Daneben erfreut es die Augen durch seinen Glanz und Schimmer und als natürlicher Spiegel. Sein Rauschen und Brausen entzückt, und zuweilen erschreckt es auch. Es wird bewohnt von Meerweibern und Wasserfrauen und hat so auch einen Platz in der Dichtung. In dieser aber spielt eine größere Rolle noch seit den Tagen des Anakreon der Wein als der Sorgenbrecher, der des Menschen Herz erfreut. Unsere ersten und besten Dichter, Goethe und Schiller darunter, haben, ihn besingend, zu seiner Verherrlichung beigetragen. Nachdem der Weinbau in deutsche Gaue eingeführt war und sich ausgebreitet hat, ist der Wein auch in die deutsche Volkspoesie gelangt. Mit dem Wasser zusammen begegnet er uns in einem Landsknechtlied aus dem 16. Jahrhundert, dessen erste Strophe lautet:

„Man sagt wohl, in dem Maien
Da sind die Brünnlein gesund,
Ich glaub's nicht, meiner Treuen,
Es schwenkt ein'm nur den Mund
Und tut im Magen schweben,
Drum will mir's auch nicht ein,
Ich lob die edlen Reben,
Die bringen uns gut Wein."

Dann gibt es ein altes Volkslied vom Streit zwischen dem Wein und dem Wasser, ein Gegenstück zu einem anderen Volkslied, in dem Buchsbaum und Felbinger (d. i. Weidenbaum) miteinander streiten. Das Streitlied vom Wein und Wasser ist in mehreren, nicht viel voneinander abweichenden Versionen in „Des Knaben Wunderhorn" zu finden. Außerdem fand ich es in dem 1882 von Dr. Albert Freybe, damals Oberlehrer am Gymnasium zu Parchim, herausgegebenen Buch „Christoforus", der zu diesem Lied bemerkt: „Es stammt aus der Nähe von Gießen, aus Großlinden, allwo es noch gesungen wird, und wo es u. a. der jetzige Bürgermeister schon in seiner Jugend gesungen hat." In diesem Lied nun streiten miteinander Wein und Wasser. Das Wasser rühmt von sich, daß es Schleier und Hemdlein weiß wäscht, zum Backen und Kochen hilft, Kindlein und schönen Jungfrauen zum Bad dient, das Mühlrad treibt und Fische beherbergt, die gut zu essen sind. Dem Wein wirft es vor, daß er den Mann, der ihm zugetan ist, närrisch macht, ihn zum Unrechttun verleitet und Weib und Kinder des Trinkers um Hab und Gut bringt. Der Wein tut damit groß, daß er die Menschen nach der Arbeit fröhlich macht, daß sie tanzen und springen, daß er schöne Jungfräulein zum Lachen bringt, und daß er auf der Könige Tisch kommt. Dem Wasser macht er zum Vorwurf, daß es schweres Unheil anrichtet, Häuser hinwegträgt und ganze Städte verwüstet, wenn es über die Ufer tritt. So streiten sie eine Zeitlang hin und her, da fällt es endlich dem Wasser ein, den Wein daran zu erinnern, daß doch alles Lebende auf der Welt, „Tiere, Vögel, Laub und Gras", und der Wein oder Weinstock auch von ihm, dem Wasser, erhalten werden. Wäre ich nicht gekommen, sagt es, so würdest du doch „verbronnen" sein. Da muß der Wein klein beigeben und sagt: „Ja, du hast recht darin, daß du der Herr bist und ich der Knecht." In einer der verschiedenen Versionen des Liedes folgt dann noch etwas Allerliebstes. Es heißt:

„Sie wollten noch länger da streiten,
Da mischte der Gastwirt die beiden."

Also der Gastwirt stiftet Frieden zwischen den Streitenden, indem er, um seine Gäste zu betrügen, den Wein mit Wasser vermischt.

Das Vermischen des Weines mit Wasser wird als verpönt angesehen, wenn es vom Winzer, Weinhändler oder Wirt zum Zweck der Täuschung vorgenommen wird, dagegen findet man nichts Arges darin, wenn der Weintrinker selbst Wasser zu seinem Rebensaft tut. So wird besonders in Oesterreich der geringere Wein viel mit Wasser gemischt getrunken, und auch bei uns gilt ein kleiner Wein, dem man Selterwasser zusetzt, mit Recht für ein erfrischendes und durstlöschendes Getränk.

Bei den alten Griechen und Römern, die nur schwere Weine hatten, war das Vermischen des Weins mit Wasser bekanntlich allgemeiner Brauch, und es dienten dazu die Mischkrüge, die nicht selten von Künstlerhand gearbeitete Prunkgefäße waren. Der Naturwein aber wurde stark verdünnt. Halb Wein, halb Wasser galt schon für eine Mischung, die an die Grenze des Erlaubten ging. Der gewöhnliche Tischwein bestand aus zwei Teilen Wein und drei Teilen Wasser. Nur am Schluß der Mahlzeit wurde ein Becher ungemischten Weines dem „guten Geist" dargebracht, wer aber sonst reinen Wein trank, kam in den Ruf zu „trinken" und wurde den wüsten Schlemmern und Trunkenbolden beigezählt.

So kann Wein sich mit Wasser vertragen und steht zu diesem auf mancherlei Weise in freundschaftlichem Verhältnis. Besonders wohl gedeiht ja die Rebe in den Flußtälern, wo immer feuchte Luft sie anweht. Es heißt, daß im Herbst der aus dem Wasser aufsteigende leichte Nebelduft den reifenden Trauben sehr bekömmlich sei. Vielfach ist der Wein, und zwar der beste, den wir haben, genannt nach dem Wasser, an dessen Ufern er wächst. Es sei nur an den Rhein-, Mosel-, Saar-, Ruwer- und Neckarwein erinnert. Und o wie mundet ein Wein, der mit einem Blick auf das Wasser getrunken wird! Mir fällt dabei etwas ein, das mir auf der andern Seite des großen Teiches begegnet ist. Im Sommer 1900 war ich am Niagara. In angenehmer und lieber Gesellschaft war ich da, und wir hatten uns an kanadischer Seite gegenüber dem gewaltigen Wasserfall auf grünem Rasen gelagert. Da hatten wir auf dem blumigen Teppich der Natur Platz genommen und tranken einen von mir mitgebrachten guten Moselwein, den ich mir aus bester Quelle von der Alten Welt her hatte kommen lassen. Ich muß sagen, daß mir angesichts der herabstürzenden ungeheuren Wassermassen ein Glas edlen Weines besonders wohlschmeckend erschien. Ich äußerte das, und die andern, zu denen auch einige Temperenzler gehörten, waren der gleichen Meinung.

Auch in gefrorenem Zustand ist das Wasser dem Wein gefällig und dienstbar. Wir benutzen das Eis zum Kaltstellen und Abkühlen des Weines, und im Altertum wurde schon in Italien und Griechenland zu dem gleichen Zweck Schnee von den Bergen geholt.

Und nun komme ich noch einmal zurück auf den Streit zwischen Wasser und Wein in dem deutschen Volkslied. Der Schluß dieses Liedes kommt im Grunde auf das gleiche hinaus, was Pindar am Anfang seines ersten Olympischen Hymnus sagt, und auch, wenn wir kein besseres Getränk kennen als den Wein, müssen wir ihm doch darin recht geben: „Das Fürnehmst' ist Wasser."

Generated on 2019-06-06 09:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Digitized by Google
Original from
CORNELL UNIVERSITY

Unsere Bilder.

König Karol von Rumänien (Abb. S. 657) begeht am 20. April seinen 70. Geburtstag. Der Fürst, dem das moderne Rumänien seine politische Unabhängigkeit und kulturelle Entwicklung verdankt, sitzt seit dem Jahr 1866 auf dem rumänischen Thron. Durch König Karols Wirken ist der nach Rumänien verpflanzte Zweig der Hohenzollern unlösbar mit dem Land verwachsen. Der Thronfolger Prinz Ferdinand, seine Gemahlin Maria (Abb. S. 658) und ihre Kinder erfreuen sich der Liebe und Zuneigung des rumänischen Volkes.

Der Sturz des jungtürkischen Regiments in Konstantinopel (Portr. untenst.). Konstantinopel war in den letzten Tagen der Schauplatz blutiger Ereignisse. Die gegen das jungtürkische Regime erbitterte Garnison meuterte und erzwang den Sturz der Regierung. Der Großwesir Hilmi Pascha mußte sein Amt, das er erst vor wenigen Wochen übernommen hat, an den den Rebellen genehmeren Tewfik Pascha abtreten, und auch der seit der Ermordung des Redakteurs Hassan Fehmi unpopuläre Kammerpräsident Achmed Riza wurde gezwungen zu demissionieren. Ein ärgeres Schicksal traf den Justizminister Nazim Pascha. Er wurde auf der Straße von den Aufrührern ermordet.



Hilmi Pascha, bisheriger Großwesir. **Achmed Riza Bei,** bisheriger Kammerpräsident.

Die Wiege für den holländischen Thronerben (Abb. S. 658). Die Provinzen und Städte Hollands wetteifern miteinander in dem Bestreben, der Königin Wilhelmina in ihren schweren Stunden Zeichen der Liebe und Anhänglichkeit zu geben. Im Königschloß trafen in den letzten Wochen fortwährend kostbare Geschenke ein, darunter eine prächtige Wiege, die die Frauen des Haag gespendet haben.

Das italienische Königspaar (Abb. S. 659) wird in diesem Frühling wichtige Repräsentationspflichten zu erfüllen haben. Sowohl der Deutsche Kaiser als der König von England dürften im Verlauf der nächsten Monate mit König Viktor Emanuel und seiner Gemahlin zusammentreffen. Diese Entrevuen, denen man eine große politische Bedeutung beimißt, werden sich auf italienischem Boden abspielen.

Der englische Luftflottenverein (Abb. S. 660) verfolgt mit großer Energie den Zweck, Englands insulare Abgeschlossenheit auch gegen die Gefahr einer Invasion durch die Luft sicherzustellen. In einer großen Agitationsversammlung, die kürzlich in London abgehalten wurde, wiesen die Führer der Gesellschaft auf die Erfolge Zeppelins hin und verlangten, daß der „Zwei-Mächte-Standard", der für die englische Marine gilt, auch für die englische Luftflotte erreicht werden müsse, daß also Großbritannien eine mindestens ebenso starke Luftflotte unterhalten müsse als die zwei mächtigsten Staaten des Kontinents zusammengenommen.

Das Motorbootmeeting in Monako (Abb. S. 661) war der Clou der großen sportlichen Veranstaltungen der Saison an der Riviera; auch die große Flugkonkurrenz, die noch aussteht, wird kaum größeres Interesse erregen. Der Sieg in dem Rennen der großen Boote fiel dem englischen Canot des Herzogs von Westminster zu. Die deutschen Farben wurden durch das deutsche Boot Weigands, die „Liselotte", würdig repräsentiert, das in der Konkurrenz der kleineren Rennboote seine Konkurenten mit Leichtigkeit schlug.

Generalleutnant Ying-Tschang (Abb. S. 658), der neue chinesische Gesandte, ist in Berlin eingetroffen. Der General hat der ersten ständigen Gesandtschaft Chinas in Deutschland angehört und war später sechs Jahre lang Gesandter in Berlin. Zuletzt wirkte er als Vizepräsident des Kriegsministeriums.

Die Deutsche Kunstausstellung in Baden-Baden (Abb. S. 662) wurde jüngst in Anwesenheit des Landesfürsten feierlich eröffnet. Die Ausstellung, die ein Werk der Freien Künstlervereinigung Baden ist, soll von nun ab regelmäßig die Kunst der süddeutschen Länder und Städte dem internationalen und einheimischen Publikum der großen Kunststadt darbieten und vor allem den badischen und elsässischen Künstlern einen Sammelpunkt für ihr Schaffen gewähren.

Ein Zirkusfest der Berliner Bühnenkünstler (Abb. S. 664). Seitdem die Bühnengenossenschaft mit dem Bühnenverein, dem Verbande der Theaterdirektoren, im Kampf steht, sind den Bühnenkünstlern für ihre sozialen Zwecken dienenden Veranstaltungen die meisten Bühnen verschlossen. Ohne sich dadurch die Laune verderben zu lassen, beschritten die Schauspieler einen vergnüglichen Ausweg; sie bereiten eine große Wohltätigkeitsvorstellung im Zirkus vor. Die beliebtesten Darsteller der Berliner Bühnen werden sich im Zirkus Busch als Kunstreiter und Akrobaten produzieren und zeigen, daß die deutsche Schauspielerschaft — in allen Sätteln gerecht ist.

Professor Franz Wickhoff (Portr. S. 658), der feinsinnige Kunsthistoriker der Wiener Universität, der, 56 Jahre alt, dieser Tage verschieden ist, war einer der hervorragendsten Vertreter seines Fachs. Er gehörte zu jener modernen Schule, die die Kunstwissenschaft mit der allgemeinen Kulturgeschichte in engste Verbindung bringt. Er hat fast in allen Ländern Europas kunsthistorische Forschungen betrieben, deren Resultate er in zahlreichen ausgezeichneten Arbeiten niedergelegt hat.



Tewfik Pascha, der neue Großwesir.

Charles Algernon Swinburne (Portr. S. 658), der berühmte englische Lyriker und Tragiker, ist hochbetagt in London gestorben. Die hohe Wortkunst des Dichters hat erst nach langem Ringen allgemeine Anerkennung gefunden; die Verleihung des Nobelpreises im vorigen Jahre warf einen letzten Schimmer von Freude in Swinburnes Leben.

Die Toten der Woche

Marion Crawford, berühmter englischer Romanschriftsteller, † in Sorrent im Alter von 55 Jahren.

Stefan v. Kotze, bekannter Schriftsteller, † in Wilmersdorf bei Berlin am 12. April im Alter von 39 Jahren.

Professor Anton Heß, bekannter Bildhauer, † in München am 12. April im Alter von 71 Jahren.

Justizrat Dr. Kielmeyer, bedeutender Jurist, † in Stuttgart am 12. April im Alter von 77 Jahren.

Prinzessin Klara zu Liechtenstein, † in München am 10. April im Alter von 72 Jahren.

Generalleutnant z. D. Eduard v. Lütken, † in Trier am 6. April im Alter von 72 Jahren.

Prof. Dr. Hermann v. Stahl, † in Tübingen am 6. April im Alter von 65 Jahren.

Charles Algernon Swinburne, bekannter englischer Dichter, † in London am 10. April im Alter von 72 Jahren (Portr. S. 658).

Hofrat Prof. Dr. Franz Wickhoff, bedeutend. Kunsthistoriker, † in Venedig am 6. April im Alter von 56 Jahren (Portr. S. 658).

Heinrich Zuber, bekannter Landschaftsmaler, † in Paris im Alter von 65 Jahren.

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Bilder vom Tage



Hofphot. Mandy.

Karl I., König von Rumänien.

Zur Feier seines 70. Geburtstages.

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Hofphot. Mandy

Kronprinzessin Maria von Rumänien
mit ihrem jüngsten Töchterchen Prinzessin Ileana.



Die Hoffnung auf den Thronerben in Holland.
Ein Geschenk der Einwohner vom Haag an Königin Wilhelmina.



General Ying-Tschang, der neue Gesandte, beim Verlassen des Anhalter Bahnhofs.
Die Ankunft des neuen chinesischen Gesandten in Berlin. Phot. Gebr. Haeckel.



Charles Algernon Swinburne †
der bedeutende englische Lyriker.



Professor Franz Wickhoff †
der bekannte Kunsthistoriker der Wiener Universität.



Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Phot. Menascl.

Zu den Monarchenbegegnungen in Italien.

Neuste Aufnahme des italienischen Königspaars. In der Mitte: **Prinzessin Jolanda Margherita.**


Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 09:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Sitzung des englischen Luftflottenvereins im Mansion-Hause zu London:

Lord Montagu of Beaulieu (×) verlangt für England einen Zwei-Mächte-Standard in Luftschiffen.

Phot. Graphic Photo Union.

Generated on 2019-06-06 09:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Digitized by Google
Original from
CORNELL UNIVERSITY



Das Motorbootmeeting in Monako.

1. Das englische Boot „Wolseley-Siddeley“ in voller Fahrt. — Phot. Rapide. — 2. Die Lenker des „Wolseley-Siddeley“ nach dem großen Sieg im „Coupe des nations“. Links der Herzog v. Westminster, Besitzer des Boots. — Phot. M. Branger. 3. Das deutsche Boot „Liselotte“, das den zweit. Preis errang. — Phot. M. Branger.

Digitized by Google

Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 09:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Hofphot. Kuntzemüller.

Von links nach rechts sitzend: Vordere Reihe: Prinz Max von Baden, die Großherzogin, der Großherzog, Prinzessin Max von Baden. Hintere Reihe: Staatsminister v. Dusch, die Hofdamen Gräfin Andlaw und Freiin Taets v. Amerongen.

Die Eröffnung der Deutschen Kunstausstellung in Baden-Baden in Anwesenheit des badischen Großherzogpaares.



Damenporträte Francisco Goyas.

Die Porträtausstellung in der Kgl. Akademie der Künste zu Berlin.

Hierzu der Aufsatz von Geh. Reg.-Rat Dr. Wilhelm Bode.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Italienische Meister. Bugiardini: Junge Dame; Raffael: Giuliano de Medici; Botticelli: Männliches Brustbild; Bronzino: Porträt eines Mannes.



Die Rembrandts: Brustbild eines Mädchens; Männliches Porträt; Rembrandts Schwester.

Die Porträtausstellung in der Kgl. Akademie der Künste zu Berlin.

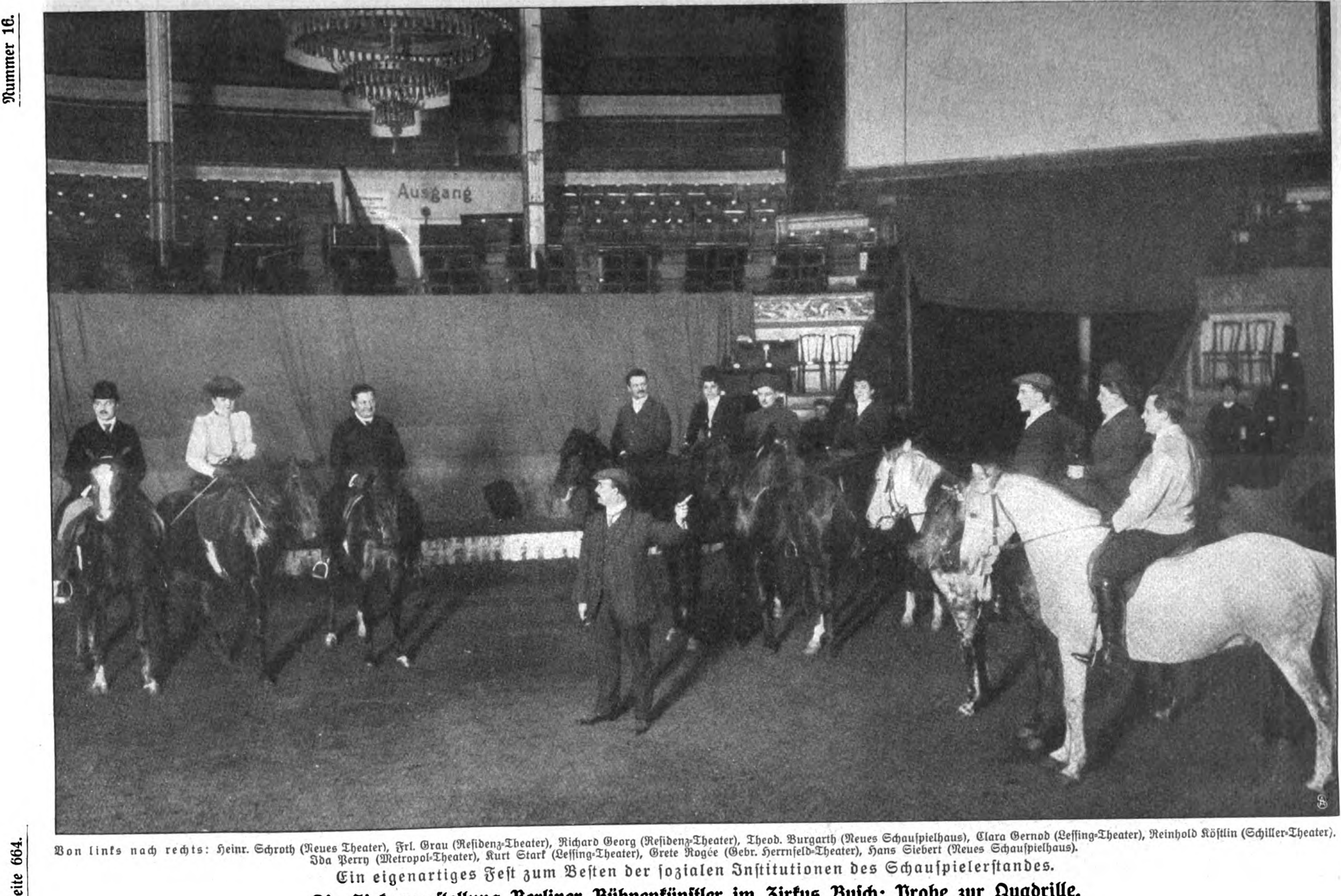
Hierzu der Aufsatz von Geh. Reg.-Rat Dr. Wilhelm Bode.



Digitized by Google

Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 09:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957 Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Von links nach rechts: Heinr. Schroth (Neues Theater), Frl. Grau (Residenz-Theater), Richard Georg (Residenz-Theater), Theod. Burgarth (Neues Schauspielhaus), Clara Gernod (Lessing-Theater), Reinhold Köstlin (Schiller-Theater). Ida Perry (Metropol-Theater), Kurt Stark (Lessing-Theater), Grete Rogée (Gebr. Herrnfeld-Theater), Hans Siebert (Neues Schauspielhaus).

Ein eigenartiges Fest zum Besten der sozialen Institutionen des Schauspielerstandes.

Die Zirkusvorstellung Berliner Bühnenkünstler im Zirkus Busch: Probe zur Quadrille.

Spezialaufnahme für die „Woche“.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Hanseaten.

Roman von

Rudolf Herzog.

9. Fortsetzung.

Frau Henriette Vanheil flüsterte hastig ein Wort. Sie hatte ihr Lächeln wieder.

Der Schläfer wandte unruhig den Kopf, blinzelte und schlug die Augen auf.

Und die Frauen sangen so ruhig, als musizierten sie schon den ganzen Abend, ein Weihnachtslied:

„O du fröhliche,
O du selige,
Gnadenbringende Weihnachtzeit.
Welt ging verloren,
Christ ward geboren,
Freue dich, o freue dich, du Christenheit!"

Martin Vanheil horchte ergriffen. „Wie schön ihr das singt. So sangen wir in meinen Knabenjahren. ‚O, du fröhliche — o du selige!' Ich gerate heute aus einem Traum in den andern. Ich hatte vorhin wohl nicht mehr genau zugehört?"

„Aber ja, Vater! Hat es dir gefallen?"

Der Hausherr erhob sich und strich sich über den grauen Lockenkranz.

„Ich muß doch wohl sehr in Gedanken gewesen sein. Entschuldigen Sie einen alten Geschäftsmann, der nicht aus seiner Haut heraus kann, lieber Robert. Nun, Sie kennen das ja von Ihrem Papa."

„Es war wieder ein sehr schöner Abend, Herr Vanheil."

„Das freut mich. Ja — wo ist denn unser Freund Rochus geblieben? Doch nicht schon heimwärts die Schritte gelenkt?"

„Er ist schon alt, Vater", sagte Marga und lachte leise vor sich hin. „Er war richtig auf seinem Stuhle eingenickt. Und dann ging er ganz schnell, als du es nicht bemerktest."

„So etwas! Auf dem Stuhl eingenickt. Na warte, mein Rochuslein, morgen!" Und er rieb sich vergnügt die Hände.

Robert Twersten verabschiedete sich.

„Schade," sagte der alte Vanheil, „daß Sie nicht morgen abend wieder kommen. Morgen abend putze ich den Weihnachtsbaum für die Jungens! Das sollten Sie sehen! Nun, vielleicht finden Sie Weihnachten eine Stunde. Grüßen Sie den Papa."

„Ich bringe dich hinunter, Bob. Das Mädchen ist schon zu Bett."

Unten im Hausflur blieben sie stehen und reichten sich die Hände.

„Ich habe darüber nachgedacht, Marga", sagte Robert Twersten. „Du opferst dich für deine Familie, und ich, ich dachte, du hättest mich lieb."

„Es ist kein Opfer", entgegnete sie. „Und wenn ich dich liebhätte, so wie du es meinst — könnte ich es besser zeigen, als daß ich für das Wiederaufblühen der Firma Martin Vanheil Sorge trüge?"

„Wie soll ich das verstehen, Marga —"

„Wenn ich dich so liebhätte, möchte ich, du solltest an dem Tage stolz auf mich sein. Du und die Firma K. R. Twersten. Ich will nicht als Verlustposten in euer Hauptbuch. Gute Nacht, Bob."

„Gute Nacht", sagte er zögernd. Und dann ging er — —

9. Kapitel.

Während des Monats Januar kam man in Hamburg nicht zur Ruhe. Der Tag behielt seine Bedeutung bei, aber die Abende stiegen im Wert. Heute übten sie hier, morgen dort ihre Herrschaft aus. Es war eine unaufhörliche Kette von Thronfolgen, und die Handelsfürsten, die Großreeder, die Leiter der machtvollen Schiffahrtsgesellschaften wie der regierenden Bankhäuser öffneten ihnen ihre Villen und Paläste. Allabendlich sammelte sich ein Wagenpark vor den erleuchteten Häusern, und die Träger Althamburger Namen stiegen stolz wie die Träger von Dynastien die breiten Treppen hinan und führten ihre Damen, die schönen gesunden Frauen Hamburgs, schlankgliedrige Töchter Albions und dunkle erotische Blumen ferner Inselwelten, durch die aufspringenden Portale. Ein Strom von Licht und Glanz, von Duft und Musik zog durch die Häuser der Großen. Man schöpfte aus dem vollen, und dieselbe Hand, die tagsüber hartnäckig um den kleinsten Gewinn gearbeitet hatte, gab leicht und frei die Summen für die Feste.

Angèle Twersten war nie glücklicher als in diesen Tagen. Ihre Zeit und ihr Denken waren ausgefüllt. Schon des Morgens beim Erwachen begannen die leidenschaftlichen Verhandlungen mit der neuen Zofe, die sich als Kostümkünstlerin erwiesen hatte und überraschende Kompositionen erfand. Ein halbes Dutzend Gesellschaftsroben genügten ihr, um dreißig Toiletten daraus herzustellen. Traf man doch allabendlich dieselben Menschen, einen Teil derselben Menschen wieder. Und nie durfte Angèle dieselbe sein.

Das war der Ehrgeiz ihres Lebens. Den einen Abend durch den andern zu übertreffen. Bei jedem Fest als eine neue Erscheinung aufzutauchen. Nie in ihrer Nähe die Gewöhnung aufkommen zu lassen. Immer begehrenswert zu sein und jung zu bleiben.

Und wieder war es ihr gelungen in diesem festereichen Januar. Der seltene Elfenbeinton der Haut, die das leiseste Vibrieren wiedergab, die dunkle Tiefe der Augen, die von der Freude einen feuchten Schimmer annahmen, ihr ganzes Wesen, das sich in jeder Sekunde erschöpfen zu wollen schien und so ausschließlich auf

Published 17. IV. 1909. Privilege of copyright in the United States reserved under the Act approved 3 March 1905 by August Scherl G. m. b. H., Berlin.



Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Weiblichkeit gestellt war, es zog die Blicke der Männer an und machte ihre Sinne lebendig. Und sie sah die Blicke, und sie fühlte ihre Macht. Da war mancher, der glaubte, Frau Angèle Twersten habe seine Blicke insgeheim dankbar entgegengenommen. Und je mehr es wurden, die es glaubten, desto sicherer wurde ihr Spiel.

Auch das Twerstensche Haus hatte seinen großen Abend gehabt. Von Brambergs war Herr Theodor Bramberg allein erschienen. Frau Ingeborg hatte tags zuvor zu einer Freundin nach Lübeck reisen müssen.

„Ich möchte," hatte sie Twersten geantwortet, „daß du dich an diesem Abend nur als Hausherr fühlst. Das bist du dir und deinen Gästen schuldig. Wie würdest du das können, wenn du mich in dem Kreise wüßtest. Sprich nicht, Karl. Das sind Ehrenschulden, die wir an unsere Freundschaft zu zahlen haben."

„An unsere Freundschaft, Ingeborg?"

Sie strich über seine fragenden Augen.

„Ja, Karl. Denn die Liebe fragt nicht danach und ginge am liebsten mit dem Zaum durch. Einerlei, was sie anrichtete. Da müssen wir schon um unserer selbst willen auf die Freundschaft zurückgreifen."

„Du hast recht, Ingeborg. Grüß mir das liebe alte Lübeck."

Und Karl Twersten hatte Vorsorge getroffen, daß der Festabend in seinem Hause kein leeres Blatt blieb in der Geschichte der Hamburger Feste dieses Winters, und bis in die frühen Morgenstunden jubelten die Geigen, und die schöne Hausfrau flog im Tanze über das Parkett.

Nun war auch dieser Pflicht Genüge getan. Denn nur als Pflicht betrachtete Karl Twersten die Ausübung der gesellschaftlichen Tätigkeit. Für ihn barg sie keine Erholung und Ausspannung. Ein Gang über seine Werft, eine Feierabendstunde bei Ingeborg Bramberg gab ihm mehr.

Es war in den letzten Tagen des Januar. Die Flut der Festabende ebbte zurück. Twersten saß in seinem Privatkontor, überdachte die heutige Börse und las in den spanischen Telegrammen und den amerikanischen Kabelberichten. Es war für ihn kein Zweifel. Jeder Tag konnte den Zusammenstoß der beiden Großmächte herbeiführen. Nur nach der Begründung wurde noch gesucht. In diesem Augenblick öffnete der Bureaudiener die Tür und meldete: „Frau Twersten."

Twersten erhob sich überrascht. „Angèle?" —

„Guten Tag, Carlos. Erhole dich von deinem Erstaunen."

„Es sind bald zwanzig Jahre, daß du nicht auf der Werft warst."

„Bitte, entschuldige. Es soll auch nicht wieder vorkommen. Aber ich habe einen Brief erhalten, Carlos, der mich zu dieser Störung zwang, der eine sofortige persönliche Aussprache erforderte."

„Einen Brief? Woher? — Doch bitte, setze dich zunächst." Und er schob ihr höflich den Stuhl zurecht.

„Ich muß nach Santiago."

„Du mußt nach Santiago? Jetzt? Auf der Stelle? Denn sonst würdest du für diese Überraschung den Abend abgewartet haben."

„Wie du sagst. Ich muß auf der Stelle hin."

„Also erzähle", bat Twersten, schloß die Augen halb und breitete die Hände auf der Stuhllehne.

„Onkel José schreibt," begann sie hastig, „und die Eltern haben eine Nachschrift unter seinen Brief gesetzt. Alle hegen sie die schlimmsten Befürchtungen. Der Krieg ist so gut wie gewiß."

„Mit Amerika?" —

„Selbstverständlich mit den Yankees."

„Ihr seid ja noch nicht Herr im eigenen Hause."

„Gewiß sind wir es. Seit kurzem sind wir es auf der ganzen Linie. Und hätte General Weyler noch ein paar Regimenter mehr opfern können, wären wir es längst. Diese Mischlingsbanden — wie er sie zerrieben und vernichtet hat! Wie Insekten schlug er sie tot, die frechen Bastarde."

„Was für Worte, Angèle! Diese Menschen kämpfen gegen die Unterdrückung, für eine Verfassung. Und eurem blutroten Weyler haben sie für jeden Mann, den er ihnen erschlug, einen Soldaten totgeschlagen. Das gab für den General eine so schiefe Rechnung, daß man ihn zurückrief."

„Nun ja, sie haben sich gegenseitig zerbissen, und es war lustig genug. O, ich bitte dich! Was weißt du davon? Als General Blanco mit neuen Truppen kam und der eingeborenen Bevölkerung eine Verfassung in Aussicht stellte, gaben sie Schritt für Schritt nach. Schon im Herbst war das rein spanische Blut auf Kuba wieder Herr der Situation, und die Herren Insurgenten waren trotz aller offenen und geheimen Unterstützungen Amerikas am Ende ihrer Kraft. Und nun sucht Amerika auf direkterem Wege Händel. Es will ja gar nicht die Freiheit der Insulaner, es will unsere Insel!"

„Und deshalb mußt du hin?" sagte Twersten und lächelte.

„Deshalb muß ich hin, und dein Lächeln, lieber Carlos, darf mich nicht abhalten. Denn die Meinen rufen."

„Die Deinen, sollte ich annehmen, wohnten in Hamburg. Also gehörst du wohl hierher, Angèle."

„Du irrst," sagte sie ruhig, „und du weißt es selber. Ich erfriere in Hamburg. Die paar hübschen Geselligkeiten betrügen mich nicht. Ich bin Zeit meines Lebens nicht von Kuba fortgewesen, selbst wenn ich in Hamburg war. Mein Herz, meine Seele, meine Gedanken — alles ist in der Heimat. Nein, ich habe nie eine andere Familie gehabt."

„Du bist wenigstens offen, Angèle."

„Das ist bei den Beziehungen, wie sie zwischen uns geworden sind, keine schwere Aufgabe. Hier lebe ich kaum, und dort — erlebe ich."

„So — so" —

„O, spare dir deine Kritik", und sie lachte erregt. „Ein Leben ist mehr, als du nur ahnst, als du je begreifst. Nein, nein, ich verschwende Worte, du weißt nichts davon."

„Es ist so, Angèle. Unser beider Leben ist nie zu einem Leben zusammengeflossen, und so hatte jeder einen Bruchteil. Du — wie ich."

„Dort erlebe ich", wiederholte sie, und ihre Augen glänzten, als sähen sie die Heimatsonne.

Twersten gewahrte es. Er hatte entschieden.



Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 09:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957 Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Kann ich den Brief von Onkel José einsehen?" fragte er. „Ich habe immerhin die Pflicht, mich zu informieren."

Sie nestelte den Brief aus ihrer Pelzjacke hervor und reichte ihn hin. „Lies. Es sind keine Geheimnisse."

Twersten nahm ihn und faltete ihn auf dem Schreibtisch auseinander. Doch eine halbe Seite erst hatte er gelesen, als sein Gesicht den Ausdruck der Spannung annahm. Er fühlte es selbst und stützte den Kopf in die Hand, um seine Züge zu verbergen. Und ganz langsam las er, Wort für Wort, als wäre es ein Geschäftsbrief, von dem er nicht eine Silbe verlieren dürfe.

„Das ist in der Tat wichtig", murmelte er.

„Du siehst es ein und gibst deine Zustimmung?" fragte sie rasch.

„Ich habe für deine Sicherheit Sorge zu tragen", entgegnete er langsam.

„Ich bin nirgendwo sicherer als unter den Meinen in Santiago."

„Santiago ist ein Hafen. Er könnte blockiert und beschossen werden."

Sie wiegte ungeduldig den Kopf. „Das ist ja alles ausgeschlossen. Ich weiß von unseren Offizieren, daß unsere Festungsgeschütze kein feindliches Schiff herankommen lassen. Zudem: Das Meer ist weit und besteht nicht nur aus dem Hafen von Santiago. Und die Amerikaner werden es sich dreimal überlegen, unserer Flotte zu begegnen."

„Ich bin anderer Ansicht, Angèle. Aber ich sehe schon, es bleibt mir nur noch die Bitte an dich."

„Ich muß zu den Meinen, Carlos. Damit ist alles gesagt."

Noch einmal blickte er sie lange und prüfend an. Erinnerungen stürmten auf ihn ein. Und ließen flugmatt die Schwingen sinken. Er erhob sich, klingelte und ließ die Schiffstabellen bringen.

„Dein Wille geschehe", sagte er.

Sie atmete auf, ließ sich in den Stuhl zurücksinken und sah mit glänzenden Augen zur Decke empor.

Twersten blätterte ruhig in den Schiffstabellen. Jetzt hatte er die Linie gefunden.

„Der Dampfer nach der Havanna — nein, das geht nicht, der nächste fährt schon morgen."

„O doch, es geht. Zu Hause wird schon gepackt. Bis zum Abend schon sind wir fertig."

„Ah — du wußtest es bereits." Ein seltsames Lächeln ging um Twerstens Mund. „Dann bezweckte dein Besuch eigentlich nur noch die Beschaffung der Kabinen? Du sollst mich nicht unritterlicher finden, als du es voraussahst."

Er nahm das Telephonbuch und schlug die Nummer der Dampfergesellschaft auf.

„Nimmst du die Zofe mit? Schön. Also zwei nebeneinander gelegene Kabinen."

„Drei", sagte sie, und in ihren Augen saß die Spannung.

„Drei?" fragte Twersten überrascht. „Willst du etwa noch mehr Leute mit dir nehmen?"

„Ich möchte dich bitten, mir Bob als Reisemarschall mitzugeben, Carlos."

Einen Augenblick blieb es still. Die Augen Angèles hingen an Twerstens Zügen. Jetzt erholte er sich von der Überraschung.

„Bob? Welch eine Laune!" Und seine Hand durchschnitt die Luft.

„Es ist keine Laune. Übrigens — soeben warst du noch so sehr um meine Sicherheit besorgt. Zeige, daß es dir mit deinen Worten ernst war."

„Du willst mit mir spielen, mein liebes Kind."

„Eine Mutter spielt nicht, wenn es ihren Sohn gilt."

„Entsinnst du dich mit einem Male deiner Mutterpflichten. Desto besser. Dann wirst du auch ohne mich finden, wo dein Platz ist."

„Bitte," sagte sie, und ihre Nasenflügel zitterten leise, „greife nicht auf das erledigte Thema zurück. Meine Abreise ist eine beschlossene Sache. Neu ist lediglich meine Bitte, mir Bob als Begleiter mitzugeben."

„Ich bedaure", entgegnete er kühl. „Robert ist augenblicklich nicht in der Lage, eine Vergnügungsfahrt anzutreten. Seine Ausbildungzeit auf der Werft läuft erst Ostern ab. Vorher kann ihm kein Urlaub bewilligt werden."

„Das hängt doch nur von dir ab", warf sie erregter ein.

„Nein, das hängt von der Werft ab. Hier kann man nicht kommen und fortlaufen wie in einem Vergnügungsetablissement. Hier bildet jede Person und auch die Roberts ein Glied in der Kette. Und wenn auch kein Mensch unersetzbar ist, für Robert ist die Zeit unersetzbar."

„O, ich bin es ja gewöhnt, daß du nur mit dem Verstande redest und nie mit dem Herzen."

„Laß das Herz aus dem Spiel. Du hast nie daran appelliert. Tue es auch heute nicht."

Sie trat ganz dicht an ihn heran. Ihre Augen funkelten vor Zorn.

„Bob ist mein Sohn! Ich habe so viel Anteil an ihm wie du. Ja, mehr als das! Denn er hängt mit seiner Seele mir an und nicht dir. Das fühlst du auch, und deshalb behandelst du ihn hart. Es ist deine Eifersucht!"

„Ich wollte," sagte Twersten und senkte seinen kühlen Blick in den ihren, „ich hätte dich früher härter behandelt, dann würde der Junge jetzt die Behandlung nicht als hart empfinden. Denn diese Behandlung bezweckt in der Tat, ihm auf Kosten deiner Seele von der meinen zu geben, bis er selbst und selbständig sehen lernt. Es wird mir gelingen. Verlaß dich darauf."

„Es wird dir nicht gelingen! Er gehört zu uns!"

„Überlaß ihm die Entscheidung. Eines Tages wird er sie selber treffen, und ich vertraue auf mein Blut."

„Ja," rief sie, „ja, er soll entscheiden. Hier vor uns beiden. Rufe ihn herein!"

Eine Röte zog über Twerstens Stirn, ein Groll stieg in seine Augen. Einen Augenblick nur.

„Ich bitte dich, weniger laut zu sprechen. Welch eine Komödie sinnst du mir an. Ich habe kein spanisches Blut und deshalb kein genügendes Verständnis für solche Exaltiertheiten. Solange der Junge nicht mündig ist, untersteht er meiner Zucht und meinem Willen."



Digitized by Google

Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 09:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Er ist in zwei Monaten mündig", murmelte sie. „Warten wir ab."

„Angèle," sagte Twersten drohend und faßte ihr Handgelenk, „ich warne dich vor übereilten Streichen. Der Junge kommt weder heimlich zu dir an Bord, noch trifft er in einem Hafen zu dir. Ich sehe es dir an, was du planst. Hüte dich, Angèle, und setze dich nicht Mißhelligkeiten aus, die deine Reise unliebsam unterbrechen könnten. Ich würde durch das nächstgelegene Konsulat das Schiff anhalten und den Jungen herausholen lassen. Darauf gebe ich dir mein Wort."

Sie warf sich in einen Stuhl und schluchzte wie ein wildes Kind. Ihre Energie war bereits verflogen. Es war nur noch der kindische Jammer über einen versagten Wunsch.

„Soll ich jetzt anfragen, ob ich noch zwei Kabinen für dich und deine Zofe erhalten kann? Bitte, antworte, Angèle."

„Ja", stieß sie trotzig hervor.

Twersten ging ans Telephon und klingelte an. Er rief hinein und erhielt Antwort. „Ich danke Ihnen für Ihre Fürsorge", schloß er das Gespräch.

„Sie werden dir die bequemsten Kabinen reservieren, Angèle. Nun sage mir deine weiteren Wünsche."

„Ich habe keine. Doch, noch einen."

„Wir sind zwar in Hamburg an das Abschiednehmen gewöhnt", sagte Twersten, und es gelang ihm, ein freundliches Lächeln zu zeigen. „Aber dein Abschiedswunsch soll dir gewiß erfüllt werden."

„Beurlaube Bob für den Nachmittag. Ich möchte ihn wenigstens heute ganz haben."

Ohne zu zögern, klingelte Twersten dem Diener und befahl ihm, Herrn Twersten junior herbeizurufen. Robert erschien sofort.

„Gib deine Arbeiten, bitte, an Herrn Schnürlin ab, Robert. Deine Mutter fährt morgen nach der Havanna, in dringenden Familienangelegenheiten. Da leistest du ihr wohl gerne heute — und morgen Gesellschaft."

„Was? Mama? So plötzlich? Was ist denn los?"

„Du hörst es, Bob. Dringende Familienangelegenheiten. Aber wir wollen deinen Vater jetzt nicht länger stören."

„Ihr stört mich nicht. Und wenn euch an meiner Gesellschaft gelegen ist, bin ich herzlich gerne bereit —"

„Nein, keine weiteren Opfer, Carlos. Beeile dich, Bob, der Tag ist so kurz."

Robert ging. An der Tür wandte er sich um. „Ich danke dir, Papa." Und dann kehrte er nach wenigen Minuten mit Hut und Mantel zurück und geleitete seine Mutter über den Hof der Werft zur Anlegestelle der Barkasse.

Twersten sah ihnen vom Fenster aus nach. Seine Stirn war voller Furchen. „Frau und Sohn", grübelte er. „Wofür werde ich einst mein Lebenswerk getan haben . . .? Nun," und er richtete sich auf, „dann für mein Lebenswerk."

Er setzte sich an den Schreibtisch. Seine Nerven gehorchten ihm. Er konnte in seinem Hirn ausschalten, was ihm nicht zur Sache gehörig erschien. Er war allein, bei seiner Arbeit. Die Unterredung war gewesen, die Reise Angèles beschlossen. Und er schaltete sie aus, und nur noch die Arbeit war für ihn vorhanden. Hinter seiner Stirn waren die Gedanken beim Werk, neue Gedanken, die nach einem Ausdruck suchten. Er wiederholte sich den Brief aus Santiago. Wort für Wort, was er über die politischen Verhältnisse enthielt. Nur die familiären Stellen ließ er aus. Sie kamen nicht mehr in Betracht. Aber die politisch gefärbten — die hatte ein weitsichtiger Kaufmann geschrieben. Und die Feder in seiner Hand begann, Striche und Punkte zu malen. . . .

„Sprich jetzt nicht", bat Frau Angèle ihren Sohn, als sie auf der Barkasse übersetzten. „Es ist zu kalt hier. Drüben fährt Friedrich die Pferde spazieren. Nachher, im Wagen."

Dann saßen sie, dicht nebeneinander, in dem geschlossenen Wagen und fuhren in die Stadt.

„Ist es denn wahr, Mama? Du verläßt uns schon wieder? Und mich?"

„Dich! Dich!" erwiderte sie leidenschaftlich und schlang ihren Arm um seinen Hals. „Bob, wir lassen es uns nicht gefallen."

„Was, Mama? War denn Papa nicht sehr freundlich zu uns?"

„Kein Wort hat er für das Schicksal der Meinen gehabt", entrüstete sie sich. „Er rechnete schon wieder."

„Was ist denn das für ein Schicksal, Mama? Steht es schlecht drüben? Oder ist jemand von den Unseren erkrankt?"

„Von den Unseren! Bravo, Bob, wie du das sagtest! Nein, von den Unseren ist keiner erkrankt. Und es steht auch gar nicht so schlecht drüben. Nur neue Verwicklungen kann es geben, und neue Verwicklungen bringen neues Leben, Begeisterung, Aufschwung! Ach, wie ich mich darauf freue! Wie ich mich freue, nicht in Hamburg sitzen zu müssen, während drüben alle Fibern in Erregung sind. Jeder Tag bringt neue Nachrichten, neue Gesichter, neue Spannungen. Und man spürt, wie man sich selbst vervielfältigt, um das alles in sich aufzunehmen."

„Und daraufhin", fragte Robert erstaunt, „hat Papa deiner Reise zugestimmt?"

„O du dummes Baby," lachte sie, „nein, nein, daraufhin gewiß nicht. Aber Onkel José übertrieb in seinem Brief, und die lieben, guten Eltern bestätigten seine Übertreibungen, um mich wieder bei sich zu haben, und sie schrieben: Es wäre gut, wenn ich den Eltern in den schlimmen Tagen, die sie erwarteten, eine Stütze wäre. Daraufhin, mein kleiner, großer Bob. Und weil Santiago mich wirklich nicht entbehren kann."

Nun lachte sie ausgelassen wie ein Schulmädchen, das in die Ferien schlüpft.

„Du freust dich, Mama", meinte Robert, und sein Gesicht wurde finster. „Ich gönne es dir gewiß von Herzen. Aber daß ich nun wieder ohne dich sein muß und mich sehr nach dir sehnen werde, daran hast du nicht gedacht."

„O du undankbarer Mensch", rief sie und streichelte seine Wangen. „Gekämpft habe ich um dich wie eine Löwin um ihr Junges! Es hat nichts genutzt. Er gab



Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:19 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dich nicht her. Entführen wollte ich dich! Und du wärst doch gewiß so gern mit mir gegangen, nicht wahr?"

„Ja, Mama, wirklich. Und es ist sehr schade . . ."

„Aufgeschoben ist nicht aufgehoben, Bob. In zwei Monaten bist du mündig, und deine Ausbildungzeit ist vorbei. Dann werde ich dich rufen, und du wirst kommen, denn du liebst doch deine Mama?"

„Ach du, du weißt es nur viel zu gut. Ich kenne auf der Welt nichts Anbetungswürdigeres als dich."

(Fortsetzung folgt.)

Berlin
als Hauptknoten des festländischen Verkehrs von Europa.

Von Professor Theobald Fischer.

Berlin als Wohnplatz zählte Ende 1908 3181059 Einwohner bei einem Zuwachs seit 1903 von mehr als einer halben Million! Man führt das beispiellose Wachstum der Stadt gewöhnlich und in erster Linie auf geschichtliche Gründe, auf die Fürsorge des Hohenzollernherrscherhauses, auf ihre Eigenschaft als Hauptstadt Preußens und des Deutschen Reichs, vor allem auch auf eine vorzügliche Verwaltung zurück. Gewiß mit Recht! Aber man beachtet dabei viel zu wenig die Mitwirkung geographischer Faktoren. Diesen möchte ich hier den ihnen gebührenden Anteil sichern. Es wird sich dann zeigen, daß Berlin eine wunderbare Verkehrslage besitzt, und daß man ihm, wenn nicht störende geschichtliche Ereignisse, die aber kaum zu fürchten sind, dazwischentreten, noch für lange Zeit ein ähnliches Wachstum voraussagen kann. Ob man das wünschen soll, ist eine andere Frage, jedenfalls müssen aber die Stadtväter damit rechnen.

Betrachten wir zunächst die topographische Lage, so stellen wir sofort fest, daß Verkehrsbedürfnisse an dieser Stelle eine Siedelung ins Leben gerufen und zur Entwicklung gebracht haben. Berlin ist ursprünglich eine Brückenstadt. Und an Brücken fehlt es ihr ja auch heute nicht. Berlin liegt zu beiden Seiten eines der großen, flachen Urstromtäler des Tieflands, die der Urstrom des Tieflands, der erst später in Weichsel, Oder, Elbe aufgelöst worden ist, während der Eiszeit jeweils in westöstlichem Laufe vor dem Rande der großen, das ganze Tiefland überflutenden und sich allmählich, aber unter längeren Stillstandslagen nach Norden zurückziehenden skandinavischen Eismasse ausgewaschen hat. Drei dieser Urstromtäler, von denen also jedes weiter nach Norden gerückte als jünger anzusehen ist, sind für Berlin insofern von größter Wichtigkeit, als sie in geringer Entfernung westlich von Berlin im Bereich der Luche radienförmig zusammenlaufen. Da nun diesen Urstromtälern heute vorzugsweise die Nebenflüsse der größen Ströme auf kürzere oder längere Strecken folgen, wie die Havel, die Spree, die Warthe, die Netze, die Brahe usw., Flüsse, die von Natur schiffbar sind, als Wasserstraßen leicht verbessert und namentlich durch Kanäle miteinander verbunden werden konnten, so ergibt sich, daß bei Berlin westöstliche Wasserstraßen zusammenlaufen, ein Knotenpunkt von Wasserstraßen liegen muß. Denn wie die Oder seit den Tagen des Großen Kurfürsten durch Kanäle mit Spree und Havel verbunden, Wasserstraßen nach Süden bis Oberschlesien, nach Norden zur Ostsee bildet, so auch die Elbe, auch sie in doppelter Wasserverbindung mit Berlin bis nach Böhmen, Thüringen und zur Nordsee. Berlin liegt ziemlich genau in der Mitte zwischen beiden Strömen. Es sind die drei Urstromtäler, die man nach ihrem ungefähren Verlauf als das Glogau-Baruther, das Warschau-Berliner und das Thorn-Eberswalder bezeichnet hat.

Freilich, ursprünglich waren diese Urstromtäler, da sie versumpft und in großer Ausdehnung noch mit Seen bedeckt waren, Hindernisse des Verkehrs, namentlich für den von Süden nach Norden, von Südwesten nach Nordosten, vom Rande des deutschen Mittelgebirgslandes und aus dem Innern Deutschlands nach der Ostsee gerichteten Verkehr. Davon kann man sich noch heute im Frühjahr, namentlich in diesem, eine gute Vorstellung machen, wenn man dann weite Flächen bei der geringen Meereshöhe — Berlin liegt nur 37 Meter über dem Meer — und dem geringen Gefälle aller Gewässer mit Wasser bedeckt sieht. Dadurch mußten Punkte, an denen die Urstromtäler am leichtesten zu überschreiten waren, den Verkehr anziehen: radienförmig mußten dort die Straßen zusammenlaufen. Ein solcher Punkt ist Berlin. Das Warschau-Berliner Urstromtal, in dem heute die Spree in nordwestlicher Richtung fließt, verengt sich hier zwischen den Diluvialplatten von Barnim und von Teltow auf vier Kilometer und wurde noch dadurch leichter überschreitbar, daß eine Insel sich in ihm erhob, die auf ihrem Südende einen höheren überschwemmungsfreien Sandhügel enthielt. Oberhalb Berlins, von Köpenick aufwärts, bildete das Tal ein Verkehrshindernis durch die meridionale Seenreihe der Dahme, unterhalb in der Seenreihe der Havel von Spandau abwärts. Auf dem Sandhügel der Insel entwickelte sich zuerst ein slawisches Fischerdorf Köln, dessen Name doch wohl aus slaw. Kolm, gleich aus sumpfiger Umgebung hervorragender Hügel, zu deuten ist, und ihm gegenüber auf dem rechten Ufer Berlin als Brückenkopf. So war hier, zugleich nahe dem Spree-Havel-Knie, der bequemste Uebergang über das Urstromtal für den Verkehr, der von Wittenberg und Magdeburg, dem wichtigsten Ausgangspunkt deutscher Besiedlung im Innern des Tieflands (Magdeburger Recht), wie Lübeck längs der Ostseeküste (lübisches Recht), gegen Frankfurt a. O. und Stettin gerichtet war. Noch heute streben, wie ähnlich früher auf dem trocknen Boden, alle Landstraßen, alle Eisenbahnen, natürlich z. T. durch Berlin selbst beeinflußt, radienförmig diesem Punkt zu, während keine einzige sonst die Wasserlinie von Kottbus bis Rathenow überschreitet. Daß so Berlin einer der größten Eisenbahnknoten Deutschlands ist, entbehrt somit nicht der geographischen Beeinflussung. So erscheint Berlin, das in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts zuerst erwähnt wird, sehr bald und von vornherein als wichtiger Verkehrsknoten. Es ist im 14. Jahrhundert Mitglied des Hansabundes und Vorort des märkischen Städtebundes. Unter Verlust der erlangten Freiheiten wird es dann im 15. Jahrhundert Hauptstadt der Hohenzollernmark-



Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 09:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957 Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

grafen, womit ein neuer Faktor der Entwicklung gegeben ist. An Sicherheit der Lage konnte sich Berlin freilich nicht mit Köpenick, Spandau und Brandenburg messen, die sonst fast in gleicher Weise begünstigt waren. Aber daß Berlin niemals als Festung eine Rolle gespielt hat, kann nur als günstiger Umstand betrachtet werden.

Das Wachsen von Berlin mit dem Staat der Hohenzollern und durch diese tritt namentlich seit dem Dreißigjährigen Kriege, der seine Einwohnerzahl 1638 auf 6000 vermindert hatte, und seit dem Großen Kurfürsten am auffälligsten zutage und ist hinreichend bekannt. Bei seinem Tode hatte es bereits wieder 20 000 Einwohner, die Kriege Friedrichs d. Gr. brachten wieder einen Rückgang, aus dem es sich aber bei seinem Tode wieder auf 150 000 Einwohner gehoben hatte. Ganze Stadtteile sind ja unter diesen Herrschern, nicht selten unter kräftigem Druck von oben, entstanden. Was an Baudenkmälern vorhanden ist, ist mit den Namen dieser Herrscher verknüpft. Sie haben vertriebene französische, niederländische, pfälzische, böhmische Protestanten in großer Zahl in Berlin angesiedelt. Hat man doch behauptet, um 1700 sei jeder vierte Berliner französischer Herkunft gewesen, und die Berliner seien zu 35 v. H. bis 36 v. H. je romanischer und germanischer, im Rest slawischer und jüdischer Herkunft. Nichtwohlwollende würden vielleicht gewisse Züge im Charakter dieses deutschen Weltstädters davon herleiten. Also schon damals war es in Berlin ähnlich wie heute, wo nur etwa ein Drittel der Berliner, einzig unter den Großstädten Europas, in Berlin geboren ist. Jedenfalls ist aber durch diese Zuwanderung höhere westliche Kultur und bedeutende Geldmittel zugeführt worden. Noch schwerer dürfte aber wiegen, daß es die besten Elemente waren, die aus idealen Beweggründen lieber das Vaterland verlassen wollten, als ihre Ueberzeugung opfern. Sie brachten ihre Tatkraft, ihren Unternehmungsgeist, ihre Beweglichkeit mit. Und wenn heute Berlin als Sitz der Gewerbtätigkeit auf dem europäischen Festland obenan steht, so ist die Eigenart dieser Gewerbtätigkeit, die sich namentlich auf Erzeugung von Gegenständen erstreckt, die entwickeltes Denkvermögen, Scharfsinn und Gewandtheit erfordern, abgesehen von dem hohen Stand der allgemeinen Bildung, der Möglichkeit vielseitiger Ausbildung usw., wohl auf jene Zusammensetzung der Bevölkerung zurückzuführen.

Sind diese Gründe des Wachstums von Berlin auch allgemein bekannt, so ist doch bisher ein anderer aufs engste damit verbundener Umstand fast unbeachtet geblieben, obwohl er auch seinerseits einen großen Einfluß auf die Entwicklung von Berlin gehabt hat. Es ist die allgemeine kolonisatorische Politik der Hohenzollernschen Herrscher vom Großen Kurfürsten bis zum Tod Friedrichs d. Gr. Sie nahmen das im 16. Jahrhundert und namentlich durch den Dreißigjährigen Krieg zum Stillstand gekommene Werk des Mittelalters, die Eindeutschung des ganzen norddeutschen Tieflands östlich der Elbe, wieder auf und führten es mit solchem Erfolg weiter, daß damit der wirtschaftliche und politische Schwerpunkt Deutschlands, der bis dahin im Süden und Südosten auf dem Kolonialboden der Habsburger und in den Händen der Habsburger gelegen hatte, nach dem Nordosten verschoben wurde und den Hohenzollern und ihrem Staat die Führung des deutschen Volkes anheimfiel.

Die schon im Mittelalter weitgeführte, aber erst durch die Hohenzollern so weit, wie es eben bis jetzt der Fall ist, vollendete Eindeutschung des ostelbischen Tieflands hat überhaupt erst die Bedingungen geschaffen, unter denen sich auf ursprünglich slawischem Boden eine deutsche Weltstadt entwickeln konnte. Sie hat erst die größte geographische Einheit niederer Ordnung innerhalb der höheren, Deutschland, das norddeutsche Tiefland, geschickt gemacht, den Einfluß, der ihr nach ihrer räumlichen Ausdehnung zukam, auszuüben, den Kristallisationspunkt für ein neues, fester gefügtes Reich zu bilden.

In harter, entsagungsvoller Arbeit, das Schwert in der einen, den Pflug in der andern Hand, haben erst die Deutschen, Fürsten, Herren, Bischöfe, Mönche, ganz besonders die Zisterzienser, Bürger und Bauern, die Slawen, die bis über die Elbe und Saale nach Westen vorgedrungen waren, zurückdrängend, das Tiefland, das sie von Mooren, Sümpfen, Seen oder von Kiefernwäldern und sandigen Heideflächen bedeckt vorfanden, zu einer Wohnstätte gesitteter Menschen umgewandelt. Alle deutschen Stämme sind an diesem Werk beteiligt gewesen, bis auf die Flamen (der Fläming!) im äußersten Westen des Tieflands. Namentlich unter Friedrich dem Großen, aber auch unter seinem Vater, in welcher Zeit ja die deutsche überseeische Auswanderung sehr gering war, spielte das ostelbische Land die Rolle, die im 19. Jahrhundert Amerika gespielt hat. Schätzt man die Zahl der Einwanderer in den Staat der Hohenzollern bis zum Regierungsantritt Friedrichs des Großen auf 600 000 Köpfe, d. h. fast ein Viertel der Bewohner des damaligen Preußen, so schwoll dieser Strom unter ihm noch mächtiger an. Unablässig, aber namentlich nach dem Siebenjährigen Kriege hat er die Werbetrommel gerührt, der Deutsche, denn nur solche wollte er als Ansiedler haben, aus allen Gauen folgten, wiederum vorzugsweise wegen ihres Glaubens bedrückte, also wie bei allen Auswanderungen die besten Elemente, aus Oesterreich, Böhmen, der Pfalz, Schwaben, Sachsen, aber namentlich auch deutsche Rückwanderer aus polnisch-katholischem Gebiet. Das große Ansehen des großen Herrschers zog auch andere Schichten an. So hat man berechnet, daß bei seinem Tode ungefähr der dritte Teil der Gesamtbevölkerung Preußens, die unter seiner Regierung von $2^1/_2$ auf $5^1/_2$ Millionen gestiegen war, aus Ansiedlern und ihren Nachkommen bestand, die erst seit der Zeit des Großen Kurfürsten ins Land gekommen waren. Trotz der furchtbaren Kriege! Und mit den Menschen waren Arme und Kapital und Unternehmungsgeist ins Land gekommen. Seine Urbarmachung des Oder-, Warthe- und Netzbruches ist ja bekannt genug. Es waren nur die auffälligsten Leistungen dieser Art. Er war einer der größten Kultivatoren, die die Weltgeschichte kennt. So werden hier die Kräfte aufgespeichert, die im 19. Jahrhundert voll in Wirksamkeit getreten sind. So verdichtete sich auch in diesem im Vergleich zu Mittel- und Süddeutschland jungen und geschichtsarmen Lande die Bevölkerung allmählich, die erste Bedingung zur Entwicklung großer Städte. So wurde immer mehr Land der Unkultur entrissen, der Anbau ein immer intensiverer, der Ertrag ein und des gleichen Landstücks, wie wir das ja heute so auffällig beobachten, wurde stetig größer, das Land befähigt, eine immer dichtere, immer wohlhabendere Bevölkerung zu ernähren. Hier ist aber noch eine fast unabsehbare Entwicklungsmöglichkeit gegeben. Im äußersten Westende des Tieflands, in Flan-

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dern, das dem ostelbischen Lande in der Kultur um ein halbes Jahrtausend voraus ist, ist der leichte Sandboden durch intensive Kultur, namentlich durch Emporheben einer fruchtbaren Schicht aus der Tiefe, in eine weite Gartenlandschaft verwandelt, wo bei einer Volksdichte von 300 und 400 Köpfen doch mindestens die Hälfte vom Anbau des Bodens lebt. In der gleichen Weise verdichtet sich eben jetzt im belgischen Kempenlande zusehends die Bevölkerung. Und das gleiche Bild bietet uns die Umgebung von Hamburg und noch mehr von Berlin, wo bei sicherem Absatz der Erzeugnisse in der nahen Großstadt intensivste Kultur dem Sandboden immer reichere Ernten abgewinnt und ihn befähigt, immer mehr Menschen zu ernähren. Freilich, eine Entwicklung wie in Flandern ist in größeren Gebieten östlich der Elbe, schon der größeren Ungunst des Klimas wegen, auch in Zukunft nicht zu erwarten. Aber wenn wir heute hier, lediglich auf Bodenverwertung begründet, eine Volksdichte von 60 Köpfen auf einen Quadratkilometer vor uns haben, so hindert nichts, bei intensiverer Wirtschaft, besserer Verteilung des Besitzes, weiterer Aufarbeitung des Unlands (in Pommern zehn Prozent Moore!) und unmittelbareren Abnehmern der Erzeugnisse, etwa seitens der durch Ausnutzung der Wasserkräfte Ostpreußens und Hinterpommerns zu belebenden Gewerbtätigkeit, eine Steigerung auf 100 Köpfe für möglich zu halten.

Welchen Einfluß die Entwicklung der Bodenkultur, der Verdichtung der Bevölkerung usw. des ostelbischen Landes, das ja in jeder Hinsicht nach Berlin gravitiert und ihm in erster Linie auch die Bewohner und die Nahrung liefert, auf die Entwicklung von Berlin ausübt, bedarf keiner weiteren Ausführung. Mit der Eindeutschung und Entwicklung des ostelbischen Landes, des eigentlichen Hinterlandes von Berlin, ist Berlin gewachsen und wird es weiter wachsen. Es zeugt daher von großer Kurzsichtigkeit und von Mangel an Lokalpatriotismus, vom nationalen Gesichtspunkt ganz abgesehen, wenn Vertreter von Berlin im Landtage das Ansiedlungswerk in den Ostmarken bekämpfen.

Aber eins ist bisher noch kaum unter den Gründen der Entwicklung Berlins beachtet worden. Es ist die natürliche Hauptstadt der größten Landschaft Deutschlands, des norddeutschen Tieflands, wenigstens zwischen Weichsel und Ems, ähnlich wie Paris die natürliche Hauptstadt der größten Landschaft Frankreichs, des Seinebeckens, ist. Als solche wurde es die Hauptstadt Frankreichs. Aber während das Seinebecken von der Natur in jeder Hinsicht unendlich viel reicher ausgestattet ist als das norddeutsche Tiefland und diesem um ein Jahrtausend in der Kulturentwicklung voraus, Paris um mehr als 1000 Jahre älter ist als Berlin, mußte dieses erst von den Deutschen in 1000jährigem Ringen den Slawen und einer unwirtlichen Natur entrissen werden. Erst als dies weite Gebiet mit gesitteten deutschen Bewohnern erfüllt, die in ihm schlummernden Kräfte zur Entfaltung gebracht waren, also erst in unseren Tagen, konnte diese Landschaft und ihre Hauptstadt die ihr zukommende Rolle spielen: der Kristallisationspunkt für ein neues Deutsches Reich zu werden. Dieses besitzt also, im Gegensatz zum alten, eine natürliche Hauptstadt, mindestens in dem Maße, wie Paris als die von Frankreich angesehen wird. Das Reich wirkte natürlich auch seinerseits auf die Hauptstadt, wie das Land selbst auch die Bewohner zu zähen, tatkräftigen, nüchternen, arbeitsamen und sparsamen Menschen erzogen hat.

Wenn jeder sofort Berlin, das gleich weit von Weichsel und Ems, von Oder und Elbe, vom Rande des Mittelgebirgslandes und von der Meeresküste gelegen ist, als natürliche Hauptstadt des Tieflands und des Tieflandstaates Preußen erkennen wird, so gibt man sich merkwürdigerweise doch meist völlig irrigen Vorstellungen über die angeblich exzentrische Lage der Reichshauptstadt hin. Demgegenüber muß scharf betont werden, daß von Berlin aus Mülhausen im Elsaß, längs der Eisenbahn 911 Kilometer, in 12½ Stunden, Memel, 827 Kilometer, in 12¼ Stunden zu erreichen ist! München liegt nur 10 Stunden von Berlin, Marseille aber 14 Stunden von Paris!

Erscheint schon dadurch Berlin in günstiger Verkehrslage für das Reich, so tritt seine Eigenschaft als riesiger Verkehrsknoten noch schärfer hervor, wenn wir uns eine Tatsache vor Augen führen, in bezug auf die keine Großstadt der Welt sich auch nur entfernt mit Berlin vergleichen kann. Die Millionenstadt Hamburg (mit Altona und Wandsbek) ist von Berlin 3½ Stunden entfernt, die Halbmillionenstädte Leipzig 3 Stunden, Dresden 2¼ Stunden, Breslau 5¼ Stunden, Kopenhagen 10 Stunden. Innerhalb 5 Stunden erreicht man von Berlin die Viertelmillionenstädte Magdeburg, Hannover, Stettin, Chemnitz; die Großstädte: Kiel, Braunschweig, Bremen, Halle, Erfurt, Plauen, Posen. Innerhalb 10 Stunden die Viertel- bzw. Halbmillionenstädte Prag, Nürnberg, München, Augsburg, Frankfurt, Mannheim—Ludwigshafen, Barmen—Elberfeld, Köln, Düsseldorf, Amsterdam, Essen; die Großstädte: Kassel, Mainz, Wiesbaden, Dortmund, Gelsenkirchen, Bochum, Duisburg, Krefeld und Königsberg. Innerhalb 15 Stunden liegen die Groß- bzw. die Millionenstädte: Wien, Ofenpest, Brünn, Krakau, Warschau, Gothenburg, anderseits Haag, Rotterdam, Utrecht, Antwerpen, Brüssel, Lüttich, Aachen, Straßburg, Basel, Stuttgart. Selbst zu den osteuropäischen Millionenstädten Petersburg (29 Stunden), Stockholm (23 Stunden) und Moskau (37 Stunden) einerseits wie zu den westeuropäischen Weltstädten Paris (18 Stunden) und London (20 Stunden) ist Berlins Lage eine eigenartig zentrale. Es prägt sich auch in seiner Hauptstadt die zentrale Lage Deutschlands in Europa mit ihren Vorzügen und Gefahren deutlich aus.

Auch eine weitere Tatsache, die die ausgezeichnete Verkehrslage von Berlin kennzeichnet, verdient Beachtung. Man kann Europa von einem gewissen Gesichtspunkt aus in zwei ungleiche Hälften zerlegen: die größere einförmige Nordosthälfte (Rußland und Skandinavien) und die kleinere vielgestaltige Südwesthälfte. Beide stehen auf Landwegen nur an drei Stellen, gleichsam Durchgängen, miteinander in engeren Beziehungen: die walachische Pforte zwischen dem Donauknie bei Galatz und der Südostecke der Karpathen, die mährische Pforte, zwischen Sudeten und Karpathen, und das sich nach Osten verbreiternde und in das osteuropäische Flachland übergehende norddeutsche Tiefland zwischen den Sudeten und der Ostsee. Der Verkehrsknoten dieses breiten Durchgangslandes ist Berlin. Hier laufen also so ziemlich alle Straßen von Stockholm im Norden bis Kiew im Südosten, die nach Mittel- und Westeuropa führen, zusammen, vor allem die von Petersburg und Moskau. Der größte Teil des Verkehrs des slawischen Ostens von Europa und einem Teil des skandinavischen Nordens geht also über Berlin. Und das ist die größere Hälfte Europas,


Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957 Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wenn sie auch jetzt noch nicht viel über 125 Millionen Bewohner hat. Aber die auch dort vorhandene aufsteigende Entwicklung möchte ich nur durch die Tatsache beleuchten, daß die Bevölkerung des russischen Reichs in Europa sich in den letzten zehn Jahren um 19 Millionen, auf jetzt 125 Millionen vermehrt hat, aber bei erst 23 Köpfen auf 1 Quadratkilometer noch großer Verdichtung zugänglich ist. Rechnen wir das ostelbische Deutschland hinzu, so kommen wir zu dem Ergebnis, daß Berlin den größten Teil des westwärts gerichteten Personen- und Güterverkehrs, soweit er sich auf Eisenbahnen und Binnenwasserstraßen vollzieht, für etwa 140 Millionen Menschen in sich vereinigt und bei seinem Steigen auch in Zukunft beherrschen wird. Berlin vermittelt nicht nur zwischen dem Nordosten Deutschlands, dessen ganzes wirtschaftliches und geistiges Leben es beherrscht, nein, es vermittelt zwischen ganz Ost- und Westeuropa! Und wie groß sind die Gegensätze zwischen beiden, nicht bloß in der Kulturentwicklung, nein, in der natürlichen Ausstattung! Darin liegt ein Anstoß zu dauerndem, wachsendem Austausch!

Muß uns nach den bisherigen Betrachtungen Berlin als ein bevorzugter Sitz des Handels und als ein großer Verkehrsknoten erscheinen, so ist es anderseits ein Ausgangspunkt und ein den Verkehrsfaktor belebender ersten Ranges als Sitz der Gewerbtätigkeit. Bei dieser Entwicklung spielen neben Fürsorge der Herrscher, des Staats und der Stadt selbst vor allem seine Wasserstraßen eine Rolle, die selbst die bauliche Entwicklung beeinflussen und damit auch ihrerseits das rasche Wachstum fördern. Ein Netz bodenplastisch bedingter natürlicher und durch Kunst verbesserter und vermehrter Wasserstraßen läuft radienförmig in Berlin zusammen und verbindet es auf zwei Linien, in Hamburg und Stettin — ein Großschiffahrtsweg dorthin ist ja im Bau — mit dem Meere, anderseits mit dem größten Teil des Tieflands zwischen Elbe und Weichsel bis nach Böhmen und Thüringen auf der einen, Oberschlesien auf der anderen Seite. Auf diesen Wasserwegen werden nicht nur Baustoffe, Holz, Backsteine (von Zehdenick), Kalk und Zement (Rüdersdorf) u. dergl. billig zugeführt, sondern auch Brennstoffe (Kohlen von Oberschlesien, Thüringen und Böhmen), Brotstoffe und andere Erzeugnisse der ostelbischen Landwirtschaft und vor allem teils überseeische, teils einheimische Rohstoffe für die Gewerbtätigkeit, wie anderseits auch Erzeugnisse der Berliner Gewerbtätigkeit auf den Wasserstraßen abgeführt werden. Wohl keine Weltstadt kommt Berlin, wenn auch nicht nach der Leistungsfähigkeit, so jedenfalls nach der Zahl und Vielseitigkeit seiner Wasserstraßen gleich. Kanäle spielen ja auch im Stadtbild von Berlin allenthalben eine Rolle. Von besonderer Bedeutung für die Leistungsfähigkeit dieser Wasserstraßen ist nun noch, namentlich im Vergleich zu denen Rußlands, daß sie infolge der geringen Meereshöhe und des Einflusses des Ozeans, genau wie unsere Nordseehäfen einschließlich Kiel, im Winter nur kurze Zeit durch Eisbedeckung dem Verkehr entzogen sind. Aus den mir in überaus dankenswertem Entgegenkommen der Königlichen Wasserbauinspektion Potsdam zur Verfügung gestellten bezüglichen, allerdings noch nicht genügenden Beobachtungen ergibt sich, daß die Spree von Köpenick bis hinter Berlin nur selten zufriert (Einwirkung der Abwässer) und in vielen Wintern auf den märkischen Wasserstraßen gar kein Eisstand eintritt, in anderen gelegentlich drei Monate umfaßt. In Rathenow rechnet man im Mittel (1876 bis 1900) 46 Tage, vorzugsweise im Januar und Februar, Verkehrstörung durch Eis. Andere Verkehrstörungen, etwa durch Hochwasser, die anderwärts ins Gewicht fallen, kommen kaum vor, so weite Flächen und für lange Zeit sie auch zu überfluten pflegen. Welcher Riesenverkehr sich auf den Wasserstraßen Berlins vollzieht, möge die Angabe beleuchten, daß im Jahre 1906, das den Höchststand der letzten Zeit bezeichnet, der gesamte Güterverkehr durch die Schleusen Brandenburg, Liebenwalde und Wernsdorf 12 238 205 Tonnen betrug, für Berlin speziell fast $7^1/_2$ Millionen Tonnen, gegenüber 8,7 Millionen Tonnen mit den Eisenbahnen, bei 22 453 Schiffen zu Berg, 16 465 zu Tal. Durch Schleuse und Wehr Charlottenburg wurden 1906 durchgelassen 45 984 Fahrzeuge! Zwischen dem Elb- und Odergebiet, also teils gegen Stettin, teils gegen Oberschlesien, verkehrten 1906 durch die Havel-Oder-Wasserstraße (Schleuse Hohensaathen) 23 935 Fahrzeuge, durch die Spree-Oder-Wasserstraße (Schleuse Fürstenberg) 18660 Fahrzeuge. Durch die Schleuse Brandenburg, durch die der ganze, von der Elbe zur Oder und nach Berlin gerichtete Verkehr geht, wurden 1906: 5 004 440 Tonnen Güter befördert, davon von der Elbe her 1 034 693 Tonnen Stein- und Braunkohlen, Rohstoffe für die Gewerbtätigkeit 262 186 Tonnen, Erzeugnisse der Landwirtschaft 610 095 Tonnen, gegen die Elbe hin Erzeugnisse der Gewerbtätigkeit 123 256 Tonnen, Erzeugnisse der Landwirtschaft 532 917 Tonnen.

Was diese Verkehrsverhältnisse für Berlin bedeuten, das mögen zum Schluß nur noch zwei Zahlengruppen beleuchten: Die Berufsstatistik ergibt, daß 53 v. H. der Bewohner von Berlin (gegen 25 v. H. in Paris) sich der Gewerbtätigkeit widmen, 24 v. H. dem Handel und Verkehr, so daß also nicht erwerbende Berufskreise in den Hintergrund treten, mehr als beispielsweise in München. Berlin ist also eine Stadt der Arbeit! Der Prozentsatz seiner Einwohner im arbeitsfähigen Alter ist ein ungewöhnlich hoher! Und zweitens verdient Hervorhebung der gewaltige und stetig steigende Fremdenverkehr, in bezug auf den sich Berlin Paris, dem größten Gasthaus der Welt, rasch nähert. Und man hat geschätzt, daß Frankreich, also doch in erster Linie Paris (neben Nizza, Cannes, Biarritz usw.), jährlich durch den Fremdenverkehr 2000 Millionen Mark zugetragen werden. Viel geringer, namentlich wegen Berlin und der Badeorte (Wiesbaden, Baden-Baden, Nauheim, Homburg usw.), dürfte auch die Zahl für das Deutsche Reich nicht sein. Die Zahl der Berlin besuchenden Fremden, jetzt etwa doppelt so groß wie von Wien, ist von 1898 von 690 353 bis 1908 auf 1 138 097 gestiegen. Sehr bezeichnend steht bezüglich der Herkunft 1907 obenan Rußland mit 71 742, aber auch das kleine Dänemark sendet 11 349, Schweden 11 981, beide infolge der vorzüglichen Verbindung, Oesterreich 33 046, Amerika 22 899, England 12 707. Naturgemäß stehen unter den Bewohnern Berlins die Reichsbewohner obenan. Eine weitere Untersuchung würde aber einen ungewöhnlich hohen Prozentsatz aus den östlichen Provinzen ergeben. Auch dies ein Wink für Berlin, den deutschen Osten zu pflegen!


Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:19 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957 / Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Englische Bühnenschönheiten.

Von Jarno Jessen. — Hierzu 10 photographische Aufnahmen von Foulsham & Banfield.

Schönheitsideale wandeln sich entsprechend der Rassenveranlagung. Wenn wir das Bild der chinesischen Venus sehen, bei deren Anblick ihr Kaiser weinte, weil er sie nicht zu seiner Gattin gemacht hatte, dann können wir uns mit einem solchen Geschmack nicht recht verständigen. Aber wir dürfen mit Sicherheit behaupten, daß innerhalb einer Rasse für all ihre Verzweigungen ein allgemein gültiger Schönheitstyp existiert. Die Bella Tizians, die Mona Lisa Leonardos schmückt die Salonwand des Holländers und Spaniers wie die des Italieners, und von den Märchenaugen der Sistina haben sich die Seelen einer internationalen Poetenschar inspirieren lassen. Trotzdem ist jede einzelne Nation zu einer eigenen ästhetischen Gesetzgebung gekommen, und wir wissen ganz genau, was den Schönheitsinn der Feinschmecker da und dort befriedigt.

Wer Landesschönheiten studieren will, muß vor allem das Theater besuchen. Ueberall ist die Bühne der Rahmen für eine Auslese körperlicher Vorzüge, und unter der scharfen Beleuchtung ihrer Lichter tritt jede Form und Farbe haarscharf zutage. Hier kann wie bei vielen Bildhauerwerken nicht nur die Reliefwirkung erstrebt werden, einzig und allein die volle Bedeutung der Rundplastik ist in Betracht zu ziehen. Nur körperliche Vollkommenheiten bestehen unter der scharfen Prüfung der Operngläser. Es ist nicht schwer, in England Begriffe von Frauenschönheit zu bilden, denn tatsächlich ist sie dort kein so rarer Artikel. Ueberall überraschen reizende Gesichter und Gestalten, oft genug zeigt sich in den Parken, auf den Straßen, in den Fabriken seltene weibliche Anmut. Eine Ladenverkäuferin und eine lachende Köchin lieferten dem ewigen Schönheitsucher Dante Gabriel Rossetti Modelle für viel bewunderte Frauentypen, und Heinrich Heine entdeckte in Lumpen eine Wunderschöpfung. Aber ein Kranz besonders holder Blüten läßt sich mit Leichtigkeit aus den Mitgliedern der verschiedenen Bühnen zusammenstellen.



Lydia Kyasht vom Empire.

Wie haben sich die Auffassungen über Bühnenzuhörigkeit jenseit des Aermelkanals gewandelt. Im lustigen Alt-England, als das Drama seine Hochtaten verrichtete, durfte die Frau überhaupt nicht die Bühne betreten. Dem Mann wurden die Hosen- und Rockrollen übergeben, Knaben hatten weiblichen Liebreiz zu vertreten, und wie der Kirchhof im Hamlet oder das Schloß Duncans mußten auch Ophelien und Julias „nur mit intellektuellem Auge“ geschaut werden. Als

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY

Isabel Jay
vom Prinz of Wales-Theater.

Shakespeares Stern aufging, hatte die Dienerschaft Lord Leicesters auch erst ihr Patent erhalten, überall in England Vorstellungen zu geben und sich dann in London das erste — das Blackfriarstheater — zu erbauen. Das Phänomen Shakespeare brauchte dann sein eigenes, das Globetheater, und obgleich hier die Damen der Aristokratie mit ihren Grafen und Baronen als Zuschauer mit auf der Bühne saßen, bestand die Anstandsmaßregel gegen das öffentliche Auftreten der Frauen weiter. Und sie blieb in Geltung, als noch die edlen Lords selbst in der Stuartzeit mit in den Komitees zur Beratung der Maskeradenaufführungen waren, als das Drama um jeden Preis nur leidenschaftliche Erregungen zu wecken strebte. Vielleicht hatte die Vorsehung den Frauen beigestanden, denn während der schlimmen Bürgerkriege wurden die Theater ganz geschlossen, und arme Wandertruppen von Komödianten fristeten nur ein kärgliches Dasein. Es erscheint dann aber wieder als eine rechte Herzlosigkeit der Weltenlenkung, daß während der Restaurationszeit, als Zynismus und Frivolität das Wort führten, zum erstenmal der Frau das Recht auf den Schauspielerinnenberuf gesetzlich gegeben wurde. Nicht im Leben tiefster Leidenschaft und mit dem Zauber holdester Poesie auf den Lippen, sondern als Vermittlerin der Sensation und kitzlicher Lockungen durfte das zarte Geschlecht im Reich Albions die Bretter, die die Welt bedeuten, betreten. Sie haben hier gut im Wettbewerb der Kräfte bestanden, so daß heute auch ihre Tätigkeit ein Reich unbegrenzter Möglichkeiten darstellt. Wir alle erleben im englischen Theater wunderliche Empfindungen. Daß uns im seltenen Maße Frauenschönheit offenbart wird, können wir sicher nicht leugnen, und dennoch berührt uns ein neues Wesen. Es liegt fraglos häufig in dem Stofflichen der Literatur, die uns geboten wird, aber es liegt ebenso in der ganzen Schulung, dem Gebaren der Künstler. Längst sind wir uns darüber einig, daß dramatische Gerichte, die dem englischen Gaumen munden, für uns nicht recht erträglich sind. Wir können eben-



Pattie Wells. Mitglied des Gaiety-Theaters.

Gertie Millar vom Gaiety-Theater.

sowenig ihre etwas süßlichen Gefühle wie ihre sensationellen Nervenschocks oder ihren Clown Humor genießen. Wir sind für geistige Oede durch keinerlei bestrickende Augenwunder zu entschädigen. Und gerade diese Augenwunder tischt uns das englische Theater auf. Wie sie selbst Shakespeare „höhen“ müssen, hat das Gastspiel des Berbohm-Tree-Ensembles in Berlin zur Genüge kundaetan. Sechzig Theater und zahlreiche Varietés mit Vormittag-, Nachmittag- und Abendvorstellungen speisen in London den Bühnenappetit des Publikums. Das Niveau des Geschmacks wird damit charakteristisch bezeichnet, nur ein kleiner Bruchteil fällt auf die Bühnen, die einer geistigen Oberschicht Stoffe bieten. Innerhalb dieses Kreises wird immer noch die Hauptnahrung aus Shakespeare geschöpft, aber leider popularisiert ihn selbst eine Bühne wie das Lyzeum.


Digitized by Google
Original from
CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



May de Sousa, Operettensängerin.



Gladys Cooper, Liedersängerin.

Bernhard Shaws „Konversationen und Diskussionen“ haben sich siegreich durchgesetzt, und Theater, wie His Majesty's, Wyndham, St. James, Haymarket und ein paar andere, pflegen mit Stücken von James und Sutro, auch mit Sardouschen Erinnerungen ähnlichen Geschmack. Fragen aus dem modernen Gesellschaftsleben, Eheirrungen, soziale Programmworte werden im Kreuzfeuer feingeschliffener Dialoge behandelt. Wie bei uns pflegt man auch das Gedächtnis der etwas vergilbten Romantikerära aus Biedermeiers Gefühlswelt, man wärmt auch gern alte Historienschüsseln auf. Eine gewaltige Rolle spielt unentwegt die Pantomime, das große Ausstattungstück, und in Drury Lane, auf dessen Bühne einst Garrick und Kean und Mrs. Siddons tragische Schauer weckten, tummelt sich heute stark der Bastard aus Ballett und Posse, aus Varietéliedchen und sozialer Travestie im Glanz köstlicher Kostüme und im Wechsellicht zauberischer Elektrizitätseffekte.

Heute muß die englische Bühne ein starkes Kontingent weiblicher Kräfte ins Treffen schicken, und für alle Ansprüche ist reichliches Angebot, denn wie bei uns lockt die Welt der Schminke die Schönen wie das Licht die Motten. Manche reizende Künstlerin hat durch das Podium des Theaters schon ihre Glanzpartie machen können, aber im allgemeinen gilt der Stand der Schauspielerin noch sozial nicht als recht vollwer-



Dorothea Bacra als Henriette Maria in dem Drama „Karl I.“

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

tig. In England gerade sind Reformen für diesen Frauenberuf geboten, und sie beschäftigen bereits stark die Interessentenkreise. Es berührt uns höchst erstaunlich, wenn wir in England von „zeitweiligen" Beschäftigungen auf der Bühne hören. So erzählte erst unlängst eine bildschöne junge Frau im Londoner Lyzeumklub, daß sie zu ihrer Freude wieder einmal eine Rolle zu spielen bekommen habe. Sie dürfe die Melisande übernehmen, im vorigen Winter habe sie die Nora gespielt, aber nur ein paar Wochen, denn meist reise sie mit ihrem Gatten und beschäftige sich im übrigen mit kunstgewerblichen Arbeiten, besonders Schmucksachen. Wie schon gesagt, schwelgt der Schönheitsfreund in Genüssen auf der englischen Bühne. Unsere Bilder zeigen, wie trotz aller Varianten ein Nationaltyp sich behauptet. Wohl blitzt der Schalk aus manchem Auge, scheinen die Geste, die schimmernden Zahnperlen beim Lachen echtes Temperament zu verraten, aber im allgemeinen überwiegt ein sentimentalischer Anhauch. Das Rassige, das Pikante fehlt, wie die südländischen, französischen und auch Wiener Bühnensterne es besitzen. Immer scheint des Engländers Schwärmerei für die „sweet fairy faces" (süßen Feengesichter) erfüllt. Der languissante Zug dieser feinen Oval-

Marie Studholme als „Miß Hook of Holland"
in der gleichnamigen Operette.



Florence Smithson als Sofia in „Tom Jones".



Marie George vom Drury Lane-Theater.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

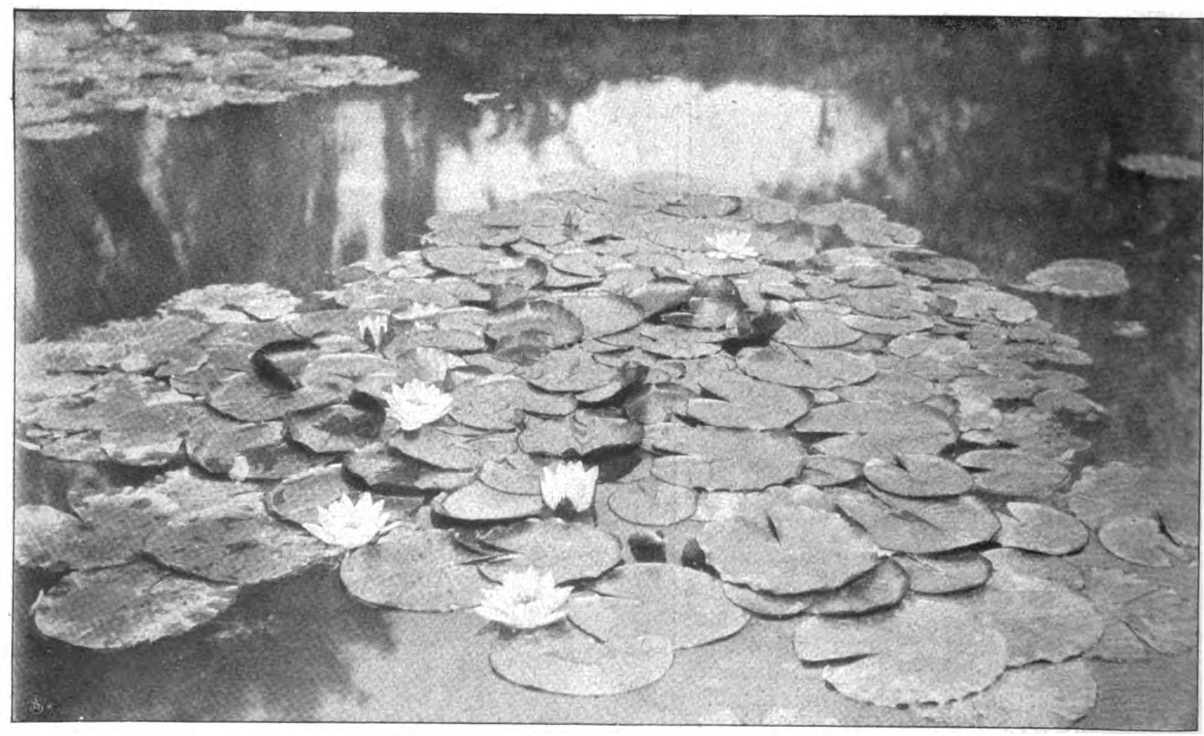
gesichter mit ihren klassischen Formen spricht sich auch in ihren Bewegungen aus. Die schöne Pose oder die bizarre Geste, der ein zuweilen überschlankes Gliedergefüge sehr entgegenkommt, wirkt hier als vollkommene Natürlichkeit. Nicht das Schike, das Elegante ist das Charakteristische. Hier finden sich noch immer mehr die Modelle für den Gainsborough-, als für den Watteautyp. Und wundervoll wissen diese Künstlerinnen ihre Kostüme zu wählen, von ihnen aus wurde die verführerische Mode des aparten Eigenkleides, des ästhetisierenden Liberty-Stils, durch ganz Europa propagiert. Lässige Schlankheit ist ihre eigentliche Voraussetzung. Ein Hauptreiz dieser Schönheiten, den unsere Abbildungen erraten lassen, ist ein emailfeiner Teint, ein ganz seltenes Ensemble seiner Zartheit mit leuchtender Augen- und Haarfarbe. Auch von dem melodischen Wohllaut der Stimmen, denen die feuchte Heimatatmosphäre die Weichheit mitzuteilen scheint, können die Bilder naturgemäß keinen Eindruck geben. Psychologen, die gerade aus der Stimme das Seelische beurteilen, müßten bei englischen Bühnenkünstlerinnen besonderen Innenreichtum feststellen. Und trifft das immer zu? Wohl gibt es auch jenseits des Kanals echte Menschendarstellerinnen, die nicht am äußeren haften bleiben. Aber Genie und Schönheit — wie selten sind sie vereint!

„Lose Kleider, lockere Haare, süße Nachlässigkeit und einfache Grazie" hat schon der große Zeitgenosse Shakespeares, Ben Jonson, weit verführerischer genannt als alle Toilettenkünste stolzer Schönen. Er würde oft wie ein Odysseus vor der Sireneninsel empfinden, könnte er das Theater des heutigen Englands besuchen.

Wasserrosen.

Von Professor Udo Dammer. — Hierzu 4 photographische Aufnahmen.

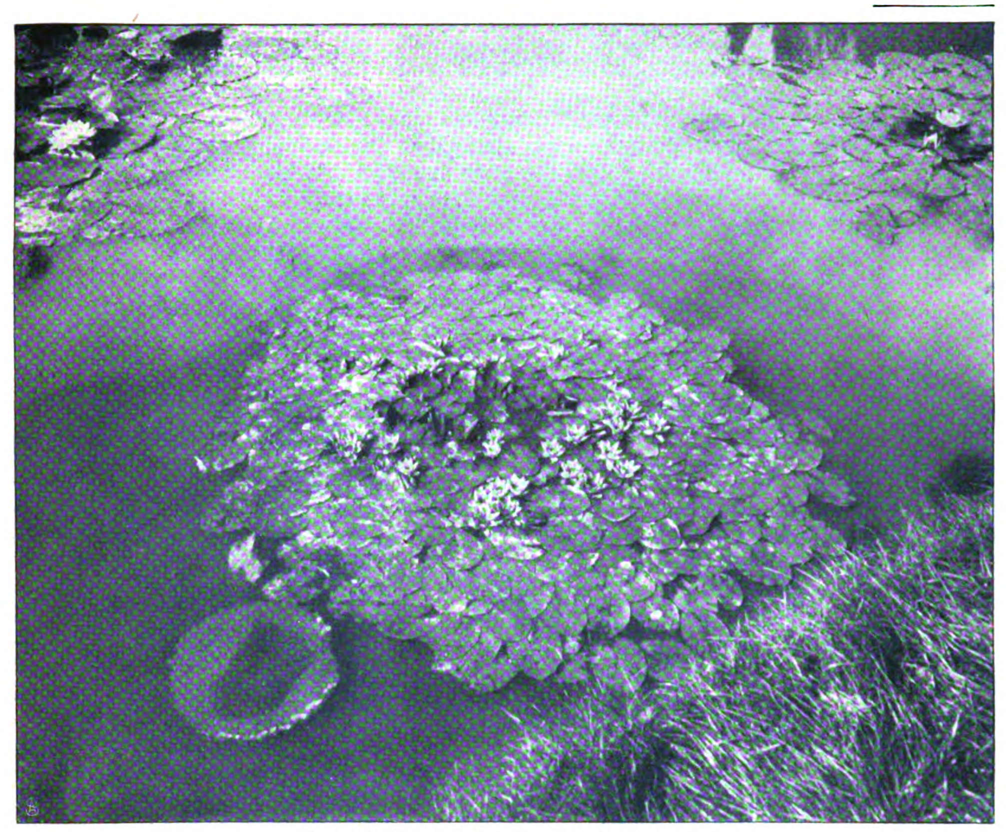
Unter den zahlreichen Pflanzen, mit denen wir unsere Gärten und Parke schmücken, nehmen die Wassergewächse eine besondere Stellung ein. Durch ihre eigentümliche Lebensweise sind sie an das Vorhandensein von Wasser gebunden, können also nur dort gepflanzt werden, wo ein Bach, See oder Teich, zur Not auch ein größeres Wasserbassin vorhanden ist. Früher ging man achtlos an diesen Gewächsen vorüber. Man freute sich wohl, wenn sich eine Seerose oder eine Mummel anfand, ließ auch den Froschbiß wachsen; aber daß man die Wasserfläche durch schönblühende Wassergewächse zieren und angenehm unterbrechen könne, daran wurde nur in den seltensten Fällen gedacht. Es ist das um so merkwürdiger, als schon seit einem halben Jahrhundert eine Wasserflanze, die Viktoria regia, das allgemeinste Interesse des Publikums dauernd in Anspruch nahm, der eigene Gewächshäuser gebaut wurden, deren Unterhaltungskosten in keinem Verhältnis zu der Pflanze standen. In neuerer Zeit ist in dieser Beziehung ein erfreulicher Umschwung eingetreten, und man findet jetzt gar nicht selten, selbst in kleinen Gärten, eine Stelle, die der Kultur der Wassergewächse gewidmet ist. Wenn man sich auch im allgemeinen darauf beschränkt, bei uns winterharte



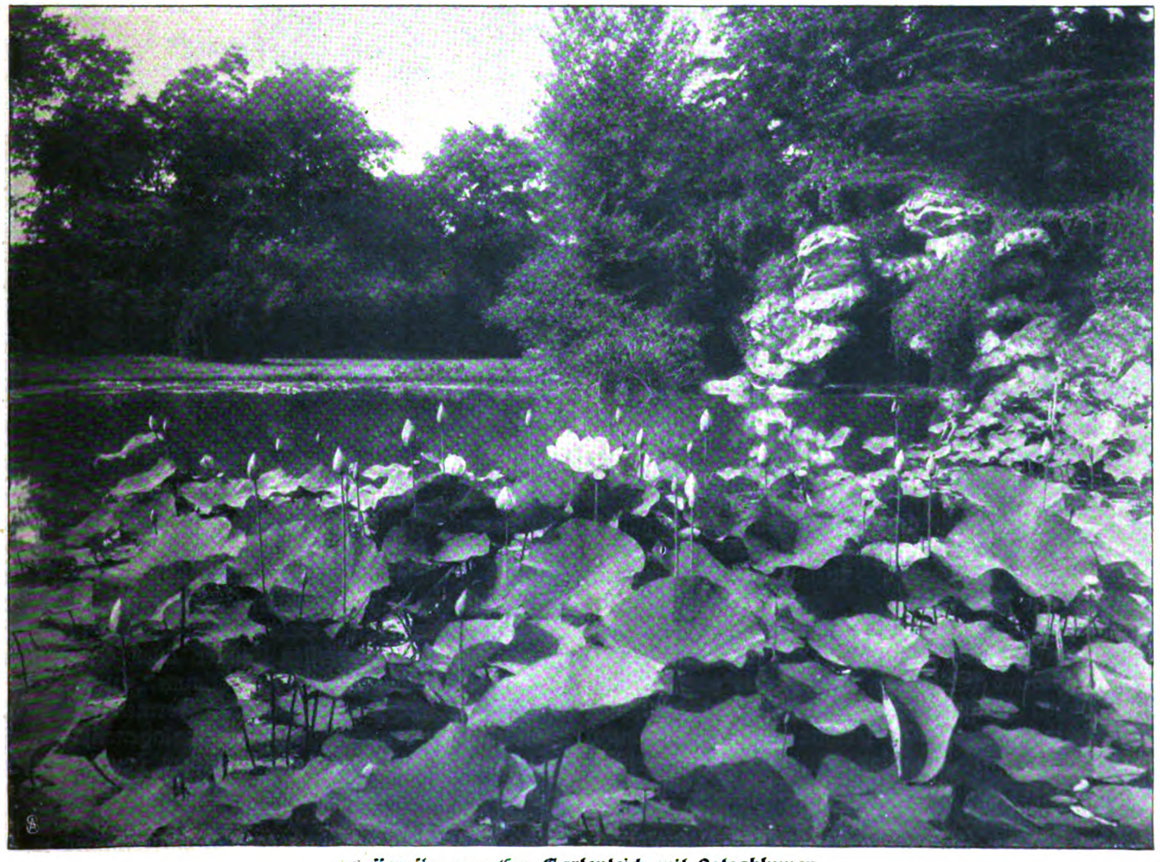
Wasserrosen: Nymphaea Marliacea albida.


Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY

Wasserpflanzen anzupflanzen, so kann man doch hin und wieder in einem Garten oder Park an geschützter, sonniger Stelle einen kleinen Teich finden, der durch die Ueppigkeit seines Pflanzenwuchses ein Stückchen Tropenvegetation in unser nordisches Klima zaubert. Schon der alte Borsig hatte in seinem Tuskulum in Moabit warmes Abwasser aus seiner benachbarten Fabrik in einen kleinen Teich seines Gartens geleitet und dadurch erreicht, daß in diesem die prächtige Lotosblume, die zierliche Papyrusstaude, ja sogar die stolze Viktoria



Eine rote Wasserrose: Nymphaea Laydeckeri.



Wasserpflanzen: Ein Gartenteich mit Lotosblumen.

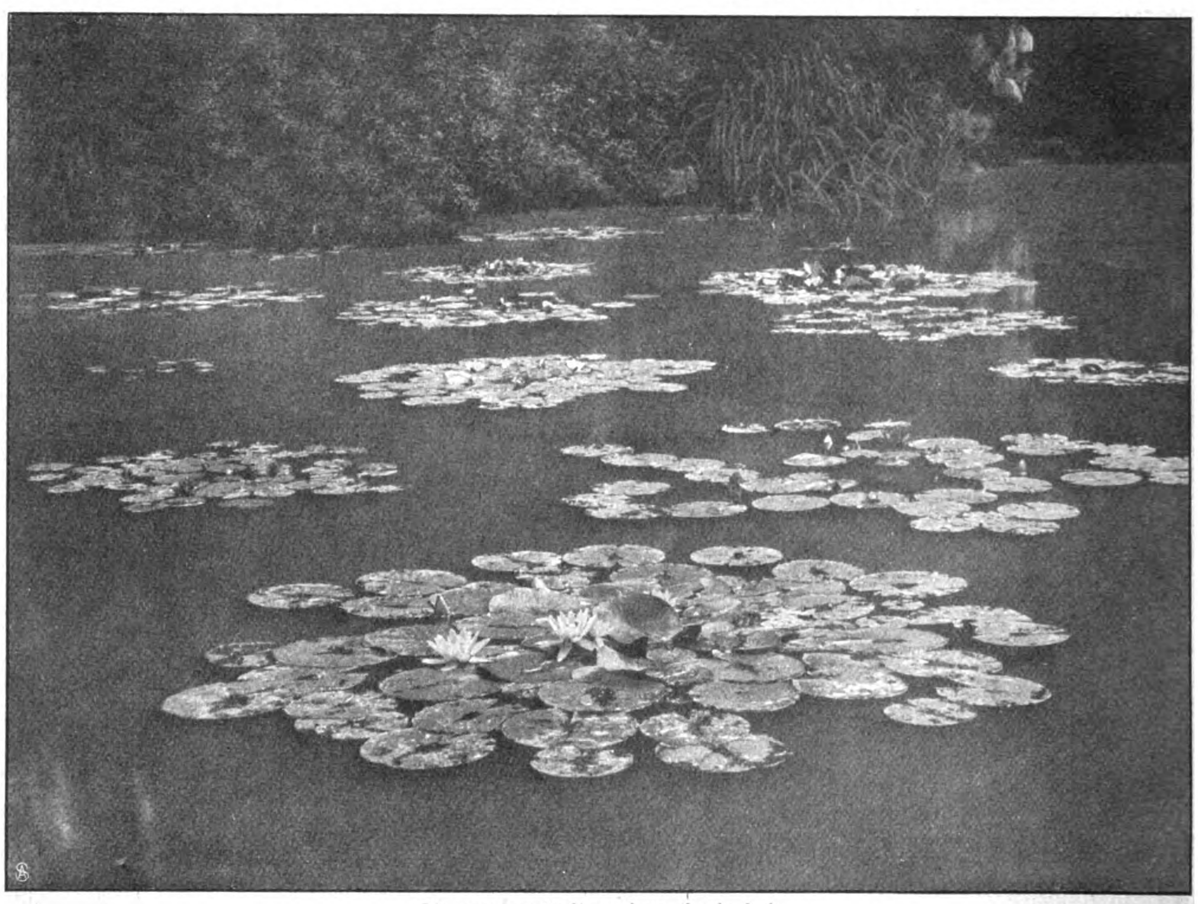
Digitized by 

Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 09:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Regia ausgezeichnet gediehen. Welche Effekte mit solchen Pflanzen erzielt werden können, das zeigt unser Bild der Lotosblume. Wer Gelegenheit hat, warme Abwässer einer Fabrikanlage in einen kleinen Teich leiten zu können, der sollte nicht versäumen, diesen Borsigschen Versuch nachzuahmen. Durch einige Bananen und Bambusen in der nächsten Nähe dieses Teiches kann er seinem Garten ein ganz eigenartiges Gepräge geben.

Während die Lotosblume und die Papyrusstaude weit über das Wasser hinausragen, legen die echten Wasserrosen ihre tellerförmigen Blätter flach auf das Wasser und bilden eine riesige Rosette, auf der die langgestielten Blumen sich wirkungsvoll ausbreiten. Die Blattflächen werden von langen Blattstielen getragen, die bisweilen eine ganz gewaltige Länge erreichen können. Obgleich im Innern von einem sehr lockeren Zellgewebe erfüllt, sind sie doch ganz besonders widerstandsfähig gegen Zugkräfte, von denen man sich leicht überzeugen kann, wenn man versucht, ein Blatt abzureißen. Es ist bemerkenswert, in wie sinnreicher Weise diejenigen Elemente angeordnet sind, die diese Zugfestigkeit bedingen. Die Blätter und Blüten entspringen einem langgestreckten Wurzelstock, der mehrere Zentimeter stark ist und mit starken Wurzeln fest im Boden des Gewässers verankert ist. Während des Winters dient er als Reservestoffbehälter, aus dem die Pflanze im Frühjahr die erste Nahrung zum Aufbau der Blätter entnimmt. Sehr interessant ist es, an keimenden Pflanzen zu verfolgen, wie sich schrittweise die Blattform ändert. Wer ganz junge Keimpflanzen einer Wasserrose zum erstenmal sieht, der wird kaum auf die Vermutung kommen, daß sich diese Pflanzen einst noch zu Seerosen auswachsen werden. Sehr bemerkenswert ist es übrigens, daß die allerersten Blätter aller Seerosenarten vollständig miteinander übereinstimmen, und daß erst nach und nach die verschiedenen Formen auftreten, so daß man an den Sämlingen die phylogenetische Stufenfolge der Blattformen ganz besonders deutlich studieren kann. Das phylogenetische Grundgesetz, das im Tierreich ziemlich klar zutage tritt, hat auch im Pflanzenreich seine Gültigkeit, nur daß es hier nicht immer so deutlich zu erkennen ist wie gerade bei den Wasserrosen.



Die purpurrote Nymphaea Laydeckeri.

Eigentümlich ist diesen großen lederartigen Blättern, daß sie auf ihrer Oberfläche nicht benetzbar sind. Eine Welle, die über sie hinflutet, läßt keinen Tropfen zurück. Das ist für die Pflanze von großer Bedeutung, denn auf der Oberfläche befinden sich allein die Spaltöffnungen, durch die die Pflanze atmet. Zwar ist jede einzelne Spaltöffnung winzig klein, mit unbewaffnetem Auge nicht erkennbar; aber auf jeden Quadratmillimeter sind etwa 600 Stück vorhanden, so daß die ganze Fläche eines solchen Wasserrosenblattes etwa 144 Millionen Spaltöffnungen hat! Es leuchtet ein, daß hierdurch der Pflanze ganz gewaltige Mengen Luft zugeführt werden müssen, und man versteht, welchen Schädigungen die Pflanze ausgesetzt sein würde, wenn die Blätter benetzbar wären. Was wir auf dem Wasser schwimmen sehen, sind nur die Laubblattflächen und die Blüten.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Unsere heimische Flora beherbergt nur eine echte Wasser- oder Seerose, Nymphaea alba, und eine gelbe Verwandte, Nuphar luteum, die Mummel, deren Blumen aber viel unansehnlicher sind. Vereinzelt treten auch Variationen auf, die aber kaum Anspruch auf besonderen Arttypus machen können. Dagegen ist die nordamerikanische Flora ziemlich reich an verschiedenen Seerosenarten, die auch durch verschiedene Blütenfarben ausgezeichnet sind. Eine der interessantesten ist die knollentragende Nymphaea tuberosa, deren Blumen in der Mitte zitronengelb, am Rande dagegen rein weiß sind. Während unsere heimische Seerose geruchlos ist, zeichnet sich die nordamerikanische wohlriechende Seerose Nymphaea odorata durch einen feinen Duft aus. Sie hat auch rein weiße Blumen, die aber etwas kürzere Blumenblätter besitzen. Am schönsten unter den nordamerikanischen Arten ist die gelbe Nymphaea flava, deren Blumen prächtig zart gelb gefärbt sind. Bei dieser Art sind auch die Blätter nicht rein grün, sondern sehr schön braun gefleckt. Stammt schon die letztgenannte Art aus etwas wärmerer Gegend — ihre Heimat ist Florida — so sind die folgenden prächtig gefärbten Seerosen sämtlich Kinder tropischer Zonen.

Zunächst sei hier die wundervolle rotblühende Nymphaea rubra genannt, die leider nur in ganz warmen Gewächshäusern kultiviert werden kann. Sie ist von besonderer Wichtigkeit dadurch, daß sie von den Gärtnern zu Kreuzungzwecken benutzt wurde, wodurch es gelang, winterharte rote Seerosen zu züchten. Neben dieser roten Seerose sind noch zwei blaue Seerosen, Nymphaea coerulea, die himmelblaue, und Nymphaea stellata, die sternförmige Seerose, besonders hervorzuheben, weil auch sie zu prächtigen Kreuzungen verwendet wurden. Die kultivierten Seerosen lassen sich in mehrere Gruppen einteilen. Von diesen haben die als Nymphaea Laydeckeri bezeichneten rote Blumen in allen Abstufungen vom zartesten Rosa bis zum kräftigen Purpurrot. Eine zweite Gruppe wird nach dem französischen Züchter Marliac Nymphaea Marliacea genannt, woraus irrtümlich nicht selten marlyacea gemacht wird. Die ursprüngliche Form dieser Gruppe hat gelbliche Blumen, während die Formen zum Teil rein weiße, sehr große Blumen besitzen, wie die imposante Nymphaea Marliacea albida, von der Abb. S. 678 eine zweijährige Pflanze zeigt. Eine dritte Gruppe bilden die Hybriden, unter denen Nymphaea gloriosa durch 18 Zentimeter große rötliche Blumen ausgezeichnet ist. Die vierte Gruppe endlich vereinigt die blauen Seerosen, die außer durch ihre Blütenfarbe dadurch auffallen, daß die Blumen nicht flach auf dem Wasser liegen, sondern 25—30 Zentimeter über dieses hervorragen. Die Kultur der Seerosen ist nicht schwierig. Die winterharten Arten pflanzt man entweder in den freien Grund eines Teiches oder langsam fließenden Baches, wobei man nur darauf Rücksicht zu nehmen hat, daß die Pflanzen der vollen Sonne ausgesetzt sind. Man kann aber auch die Pflanzen in mit recht kräftiger Erde gefüllte Weidenkörbe von etwa einem halben Meter Durchmesser pflanzen, die man in das Wasser versenkt. Damit die frischeingepflanzten Stammstücke sich nicht loslösen, deckt man auf die Erde über sie einen größeren Stein.

Klippen.

Skizze von Meta Schoepp.

Blau ist das Meer, blau wie der Himmel, der drüber sich wölbt; blau und wundersam wie die Sehnsucht. Und weit, weit in der Ferne ziehen weiße Segel wie Möwen — oder wie Erinnerungen. Ziehen dahin und verschwinden. Ja, wie Erinnerungen.

Aber grün ist's an den Riffen vom wuchernden Algenwald. Bärtige Riesen, Steinriesen, schielen hinein mit grimmen Gesichtern. Finster erhebt eines zottigen Gesellen bemoostes Haupt dräuend sich aus den wallenden Wassern. Wie atmend — und sind doch nur wallende Wasser, die den Finsteren neckisch umgaukeln. Grün wie die Hoffnung ist bei den Riffen das Meer. Grün — und falsch wie die Hoffnung; oder wie Katzenaugen grün und schillernd. Und wenn es aufatmend, schwellend die Riffe küßt, ist's wie brünstige Umarmung. Und wenn es zurückdämmt, seufzt es in den Felsen und zitternden Algen. Wunderformen strecken lang rankende Arme ihm nach. — — O Meer, du falsches, göttliches, ewiges — komm wieder, du meine Geliebte!

Auf dem äußersten Riff lag Marga; und ihre weißen Arme tauchten tief in das schwellende Wasser, wenn es kosend sich bäumte; ihre sehnsüchtigen Augen hingen an den weißen Segeln, die wie Erinnerungen schwanden; und ihre roten Lippen lächelten. Wie im Traum. Denn Traum war das Leben, und Traum des Meeres Schönheit, und Traum die Sehnsucht, die — o Wunder — ihre Seele erfüllte; ihre tote Seele erfüllte. Denn Traum nur konnte es sein, daß ein Mensch an sie glaubte. Ein Mensch mit so lächerlich ehrlichen, treuen Augen. Blau waren sie wie das Meer, und seine Stimme Anbetung, und seine Hand eines ehrlichen Mannes Hand.

Auf dem äußersten Riff lag Marga und lachte. Lachte laut und sah doch mit sehnsüchtigen Augen in die Ferne. Eine Heilige sah ein ehrlicher Mann in ihr. Und während seine zärtlichen Blicke sie liebkosten, sprach er so lächerlich ernsthaftes Zeug. „Nirgends ist die Schiffahrt gefährlicher als im Kattegatt," sagte er, „übersät ist der Meeresboden von Schiffstrümmern." Aber es hieß: „Wie sind Sie schön, Frau Marga!" „Mein Schiff hüpft über ein Leichenfeld," sagte er, „und in stillen Nächten erscheint da am Steven ein weißes Gesicht mit traurigen Augen, und aus den Wellen klagt's!" Aber es hieß: „Nie rauschte der Hochwald wie jetzt, da Sie hier sind, Frau Marga. Nie rauschten die Wogen so stolz!" „Befehlen Sie, daß ich das Boot flott mache", sagte er, und es hieß: „Ich liebe dich, Marga, ich liebe dich!"

Sie lachte, daß es von den Riffen widerhallte, höhnisch und spöttisch und breitete die Arme aus, der blauen Ferne entgegen — und trocknete mit dem leuchtenden Haar die nassen Augen. Und weit, weit in der Ferne tauchte ein weißes Segel auf. —


Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Mit sehniger Faust hielt Knut die Taue. Seine Geliebte war das Boot. Ein schmuckes, fröhliches Ding, weiß und schlank und trotzig. Wie ein Schwan glitt es über die blaue Flut, und die Wellen gurgelten und plätscherten am Bug. Wie ein Kobold hüpfte es über gähnende Gründe, schüttelte sich triefend, wenn es aus ungeheurer Woge Umarmung sich löste. Bis zum Bauch stand dann der Boy im Wasser und wandte keinen Blick von Knut, der vor ihm hockte, die Fäuste am Steuer, die Wikingeraugen geradeaus gerichtet. Weißer Schaum klebte am Südwester, am blonden Bart, flockiger Schaum an den buschigen Brauen. Und seine Seele jauchzte. Welch wildes Spiel um Leben und Tod! Das nasse Bett gähnt. Aber man steigt nicht hinein; hüpft drüber weg — hurtig, hurtig, mein Schifflein!

Aber seitdem Marga da war, lag das Boot vor Anker bei Sturm. Seitdem Marga da war, zielte der Boy mit flachen Steinen nach den Möwen und grinste froh, wenn er eine flügellahm geworfen. Seitdem Marga da war, mußte er die Polster in der Kabine zweimal bürsten. Knut lag dann auf dem Riesenblock am Leuchtturm und tat, als sehe er in den blauen Himmel oder an dem tiefblauen Hochwald auf. Und verwandte doch keinen Blick von dem Weg, auf dem Marga zu kommen pflegte.

„Komm mit," sagte Leutnant Hendrik, der auch mit seinem Boot hier kreuzte, „wir wollen nach Norden. Wir fliegen vor dem Wind — —"

Köstlich müßte es sein, dahinzufliegen; dem wilden Lied zu lauschen, das über den Wogen braust. Aber in einer Stunde wird Marga den weißen Weg entlangkommen. Wie Schnee leuchtete ihr weißes Kleid. Welch eine Kraft von diesem weißen Kleid ausging! Der Atem versagte, und das Blut rollte rascher durch die Adern. Und wenn Axel, der Kammerjunker, mit ihr sprach und mit ihr lachte, und wenn Frederik, der Hofrat, just zu der Zeit am Kai entlanggehen mußte, wenn sie kam, ballte Knut die Fäuste und wußte auf einmal, was Haß ist. Und sind doch liebe Burschen, die beiden, mit denen man gern zusammen war; eine Bärenjagd ohne den Junker ist gar nicht zu denken; und schwedischer Punsch ohne den Hofrat ist langweilig. Aber nie war Marga bei den Bären oder beim schwedischen Punsch.

„Komm mit," drängte Leutnant Hendrik, „wir haben die Büchsen in den Kabinen. Seehunde gibt's auf den Klippen. Und die Tümmler spielen!"

Das Herz lacht einem im Leibe, wenn man's hört. Ja, ja, da liegen sie auf den Klippen, träge und faul. Auf dem Bauch rutscht man, um ihnen näher zu kommen. Da — knirschte der Sand? Trug der Wind den Atemzug hinüber? Wie Kugeln rollen sie dahin — tauchen — und die Wasser gurgeln und ziehen weite Kreise. Sehnsüchtig dachte Knut Detlevsen an die Seehunde auf den Klippen. Und doch segelte der Leutnant ohne ihn ab. Knut sah ihm nach. Wie ein Schwan rauschte das Boot dahin — am Kai entlang — legte sich auf die Seite, als es am Leuchtturm vorüberglitt — lustig stieg die Flagge am Mast empor, und weiße Wirbel folgten dem fröhlichen Ding.

Aber er lächelte. Marga wird sagen — „es ist ein schöner Tag heute, Leutnant Detlevsen." Schöner als die Jagd auf Seehunde ist eine Fahrt mit der blonden Frau über das blaue Meer. Musik ist ihre Stimme und Poesie ihre Worte. Wie sie in seinem Ohr noch tönten. Sie sagte: „Ich fürchte mich, wenn ich fort muß! Mein Herz tut weh, wenn ich daran denke, daß ich das Meer und die Riffe und den Hochwald nicht mehr sehen werde." Und das ist wahr. Wer das Meer liebt, weiß, daß das wahr ist. Sie sagte: „Ich werde an die silbernen Nächte denken. Das Meer schläft, man hört es atmen. Tausend zitternde Wellchen glänzen in einem silbernen Becken, und weiße Gespensterschiffe gleiten drüber hin. Ueber die Klippen aber klettert der Mond. Ach, Leutnant Detlevsen, wie werde ich mich nach den silbernen Nächten sehnen!" Ja, auch das ist wahr. Wer sie einmal erlebt hat in ihrer Märchenpracht, der kann sie nicht vergessen. Darüber ist nichts zu sagen. Nichts.

Er blinzelte zum weißen Weg hinüber. Immer noch spannten die Fischer ihre Netze. Der dicke Rat aus Stockholm war gestern abend hineingeraten. Wie er geflucht hatte! Zehn Kronen wollten die Fischer von ihm! Da ging die Generalkonsulin an ihnen vorbei. Stolz und hochmütig wandelte sie zum Warmbadehaus. Sah aus wie eine Fregatte. Prinzessin Ingeborg hatte gestern für ihren tiefen Knicks huldvoll genickt und gefragt: „Wie geht's denn, liebe Generalkonsulin?" Allen Damen hatte sie's erzählt. Nur Marga nicht. An der ging sie vorüber, als wäre sie Luft. Auch die anderen machten es so. Und steckten hinter ihr die Köpfe zusammen. Sie wissen es alle, daß sie die schönste hier ist!

Wenn sie doch käme! Er würde ihr entgegenschlendern wie von ungefähr. Und wenn sie fragen würde, was er da am Leuchtturm täte, würde er sagen, daß es ihm immer eine besondere Freude wäre, auf heißem Felsblock in sengendem Sonnenbrand zu liegen und über das blendende Meer zu sehen.

Aber erst am Abend kam sie an den Kai. Als die Sonne gesunken war und die phosphorn glänzenden Berge sich im tiefgrünen Wasser spiegelten. Als draußen das Meer wie flüssiges Kupfer sich wälzte und sich mit dem rotlila Himmel zu vereinigen schien, als die Felsen drohend und schweigend in ihrer ungeheuren Masse dalagen. Wie eine Lichtgestalt erschien Marga in dieser düsteren Dämmerung. Stand sie in ihrem leuchtenden weißen Kleid vor einem dunklen Kutter. Ganz leise knirschte und rasselte die Ankerkette. Ganz leise spielten die Wellen an den Planken, und irgendwo im Hafen sangen Matrosen ein trauriges Lied.

Vom Boot aus beobachtete Knut die Frau, hatte vergessen, daß er einen ganzen Tag lang auf sie gewartet, und daß der Tag so lang und öde gewesen. Sie war ja nun da. Und ein Wunder war die Nacht. Und von den Bergen stiegen Märchen herab.

Und langsam ging er zu ihr.

Wie kalt ihre Hand war. Und schillernd wie dunkles Wasser ihre Augen.

„Befehlen Sie, daß ich das Boot flott mache?" fragte Knut.

Nein, sie wollte nicht segeln. Wollte ganz still auf dem Steinblock am Leuchtturm sitzen und in den kupfernen Kessel sehen und in die grün schimmernden Lichter auf den Wellen.

Er wunderte sich, daß er nicht gleich gedacht hatte, daß das am schönsten sein müßte. Und er setzte sich auf den Block zu ihren Füßen, und die Wellen gurgelten, und er dachte: da segelt nun Henriksen auf dem schwarzen Meer. Aber hier ist alles Licht!


Digitized by Google

Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 09:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Und Marga sagte mit fremder, schwerer Stimme: „Hier könnte man glauben, daß unsere Sünden uns vergeben werden."

Aber er verstand sie nicht.

„Ach, Leutnant Detlevsen," sagte Marga, und ihr Kopf sank auf die Brust, „wenn Gott öfter solche Nächte schicken wollte! Alles atmet Barmherzigkeit und Liebe und Güte. In solchen Nächten muß man doch beten!"

„Ja, das war so. Alles war so, wie sie sagte. Und er hielt auf einmal ihre Hand; wie etwas Köstliches, Heiliges hielt er sie, glücklich, daß sie es ihm erlaubte, und voll Scheu, daß er sie in ihrer Reinheit nicht verletzen möge. Und doch schoß ihm der Gedanke durch den Kopf, daß er sicherlich den Junker auslachen würde, wenn der ihm erzählte, daß er mit einer schönen Frau das Meer bewundert habe, ohne sie zu küssen; und daß er in solcher Nacht neben einer schönen Frau gesessen habe, ohne ihr süße Worte ins Ohr zu flüstern. Welche Frau aber hatte er geliebt wie Marga! Geliebt? Ein wonniger Traum war sie, der seine Seele erfüllte. Ein Märchen, das von den Bergen gestiegen war.

„Wir sind beide langweilig heute," sagte Marga, „ich bin müde. Ich habe Briefe geschrieben —"

Sie war nicht müde. Und hatte keine Briefe geschrieben. An wen hätte sie schreiben sollen? Aber sie wollte sprechen. Das Schweigen war so schwül. Und die Nacht so lau. Und so heiß des Mannes Augen.

„Ja", sagte er und empfand selbst, wie langweilig er war. Aber es war, als verbrenne sein Hirn, wenn er so dicht neben ihr saß, daß ihr Kleid sein Gesicht streifte, wenn sie sich bewegte. „Befehlen Sie —"

„Nein, ich befehle nichts. Bringen Sie mich nach Haus, Leutnant Detlevsen, ich bin müde —"

Er sprang auf. Wagte nicht, sie zu bitten, doch noch zu bleiben. Sie war müde — wie konnte er das nicht längst gemerkt haben! Und er half ihr beim Aufstehen — aber da glitt sie auf dem moosigen, schlüpfrigen Stein aus, und er trug sie in seinen Armen über die Blöcke, trug sie wie ein Sieger die Beute — und flüsterte ihren Namen und dann — ja, hatte er sie geküßt?

Und schritt neben ihr wie im Taumel.

Sie aber dachte schwer atmend: er liebt mich! Dieser Mann liebt mich! Und ging lächelnd dahin, stolz wie eine junge Königin, und sah, wie es auf seinem Gesicht arbeitete, und wie die Brauen sich zusammenzogen. Und als sie an ihrer Tür waren, küßte er ihre Hände und sah sie mit so merkwürdig schmerzvollem Blick an und sagte: „Wie stolz muß Ihr Mann sein, daß er Sie gewinnen konnte!"

Und ging.

Und sie sah ihm nach, wie er langsam zum Hafen zurückkehrte. Stand da mit hängenden Armen und einem verlorenen Lächeln auf den Lippen — was sagte er? Nannte ihn stolz, daß er sie gewinnen konnte. Ihr Mann? Und er hatte nicht das Kainszeichen auf ihrer Stirn gesehen? Was für ein wundersames Empfinden war denn das! Ein ehrlicher Mann glaubte an sie! Mit hängenden Armen stand sie und lächelte, und doch waren ihre Augen feucht. Der sollte weiter an sie glauben. Und wenn er an sie dachte, sollte die Erinnerung an sie heilig und rein sein.

Am anderen Tag fuhr auch Leutnant Detlevsen nach Norden. Marga war abgereist. Und auf einmal sah er, daß die Riffe gar nicht so wundersam waren, wie sie ihm bis jetzt erschienen. Und das Meer nicht so blau. Er führte mit den braunen Fäusten das Steuer, und lustig hüpfte das Schiff über die wogende Fläche, und der Wind sang ein keckes Lied. Aber er wußte nichts davon. Finster sah er geradeaus. Geradeaus, wo in weiter Ferne das Meer blau und wundersam ist wie die Sehnsucht.

Die Elektrizität in Haushalt und Küche.

Von Hans Dominik. — Hierzu 8 photographische Aufnahmen.

Im Mai dieses Jahres kann die deutsche Elektrotechnik ein wichtiges Jubiläum feiern. Dann sind gerade 25 Jahre verflossen, seitdem ein damals noch junger Ingenieur Emil Rathenau es unternahm, die Reichshauptstadt in großem Maßstab mit Elektrizität zu versorgen, die elektrische Energie dem kleinen Einzelabnehmer ebenso ins Haus zu liefern, wie vordem Gas und Wasser geliefert wurden. Es war ein kühnes Unterfangen, dem der alte Werner Siemens eine ziemlich ungünstige Prognose stellte, aber das Werk ist über alle Maßen geglückt. Die Elektrizität ist heute Allgemeingut geworden, und ihre Dienste werden in weitestgehendem Maß und für hunderttausend verschiedene Zwecke in Anspruch genommen.

Die ersten Zentralen sollten den Strom vornehmlich für Beleuchtungzwecke abgeben. Man wollte dem Gaslicht Konkurrenz machen, und wenn wir uns erinnern, daß es damals eigentlich nur den alten Schnittbrenner gab, dessen gelbe, matte, alle Räume einräuchernde Flamme die meisten von uns heute längst vergessen haben, so erscheint das Unternehmen, dagegen mit der einfachen Kohlenfadenglühlampe Sturm zu laufen, ganz begründet. Man weiß aber auch, wie die Gastechnik sich nicht so ohne weiteres über den Haufen rennen ließ, wie zunächst gute Gas-Argand-Brenner mit Zylindern auf den Markt kamen, und wie dann das Gasglühlicht seinen ungehemmten Siegeszug um die Welt antrat und das elektrische Licht durch Jahre hindurch auf das allerschwerste bedrängte. Auf dem Gebiet der Beleuchtung kämpfen Gas und Elektrizität heute noch einen harten Kampf, bei dem das Publikum als tertius gaudens alle Vorteile genießt.

Aber darüber hinaus hat der elektrische Strom überaus zahlreiche Anwendungen gefunden. Die elektrische Energie ist ja besonders dadurch gekennzeichnet, daß man sie ohne nennenswerte Verluste und mit einfachen Apparaten in andere Arbeitsformen verwandeln kann. Je nach Wunsch können wir aus dem elektrischen Strom Licht, Wärme oder mechanische Bewegung erhalten. Die Umsetzung in Licht fällt in das Kapitel der Beleuchtungstechnik und soll an dieser Stelle nicht weiter verfolgt werden. Die Umwandlung in Wärme hat vielfache Benutzung gefunden. Freilich



Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

muß man dabei nicht gleich an elektrische Stubenöfen denken. Die Wärme, die wir aus dem elektrischen Strom gewinnen, ist im allgemeinen recht erheblich viel teurer als die, die wir direkt durch Kohlenverbrennung erzeugen. Schuld daran ist die Dampfmaschinenanlage, die ja von der Kohlenwärme nur etwa 15 v. H. in mechanische Arbeit umsetzt. Wenn davon auch in Form elektrischer Energie 85 v. H. zu uns kommen, so verhindern es die ungünstigen Wirkungsverhältnisse der Dampfmaschine doch, die elektrische Wärme ganz allgemein für die Beheizung unserer Räumlichkeiten zu verwenden. Nur dort, wo sehr billige elektrische Energie aus Wasserkraftzentralen zur Verfügung steht, ist das angängig.

Aber an vielen Stellen brauchen wir ja nicht so sehr große Wärmemengen. Vielmehr kommt es uns darauf an, die Wärme in einer handlichen, bequemen und sauberen Form zu erhalten. An solchen Stellen werden wir denn auch einen etwas höheren Preis nicht scheuen.



Ein Junggeselle beim Kaffeekochen.





Elektrische Maschine zum Messerputzen

Betrachten wir beispielsweise das Toilettenzimmer einer Dame. Zur rationellen Haarpflege gehört es, daß das Haar schampuniert und danach gut getrocknet und mit Hilfe eines warmen Fassoneisens (vulgo Brennschere) wieder in die gewünschte Form gebracht wird. Mit dem Trocknen sah es geraume Zeit recht böse aus. Da zum Schampunieren vielfach stark spiritushaltige Flüssigkeiten benutzt werden, sind offene Flammen aller Art peinlich zu vermeiden. Man war auf sorgfältige Trocknung durch Tücher und den Aufenthalt in der Nähe eines warmen Ofens angewiesen, bevor moderne Elektrotechnik hübsche kleine Apparate herstellte, die an jedes Lichtnetz ohne weiteres angeschlossen werden können und das Haar durch einen kräftig vorgewärmten Luftstrom schnell trocknen, ohne es in Verwirrung zu bringen. Auch die alte Brennschere hat unter dem Einfluß der Elektrizität eine starke Wandlung erfahren. An Stelle der gar nicht ungefährlichen offenen Spiritusflamme ist der elektrische Brennscherenwärmer getreten, in dem die Scheren gerade auf die

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gewünschte Temperatur erwärmt werden. Das ist reinlich, einfach und sicher. Nebenstehende Abb. veranschaulicht die Benutzung einer solchen Schere. Von der Lampe über dem Toilettentisch zweigt die einfache Schnurleitung zum Brennscherenwärmer ab, der durch eine einfache Schalterdrehung in Betrieb gesetzt wird und die eingesetzten Scheren in kurzer Zeit auf den gewünschten Wärmegrad bringt.

Das gleiche Prinzip der elektrischen Anheizung findet immer mehr auch für das Plätteisen Verwendung. Mag man nun die ganz alte Methode der in das Bügeleisen gelegten glühenden Bolzen oder die Beheizung mit Gas betrachten, in jedem Falle hat man mit einer ungleichmäßigen Temperatur zu rechnen.



Auch die Brennschere wird elektrisch erwärmt.

Das Eisen wird so heiß, wie es die Wäsche, ohne zu sengen, eben verträgt, in Betrieb genommen und benutzt, bis die Wärme schließlich zum Plätten nicht mehr langt. Demgegenüber hat das elektrische Plätteisen, das Abb. S. 687 veranschaulicht, eine stets gleichbleibende Hitze. Auch hier zweigt von der Lampenleitung eine biegsame Schnur zum Plätteisen ab, die dessen Bewegungen in keiner Weise hindert. Ein Regulierschalter am Eisen selbst gestattet die Einschaltung und weiter auch die Stellung auf verschiedene Wärmegrade, so daß man ganz heiß, mäßig heiß und schwach heiß plätten kann. Die Plätterin selbst wird dabei weder durch strahlende Hitze noch durch Hantierung mit irgendeiner Feurungsanlage behelligt.



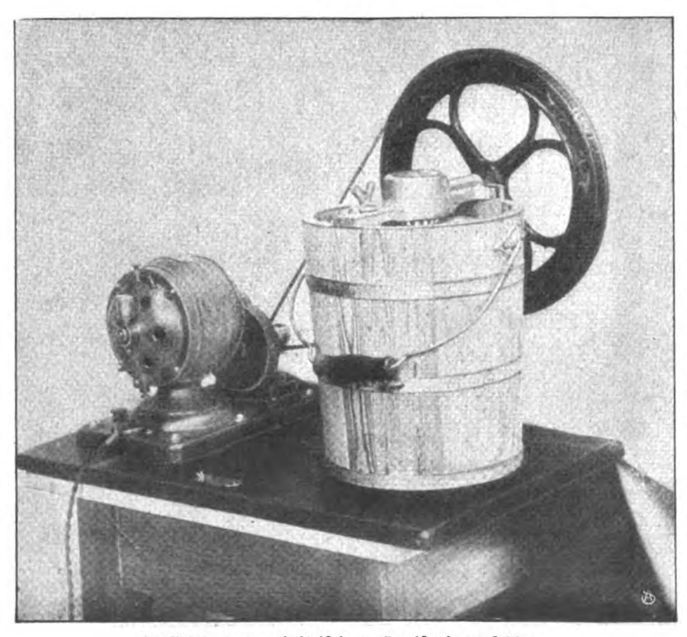
Bei der Teebereitung: Der elektrische Samowar.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die regulierbare, an beliebiger Stelle, in beliebigem Umfange erzeugbare elektrische Wärme hat begreiflicherweise auch für die Behandlung von Nahrungs- und Genußmitteln Anwendung gefunden. Die Abb. S. 685 und S. 684 geben einige Beispiele dafür. Da soll der Samowar, in dem der Tee zieht, nicht vorzeitig erkalten. Man kann es mit einer Spiritusflamme erreichen, aber sicherer und reinlicher arbeitet der elektrische Samowar (Abb. S. 685). Je nach der Schalterstellung wird er mehr oder weniger erwärmt, singt das siedende Wasser seine Weisen lauter oder leiser. Was dem Tee recht ist, ist dem Kaffee billig, und so zeigt Abb. S. 684 eine elektrische Kaffeemaschine, in der das Wasser in Kürze bis zum Kochen gebracht und über die gemahlenen Bohnen gestürzt wird. Darüber hinaus ist die elektrische Anwärmung für Suppen- und Speiseschüsseln, wie sie die obenstehende Abbildung veranschaulicht, für Tellerwärmer und manches andere im Gebrauch.



Die Elektrizität in Haushalt und Küche: Wie eine Speiseschüssel elektrisch erwärmt wird.



Ansicht einer elektrischen Speiseeismaschine.

Benutzen die bisher beschriebenen Hausgeräte die elektrische Wärme, so machen andere die Elektrizität in Form mechanischer Bewegung nutzbar. Es gibt eine Fülle hauswirtschaftlicher Arbeiten, die nur ganz geringe Kraft beanspruchen und doch durch ihre Dauer und Eintönigkeit überaus ermüdend wirken. Dazu gehört das Drehen des Einsatzes in der Eismaschine. Man weiß, daß gedreht werden muß, weil das Eis sonst stückig und ungleich wird, Vanillezucker und Wasser sich beim Gefrieren zum großen Teil trennen. Aber wer es kann, drückt sich von der Arbeit des Drehens, weil sie allzu stumpfsinnig ist. Ein kleiner Elektromotor in Taschenformat (Abb. nebenst.) schafft Abhilfe. Ein Schalterdruck, und er setzt sich in Bewegung und dreht den Einsatz getreulich, bis das gewünschte Speiseeis in schöner und gleichmäßiger Masse gefroren ist.

Auch das Messerputzen macht der braven

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Auguste oder Rieke macht eben viel Freude. Jedes einzelne Messer muß hundertmal auf der Messerbank hin und her gezogen werden und will immer noch nicht blank werden, dafür aber desto stumpfer. Hier schafft die elektrische Messerputzmaschine Wandel. Nur wenige Sekunden braucht das Messer zwischen die schnell rotierenden Scheiben aus geschmirgeltem Leder gehalten zu werden und ist gleichzeitig geputzt und geschliffen. Abb. S. 684 zeigt eine solche Maschine und läßt den Antrieb der beiden Scheiben durch den Motor deutlich erkennen.

Und schließlich Friedrich, der getreue Hausknecht im Hotel. Er hat jeden Morgen mehr Stiefel zu putzen, als das Jahr Tage besitzt. Die Arbeit mit der Wichsbürste ist ihm übel verleidet. Sie kostet Zeit und Schweiß, und selbst intensives Pfeifen hilft nicht darüber hinweg. Die elektrische Stiefelputzmaschine (Abb. untenst.) bringt ihm Befreiung. Nur auf die Schaftleisten braucht er die Stiefel zu stecken und in die Maschine zu setzen. Unendlich viel besser, als die hin und her gehende Bewegung des Arms es vermag, tun dann schnell rotierende Bürsten ihr Werk. Im Augenblick ist aller Staub entfernt. Nun ein wenig Wichse darauf, und ein anderes Bürstenpaar beginnt zu wirken. Nur wenige Minuten, und ein Paar Stiefel kommen aus der Maschine, die schöner als echter Lack glänzen. Erstaunt sieht es der Gast, und ein doppeltes Trinkgeld belohnt den biederen Friedrich für die vollendete Arbeit.



Das elektrische Plätteisen.

So kann man wohl mit Recht behaupten, daß die Elektrizität in Haushalt und Küche schon jetzt die besten Dienste leistet und in Zukunft gewiß immer mehr zur Geltung kommen wird. Denn sie spart nicht nur Mühe und Arbeit, sondern auch Zeit, und die Zeit wird ja bekanntlich immer kostbarer — nicht allein für den Mann, der draußen wirkt und schafft, sondern auch für die moderne Hausfrau, die sich nicht mehr ausschließlich der Wirtschaft und Küche, sondern gern noch anderen Dingen widmen will.



Die elektrische Stiefelputzmaschine



Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die deutsche Frau in Südwestafrika.

Von Maria Karow.

O holder Friede, reich an Lust,
Süß labt dein Segen jede Brust! —
Wo sonst der Fuß des Kriegers trat,
Wallt lachend nun die goldne Saat!

Diese Dichterworte lösen in jedem, der unsere Kolonien liebt oder gar Opfer für sie gebracht hat, frohe und hoffnungsvolle Gefühle aus. Das ehemals von den Greueln des Krieges erfüllte Land geht nun in Ruhe seiner friedlichen Weiterentwicklung entgegen und darf des Friedens ganze Segensfülle kosten. Um diesen Segen zu vervollkommnen, bedarf es nicht zum geringsten der weiblichen Mitwirkung — und viele brave deutsche Frauen sind schon am Werk — viele werden wohl noch den Schritt in den dunklen Erdteil wagen. Man kann geradezu sagen, daß die Frauenfrage für die Kolonien zur Lebensfrage geworden ist — darin stimmen alle Interessierten überein, und der Frauenbund der Deutschen Kolonialgesellschaft hat sich die Lösung dieser Frage zur Hauptaufgabe gemacht. So hat auch der Leiter unserer Kolonialpolitik Staatssekretär Dernburg die enorme Bedeutung der Frau für das Gedeihen unserer Kolonien betont und den einschlägigen Bestrebungen die warme Sympathie von Staatsregierung und Gouvernement zugesagt.

Betrachtet man die ethischen Verhältnisse im kolonialen Leben, so erscheint der Mangel an weißen Frauen als eine dringende Not. Das Familienleben ist neben den Leistungen des Soldaten, des Farmers und des Kaufmanns noch nicht zu seinem vollen Recht gekommen. Im Jahr 1907 waren in Deutsch-Südwestafrika bei 4899 weißen Männern nur 1179 weiße Frauen vorhanden. Die Folge dieses Zustandes ist die überaus böse Gefahr der Verkafferung und Verbastardisierung der Einwohner. Eine solche Verbindung der weißen Rasse — legitime Ehen sind verboten — zieht den schwarzen Teil nicht hinan, aber den weißen unweigerlich hinab, degeneriert ihn geistig und moralisch, und das entstehende Geschlecht der verachteten Bastarde kann keine tüchtige Bevölkerung darstellen. Eine ähnliche Gefahr besteht gegenüber den Buren, und nur von dem Eifer deutscher Frauen, die hinübergehen, um dem arbeitenden Mann Gattin und Hausfrau zu werden, ist eine Beseitigung jener Gefahren zu erwarten. Die Frau ist die Trägerin deutscher Gesittung, sie gründet das behagliche Heim und gestaltet es mit heimischer Gemütlichkeit aus, so daß der Mann nicht genötigt ist, in Trink- und anderen Unsitten seine Erholung zu suchen; sie wird die Mutter deutscher Kinder, des heranwachsenden Geschlechts, das den Eltern später die Kulturarbeit abnimmt und diese gedeihlich weiterführt. Die Frau gibt diesen Kommenden Erziehung und erste Geistesbildung — kurz, sie legt den Grund zu Wohlfahrt und Kulturfortschritt. Diese idealen Anforderungen bestätigen — abgesehen von den zahlreichen unabweislichen praktischen Anforderungen — hier mehr als je den ehrwürdigen Grundsatz: „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei."

Nun zu dem Praktischen. Hier liegt ein Reiz verborgen, der des romantischen Schimmers nicht entbehrt: Kommst du aus unserem alten wohlgeordneten und wohlerzogenen Europa, wo Millionen im hergebrachten Schema und auf ausgetretenen Pfaden schreiten, empfängt dich hier in Afrika unbetretenes Gebiet. Du mußt dir selbst deine Wege bahnen, sozusagen aus dem Nichts etwas schaffen, statt hier und da Hilfe und Vorbild zu suchen, dich von deiner eigenen Intelligenz und Unternehmungslust führen lassen. Hier ist guter Boden zur vollen Entwicklung der Individualität, jenes Gutes, in dem das „höchste Glück der Erdenkinder" liegt, und indem man sich hier so vielseitig und eingehend mit allen vorkommenden Arbeiten beschäftigen muß, empfindet man die Freude, sich selbst sein Leben in Unabhängigkeit zu gestalten und für sich eine kleine Welt zu bilden.

Wie schon in der Heimat der praktische Landmann schwer ohne Frau auskommt, so auch besonders der Farmer in der Kolonie. In Südwestafrika ist ein geordneter Farmbetrieb, der auch in fernerer Zukunft die Hauptsache bleiben wird, ohne Frauen auf die Dauer unhaltbar. Hier findet man keine Hilfskräfte zum Ersatz der Frau.

Ein leichtes Leben hat eine Farmersgattin nicht, da die farbige, meist verlogene und diebische Dienerschaft unbeholfen, träge und in jeder Weise sehr unzuverlässig ist und sich nur mit unbegrenzter Geduld zu einigermaßen brauchbaren Mitarbeitern anlernen läßt. Es ist aber zu hoffen, daß sich die schlechten Leuteverhältnisse mit der Zeit bessern, wenn erst die jetzigen Hererokinder zur Arbeit herangewachsen sein werden. Zur Langweile hat die deutsche Hausfrau in Südwest gar keine Zeit. Der Haushalt, der ländlich umständlich ist, entbehrt mancher Bequemlichkeit, die in der alten Heimat fast selbstverständlich erscheint, und mancherlei Plagen machen sich mehr als hierzulande bemerkbar, z. B. böse Insekten, wie die zerstörenden Termiten, und der lästige Staub, den der starke Mittagswind oft in trichterförmigen Säulen hereinführt. Große Erfahrung erheischen Koch- und Backkunst, denn nicht allein wohlschmeckend müssen die zubereiteten Gerichte sein, sondern auch zur Verhütung von Krankheiten dem Klima entsprechend bekömmlich. Brot, Kuchen, Torten müssen im eigenen Backofen hergestellt werden, was das Geraten zuweilen schwierig macht.

Fleischgerichte sind wegen der Hitze weniger beliebt. Gegen das rasche Verderben des Fleisches muß man besondere Maßregeln treffen, wie z. B. getrenntes Aufhängen der zerteilten Stücke in schattiger Zugluft.

Die große Hitze verlangt auch ein häufiges Wechseln der Wäsche, deren Bleichen glücklicherweise die heiße Sonne übernimmt, so daß dadurch ein Abkochen der Wäsche erspart wird. Auch Kenntnisse im Nähen und Schneidern sind erforderlich, da die Wäschestücke und Garderobe meist im Hause angefertigt werden müssen.

Ist die Hauswirtschaft fertig, so muß dem Gartenbetrieb Interesse gewidmet werden, wobei eine tägliche Berieselung der tiefangelegten Beete notwendig ist. Es gedeihen alle deutschen Gemüsearten neben den afrikanischen Früchten, die da sind: Kaffern, Flaschenkürbis, Spanspeck und Wassermelonen. Die beiden letzteren zeichnen sich durch hervorragenden Wohlgeschmack aus. An die Apfel-, Birnen-, Pflaumen-



Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 09:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

anpflanzungen reihen sich Wein, Orangen, Zitronen, Dattelpalmen, Maulbeerbäume, Bananen, Blattfeigen, Kaktusfeigen, Pfeffer-, Johannisbeer-, Stachelbeersträucher und Tomaten, die schöne Erträge bringen und der Hausfrau für den Haushalt zugute kommen. Sie werden teils frisch, teils getrocknet verbraucht. Ebenso fehlt es nicht an reichlichem und duftendem Blumenschmuck. Besonders schön ist der hohe weiße und rote Oleander in der Blüte. Die heimatlichen Blumen Rosen, Nelken, Zinnien, Reseda usw. entwickeln sich in vollster Ueppigkeit. Am ertragreichsten ist jedoch die Tabakanpflanzung. Diese üppigen, hohen Pflanzen bieten einen schönen Anblick. Nach der Blütezeit werden sie geerntet und zu Rollentabak verarbeitet.

Obgleich die Beaufsichtigung und Pflege des Viehes den Hirtenfamilien überlassen wird, bleibt der Farmersgattin, wenn ihr Mann auf Reisen ist, die Oberaufsicht auch über diesen Wirtschaftszweig. Die Milch läßt man in der Kalabaß (Flaschenkürbis) zu der beliebten, eigenartig säuerlich schmeckenden Omeire gären, die dann ein Hauptnahrungsmittel darstellt. Oder es wird Butter gemacht, die teuer verkauft werden kann.

Auch der Hühnerhof ist Bereich der Hausfrau. Zumeist werden Hühner und Tauben gezogen, seltener Enten. Um einen höheren Eisengehalt der Eier zu erzielen, pflegen die Hühner reichlich mit gekochten Gemüseabfällen und grünen Gemüseblättern aus dem Garten gefüttert zu werden. Bei dem mitunter steinigen Boden finden sie schwer Nahrung und müssen daher auch gequollenen Reis, gekochten Mais und dergleichen bekommen. Wenn sie zur „kalten Zeit" erkranken, bedürfen sie sorgfältigster Pflege. Groß ist die Gefahr, die den Kücken von Habichten und anderen Raubvögeln sowie auch von Schlangen droht. Letztere werden zweckmäßig durch Ausräuchern sanft aus dem Stall herauskomplimentiert.

Bedrückende Tage der Krankheit werden in der Familie, im Bekanntenkreise und in der Dienerschaft nicht ausbleiben, daher ist es von Wichtigkeit, wenn die deutsche Frau mit der Krankenpflege Bescheid weiß und Verbände anzulegen versteht, da meistens kein Arzt zu erreichen ist. Die Hausapotheke muß reichhaltig und zweckmäßig eingerichtet sein. Die Kinder bedürfen namentlich in den ersten Lebensjahren der größten Sorgfalt und aufmerksamsten Pflege. In schweren Krankheitsfällen finden die Patienten in militärischen Lazaretten Aufnahme und Behandlung. In Windhuk existiert seit einiger Zeit ein Wöchnerinnenheim und zugleich eine chirurgische Frauenstation.

Die heranwachsenden Kinder sind vor dem Umgang mit farbigen Altersgenossen zu warnen; leider finden sie nur selten Spielgefährten ihrer Nationalität. Nicht immer ist eine Schule so nahe, daß der häusliche Unterricht entbehrt werden kann, und die Fälle, wo mehrere Farmer zusammen sich einen Lehrer halten können, werden immer vereinzelt bleiben. In verschiedenen größeren Plätzen existieren Elementarschulen; höhere Lehranstalten für Knaben und Mädchen nur in Windhuk und Lüderitzbucht.

Nach des Tages Last und Hitze, wenn längst die rosigen Abendwölkchen verblaßt sind, söhnen die unbeschreiblich schönen Abendstunden mit allem Ungemach reichlich aus. Laue Luft ruht auf der ganzen Landschaft, der leise, kühlende Wind trägt den Hauch duftender Blüten, unzählige funkelnde Sterne, das „Kreuz des Südens" in ihrer Mitte, umgeben den leuchtenden Mond, der am tiefblauen Himmel langsam seine Bahn zieht. Fernab ertönt fröhliches Lachen und Scherzen der Eingeborenen. Der lauschige Abend versammelt die Familie auf der Veranda, und wahrer Friede zieht in aller Herzen. Jetzt findet man auch Zeit, sich geistig zu beschäftigen, Zeitschriften, Zeitungen und Bücher, deren Austausch unter Nachbarn beliebt ist, zu studieren, gesellig zu plaudern von nahen und fernen Dingen, überstandenen Leiden, alten Kriegsgeschichten und dergleichen. Der gesellschaftliche Verkehr ist im allgemeinen sehr rege, herzliche Gastfreundschaft wird überall geübt.

Aus dem Geschilderten ergibt sich, welche Eigenschaften die Frau, sei sie nun Gattin oder unverheiratet, nach Südwestafrika mitbringen muß. Gute Gesundheit, Fleiß, praktischer Sinn, Anspruchslosigkeit, Sparsamkeit, Herzensbildung und eine gute Portion Humor, kurz, die ganze Musterkarte weiblicher Tugenden ist vonnöten, wenn man den schwierigen Aufgaben drüben gerecht werden will. Das Leben tritt draußen mehr an einen heran, die deutsche Frau sollte deshalb nur gut vorbereitet hinausgehen, damit sie sich mit ihren praktischen Erfahrungen dem neuen Land anpaßt und die ihrer harrenden Aufgaben erfüllt. Am besten werden sich die Frauen und Mädchen einleben, die aus ländlichen Verhältnissen stammen oder an ein ebenso arbeitsreiches Leben und treue Pflichterfüllung gewöhnt sind. Die deutsche Frau soll auch geistige Interessen mitbringen, um ihrem Mann eine geistig anregende Gefährtin zu sein. Nur so kann die deutsche Familie durch ein gutes Beispiel auf ihre farbige Umgebung erziehlichen Einfluß ausüben.

Möchte es uns — die wir drüben im sonnigen Südwest gewesen sind — doch gelingen, durch unsere Berichte hier in der Heimat in vielen Deutschen den Wunsch zu erwecken, mitzusorgen und mitzuarbeiten, daß auf deutschem Boden fern überm Meer deutsches Familienleben erblühe und erhalten bleibe! Und wem es nicht vergönnt ist, in frischem Wagemut hinausziehen zu können, um in unserem „Neudeutschland" mitzuhelfen, der sorge wenigstens dafür, daß in seiner Familie und in seinem Bekanntenkreise Verständnis geweckt werde für die Arbeit unserer Farmerfamilien in Südwest, durch deren aufopferungsvolles Mühen und Wirken allein das Land deutsch zu erhalten ist.

▫ ▫ ▫

Bilder aus aller Welt.

Der russische Bildhauer Constantin Isenberg hat im Auftrage der russischen Regierung ein schönes Denkmal geschaffen, das das Andenken des im Dienste des Vaterlandes gesunkenen Kriegsschiffes „Steregustschy" und seiner Bemannung feiern soll. Const. Isenbergs Kunst ist auch in Deutschland bekannt; vor zwei Jahren konnte das Berliner Publikum im Kunstsalon Keller und Reiner eine überlebensgroße Plastik des Künstlers, die Gruppe „Sorge", bewundern.

Maria Labia hat ihr Wintergastspiel an der Neuyorker Manhattan-Oper vollendet und kehrt nun, mit neuem Ruhm bedeckt, an die Berliner Komische Oper zurück, der sie durch ihren Kontrakt noch bis zum Jahre 1913 angehört. Die Berliner Kunstfreunde werden die begabte und beliebte Sängerin demnächst wieder in allen ihren Glanzrollen zu hören bekommen; sie hoffen, daß die Künstlerin nun ihr reiches Talent in aller Ruhe ausreifen lassen und den Verlockungen des Dollarlandes wacker in Zukunft widerstehen möge.

Während der Anwesenheit des spanischen Königspaares in Sevilla fand eine Reihe glänzender Festlichkeiten statt, die sich nicht nur durch ihre Pracht, sondern auch durch künstlerischen Geschmack auszeichneten. Die Aristokratie der Stadt führte im Alkazar lebende Bilder vor, in denen die Meisterwerke berühmter



Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 09:19 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die moderne Marine in der Kunst. Phot. C. O. Bulla.

Gruppe des Denkmals für das untergegangene russische Minenboot „Steregustschy".

Von Constantin Isenberg-Nikiforoff.

Generated on 2019-06-06 09:19 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY

Maria Labia.

Phot. Davis & Eickemeyer.

Zur Rückkehr der geschätzten Sängerin von Neuyork an die Komische Oper in Berlin.

Digitized by

Original from
CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 09:19 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Nach dem Stiergefecht.

Lebende Bilder im Königsschloß zu Sevilla.

Ausgeführt von der vornehmen Gesellschaft Sevillas beim Besuch des spanischen Königspaares.



Major v. Winterfeldt,

der neue Militärattaché der deutschen Botschaft in Paris.

spanischer Maler zu neuem Leben erweckt wurden. Die prächtigen lebenden Bilder entsprachen genau den gemalten Vorlagen, übertrafen sie aber durch ihre Farbenpracht und Frische.

Major Detlof von Winterfeldt wurde der deutschen Botschaft in Paris als Militärattaché zugeteilt. Major v. Winterfeldt ist aus dem 80. Füsilierregiment hervorgegangen; bis vor kurzem war er zum Gro[illegible]en Generalstab kommandiert, wo er den Ruf eines äußerst befähigten Offiziers genoß. Der neue Militärattaché steht im 42. Lebensjahr.

Die V. C. Turnerschaft Brandenburgia, ein Verband von 50 farbentragenden deutschen Turnvereinen, konnte jüngst das Fest ihres dreißigjährigen Bestehens feiern. Ein in den Ausstellungshallen am Berliner Zoologischen Garten abgehaltener Festkommers vereinigte eine große Anzahl der Verbandsmitglieder und Gäste aus allen Teilen Deutschlands.



Die Teilnehmer am Festkommers.

Vom 30. Stiftungsfest der Turnerschaft Brandenburgia in Berlin.

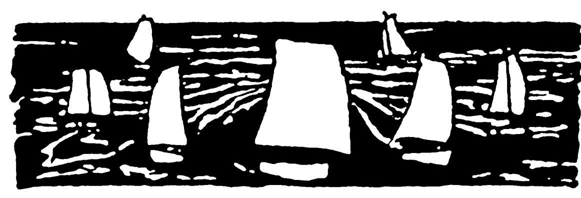
Schluß des redaktionellen Teils.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:19 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

DIE·WOCHE

Nummer 17. | Berlin, den 24. April 1909. | 11. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 17.



Die sieben Tage der Woche.

15. April.

Die neu eingesetzte türkische Regierung sucht durch ein beschwichtigendes Zirkular die Ruhe in Konstantinopel und im Reiche wiederherzustellen. Das jungtürkische Komitee in Konstantinopel beschließt jedoch, durch einen militärischen Zug gegen Konstantinopel die Verfassung zu retten.

Trotz des mit den Nationalisten abgeschlossenen Waffenstillstands läßt der Schah von Persien das belagerte Täbris beschießen.

16. April.

König Eduard hat in Paris eine Zusammenkunft mit dem Ministerpräsidenten Clemenceau.

Der Vormarsch der jungtürkischen Truppen gegen Konstantinopel beginnt. Tausende von Freiwilligen aller mazedonischen Nationen schließen sich dem Heerzuge an.

Kaiser Franz Josef dankt in einem Armeebefehl den aktiven Truppen und Reservisten für ihre während der Balkankrise unter den schwierigsten Verhältnissen geleisteten Dienste.

Aus Adana in Kleinasien werden blutige Christenhetzen gemeldet.

17. April.

Die ersten jungtürkischen Truppen treffen in Tschataltscha vor Konstantinopel ein. Abgesandte des Sultans versuchen vergeblich, sie zur Rückkehr zu bewegen.

Der französische Kriegsminister stellt fest, daß das Cherbourger Geschwader völlig unfähig ist, in See zu gehen.

Im Zirkus Busch in Berlin findet ein Wohltätigkeitsfest der Berliner Schauspieler statt, auf dem sich die beliebtesten Darsteller als Zirkuskünstler produzieren (Abb. S. 707).

18. April.

Der in Berlin versammelte erste deutsche Beamtentag nimmt eine Resolution an, in der ein baldiger Abschluß der Reichsfinanzreform unter entsprechender Heranziehung des Besitzes gefordert wird.

Die Wiener Bevölkerung dankt ihrem Kaiser durch eine imposante Huldigung für die Erhaltung des Friedens (Abb. S. 704).

In Anwesenheit von 40000 französischen Pilgern wird in Rom die Seligsprechung der Jungfrau von Orleans vollzogen.

19. April.

Während das zweite und dritte Armeekorps unter dem Kommando der jungtürkischen Offiziere in musterhafter Ordnung gegen Konstantinopel anrücken, herrscht in der Stadt die größte Verwirrung; Gerüchte über die Abdankung des Sultans sind im Umlauf.

20. April.

Vor dem Berliner Landgericht I findet die Wiederaufnahme des Beleidigungsprozesses Moltke-Harden statt. Maximilian Harden wird zu 600 Mark Geldstrafe verurteilt.

König Karl I von Rumänien feiert seinen 70. Geburtstag. Der deutsche Kronprinz überreicht dem König in Bukarest die Insignien eines Generalfeldmarschalls.

21. April.

Der Sultan unterhandelt von neuem mit der vor Konstantinopel stehenden Operationsarmee, um eine gewaltsame Eroberung der Hauptstadt zu vermeiden.

▫ ▫ ▫

Einige Rätsel der Konstantinopeler Revolte.

Von Generaloberst Frhr. v. d. Goltz.

Die jüngste Militärrevolte in Konstantinopel hat der europäischen Welt die gleiche Ueberraschung bereitet wie die Schilderhebung vom 23. Juli vorigen Jahres. Aehnlich soll es bei der Entthronung des Sultan Abdul Asis gewesen sein. Nicht viel anders ging es bei der Losreißung Ostrumeliens am 18. September 1885, später bei der Entführung des Fürsten Alexander und der gleich darauf folgenden Konterrevolution her. In Persien soll bei Einführung der Konstitution niemand eine Reaktion in absehbarer Zeit für möglich gehalten haben, und doch war sie eines schönen Tages da. Wir haben es also mit einer Eigentümlichkeit der orientalischen Welt zu tun, deren letzte Gründe schwer zu analysieren sind. Sie liegen im Volkscharakter. Es handelt sich um intelligente bewegliche Massen, die durch die tägliche Arbeit und Sorge nicht so gebeugt sind wie in dem von Natur sehr viel weniger freigebigen Norden. Dazu kommt die bekannte Sorglosigkeit des Orients, die ein Kind des milden Klimas und des heiteren Himmels ist. Zudem herrscht in den breiten niederen Volksschichten der Mangel an einem geregelten Urteil, während sie anderseits durch die häusliche Erziehung an die Ergebenheit gegen Aeltere und Höhergestellte sowie an eine willige Unterordnung unter das Schicksal, das Kismet (frei übersetzt: das Zugeteilte) gewöhnt sind. Das Auffassungsvermögen ist in der großen Mehrzahl ein schnelles. Sie ist daher für politische und religiöse Bearbeitung leichter zugänglich als die schwerfälligeren Volksmengen des Nordens. Bei alledem ist eine gewisse Zurückhaltung und Verschwiegenheit vorhanden, die mit dem Gefühl für männliche Würde und Haltung im Zusammenhang steht. Bei den Eingeweihten ist eine beabsichtigte Verschwörung meist eine Art öffentlichen Geheimnisses;

Published 24. IV. 1909. Privilege of copyright in the United States reserved under the Act approved 3. March 1905 by August Scherl G. m. b. H., Berlin.

Digitized by 

Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 09:19 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die ausersehenen Opfer erfahren selbst von ihrer nächsten Umgebung nichts.

Ganz zutreffend würde nur ein erfahrener Psychologe nach langer Beobachtung den orientalischen Volkscharakter wirklich richtig zergliedern und schildern können — auch der ist vielleicht nicht ausreichend. Ich erwähne dies im Hinblick auf übereilte Vorwürfe gegen unsere diplomatische Vertretung, die nach der Meinung der heimischen Stubenpolitiker natürlich das Kommende längst hätte voraussehen sollen. Bei dem kürzlich eingetretenen Sturz des Kabinetts Kiamil Paschas bewies die durch ihr Komitee geleitete jungtürkische Partei eine solche Einheit, Macht und Geschicklichkeit, daß die Vorgänge, die am 13. April folgten, in der Tat nicht so schnell zu erwarten waren.

Auch dem jetzt gestürzten Ministerium, ja sogar dem jungtürkischen Hauptkomitee für „Einheit und Fortschritt" scheint der Militärputsch gänzlich unvermutet gekommen zu sein. Nicht minder muß es den der neuen Richtung angehörigen Offizieren der hauptstädtischen Garnison begegnet sein, von denen leider viele, wie es nach den Zeitungsnachrichten scheint, in tragischer Weise dafür haben büßen müssen.

Dies bedarf für uns einer besonderen Erklärung. Sie kann nicht — wie es ehedem vielleicht zugetroffen hätte — schlechtweg aus vernachlässigender Gleichgültigkeit gegenüber der Mannschaft hergeleitet werden. Es ist in der letzten Zeit im ersten türkischen Ordu (Heer), das zum größten Teil in und bei Konstantinopel steht, sehr fleißig gearbeitet worden. Unsere deutschen Militärinstrukteure, die jetzt in regster Tätigkeit sind, wissen davon zu erzählen. Die Offiziere der niedrigen Rangstufen leben auch mehr, als es bei uns der Fall ist, in den Kasernen, also in unmittelbarer Nähe der Mannschaft. Allein der größere Teil ist erst seit kurzem bei den Truppen, die jetzt revoltiert haben. Sie wurden dort nach der Umwälzung vom 23. Juli vorigen Jahres aus den Militärschulen eingestellt, um die älteren, aus dem Mannschaftsstand hervorgegangenen und für die moderne Ausbildung wenig brauchbaren Elemente zu ersetzen. Sie hatten also noch nicht die Zeit, ihren Einfluß zu befestigen und sich die Truppe sicher in die Hand zu bringen. Davon, daß sie durch unvorsichtiges oder übereiltes Vorgehen eine tiefgehende Mißstimmung gegen sich erzeugt hätten, wie es, von fern gesehen, den Anschein haben kann, ist nichts bekannt geworden. Es liegt dies auch nicht im Durchschnittscharakter der jungen Türken. Wohl aber soll die Mannschaft mit dem vielen Dienst unzufrieden gewesen sein, der ihr freilich etwas ganz Neues und Ungewohntes war. Unter dem alten Regime wurde sie stark verwöhnt, hatte wenig zu tun und war besser gehalten als ihre Kameraden im übrigen Heer. Viele Ungehörigkeiten und Akte von Indisziplin, ja Verbrechen gegen Offiziere wurden ihr nachgesehen und von oben her verziehen, um sie bei Stimmung zu erhalten. Strenges Zugreifen der Vorgesetzten ist damals meist von Jildiz aus verhindert, ja leider der Ungehorsam oft genug sanktioniert worden, wie auch jetzt wieder die Meuterer unbegreiflicherweise sofort eine allgemeine Amnestie erhielten. Ein solches Verfahren kann nur Uebermut und ein Pochen auf Straflosigkeit erzeugen, das sich jetzt so bitter gerächt hat. Man kann dem von der Truppe zum größten Teil vertriebenen jungen türkischen Offizierkorps daraus, daß es die Gewalt über die Leute verlor, nicht den gleichen Vorwurf machen, wie er in einem europäischen Heer berechtigt sein würde.

Wie auch der Ausgang der großen Krisis sein möge, sie ist aufs tiefste zu beklagen als ein nationales Unglück, durch das das eben erst begonnene Werk der Regeneration, ja mehr noch, der Bestand des Reiches gefährdet worden ist. Die Anstifter des Putsches haben einen unerhörten Frevel begangen.

Wäre die Katastrophe durch große nationale und religiöse Fragen herbeigeführt worden, so hätte sie wenigstens im natürlichen geschichtlichen Entwicklungsgang aller Staatsumwälzungen gelegen. Aber das ist nicht der Fall. Das Aushängeschild für die Revolte hat freilich religiöses Gepräge erhalten. Die meuternde Mannschaft verlangte die Erhaltung des Scheriats, das heißt des auf dem Koran beruhenden Gesetzes. Dessen strafrechtlicher Teil ist aber längst außer Gebrauch, und der noch in Uebung befindliche zivilrechtliche, der nach dem Urteil europäischer Juristen, zumal in Erbschafts- und Versorgungsangelegenheiten, ganz vortrefflich durchdacht sein soll, ist von der neuen, am 13. April gestürzten Regierung noch gar nicht angetastet worden. Sie hatte bisher dazu gar nicht die Zeit gefunden; denn die dringendsten Verwaltungsangelegenheiten, die Finanznot und die gleich auftauchenden drohenden Fragen der auswärtigen Politik, haben sie vollkommen in Anspruch genommen. Mit den eingreifenden gesetzlichen und reformatorischen Maßregeln sollte eben erst begonnen werden.

Man wird auch schwerlich mit Recht behaupten können, daß ein Versagen der Tätigkeit der jungtürkischen Regierung in den breiten Volksmassen hinreichenden Anlaß zu allgemeiner Unzufriedenheit gegeben hätte. Gewiß sind von der jungtürkischen Regierung Fehler gemacht worden; sie können unter so schwierigen Verhältnissen, wie sie nach der Beseitigung des alten Regimes zurückblieben, unmöglich ganz vermieden werden. Man muß außerdem bedenken, daß den meisten der Männer, die das neue Regiment an die Spitze der einzelnen Verwaltungen und Staatsgeschäfte zu stellen genötigt war, noch Erfahrung und Praxis fehlte.

Wieviel ist trotzdem schon während der seit dem 23. Juli 1908 verflossenen 9 Monate geschehen!

Zunächst wurde Mazedonien beruhigt und der Nationalitätenhader mit seinem Gefolge von Bandenkämpfen vorläufig beseitigt, eine Aufgabe, mit deren Lösung sich das alte Regime seit Jahren vergeblich abmühte. Damit verhüteten die Jungtürken zugleich die neue drohende Einmischung der fremden Mächte und die nach der Monarchenzusammenkunft von Reval sehr nahegerückte Gefahr des Verlustes einer wertvollen Provinz, ja vielleicht des größten Teils der europäischen Türkei. Dies erstaunliche Ergebnis, das vorher niemand für möglich gehalten hat, erwarb dem neuen Regime mit einem Schlage das Vertrauen Europas. Die kommissarische Aufsicht über die mazedonische Verwaltung verschwand als überflüssig ohne weitere Schwierigkeit. Der ruhige Verlauf der Umwälzung, der monarchische Zug, der ihr gewahrt blieb, und der Grundton von Idealismus, der sich darin kundgab, erwarb der Türkei in kürzester Frist ein Ansehen, wie sie es seit langem nicht mehr besessen hatte. Die Neigung der großen Mächte, auf die in allen Reformen hemmend wirkenden Kapitulationen ganz oder teilweise zu verzichten, beruhte auf den Hoffnun-



Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:19 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gen, die von dem Fortgange der jungtürkischen Bewegung gehegt wurden. Damit wäre dem Lande eine große Last abgenommen worden.

Der Verschwendung im Staatshaushalt ist energisch mit Beseitigung von Riesengehältern, von Pfründen und Zulagen an Palastgünstlinge und zahllose andere Bevorzugte Einhalt getan worden. Beamten- und Offizierstand wurden ansehnlich verringert, um die Möglichkeit eines geordneten budgetmäßigen Staatshaushaltes herbeizuführen. Mit Läuterung und Säuberung der gesamten Verwaltung wurde begonnen, der Korruption der Krieg erklärt und die Integrität als vornehmste Bedingung für alle an hoher Stelle stehende neue Männer proklamiert. Am meisten ist in der Armee getan worden. Sie begann ein ganz anderes Leben. Die moderne kriegsmäßige Ausbildung der Truppen ist tüchtig in Angriff genommen worden. Die in den letzten Tagen des alten Regimes bestehende Gefahr für die Armee, trotz aller Tapferkeit von einem kurzen überraschenden Vorstoß der sehr viel besser gerüsteten und vorbereiteten nördlichen Nachbarn zunächst überrannt zu werden, war nach wenig Monaten beseitigt. Es wäre noch manches andere aufzuzählen. Aber das Angeführte genügt schon zu einem stattlichen Guthaben, das der großen jungtürkischen Partei in die Rechnung gestellt werden muß. Gewiß ist es vielen ungeduldigen Gemütern noch nicht schnell genug gegangen. Die drückenden finanziellen Verlegenheiten und die materiellen Notstände hätte auch die weiseste Regierung in der kurzen, bisher verflossenen Zeitspanne nicht heben können. Dergleichen läßt sich nicht in drei Vierteljahren abmachen. Nur Unverstand oder böser Wille konnten daraus die Gründe für einen Umsturzversuch herleiten.

So bleibt denn nichts übrig, als in der unheilvollen Revolte einen Triumph des Parteihasses über die vaterländischen Interessen zu erblicken. Das allein trifft zu. Die Schuld an den traurigen Vorgängen tragen einzelne Führer der sogenannten liberalen Union, die sich für eine Reformpartei mit den gleichen Zielen als die Jungtürken ausgibt, tatsächlich aber allerlei heterogene Elemente aufgenommen hat, unter denen sich auch unzweifelhaft Reaktionäre verbergen. Ihrem Treiben haben sich bereitwillig alle mit dem neuen Zustande Unzufriedenen und namentlich die niedere Geistlichkeit angeschlossen, die unter dem alten Regime ein träges und bequemes Dasein führte, für das sie Gefahr gewittert hat. Durch diese Gefolgschaft haben die Urheber des letzten Staatsstreiches sich das Heft aus den Händen winden lassen und die Herrschaft über die Bewegung verloren, die weit größere Dimensionen angenommen hat, als sie es ursprünglich beabsichtigten. Ihre Reue kommt aber zu spät. Der Stein ist jetzt im Rollen und nicht mit Sicherheit vorauszusehen, wohin sein Weg geht. Niemand wird die ganz unnütz heraufbeschworene Katastrophe zu Nutz und Frommen sein. Auch die am 13. April siegreiche Partei wird keinerlei Vorteil davon haben. Es ist nur mutwillig ungeheurer Schaden angerichtet worden. Wären wirklich religiöse Beängstigungen wegen der Zukunft des Islams die Triebfeder für den Aufruhr gewesen, dann hätten sie sich auch an anderen Orten als bloß bei den Soldaten der Hauptstadt zeigen müssen, die darin keineswegs besonders empfindsam veranlagt sind.

Das Unglück ist geschehen, die Arbeit der letzten Monate zum Teil vernichtet, fremder Einmischung, der Kriegsgefahr und innerer Verbitterung Tür und Tor geöffnet. Das Vertrauen Europas ist jedenfalls schon deshalb vermindert, weil der Eindruck von Wandelbarkeit und Unbeständigkeit orientalischer Zustände die Befürchtung erwecken wird, daß der neuesten Erschütterung über kurz oder lang noch andere folgen werden.

Die Rettung liegt allein in einem schnellen Erfolge der jungtürkischen Partei. Sie hat sich mit anerkennenswerter Entschlossenheit zu einem kräftigen Gegenstoß erhoben. Ihr Sieg ist in der Stunde, da diese Zeilen geschrieben werden, wahrscheinlich. Alles, was man über ihre Maßnahmen zur Heranführung von Truppen aus Mazedonien und von Adrianopel her in den Zeitungen liest, macht einen guten Eindruck. Wenn wirklich heute schon annähernd so viel Streitkräfte bis nahe vor Konstantinopel herangezogen sein sollten, wie es die Depeschen verkünden, so hat der Generalstab des III. und II. Ordu ein Kunststück zuwege gebracht, das seiner Umsicht und Brauchbarkeit alle Ehre macht.

Zumal in dem mazedonischen Armeekorps sind die geeigneten Mittel vorhanden, die Ordnung wiederherzustellen. Die moderne Ausbildung und Soldatenerziehung ist in diesem Heerteil älter als in den anderen und hat, von einem vortrefflichen General Mahmoud Chewket Pascha an oberster Stelle geleitet, viel tiefere und festere Wurzeln geschlagen als anderswo. Aller Voraussicht nach wird sich auch seine Mannszucht bewähren und der Einfluß der Offiziere nicht verloren gehen wie in Stambul. Die Persönlichkeit des Generals Hüßni Pascha, der sich soeben als Oberbefehlshaber der anrückenden Truppen an die Vertreter der fremden Mächte gewandt hat, gibt eine gute Gewähr für ruhiges und maßvolles Auftreten, wenn es kein anderer gleichen Namens ist als einer meiner früheren Gehilfen, der sich während der kretensischen Unruhen als Gouverneur von Rethymo die größten Verdienste erwarb, dafür aber recht schlecht belohnt wurde.

Nach dem Siege muß die Versöhnung mit allen Kräften gefördert werden. Das ist schon wegen der auswärtigen Lage und mit Rücksicht auf die unabweisbare Notwendigkeit, Geldmittel vom Auslande zu beschaffen, erforderlich. Die Bereitwilligkeit ist bei der jungtürkischen Partei ohne Zweifel vorhanden. Ihr ist schweres Unrecht geschehen; sie hatte den tückischen Ueberfall nicht verdient. Dennoch habe ich die Ueberzeugung, daß sie maßhalten und die Selbstüberwindung üben wird, nichts Unerfüllbares als Genugtuung zu verlangen. Freilich ist eine strenge Sühne gegen die Unruhestifter und Missetäter notwendig. Sonst sind Ordnung und Disziplin für immer dahin. Dem Gesetze muß an den Anstiftern und den Uebeltätern, die sich besondere Verbrechen haben zuschulden kommen lassen, nach normalem Verlaufe Genüge geschehen. Dann ist Einhalt zu tun, um, wenn inzwischen keine äußeren Verwicklungen eingetreten sein sollten, die Arbeit an der Regeneration von Volk und Staatsleben wieder aufzunehmen. Es ist noch keinesfalls unmöglich, daß dies ohne viel Blutvergießen geschieht, und damit würde wenigstens der eine Vorteil errungen sein, daß das osmanische Volk und der türkische Staat einen neuen Beweis ihrer zähen Lebenskraft gegeben hätten. Möge es so kommen!



Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:19 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957 Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Hausmusik.

Von Professor Dr. Carl Reinecke.

„Ist auch das Stübchen noch so klein, Rosen und Lieder müssen darinnen sein.“ Prosaischer ausgedrückt würde es lauten: Daß in jeder Familie, die es eben erschwingen kann, neben den Kindern Floras auch die Tonkunst liebevoll gepflegt werden sollte, weil nichts so sehr geeignet ist, Herz und Gemüt der Jugend für alles Edle und Schöne empfänglich zu machen, wie ein klingendes Saitenspiel. Und da es sich aus vielen Gründen verbietet, die kleinen Leute mehr denn ausnahmsweise ins Konzert und Theater zu führen, so kann die Pflege der Musik am eigenen Herd nicht dringend genug angeraten werden, zumal hier eine zweckmäßigere, dem Alter des Kindes entsprechendere Auswahl getroffen werden kann, als sie Theater und Konzertsaal dem jugendlichen Gemüt zu bieten vermögen. — „Hausmusik“ ist nicht ein so engbegrenzter Gattungsbegriff wie „Kirchenmusik“, „Salonmusik“, „Kammermusik“; denn mit diesen bezeichnet man jene Werke, die für Kirche, Salon oder für den intimeren Raum geschaffen sind, während die Hausmusik sich Blüten und Blumen von allen Gebieten pflückt, die Frau Musika beherrscht. Wo die Tonkunst im Hause gepflegt wird, da singt man, je nachdem die Kräfte ausreichen, ebensowohl Choräle und Volkslieder wie auch die Meisterlieder unserer Großen; und gleicherweise muß die Literatur für die Instrumentalmusik alle ihre Gaben, vom kleinsten Uebungstück an bis zu den bedeutendsten Werken unserer klassischen Meister, je nach dem Bedürfnis der Ausführenden spenden. Daß solche Hausmusik seit geraumer Zeit in bedauerlicher Weise vernachlässigt worden, ist leicht nachzuweisen, aber schwer ist es, die Mittel zu erfreulicher Wiederbelebung ausfindig zu machen. Zunächst muß man sich darüber klar werden, was alles zum Niedergang der Hausmusik beigetragen haben mag. Gar manches ist nicht zu beseitigen, und möchte auch kein Verständiger beseitigt wissen; dahin gehören vor allem die hohen Anforderungen, die die Schule an die männliche Jugend stellt, und die es den minder begabten Schülern schwer, wenn nicht gar unmöglich machen, sich neben den wissenschaftlichen Studien auch mit dem Erlernen eines Instruments zu befassen. Dem wäre jedoch bis zu einem gewissen Grad entgegenzuwirken, wenn die Eltern sich gewöhnen würden, ihren Kindern den Musikunterricht frühzeitiger erteilen zu lassen, als im allgemeinen der Brauch ist. Es ist eine bekannte Tatsache, daß die Musik gerade jene Kunst ist, in der sich das Kind am frühesten mit Erfolg betätigen kann, zwar nicht schaffend, aber doch ausübend.

Wenn ein normal beanlagtes Kind, ein Jahr bevor es in die Schule treten muß, Musikstunden erhält, so überwindet es bei einigermaßen regelmäßiger Uebung die Anfangsgründe in Jahresfrist so weit, daß ihm das, was es bis dahin erreichte, schon Freude macht, während dagegen dem kleinen Gymnasiasten das Abc der Tonkunst ein lästiges Studium ist, das lässig betrieben und bald gänzlich aufgegeben wird. Bei den Mädchen ist ein so frühzeitiges Beginnen um der Schulpflichten willen zwar nicht in dem Grad geboten, aber sicherlich auch anzuempfehlen. Selbstverständlich ist es am wünschenswertesten, wenn die Mutter selbst den Unterricht erteilen oder mindestens die Uebungen des Kindes überwachen kann! Nun spielen vielleicht Vater oder Mutter mit dem freudig und stolz dreinschauenden Töchterchen kleine vierhändige Stücke im Umfang von fünf Tönen, ein kleiner angehender Paganini streicht auf seiner Geige die G-Dur-Tonleiter, während das Baby sein „Hopp, hopp, hopp, Pferdchen lauf Galopp“ oder „Fuchs, du hast die Gans gestohlen, gib sie wieder her“, gar ernsthaft singt. So ist dann der Grund zur gemütvollen Hausmusik gelegt, und nach Jahresfrist wird man schon die berühmten Haydnschen Variationen „Il maestro e lo scolare“ oder gar ein leichtes Kindertrio bewältigen können, wenn das nötige Personal dafür vorhanden ist. Doch liegt eine Gefahr darin, wenn man zu früh die bedeutenderen Werke der großen Meister zu Unterrichtszwecken heranzieht, weil sie in ihrer geistigen Bedeutung von der Jugend noch nicht erfaßt werden können und später nicht selten als überwunden beiseite gelegt werden, während sie nunmehr erst verstanden, empfunden und gewürdigt werden könnten. Weil eben das, was die großen Meister, wie Johann Sebastian Bach, Haydn, Mozart, Beethoven, Schumann, Mendelssohn u. a., an Werken für jugendliche Kräfte geschaffen haben, der Menge nach ziemlich beschränkt ist, und da naturgemäß auch der Lehrer immer „frische Nahrung“ und „neues Blut“ für seinen Unterrichtsstoff ersehnt, so ist dringend zu wünschen, daß die besten Meister der Gegenwart, dem Beispiel der oben genannten folgend, auch zuweilen der Jugend gedächten und ihr edel geformte, in Schönheit getränkte leichtere Werke schenken möchten, die allerdings das sein müßten, was sie sein sollen, nämlich kindlich. Gewürztes taugt dem Kinde nicht. Gerade deshalb ist die Aufgabe nicht leicht, denn der Komponist muß neben bedeutender Kompositionstechnik auch naiv wie das Kind denken und empfinden können. Daneben muß er, trotz der Beschränkung, die ihm die Rücksicht auf zarte Kinderhände gebietet, klangvoll schreiben können. Aber dankbar ist die Aufgabe dennoch!

Zu beklagen ist, daß die großen Bahnbrecher und Meister der neuen Richtung, Berlioz, Liszt und Wagner, niemals etwas geschaffen haben, was der Jugend zugänglich ist. Und auch die Meister, die zurzeit Konzert und Theater beherrschen, halten sich fern von der Jugend. Weder die unheimlichen Kolosse von sinfonischen Werken, die schon vermöge ihrer gewaltigen Zeitdauer die Empfänglichkeit der Hörer auf eine harte Probe stellen, noch die dramatischen Werke der Gegenwart bringen etwas, das der Hausmusik neuen, willkommenen Stoff bieten kann. Früher lieferten selbst Opern reichen Stoff für die Hausmusik, und in der ersten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts ertönten in den häuslichen Räumen die volkstümlichen Weisen aus dem Freischütz, die lieblichen Duette aus Spohrs Jessonda, die zu jener Zeit allbekannte Polonäse aus seinem Faust und gar manches andere noch. Solche Opern aber entstehen heute, wie schon gesagt, nicht mehr. Und wer möchte den Geschmack der Jugend durch leichte Operettenmusik verderben, die gleicherweise dem Cancan wie verlogener Sentimentalität huldigt! Wohl aber ist im Konzertsaal viel Herrliches zu hören: Liebliches und Erhabenes, Anmutiges und Erschüt-



Original from
CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 09:19 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

terndes, das Genuß, Freude und Erhebung gewährt. Und um wie viel größer ist nun für den jugendlichen Konzertbesucher der Genuß einer Sinfonie oder eines anderen Orchesterwerkes, wenn er solches früher schon durch ein gutes, etwa vierhändiges Arrangement kennen lernte, und wenn gar der Lehrer ihm einen Begriff von dem architektonischen Bau des Werkes gab! Gewiß, die Hausmusik ist die beste Schulung für jeden, der einst mit wahrem Verständnis die Werke unserer Meister genießen will. Schließlich ist noch eines nicht zu unterschätzenden Widersachers der Hausmusik zu gedenken: es ist dies der Sport, der jetzt wohl mehr als wünschenswert überhandgenommen hat. Sicherlich soll der Körper ebensowohl geübt werden wie Geist und Gemüt, und ein jeder wird sich freuen, wenn er die Jugend übers Eis gleiten oder an Reck und Barren arbeiten sieht, aber es sollte ein gutes Gleichgewicht beobachtet werden und nicht jede Freistunde dem Tennis gewidmet sein. Der Sport übt den Körper, die Wissenschaft den Geist, die Tonkunst Herz und Gemüt. „Die Seele spricht nur Polyhymnia aus." Sei mir noch gestattet, als meinen Gewährsmann den Doktor Martin Luther zu nennen, er ist's, der da sang:

Wer sich die Musik erkiest,
Hat ein himmlisch Werk gewonnen,
Denn ihr erster Ursprung ist
Von dem Himmel selbst genommen,
Weil die lieben Engelein
Selber Musikanten sein.

Das Schwarzseidene.

Plauderei von Olga Wohlbrück.

Das Schwarzseidene! ... Ein Klang aus vergangenen Zeiten — — ein Schall aus versunkenen Welten! Es ist so urdeutsch, so ursparsam, so ursolide. Seine Glanzzeit waren jene traurigen Tage voll verborgenen Heldentums, da die Frauen auf dem Altar des Vaterlandes ihre goldenen Eheringe niederlegten, um eiserne Reifen dafür einzutauschen. In jener eisernen Zeit, da alles Entsagung, Opfermut, verhaltener Schmerz und Armut war, waren die hellen, schimmernden Stoffe verpönt. Welche Frau hätte noch den Mut gefunden, farbenfreudig die schwarze Mauer von Witwen, Waisen, verzweifelten Bräuten, trauernden Schwestern zu durchbrechen?

Und da, wo unbekümmert um die Trauer des einzelnen auch die Lebenslust des einzelnen zu ihrem Recht drängte, da war es doch ein Gebot des Anstandes, der wiederkehrenden Daseinsfreude einen Dämpfer aufzusetzen. Zu dem stumpfen Schwarz des Krepp und Kaschmir gesellte sich allmählich das knisternde Rauschen schwarzer Seide. Es war wie das Raunen einer neu anbrechenden Zeit.

Der Kanonendonner war längst verhallt. Emsig regten sich alle Hände, um Zerstörtes wieder aufzubauen, neue Saaten zu säen, neue Wege durch Schutt und Geröll zu bahnen. Eiserner Fleiß, eiserne Sparsamkeit, das waren die Losungsworte der anbrechenden Tage.

Das Schwarzseidene feierte Triumphe. Es war in dieser eisernen Zeit der „eiserne Bestand" der Toilette. Es war die große Ausgabe, die große Anschaffung, die im Familienrat wochenlang erörtert wurde, ehe man sie in die Tat umsetzte.

Damals kaufte man den Stoff nicht unbedacht wie heute, denn man hatte nicht die Mittel, ihn so bald wieder zu ersetzen. Die Güte und Haltbarkeit des Gewebes waren Hauptbedingung, und da man trotz der feindlichen Beziehungen zum Franzmann die Güte seiner Seiden wie die seiner Weine gleich hoch schätzte, so vereinigten sich einige weibliche Familienhäupter zu einem gemeinsamen Ankauf eines Seidenstücks, das sie direkt von einer Fabrik in Lyon bezogen.

Die Ankunft eines solchen Seidenstücks war dann der Vorwand zu einer bescheidenen kleinen Familienfete, die in ihrem ersten Teil den Charakter einer nationalökonomischen Versammlung, in ihrem zweiten das Gepräge eines harmlosen Volksfestes hatte. Nachdem der kostbare Stoff genugsam betastet, auf Strich und Gegenstrich geprüft und gegen das Licht gehalten worden war, schritt man zur Ausmessung. Dies Amt wurde der geschicktesten und resolutesten der anwesenden Damen anvertraut.

Wenn man den Privataufzeichnungen aus jener Zeit Glauben schenken darf, so ging es dabei nicht immer ohne kleine Revolutionen ab. Jedenfalls versäumte es keine Dame, ihr eigenes Zentimetermaß mitzubringen und den abgeschnittenen Stoff nochmals gewissenhaft nachzumessen.

Darauf versammelte man sich wieder um den runden Tisch, und die Frage der Schneiderin wurde erörtert. Die jüngeren Frauen plädierten für eine „Modistin", die älteren verwarfen das als unsinnige Verschwendung und erklärten, nach wie vor bei ihrer alten Schulzen oder Schmidt'n zu bleiben, die für zehn Silbergroschen den Tag, gute Beköstigung und Warmbier am Abend das pompöseste Kleid fertigstellten. Die Modistinnen aber waren doch nur leichtfertige Frauenzimmer, die sich mir nichts, dir nichts ein paar Ellen für eigene Rechnung einsteckten.

Und darauf kam es vor allem an, keine Handbreit Stoff zu verlieren, auch nicht durch unbedachtes „Verschnitzeln". Die Weite der Röcke war damals der einzige und größte Luxus. Aber diesem Luxus selbst lag eine Sparsamkeitsidee zugrunde: aus dem weiten Rock mußte der ältesten Tochter nach ihrer Einsegnung ein neues Kleid herausgeschneidert werden.

Das Schwarzseidene bekam bald eine symbolische Bedeutung. Es wurde neben dem weißen Kirchenkleid das Wahrzeichen des eingesegneten jungen Mädchens. In den Jahrgängen von 1870—80 des Thekla v. Gumpertschen, ehemals so beliebten „Töchteralbums" spielt das erste Schwarzseidene eine wichtige Rolle. Es repräsentierte die weibliche Würde, war ein Zeichen des Wohlstandes.

Als mit den Jahren das Luxusbedürfnis stieg, die Farbenfreudigkeit aufs neue erwachte, die Industrie unerschöpflich wurde im Ersinnen neuer Stoffe, neuer Webarten und neuer Dessins, da trat das Schwarzseidene immer mehr in den Hintergrund. Es wurde zum offiziellen Repräsentationskleid erhöht, zum Lückenbüßer erniedrigt.

Es ist die Rettung aller jener, die „nichts anzuziehen haben" und doch anständig aussehen müssen, es ist das Gewand verschämter Armut und protziger Geschmacklosigkeit.

In der Provinz, in kleinen Beamtenfamilien, da hat das Schwarzseidene noch seinen ursprünglichen



Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:19 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Charakter behalten, da wird es noch nach wie vor aus schwerem, gutem Stoff angefertigt, dort bedeutet es eine kleine Kapitalsanlage. Es hängt fünfzehn bis zwanzig Jahre lang auf dem gleichen Bügel, unter dem gleichen weißen Laken, wird zu feierlichen Gelegenheiten andächtig herausgenommen, und die Frage der Modernisierung bereitet alle vier bis fünf Jahre die gleichen Kopfschmerzen. Immer noch darf der Stoff nicht verschnitzelt werden, immer noch blickt die Tochter mit Ehrfurcht auf dies unverrückbare Möbel der mütterlichen Garderobe, das ihr einst vermacht werden soll wie jene alte Brosche, jener bescheidene Ring.

Dort eben ist das Schwarzseidene noch immer das, was die „Dame“ — und mag sie in noch so kärglichen Verhältnissen leben — von der einfachen Frau unterscheidet. Es markiert den Standesunterschied, umschließt eine ganze Welt berechtigter und unberechtigter Ansprüche und paßt sich allen Gelegenheiten an, die eine gewisse Feierlichkeit erfordern.

Es hat einen Duft von Kampfer und Lavendeln, der wehmütig stimmt.

Wie lange ist es denn her, daß die Brautmutter, ja sogar die Mutter eines Täuflings in einem farbigen Seidenkleid erscheinen kann, ohne Anstoß oder mindestens Aufsehen zu erregen? Kaum fünfzehn Jahre! Und die Mutter, die ihre ballfähige Tochter zum Tanz führt, wird in der Provinz auch heute noch das Schwarzseidene als einzig passende Toilette proklamieren.

Man darf ein Land nie allein nach seinen Großstädten beurteilen; das sehen wir in Frankreich, sehen wir auch in Deutschland. In den Großstädten ist man rasch- und leichtlebiger, und die Tradition scheint dort nur ein leerer Begriff. Wie in allem, so auch in der Toilette folgt die Großstadt nur den Eingebungen der Laune und des Augenblicks. Das gewichtige Schwarzseidene hat sich da zu dem schicken, leichten Taft-Trotteur gewandelt. Die Großstadt sieht den Luxus nicht in der Unzerreißbarkeit und Widerstandsfähigkeit, sondern in dem schimmerigen Glanz eines Stoffes und in der vielfältigen Abwechslung der Toiletten. Fast jeder Tag gibt in wohlhabenden Kreisen Gelegenheit zur Prachtentfaltung; die Jugendlichkeit der Mütter und selbst der Großmütter sträubt sich gegen die steife Würde eines Kleides, das sie älter erscheinen läßt, als — sie sich fühlen.

Und so ist das gute Schwarzseidene in der Großstadt das Kleid der Anspruchslosen geworden, das Kleid jener, die — sei es aus persönlicher Rigorosität, sei es aus materieller Unzulänglichkeit — in einer unauffälligen, aber stets anständigen und passenden Uniform ihren gesellschaftlichen Tribut bezahlen.

Eine drollige Verquickung von erlauschter Tradition und nationalem Barbarentum erlebte ich anläßlich einer Hochzeit in dem entlegenen Winkel einer südrussischen Provinz. Da erschien die Frau eines reichen Gutsbesitzers in einem langen, schwarzseidenen Schlepprock und darüber einer weißen, reich mit Stickerei verzierten Nachtjacke, auf der sie all ihren Brillantschmuck ausgebreitet hatte.

Nicht nur in Deutschland, auch in Frankreich und Rußland hat das Schwarzseidene einen großen Teil seiner ursprünglichen Bedeutung beibehalten und wird auch heute noch da ins Treffen geführt, wo eine gewisse farblose, würdevolle Eleganz gezeigt werden muß.

Bis vor wenigen Jahren wäre eine Aussteuer ohne ein Schwarzseidenes undenkbar gewesen, heute ist es nur im Trousseau einer jungen Hofdame, die für die Eventualitäten einer Hoftrauer gerüstet sein muß, ein unerläßliches Requisit.

Die immer rascher wechselnde Mode, die nicht nur die äußere Form einer Toilette, sondern die Linien der Figur selbst umgestaltet, ist allem Dauerhaften, Unveränderlichen feindlich gesinnt, und in der Aera der cachemirs de soie, der Seidenkrepps, voiles und satins veloutés, die in schlanken Falten am Körper entlangrieseln, hat der schwere Damast des Schwarzseidenen, das eine Frau wie eine uneinnehmbare Festung mit einem Wall umgibt, wenig Chancen auf Erfolg.

Die Großstadt hat das Schwarzseidene verabschiedet wie so manches aus jener eisernen Zeit der Genügsamkeit und der jetzt nur theoretisch gepriesenen Sparsamkeit und Tradition.

Das deutsche Fahndungsblatt.

Von Kriminalinspektor O. Klatt.

Hierzu die photographischen Aufnahmen auf Seite 708.

Seit einer Reihe von Jahren machte eine internationale Bande von Räubern die Eisenbahnen unsicher; sie gab sich nicht mit Kleinigkeiten ab, befaßte sich vielmehr nur mit dem Raub von Juwelen. Im Laufe des letzten Halbjahrs hatte sie nachweislich Edelsteine im Werte von zweieinhalb Millionen Mark zusammengeraubt.

Das Haupt der Bande war ein früherer deutscher Schornsteinfeger Hornschuh, der anfangs in Gesellschaft seiner Geliebten und eines Freundes stahl, dann aber, als sich das Geschäft lohnte, eine ganze Bande organisierte.

In Paris, Marseille, Nizza, Mailand, Venedig, Genf, kurz in den Verkehrszentren aller Länder hatte er seine Agenten, die mit Kennerblicken aus dem Gepäck der Reisenden die Koffer herausfanden, die die kostbaren Steine bargen.

Es hat Jahre gedauert, ehe man feststellte, daß es sich um eine Bande von mehr denn zwanzig Verbrechern handelte, die ihren Hauptsitz in Paris hatte und nach einem großangelegten Plan operierte.

Einen nicht geringen Anteil an diesen Feststellungen, namentlich der Namen der Verbrecher und ihres Aufenthaltes, hat die Berliner Kriminalpolizei. Sie war es auch, die im deutschen Fahndungsblatt die Photographien des Hornschuh und seiner Genossen veröffentlichte und das Blatt der Pariser Polizei behufs Nachforschungen nach den Verbrechern zusandte.

Bekannt ist, daß daraufhin die Festnahme des Häuptlings und eines Teils der Bande in Paris gelang. Das Fahndungsblatt hatte seine Schuldigkeit getan.

Das deutsche Fahndungsblatt, das Veröffentlichungsorgan der Polizei- und Gerichtsbehörden der deutschen Bundesstaaten, ist noch nicht alt; im April dieses Jahres bestand es zehn Jahre. Bis dahin besaß jeder Bundesstaat sein eigenes Parteiblatt, dessen Wirkungskreis meist an den Grenzen der betreffenden Staaten aufhörte; so konnte es vorkommen, daß ein von den Behörden des einen Bundesstaats gesuchter Verbrecher sich in einem Nachbarstaat friedlich niedergelassen hatte und sich ungestört seiner Freiheit freute.

Diese Mißstände legten den Gedanken nahe, ein einheitliches Organ für das Reich zu schaffen, das die



Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:19 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zu Fahndungszwecken erlassenen Bekanntmachungen zur Kenntnis sämtlicher Behörden und Beamten der Kriminalpolizei bringen sollte.

Am 4. April 1899 erschien dies Organ unter dem Titel „Deutsches Fahndungsblatt" zum erstenmal. Nach den zwischen den Bundesregierungen getroffenen Vereinbarungen wird es vom Polizeipräsidium zu Berlin herausgegeben und erscheint täglich mit Ausschluß der Sonntage und allgemeinen Feiertage. Es hat zurzeit eine Auflage von 14 400 Exemplaren und wird unentgeltlich zugesandt sämtlichen Regierungen, Landratsämtern, Bezirksämtern, Amtshauptmannschaften, Oberämtern, Kreisämtern, kurz allen höheren und unteren Verwaltungsbehörden, den Polizeiverwaltungen der Städte über 3000 Einwohner, sämtlichen Gendarmen, den Staatsanwaltschaften, den Untersuchungsrichtern und den Amtsgerichten, in Baden auch den Oberzollinspektoren, Grenzkontrolleuren und den Zollabfertigungstellen am Bahnhofe Schaffhausen und Basel.

Jede deutsche Gesandtschaft, jedes deutsche Konsulat erhält das Blatt ebenso wie die Behörden in den deutschen Kolonien. Um dem deutschen Fahndungsblatte einen noch größeren Wirkungskreis zu geben, wird es ausgetauscht gegen die Fahndungsblätter des Auslandes, nämlich Oesterreichs, Rußlands, Belgiens, Schwedens, Italiens, Englands, der Niederlande, Serbiens und der Schweiz.

Die Verhandlungen über den Austausch des deutschen Fahndungsblattes mit dem im französischen Ministerium herausgegebenen „bulletin hebdomadaire", dem französischen Fahndungsblatte, sind dem Abschluß nahe, und das Blatt wird in nächster Zeit in nicht weniger als 47 Exemplaren täglich an französische Behörden und Beamte gesandt werden, wie denn im ganzen täglich 742 Exemplare ins Ausland gehen.

Besondere Bilderbeilagen, aus Kunstdruckpapier hergestellt, sorgen für korrekte Wiedergabe der zur Veröffentlichung bestimmten Photographien der Verbrecher, und die zum Schluß eines jeden Jahres herausgegebenen Zusammenstellungen der dann noch gültigen Steckbriefe liefern den Behörden und Beamten ein wertvolles Nachschlagewerk.

Die nicht unerheblichen Kosten werden nach Maßgabe der Matrikularbeiträge auf die einzelnen Bundesstaaten verteilt. Nebenbei sei erwähnt, daß auch jeder Privatmann gegen eine Gebühr von zehn Mark jährlich auf das deutsche Fahndungsblatt abonnieren kann.

Im Jahre 1908 wurden in ihm 10 100 Steckbriefe und Bekanntmachungen, die auf Verbrecher und Verbrechen Bezug hatten, veröffentlicht, von denen 6950 ihre Erledigung fanden; der beste Beweis, ein wie wichtiges Hilfsmittel das Blatt für die Strafrechtspflege geworden ist.

Unsere Bilder

Die Ereignisse in der Türkei (Abb. S. 701 bis 703). Kaum hatte Westeuropa mit Befriedigung die Lösung der durch die unblutige Julirevolution der Jungtürken eingeleiteten Balkankrise zur Kenntnis genommen, als die Ruhe im neuen Orient durch neue Wirren gestört wurde. Die durch die fanatische Priesterschaft aufgehetzten gemeinen Soldaten des ersten Armeekorps lehnten sich gegen ihre modern gebildeten Offiziere auf, zwangen ihren kommandierenden General Muktar Pascha, der vergeblich die jungtürkische Regierung zu verteidigen suchte, zur Flucht und bemächtigten sich der Hauptstadt. Die neue Regierung, die der Sultan eingesetzt hatte, konnte keine Autorität gewinnen, obwohl der erprobte Staatsmann Tewfik Pascha als Großwesir an ihre Spitze gestellt wurde und Marschall Edhem Pascha, der Besieger Griechenlands, das Kriegsportefeuille übernahm. Während in Konstantinopel namenlose Verwirrung herrschte, unternahmen die Jungtürken eine kräftige und zielbewußte Gegenaktion zur Rettung der mühsam errungenen Verfassung. Sie konzentrierten ihre Kräfte zunächst in Saloniki; dort fand sich auch Major Enver Bei ein, der schon im Juli in Mazedonien für die türkische Freiheit gekämpft und gesiegt hatte, und der beim ersten Alarm seinen militärdiplomatischen Posten in Berlin verließ, um abermals für seine politischen Ideale den Degen zu ziehen. Der Aufmarsch der Jungtürken gegen Konstantinopel vollzog sich in musterhafter Ordnung. Dem von Chevket Pascha geführten dritten Armeekorps schloß sich nach kurzem Schwanken auch das in Adrianopel stehende zweite an. Ehe die Regierung an Gegenmaßregeln denken konnte, standen die Jungtürken in Tschataldscha vor dem Festungsgürtel, der die Hauptstadt umgibt. Wenn sie es zunächst auch ablehnten, mit Sultan Abdul Hamid zu verhandeln, und seinen 64jährigen Bruder Muhammed Reschad Effendi als Gegensultan aufstellen wollten, so scheinen doch Rücksichten auf die äußere Politik eine Milderung ihrer Forderungen zu gebieten. Voraussetzung ist dabei, daß der Sultan sich ihren Wünschen fügt.

Der Besuch des deutschen Kaiserpaares in Venedig (Abb. S. 705) ist bei dem herrlichen Frühlingswetter glänzend verlaufen. Die hohen Herrschaften unternahmen zahlreiche Spazierfahrten und bewunderten von neuem die Schönheiten der ihnen längst vertrauten Lagunenstadt. Dann setzten sie auf der „Hohenzollern" ihre Reise nach ihrem herrlichen Besitztum auf Korfu fort.

Die Huldigung der Wiener für ihren Kaiser (Abb. S. 704). Die Bevölkerung Wiens hat ihrer Freude über die Erhaltung des Friedens durch eine imposante Dankeskundgebung für den greisen Kaiser Franz Josef Ausdruck gegeben. Eine nach Tausenden zählende Menschenmenge zog vor das Schloß Schönbrunn, in dem der Kaiser wohnt. Der Monarch wurde vom Bürgermeister Dr. Lueger in einer Ansprache begrüßt, dann begab er sich auf den Balkon, um sich der Menge zu zeigen.

Das Geschenk der Waisenhäuser für Königin Wilhelmina (Abb. S. 704). Holland erwartet in großer Spannung die Geburt des ersehnten Thronerben. Im Haager Schloß laufen fortwährend Geschenke ein, die für das Kind der Königin bestimmt sind. In sinniger Weise wird auch an die vom Glück minder begünstigten Kinder gedacht, die zugleich mit dem Thronerben das Licht der Welt erblicken werden. So haben die Waisenhäuser der Residenzstadt acht Wiegen gestiftet, die acht armen, am Geburtstag des Königskindes geborenen Kindern zuteil werden sollen.

Graf Christoph Vitzthum von Eckstädt (Abb. S. 705), der neue Königlich Sächsische Minister des Innern und der auswärtigen Angelegenheiten, ist im Jahr 1863 in Dresden geboren. Nach der Vollendung seiner juristischen Studien trat er in den diplomatischen Dienst seines Heimatlandes; dann bekleidete er verschiedene Stellungen in der inneren Verwaltung Sachsens. Im Jahr 1906 wurde er zum Gesandten in Berlin ernannt, wo er bis zu seinem neuen Avancement wirkte.

Björn Jönsson (Abb. S. 705), den der König von Dänemark zu seinem Minister für Island ernannt hat, war bisher der Präsident des isländischen Allthings und der Führer der Oppositionspartei. Er ist einer der energischsten Vorkämpfer der Unabhängigkeitsbestrebungen Islands, das ein souveräner, mit Dänemark nur in Personalunion stehender Staat werden möchte.

Paul Doumer (Abb. S. 705), der ehemalige Präsident der französischen Deputiertenkammer, hat im „Matin" Aufsehen erregende Enthüllungen über den Zustand der französischen Seemacht veröffentlicht. Doumer hat das schwere Wort vom „Zusammenbruch der französischen Flotte" ausgesprochen, das im Munde dieses angesehenen und ernsten Staatsmanns, der auch der Marinekommission angehört, besondere Bedeutung gewinnt.

Die Nachkommen der Familie d'Arc (Abb. S. 706) haben einen besonderen Ehrentag ihres Hauses erlebt. Sie


Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:19 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hatten sich aus ihrer französischen Heimat nach Rom begeben, um der Seligsprechung der französischen Nationalheldin beizuwohnen, deren Namen sie tragen, und von deren Geschwistern sie abstammen.

Der Armeegepäckmarsch in Dresden (Abb. S. 706). Diese vom Dresdner Fußballklub 1908 veranstaltete leichtathletische Konkurrenz nahm einen glänzenden Verlauf. Die 166 Konkurrenten, unter denen sich 120 aktive Militärs befanden, unternahmen in kriegsgemäßer Bepackung einen Wettmarsch durch die Dresdner Heide. Die schöne Veranstaltung, der die Militärbehörden besonderes Interesse entgegenbrachten, endete mit dem Siege des Pragers Rath.

Das Zirkusfest der Berliner Schauspielerschaft (Abb. S. 707), das zugunsten der deutschen Bühnengenossenschaft im Zirkus Busch stattfand, gestaltete sich zu einem gesellschaftlichen Ereignis ersten Ranges und zu einem Triumph des köstlichsten Künstlerhumors. Mit wirklich hervorragenden equestrischen und akrobatischen Vorführungen beliebter Bühnenkünstler wechselten zwerchfellerschütternde Clownszenen, in denen namhafte Darsteller der größten Theater das elegante und zahlreiche Publikum zu tollem Jubel hinrissen.

Die Börsenwoche.

Die internationale Geschäftswelt wird das Frühjahr 1909 in ihrem Kalender schwarz anstreichen, denn nur selten vorher wurden an sich begründete Hoffnungen durch von außen hinzugetretene Störungen schmerzlicher enttäuscht, als dies in den ersten Monaten des laufenden Jahres der Fall gewesen ist. Nachdem durch eine überraschend schnell zu einem selten hohen Grad entwickelte Geldflüssigkeit die wichtigsten Grundlagen für eine Belebung der daniederliegenden gewerblichen Tätigkeit und Hand in Hand damit für ein Wiedererwachen des Geschäftsgeistes gegeben waren, trat förmlich über Nacht, ausgehend von der Annexion Bosniens und der Herzegowina durch die österreichische Regierung, die Balkankrise in bedrohlichster Weise in den Vordergrund und störte die bereits in Vollzug gesetzten vielfachen Projekte industrieller und banktechnischer Art. Das Emissionsgeschäft unserer Großbanken hatte bereits erfolgreich eingesetzt; die Börsen waren in eine vielversprechende Aufwärtsbewegung eingetreten, und das so lange untätig gebliebene Privatpublikum näherte sich wieder vertrauensvoller den Märkten, um lange brachgelegene und zu überaus niedriger Verzinsung den Depositenkassen anvertraute Gelder im Effektenmarkt zu plazieren. Der drohende österreichisch-serbische Krieg und die für den europäischen Frieden hierdurch auftauchenden ernsten Gefahren hatten dann, wie ja noch frisch in der Erinnerung, einen scharfen Rückschlag an den Börsen hervorgerufen und an sämtlichen Märkten zu schweren Verlusten des Publikums geführt. Die drohenden Wetterwolken verzogen sich dann glücklicherweise, und im letzten Teil des Monats März, mehr aber noch zu Anfang des laufenden Monats war die Zuversicht der Geschäftswelt wieder so weit erstarkt, daß der abgerissene Faden der Hausse aufs neue angeknüpft und in Handel und Wandel ein neuer frischer Zug in die Erscheinung treten konnte. Es zeigte sich bei dieser Gelegenheit, wie rasch oftmals der Optimismus in den Geschäftskreisen auch nach schweren Enttäuschungen wieder erstarken kann, und um wie vieles größer die Chancen der Haussiers als die der entgegengesetzten Unternehmerrichtung sich darzustellen pflegen.

Aber kaum wollten die neuen Blütenträume reifen, so trat plötzlich der seltsame Staatsstreich des Sultans Abdul Hamid dazwischen und beschwor aufs neue ernste Besorgnisse herauf, die dem kaum beruhigten und im Grunde doch recht geschwächten Nervensystem der Geschäftswelt eine neue bedenkliche Erschütterung bereiteten. Es ist bemerkenswert, daß dieser vom Balkan aus ertönende Schreckschuß die beiden großen westeuropäischen Börsen von London und Paris in weit stärkerem Maß erschütterte als unseren deutschen Markt, der während der Ereignisse dieser letzten Tage eine ganz hervorragende innere Widerstandskraft und auch in bezug auf die Kursbewegung große Gelassenheit an den Tag legte. Die türkische Beunruhigungswelle brandete erst an den Gestaden der großen transozeanischen Republik, von wo gleichfalls, beunruhigt hauptsächlich durch London, die entschieden nach oben gerichtete Kursbewegung an einzelnen Tagen in unstete Schwankungen versetzt wurde. Aber die neue Gefahr verzieht sich glücklicherweise noch weit rascher als das vorangegangene österreichisch-serbische Imbroglio, und man darf wohl heute, ohne eines allzu großen Optimismus geziehen zu werden, der Erwartung Ausdruck geben, daß jetzt endlich die Bahn für eine wirtschaftliche Rekonvaleszenz freigeworden ist. Es ist ein gutes Zeichen, daß auch während der Befürchtungen der ganzen letzten Zeit der Geldmarkt nicht das mindeste von seiner großen Flüssigkeit und die Zinssätze nichts von ihrer Billigkeit einbüßten. Dieser günstige Zustand wurde mit kurzen Unterbrechungen zur erfolgreichen Herausbringung neuer Papiere und so besonders zu der überaus günstig verlaufenen Emission der $4^1/_2$ prozentigen russischen Eisenbahnobligationen benutzt. Seine Verläßlichkeit wird wohl in aller Kürze auch durch die Herausbringung der großen Reichs- und preußischen Anleihen auf die Probe gestellt werden, die, wie mit Bestimmtheit erwartet werden kann, gleichfalls von gutem Erfolg begleitet sein dürfte.

Verus.

Die Toten der Woche

General d. Inf. z. D. Gustav von **Arnim**, † in Berlin am 20. April im 81. Lebensjahr.

Fürstin Elena **Cusa**, Witwe des Fürsten Alexander Johann I., † in Bukarest am 15. April im Alter von 84 Jahren.

Wilhelm **Frey**, bekannter Musikschriftsteller, † in Wien am 16. April im Alter von 76 Jahren.

Generalleutnant z. D. Hermann von **Gerhardt**, † in Berlin am 14. April im Alter von 78 Jahren.

Professor Dr. Rudolf **Haug**, bekannter Ohrenarzt, † in München am 14. April im 49. Lebensjahr.

Landgerichtspräsident von **Heusinger**, † in Ospedaletto bei Genua im Alter von 64 Jahren.

Generalarzt a. D. Dr. Hermann **Kaether**, der Nestor der deutschen Sanitätsoffiziere, † in Aachen am 14. April im Alter von 93 Jahren.

Dr. Georg **Kawerau**, bekannter Architekt, † in Stettin im Alter von 52 Jahren.

Hofopernsänger Georg **Müller**, † in Baden bei Wien am 13. April im Alter von 69 Jahren.

Karl **Robeck**, bekannter Landschaftsmaler, † in Hamburg am 14. April im Alter von 68 Jahren.

Man abonniert auf die „Woche“:

in Berlin und Vororten bei der Hauptexpedition Zimmerstr. 37/41 sowie bei den Filialen des „Berliner Lokal-Anzeigers“ und in sämtlichen Buchhandlungen, im

Deutschen Reich bei allen Buchhandlungen oder Postanstalten und den Geschäftsstellen der „Woche“: Bonn a. Rh., Kölnstr. 29; Bremen, Obernstr. 16; Breslau, Schweidnitzer Str. 11; Cassel, Obere Königstr. 27; Dresden, Seestraße 1; Elberfeld, Herzogstr. 38; Essen (Ruhr), Kastanienallee 98; Frankfurt a. M., Kaiserstr. 10; Görlitz, Luisenstr. 16; Halle a. S., Große Steinstraße 11; Hamburg, Neuerwall 2; Hannover, Georgstr. 39; Kiel, Holtenauer Str. 24; Köln a. Rh., Hohe Str. 148/150; Königsberg i. Pr., Weißgerberstr. 3; Leipzig, Petersstr. 19; Magdeburg, Breite Weg 184; München, Bayerstraße 57; Nürnberg, Kaiserstraße, Ecke Fleischbrücke; Stettin, Große Domstraße 22; Straßburg (Els.), Gieshausgasse 18/22; Stuttgart, Königstr. 11; Wiesbaden, Kirchgasse 26,

Oesterreich-Ungarn bei allen Buchhandlungen und der Geschäftsstelle der „Woche“; Wien I, Graben 28,

Schweiz bei allen Buchhandlungen und der Geschäftsstelle der „Woche“: Zürich, Bahnhofstr. 89,

England bei allen Buchhandlungen und der Geschäftsstelle der „Woche“: London, E. C., 30 Lime Street,

Frankreich bei allen Buchhandlungen und der Geschäftsstelle der „Woche“: Paris, 18 Rue de Richelieu,

Holland bei allen Buchhandlungen und der Geschäftsstelle der „Woche“: Amsterdam, Keizersgracht 333,

Dänemark bei allen Buchhandlungen und der Geschäftsstelle der „Woche“: Kopenhagen, Kjöbmagergade 8,

Vereinigte Staaten von Amerika bei allen Buchhandlungen und der Geschäftsstelle der „Woche“: Neuyork 83 u. 85 Duane Street.



Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:19 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Bilder vom Tage

Der Kampf der Jungtürken um die Herrschaft im Osmanischen Reich.

Der türkische Nationalheld Enver Bei,

bisheriger Militärattaché der türkischen Botschaft in Berlin.

Digitized by 
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:19 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



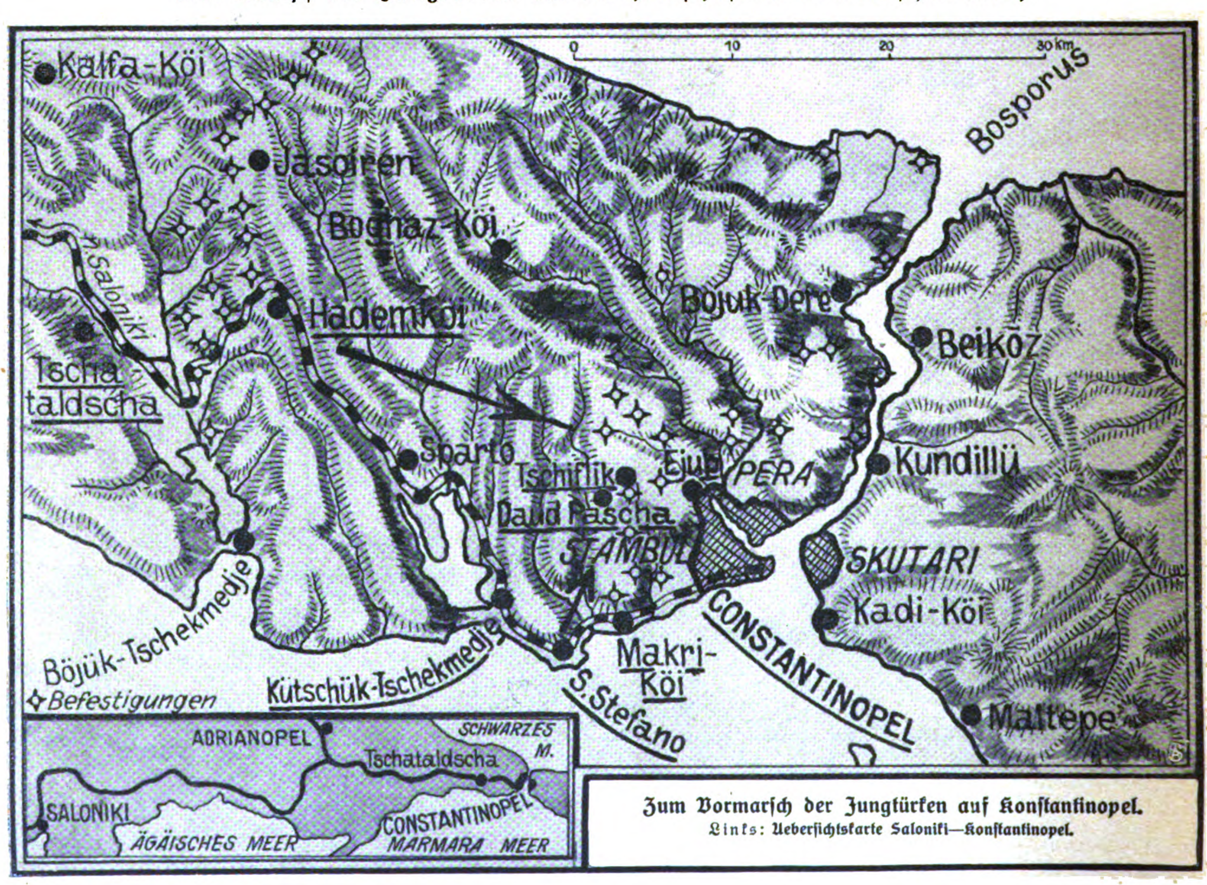
Verfassungsfeindliche Soldaten sperren mit Mitrailleusen die Galata-Brücke. Phot. S. Weinberg.



Aufmarsch der den Jungtürken feindlichen Truppen vor der Agia Sofia.

Die militärische Revolution in Konstantinopel.

Der Kampf der Jungtürken um die Herrschaft im Osmanischen Reich.



Zum Vormarsch der Jungtürken auf Konstantinopel.
Links: Uebersichtskarte Saloniki—Konstantinopel.

Generated on 2019-06-06 09:19 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY



Tewfik Pascha,
der jetzige Großwesir.

Marschall Edhem Pascha,
türkischer Kriegsminister.

Die Getreuen des Sultans.



Sultan Abdul Hamid.



Reschad Effendi, jüngerer Bruder Abdul Hamids,
wurde von den Jungtürken als Gegensultan aufgestellt.



Phot. Phebus.

Muktar Pascha,
der wegen seiner Sympathien für die Jungtürken aus Konstantinopel floh.



Phot. Worlds Graphic Preß.

Chevket Pascha,
Oberbefehlshaber des III. Armeekorps, das gegen Konstantinopel marschiert.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:19 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Menge vor dem Schloß Schönbrunn.
Die Huldigung der Wiener Bürgerschaft für Kaiser Franz Josef. Nebenstehend: Der Kaiser (×) mit Bürgermeister Lueger auf dem Balkon des Schlosses.
Phot. Carl Seebald.

Holland in Erwartung des freudigen Ereignisses:
Wiegen von Königin Wilhelmina für arme Kinder bestimmt, die am Geburtstage des Thronerben geboren werden.

Digitized by 
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:19 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Phot. Th. Jürgensen S. M. S. „Hohenzollern".

Von der Mittelmeerfahrt des deutschen Kaiserpaares: Das kaiserliche Boot auf dem Kanal Grande in Venedig.



Phot. Manuel.

Paul Doumer.
Zu seinen Veröffentlichungen über Mißstände in der französischen Marine.



Christoph Graf Vitzthum von Eckstädt,
der neue Kgl. Sächsische Minister des Innern und der auswärtigen Angelegenheiten.



Björn Jönsson,
der neue dänische Minister für Island

Digitized by Google

Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 09:19 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Von links nach rechts: Netty d'Arc, M. Ives-Lanéry d'Arc, Maryelle und Kate d'Arc.

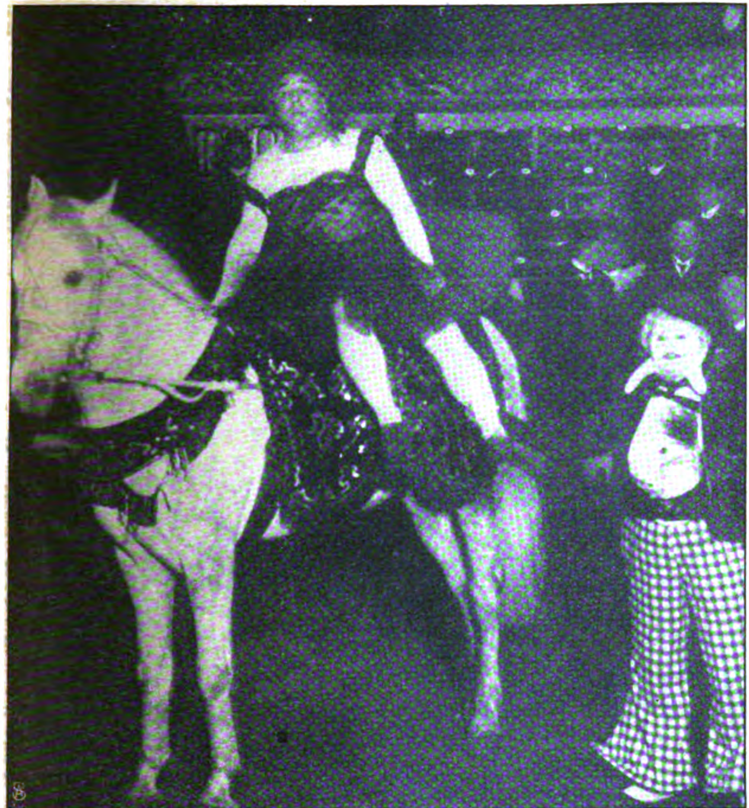
Die Nachkommen der Familie der Jeanne d'Arc, die bei der Feier in Rom Ehrenplätze einnahmen.

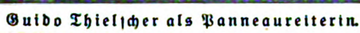
Zur Seligsprechung der Jungfrau von Orleans. — Phot. M. Branger.



Vom Dresdner Armee-Gepäck-Marsch: Der Sieger Emmerich Ralh (×) kurz vor dem Ziel.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:19 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google





Guido Thielscher als Panneaureiterin.



Else Lehmann als „dumme Auguste".



Eine „geborene Kunstreiterin": Tilli Waldorf in der Manege; rechts Paula Levermann als Clown. Phot. J. Egers.

Vom Wohltätigkeitsfest der deutschen Bühnengenossenschaft im Zirkus Busch.



Digitized by Google

Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 09:19 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957 / Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



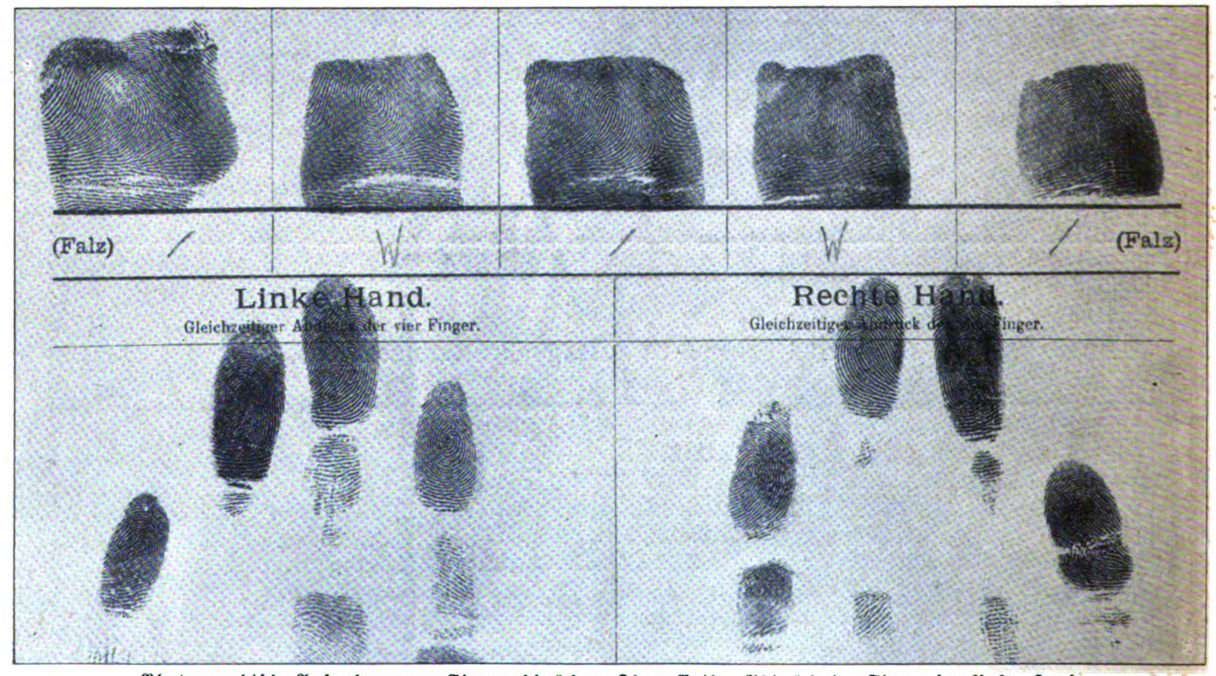
Eine für die polizeiliche Verfolgung wichtige Gruppenaufnahme:
1. Albert Hornschuh. 2. Elise Huguenin, seine angebliche Frau.
3. Julius Leubner.



Die Photographie im Dienste der Kriminalistik: Profil- und Vorderaufnahme



Hedwig Hornschuh, Nichte des Albert Hornschuh.



Photographische Aufnahmen von Fingerabdrücken. Obere Reihe: Abdrücke der Finger der linken Hand.

Ein Erfolg des deutschen Fahndungsblattes: Verhaftung einer Bande von Juwelendieben.

Hierzu der Artikel von Kriminalinspektor O. Klatt auf Seite 698.



Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:19 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Hanseaten.

Roman von

Rudolf Herzog.

10. Fortsetzung.

Der Wagen bog in die Alte Rabenstraße ein. Nun hielt er vor dem Hause, und das Portal öffnete sich. Und Robert Twersten führte seine Mutter am Arm hinein.

Im Teezimmer saßen sie den ganzen Nachmittag und plauderten miteinander und schmiedeten Zukunftspläne. Und die Wiedersehensfreude, die ihnen winkte, wurde größer als der Abschiedsschmerz. Dann schlug die Uhr sechs helle Schläge.

„Sechs Uhr," sagte Angèle, „und wir vergessen den Abend. Zieh den Frack an, Bob. Ich werde die schönste Toilette wählen, die noch nicht im Koffer liegt. Wir fahren in die Oper, und alle Welt soll uns für Geschwister halten. Macht dir das Spaß?"

„In einer halben Stunde zur Stelle, Mama."

Aber es wurde eine Stunde, bis Frau Angèle mit sich zufrieden war. Über ihren zarten, bloßen Schultern ruhte ein schwerer Pelz, den sie wie eine Feder handhabte und feine Umrahmungen beschreiben ließ. Der Fächer aus Straß hing am Handgelenk, die Kleiderschleppe schlang sich um den Arm und zeigte kostbare Spitzenfrisuren. Robert Twersten starrte das Bild verzaubert an.

„Gefalle ich dir so, Bob?"

„Ach, Mama, die armen Sänger und Sängerinnen! Es wird sie keiner mehr sehen und hören wollen."

„Dann ist es recht so. Kommen Sie, mein ritterlicher Herr!"

Und sie fuhren ins Stadttheater und traten während der Ouvertüre in ihre Loge. Und als sich im Parkett die Köpfe wandten und die Gläser hervorgeholt wurden und Glas auf Glas die Richtung nach der Loge nahm, lehnte Frau Angèle den Kopf zurück und schloß die Augen. Denn sie spürte das Singen und Klingen ihres Blutes stärker als das Singen und Klingen des Orchesters. Und sie selbst wußte sich auf der Bühne des Lebens. — — —

Karl Twersten hatte das Dahingleiten des Nachmittags kaum bemerkt. Er war nicht vom Schreibtisch aufgestanden. Aber die Gedanken hatten sich verdichtet und im Laufe der Stunden eine Form gewonnen, die er zuerst staunend betrachtet hatte, dann aber fester und fester ins Auge faßte. Wie vor einem Schachbrett saß er und berechnete die Züge. Und die Striche und Punkte, die mechanisch die Hand gemalt hatte, wurden bewußt zu Ziffern.

Der erste Prokurist Herr Schnürlin wunderte sich, als er gegen Abend in das Privatkontor kam, über die merkwürdigen Fragen des Chefs, die nichts mit Werftangelegenheiten zu tun hatten, sondern Schiffahrtswege und Kohlenstationen betrafen. Er ist doch ein besorgterer Gatte, als er uns glauben machen will, dachte er bei sich, denn er hatte durch Robert von der bevorstehenden Abreise Frau Twerstens gehört, und er schenkte dem Chef einen teilnahmvollen Blick, als er geräuschlos das Privatkontor verließ.

Twersten erhob sich und wanderte durch das Gemach. Dann nahm er seinen Hut und ging quer über die Werft.

„Hat jemand Herrn Oberingenieur Feldermann gesehen?" fragte er ein paar Nieter, die mit wuchtigen Hieben die weißglühenden Bolzen in die Nietlöcher trieben.

„Helling vier!" schrie einer der Männer, ohne den Hammerschlag zu unterbrechen.

Auf Helling IV lag der Spanier. Schon reckte sich das Gerippe hoch über den langgestreckten Kiel. Der Oberingenieur ging in luftiger Höhe schwindelfrei über die Gerüstbalken der Helling und besichtigte das Tagewerk. Als er den Chef gewahrte, kletterte er rasch und sicher nieder und stellte sich ihm zur Verfügung.

„Was glauben Sie, Feldermann?" und Twersten deutete kurz auf den Bau. „Werden wir einen Rekord aufstellen?"

Die ernsten Züge des Ingenieurs erhellten sich.

„Übers Jahr kann er zu Wasser. Das sind knapp fünf viertel Jahre seit der Kiellegung, Herr Twersten."

„Da kann sich Spanien freuen. Das Schiff ist ihnen geschenkt. Als Grundstock zu einer neuen Flotte, meine ich."

„Sie halten eine Niederlage für gewiß, wenn es zum Kriege mit Amerika kommt?"

Twersten nickte. „Alte Repräsentationskasten, die spanische Armada. Die Flotte hat sich nicht rechtzeitig und — nicht andauernd verjüngt. Wie steht's mit den beiden Brambergs? Kann ich den genauesten Termin wissen, wann sie segelfertig sind, Feldermann?"

„Wenn es sein muß: Anfang April, Herr Twersten."

„Nehmen Sie an, es muß sein."

„Von morgen an wird auf beiden Dampfern in Nachtschicht gearbeitet werden. Ende März, Herr Twersten. Sie können den Termin als fest nehmen."

„Ich danke Ihnen, Feldermann. Guten Abend."

Er kehrte in sein Privatkontor zurück, stand nachsinnend am Fenster, die Hände auf dem Rücken, und wandte sich dann dem Telephon zu. „Bramberg u. Co. Nummer? Jawohl. Ich bitte. — Hallo! Hier K. R. Twersten. Herr Theodor Bramberg zugegen? Schön, ich warte. — — Sind Sie da, Bramberg? Hier Twersten. Freut mich, daß Sie noch auf dem Kontor sind. Wollen Sie mich in einer halben Stunde erwarten?"

Published 24. IV. 1909. Privilege of copyright in the United States reserved under the Act approved 3 March 1905 by August Scherl G. m. b. H., Berlin.



Digitized by Google

Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 09:19 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Bramberg rief zurück, daß er noch in den Frack müsse, und ob es besonders dringlich sei.

„Wenn ich es für unwichtig hielte, würde ich nicht persönlich zu Ihnen hinauskommen."

„Na denn in Gottes Namen. Man muß auch dem Geschäft ein Opfer bringen können. Ich warte also, Twersten, aber machen Sie es gnädig."

Eine halbe Stunde später saß Twersten dem Chef der Reederei Bramberg u. Co. gegenüber. Die Türen des Privatkontors waren geschlossen worden.

„Ein Glas alten Bordeaux gefällig, Twersten?"

„Danke. Ich trinke während der Arbeit nie. Lassen Sie mich dabei bleiben."

„Während der — Arbeit?" wiederholte Theodor Bramberg und zog ein langes Gesicht. „Ich vertrauensvoller Mensch denke, es handelt sich um eine Mitteilung und lasse Sie ein. Ja, Twersten, ich bedauere: aber gerade heute —"

Twersten beachtete den Einwurf nicht. „Ich möchte ein großes Geschäft zur Diskussion stellen. Ich betone: ein großes Geschäft. Es ist nicht für jeden, denn es gehört der Mut des Einsatzes dazu."

„Also auf deutsch: Eine Spekulation. Schlechte Zeiten dafür, Twersten."

„Spekulation! Überlassen Sie das doch den Glücksrittern. Ich spreche als Kaufmann zu Ihnen, Bramberg. Ein Kaufmann zum andern."

„Nun haben Sie mich wirklich neugierig gemacht. Ich bin ganz Ohr."

„Wie steht es mit dem Verladegeschäft nach der Havanna, Bramberg?"

„Ich unterhalte keine regelmäßige Verbindung dorthin. Nach Ostasien, ja, und seit kurzem Skandinavien. Doch das ist Ihnen ja bekannt."

„Ich meine," sagte Twersten, „wie es augenblicklich überhaupt um das Verladegeschäft nach der Havanna steht. Ob der Hamburger und der Bremer Markt stark engagiert sind. Ob auf feste Ordern oder auf eigene Rechnung."

„Sie werden sich hüten, die Hamburger wie die Bremer. Bei den Zuständen! Für feste Ordern ist fast niemals Deckung vorhanden, und auf eigene Rechnung — das wäre ja ganz verrückt! O nein, alles hält fest zurück."

„Gerade deshalb sollten Sie losschlagen, Bramberg." Twersten hatte sich aufrecht gesetzt.

Bramberg starrte ihn an. „Ich —?" stotterte er. Und dann lachte er unbändig. „Nein, Twersten, danke. Wenn das alles war? Nein, ich nicht. Ich ganz gewiß nicht. Suchen Sie sich einen Dümmeren, Twersten. Ich gehöre nicht zu dieser Kategorie."

„Weil ich Sie nicht dazu zähle, deshalb komme ich zu Ihnen. Das ist doch verständlich genug."

„Zu mir. Sehr schmeichelhaft. Aber ich muß danken. Andere sollen sich die Finger verbrennen."

„Mann," sagte Twersten mit eiskaltem Gesicht, „gerade der Gefahr wegen! Prickelt Sie das nicht? Die Gefahr zu berechnen und unterzukriegen? Mehr Mut zu besitzen als die Kaffeehändler? Kaffee verladen kann jeder. Das ist kein kaufmännisches Kunststück."

„Also, es handelt sich doch um eine Spekulation, Twersten."

„Nein. Es handelt sich um einen kühnen Schachzug, der zeigt, ob wir Meister oder Stümper sind. Ob wir imstande sind, nur unser Hauptbuch oder auch das Hauptbuch der Weltgeschichte zu überblicken. Ob wir Kaufleute sind, die mit großen Situationen zu rechnen verstehen, oder Krämer, die ihre Politik ins Wirtshaus tragen. Haben Sie mich nun verstanden, Bramberg?"

Theodor Bramberg betrachtete seine Hände. „Ich frage noch gar nicht," begann er reserviert, „um was es sich handelt. Sicher sind es ganz bestimmte Vorschläge, die Sie mir machen wollen, und selbstverständlich nicht umsonst." Und er blinzelte über die Kneifergläser zu seinem Gast hinüber. „Ja, da möchte ich Ihnen doch vorher noch etwas sagen. Der Geldmarkt ist flau. Meine eigenen Dispositionsfonds — ich weiß nicht, ob ich mich dazu entschließen könnte. Sie ja, Sie haben immer den großen Zug. Als Schiffsbauer. Wenn wir uns kräftig regen und immer mehr riskieren, blüht auf Ihrer Werft der Weizen. Sehen Sie, Twersten, da habe ich nun auf Ihr Drängen und auf das Drängen meiner Frau diese ungeheuren Summen für den Neubau der ‚Ingeborg' und den Umbau des ‚Theodor Bramberg' ausgeworfen. Die wollen doch auch bezahlt sein. Die Kontrakte lassen nicht mit sich spaßen. Die melden sich durch K. R. Twersten auf Tag und Stunde. Und nun wieder ein neues Geldrisiko? Ach nein. Lieber nicht."

Twersten kreuzte die Arme. In seinem Gesicht stand nichts zu lesen.

„Wenn der Kontrakt Sie drückt, Bramberg, wenn Sie nachträglich anderen Sinnes geworden sein sollten — nun, ich stelle Ihnen frei, in dieser Stunde von dem Kontrakt zurückzutreten."

Theodor Bramberg erhob sich langsam. Seine Augen forschten scharf in dem Gesichte seines Gastes.

„Oho! So stolz, Twersten? Da steckt etwas hinter."

„Seit einer halben Stunde erzähle ich Ihnen, daß ein Geschäft dahinter steckt. Aber ich werde mich hüten, Ihnen heute mehr zu sagen."

„Ein Geschäft, das Sie veranlassen könnte, die beiden Dampfer zu übernehmen?"

„Ohne mit der Wimper zu zucken, Bramberg, und mit einem schönen Dank für Sie."

„Wann würden Sie mir Näheres darüber sagen können."

„In wenigen Tagen. Sobald ich die genauen Kalkulationspläne ausgearbeitet habe. Vielleicht in einer Woche. Es gilt außerdem: Fühlhörner ausstrecken. Fühlung nehmen. Aber das lassen Sie meine Sorge sein. Es ist Kinderspiel."

„Was für Sie nicht alles Kinderspiel ist", murmelte Bramberg mit einem gezwungenen Lachen. „Bargeld ist mir lieber. Nun, also, ich überleg's mir."

Nun erhob sich auch Twersten. Er streckte dem Chef des Hauses die Hand hin.

„Und Sie versprechen mir, Bramberg, kein Wort nach außenhin, nicht eine Andeutung oder dergleichen."

„Gern," sagte Bramberg, „mein Wort", und er



Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 09:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957 Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schnitt eine humoristische Grimasse. „Ich weiß ja nämlich selber nichts."

„Ich an Ihrer Stelle," erwiderte Twersten, und ein Lächeln ging über sein Gesicht, „ich würde, wenn ich so viel erfahren hätte wie Sie von mir, das Geschäft allein machen."

„Und allein hereinfallen. Wie gesagt, ich überlege es mir. Wo fahren Sie hin? Ich muß nach Hause und in den Frack, und zwar schleunigst. Kommen Sie mit?"

„Ich könnte Ihrer Frau guten Abend sagen. Oder gehen Sie zusammen aus?"

„Wo denken Sie hin? Bühnenball! Mit der Frau? Sonst könnte mir wirklich nichts fehlen."

Draußen wartete das Brambergsche Coupé. Sie stiegen ein und fuhren in raschem Trabe zu der Uhlenhorster Villa. Und während Theodor Bramberg sofort sein Ankleidezimmer aufsuchte, ließ sich Twersten der Frau des Hauses melden und wurde sogleich empfangen.

„Ich komme nur auf einen Augenblick," sagte er und hielt ihre Hand in der seinen, „aber als Bramberg mir seinen Wagen anbot, konnte ich der Versuchung nicht widerstehen. Ich war bei ihm auf dem Kontor, um ihn wegen eines Geschäftes zu sondieren."

„Wegen eines Geschäftes? Und zunächst nur — sondieren? Das muß etwas Großes sein."

„Erraten", antwortete er erfreut. „Wir verstehen uns doch ohne viele Worte."

„Gehört der Abend mir?" fragte sie und bot ihm seinen Lieblingssessel.

Er schüttelte den Kopf. „Angèle hat mir eine Ueberraschung bereitet. Sie war persönlich bei mir draußen auf der Werft, was, glaube ich, nur zwei- oder dreimal in den ersten Jahren unserer Ehe der Fall war. Mit dem morgen ausgehenden Dampfer reist sie wieder einmal nach Hause. Ihre Familie in Santiago liegt ihr näher am Herzen als ihre Familie in Hamburg. Ich mußte sie gehen lassen."

Ingeborg Bramberg sah beklommen zur Erde.

„Ich weiß nicht," sagte sie endlich, „ob ich diese Reise als ein Glück oder ein Unglück betrachten soll. Gerade mir steht darüber kein Urteil zu." Sie hob den Kopf und blickte ihn freimütig aus ernsten Augen an. „So wahr ich vor dir stehe, ich möchte nur dein Bestes."

„Ja", erwiderte er einfach. „Diese Gewißheit ist mir Friede und Ansporn geworden."

Noch eine Weile standen sie und blickten sich schweigend an. Und dann reichten sie sich, beide aus demselben Impuls heraus, aufs neue die Hand.

„Ich muß jetzt gehen, nachdem ich dich gesehen habe. Der Abend gehört ihr."

„Ich brauche dich nicht zu bitten. Deine Empfindung sagt dir das Richtige."

„Gute Nacht, Ingeborg. Das sollst du immer von mir sagen. Dann lohnt es sich."

„Gute Nacht, Karl. Ich werde es nie wieder sagen, denn ich müßte mich wegen dieser Torheit schämen."

Als Twersten nach Hause kam, meldete ihm der Diener, daß die gnädige Frau und der junge Herr in die Oper gefahren seien. Er zeigte keinerlei Überraschung, ließ sich ein Glas Wein und kalte Küche servieren und setzte sich mit den Abendzeitungen in den durchwärmten Salon. Gegen elf Uhr fuhr der Wagen vor, und Angèle trat mädchenfröhlich mit Robert ins Zimmer. Er begrüßte sie, ohne mit einem Wort seinen einsamen Abend zu erwähnen.

„Habt ihr euch gut unterhalten? Nun werdet ihr hungrig sein." Er legte die Zeitungen beiseite und setzte sich noch einmal mit ihnen zu Tisch. „Ich nehme noch ein Glas Wein. Auf eine gute und glückliche Reise, Angèle." — —

Am nächsten Abend fuhr Frau Angèle Twersten zum Hafen. Die Dienstboten rannten mit rotgeweinten Augen treppauf und treppab durch das Haus, suchten in den Zimmern nach liegengebliebenen Gegenständen und waren glückselig, der Herrin noch einen Liebesdienst erweisen zu können. Nun standen sie wieder wie damals bei der Heimkehr der Hausfrau in einer Reihe im Flur des Hauses.

„Adieu, Kinder", rief Frau Angèle und drückte alle die Hände, die sich ihr entgegenstreckten. „Bleibt brav, hört ihr, bleibt brav!"

Ein Schluchzen folgte ihr, als sie in den Wagen stieg.

Dann kam der Abschied auf dem Dampfer. Leidenschaftlich umarmte Robert die Mutter, und sie küßte ihn auf die Augen und aufs Haar und flüsterte: „Auf Wiedersehen, mein Bob, auf baldiges Wiedersehen."

„Lebe wohl, Carlos."

Er nahm ihren Kopf zwischen seine Hände und sah sie lange an. Als suchte er unermüdlich. . . . Immer noch.

„Lebe wohl, Angèle", und er küßte sie auf die Stirn.

So nahmen sie Abschied. —

Die Schiffsglocke läutete, die Verbindungsbrücken mit dem Land wurden eingeholt. Rasselnd stieg der Anker vom Grund. Ein lang hingellender Pfiff, und die Maschine nahm die Arbeit auf. Das Schiff vollzog eine Schwenkung, wand sich graziös durch das Hafenbecken und glitt in den Strom.

Stumm fuhr Karl Twersten mit seinem Sohne heim. In der Jugend hatte er sie gefunden, die jetzt heimreiste. Aber er wußte, daß das Schiff seine Jugend nicht mit von dannen tragen konnte. Nicht das, was er seine Jugend nannte.

Das blieb, solange er Gedanken hervorbringen konnte, die Taten zeugten.

Und er nahm den Sohn mit sich auf sein Zimmer und behielt ihn bis in die Nacht bei sich. —

10. Kapitel.

Ein Fieber hatte die Twerstensche Werft ergriffen. Es zuckte durch die Maschinenhalle und die Kesselschmiede, es ergriff die Tischlerei und die Klempnerwerkstätten, und der Herd, von dem es nach allen Seiten ausstrahlte und keine Stelle des Betriebes übersprang, lag seitwärts der Werft, in dem Schanzengraben, in dem die Brambergschen Schiffe zur Ausrüstung verholt waren. Tag und Nacht klapperten die Hämmer, sang und seufzte der Stahl, knirschte die Säge und pfiff der Hobel. Das Heer der Zyklopen machte Musik, und


Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:19 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die sehnigen, schweiß- und staubgefärbten Gestalten hatten ihre wilde Freude daran.

Schon war der „Theodor Bramberg" bei der Toilette der Bord- und Kabinenbekleidung, und die bärtigen Kammerfrauen fegten und putzten, klopften und installierten, daß jedes Menschenwort verloren ging. Dicht an der Kaimauer lag die „Ingeborg". Und der Kran auf dem Kai hob rastlos die gewaltigen Maschinenteile ins Schiff und die Hundertzahl der schweren Ausrüstungstücke, die von unermüdlichen Händen gerichtet und eingebaut wurden, tagein, tagaus. Nur eine Spanne noch, und auch hier würde die Schar der Kammerfrauen und Bekleidungskünstler ihres Amtes walten.

Ein westlicher Wind, der vorzeitig den Frühling versprach, schmeichelte in der Luft. Blank stand die Februarsonne am Himmel, und die Wasser des Hafens kicherten und schäkerten wie Mägde, wenn der schönste Bursch naht.

Der spanische Schiffsingenieur, der den Bau des Kreuzers beaufsichtigte, blieb kalt und schweigend. Der westliche Wind tat ihm nicht wohl, und die Sonne freute ihn nicht. Zuweilen schritt er von der Helling langsam hinüber nach dem Schanzengraben, warf einen Blick auf die schmucken, starken Schiffe, die so bald schon ihre Fahrt antreten würden, und kehrte langsam zur Helling zurück. Auch heute stand er und beobachtete ernst den Fortschritt der beiden Brambergs, als der Chef der Werft grüßend zu ihm trat. Eine Weile blickten sie beide stumm auf die Schiffe.

„Wenige Wochen noch," sagte Twersten, „und sie können unter Dampf gehen. Gott sei Dank."

„Ich wollte," entgegnete der Schiffsingenieur, „dieses Gott sei Dank könnte aus meinem Munde kommen."

Twersten streifte sein finsteres Gesicht mit einem Blick. „Haben Sie die letzten Zeitungen gelesen?"

Der Spanier machte eine heftige Bewegung. „Unerhört! Diese Hetze der amerikanischen Presse ist unerhört!"

„Es wäre nicht so schlimm, wenn sich nicht die Börse davon abhängig machte."

„Spanien ist reich genug. Man kennt ja gar nicht die Reichtümer, die in Spanien aufgesammelt liegen."

„Was hilft das," sagte Twersten ernst, „wenn die Mittel fehlen, diese Reichtümer nach hierhin und dorthin zu werfen oder — sie nur zu schützen."

„Das ist es", und der Schiffsingenieur biß sich in die Lippe. „Aber unsere Flotte spricht auch noch mit."

„Das wird sie. Sie haben tapfere Männer. Aber Sie werden Ihre Flotte teilen und wieder teilen müssen, um Ihre Kolonien vor unerwarteten Handstreichen zu schützen. Kuba, Portoriko, die Philippinen. Und Ihre Schiffe sind fern von der Heimat, während Amerika die gewaltige Operationsbasis stets dicht im Rücken hat."

„Sagen Sie es mir nicht. Ich weiß es lange!"

Nur einen Augenblick zögerte Twersten. Dann fuhr er ruhig fort: „Ich erwähne das alles auch nicht, um Ihnen den Mut zu beschneiden, sondern um Sie auf neue Hilfsquellen hinzuweisen."

Der Schiffsingenieur zuckte die Achseln. „Soeben erst sprachen Sie es selber aus, daß die Börse nach Amerika hin gravitiert. Können Sie mir von der Hamburger Börse Angenehmeres berichten?"

„Nein", entgegnete Twersten. „Die spanischen Werte fallen rapide. Und Segelordern auf Kuba werden kaum noch angenommen. Geben Sie acht, es wird dort bald am notwendigsten fehlen. Tritt eine Blockade der kubanischen Häfen ein — ich meine, wenn die Kriegserklärung wirklich erfolgen sollte —"

„Daran ist nicht mehr zu zweifeln. Amerika will sie."

„Nun, so werden Sie erleben, daß die Magazine auf Kuba leer sind und die Soldaten auf nackten Füßen und in Lumpen fechten."

Wieder schwiegen sie und blickten hinüber nach den beiden Schiffen.

„Es ist wahr," sagte endlich der Schiffsingenieur, „was soll ich es Ihnen verhehlen. Was uns not tut, sind Schiffe, Schiffe und wieder Schiffe. Wenige Wochen noch, und kein spanisches Kauffahrteischiff wagt sich mehr in das Gebiet der Antillen. Wir müssen Vorsorge treffen. Ich habe es erst gestern wieder der Regierung geschrieben."

„Sie meinen — Schiffe chartern, die die Flagge einer anderen Nation deckt. Sie werden niemand für das Wagnis finden."

„Nun denn — kaufen!"

„Kaufen. Das ließe sich eher hören. Aber mit den Schiffen hätten Sie noch nicht — die Ladung."

„Ich denke Tag und Nacht darüber nach. Der spanische Kaufmann hat in dieser Krise nicht mehr den Wagemut. Und der ausländische hält sich wohlweislich zurück. Schiffe mit der Ladung, Herr Twersten! Haben sie die Ladung gelöscht, können wir sie als Hilfskreuzer oder als Proviant-, Lazarett- oder Kohlenschiffe im Verband der Flotte gebrauchen."

„Schiffe wie diese da", sagte Twersten und wies auf die beiden Dampfer.

Der Spanier sah ihn scharf an. „Sie lesen in meiner Seele, Herr Twersten. Ja, wie diese da. Ich komme nicht umsonst so oft hierher. Bei allen Heiligen, es ist nicht bloße Augenweide, was mich treibt."

„So telegraphieren Sie Ihrer Regierung, sie solle mir mit ausreichenden Vollmachten versehene Kommissare senden."

Der Spanier fuhr herum. Seine Augen funkelten.

„Ist das — eine ernstgemeinte Offerte, Herr Twersten?"

„Sie werden, soweit ich es übersehen kann, in ganz Hamburg keine zweite finden."

Der Spanier atmete tief. „Diese Schiffe da, diese schönen, stolzen Schiffe", sagte er fast zärtlich. Und er sammelte sich und wurde zum zielbewußten Geschäftsmann. „Es ist keine Zeit zu verlieren. Ich werde telegraphieren. Sie übernehmen die Lieferung der Schiffe und der Ladung, die Ihnen vorgeschrieben wird, und führen den Auftrag auf kürzestem Wege aus. Und Ihre Kapitäne bringen die Schiffe hinüber. Ihre Firma deckt sie. Nur so ist die Sicherheit nach menschlichem Ermessen gewährleistet. Haben Sie noch etwas hinzuzufügen, Herr Twersten?"

„Es ist selbstverständlich," erwiderte Twersten im geschäftlichen Tone, „daß das ganze Unternehmen unter den Garantien der spanischen Regierung vor sich geht.



Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 09:19 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957 Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Das wäre die Grundbedingung. Über alles andere werden wir uns einigen. Ersuchen Sie telegraphisch um eine zunächst prinzipielle Erklärung. Bis zum Abend könnten Sie von Madrid Antwort haben. Es ist erst zehn Uhr früh."

Der Spanier verabschiedete sich mit einem kurzen Händedruck, und Twersten suchte sein Privatkontor auf.

„Nun gilt es", sagte er sich, als er an seinem Schreibtisch saß. „Kaltblütigkeit und raschen Verstand. Jetzt spielt schon der Telegraph und engagiert meinen Namen für die Verhandlung. Das ist ein Geschäft, dessen sich Fürsten und Kanzler nicht zu schämen brauchten. Und wenn ich Bramberg zwingen müßte, er soll mit!"

Und mit einem Male stand ihm Ingeborgs Bild vor Augen.

„Er soll mit!" wiederholte er sich, und dann begab er sich an die Tagesarbeit.

Man meldete ihm, daß Herr Martin Vanheil antelephoniert habe, wann Herr Twersten persönlich zu sprechen sei.

„Ich werde, wenn ich zur Börse fahre, an seinem Kontor halten lassen. Bestellen Sie das, bitte."

Und der Morgen ging hin, und er arbeitete weiter, bis der erste Prokurist erschien und ihn an die Zeit mahnte. „Ach richtig, ich habe Vanheil den Besuch zugesagt. Hoffentlich hält Friedrich schon am Hafentor."

Der Wagen hielt, als er aus der Barkasse sprang, und sofort fuhr er zu Vanheil.

An ihrem Schreibtischplatz saß Marga dem Vater gegenüber. Wenn sie plötzlich aufblickte, sah sie schwere Sorgenfalten im Gesicht des Vaters, die sofort verschwanden, wenn der Alte den Blick der Tochter verspürte.

Nun legte sie entschlossen die Feder nieder.

„Vater," sagte sie, „bin ich nicht deine getreue Mitarbeiterin? Habe ich nicht etwas gelernt unter deiner und des alten Rochus Leitung? Mir sind doch keine geschäftlichen Dinge mehr fremd. Also sage mir, was ist?"

„Du bist meine liebe, lüttje Deern", scherzte der Alte und nickte ihr zu.

Sie schüttelte abwehrend den Kopf.

„Nicht so, Vater, ich bitte dich herzlich, deine ‚liebe Deern' will ich bleiben, aber deine ‚lüttje Deern', sieh, das bin ich längst nicht mehr. Blick mich nicht so erschrocken an. Ich bin Mitarbeiterin der Firma Martin Vanheil. Daran solltest du dich doch gewöhnen, Vater, und gern gewöhnen."

„Hab ich dir denn schon gekündigt, Fräulein Buchhalterin?"

„Ich bin Zeit deines Lebens unkündbar hier angestellt. Und aus der Firma gehe ich nicht wieder heraus. Meine Arbeit hier ist mir heiliger Lebensernst."

„Du bist ein mächtig resolutes Frauenzimmer", sagte der alte Vanheil und blickte sie bewundernd an. „Aber wenn du auch noch eine viel größere Forsche entwickeltest, ich habe ganz gewiß keine schweren Geheimnisse . . ."

„Du hast Sorgen, Vater."

„Ah, keine Spur."

„Ich seh es dir doch am Gesicht an."

„Dann muß mein Gesicht wohl lügen."

„Nein, Vater, für mich lügt dein Gesicht nie. Darin lese ich nun schon seit Jahr und Tag."

„Was? Da kann einem ja höllisch bange werden! Und so was setze ich mir vertrauensselig gegenüber."

„Nun ist es gut, Vater", sagte Marga bittend. „Ich weiß, daß dir das Scherzen Freude macht. Und ich freue mich auch darüber. Aber jetzt wollen wir einmal ganz, ganz ernst miteinander sprechen. Wie zwei Kampfgenossen. Oder traust du mir keinen Mut zu?"

„Wie zwei Kampfgenossen — —" wiederholte der Alte, und er gab den Worten einen seltsam vibrierenden Klang. „Meine liebe lüttje Deern im Kampf? Da sei Gott vor! Also, Deern, mach, daß du deine Briefe fertigkriegst. Es liegt kein Grund zur Trübsal vor. Avanti!"

Marga nahm die Feder auf. „Du hast kein Zutrauen zu mir, Vater. Das schmerzt."

„Kind, Kind, ich bin doch noch kein Mummelgreis? Ich kann doch noch meine Firma führen und meine Familie ernähren? Wer hat kein Zutrauen? Ihr oder ich? So, ja, nun schämst du dich, und soeben sollte ich mich schämen. Gib die Hand her, dumme Deern. Wir haben uns schon längst wieder vertragen. Wie? Haben wir?"

„Ja, Vater", erwiderte sie, und gegen ihren Willen wurden ihre Augen feucht. „Können wir mit der ‚Norge' noch fünfzig Faß Branntwein für Schmidt Söhne laden? Für Christiania, Vater?"

„Die trinken dort auch hundert, trotz der Abstinenzbewegung. Ja, nimm an. Herrgott, ist das ein trinkseliges Land! Ich könnte dir erzählen."

„Da fährt die Twerstensche Equipage vor!" Erregt stand Marga am Fenster und sah Karl Twersten aussteigen. (Fortsetzung folgt.)

Modewörter.

Von Direktor Dr. Hermann Jantzen, Königsberg i. Pr.

Frau Mode ist nicht nur die gewaltige Herrscherin im Reich der Kleider- und Haartrachten, der Bau- und Möbelformen und sämtlicher anderer Erscheinungen unserer äußeren Kultur, sie übt auch auf geistigen Gebieten und nicht zum wenigsten auf dem der Sprache und ihrer Entwicklung einen nicht unerheblichen Einfluß aus. Hier freilich ist er nicht so unbedingt offensichtlich und augenfällig, er drängt sich nicht so unmittelbar in den Vordergrund, weil man hier eben ganz allgemein nicht so scharf zu beobachten pflegt wie dort. Gerade in unserer Zeit aber hört man gar oft Klagen sprachlich geschulter und fein empfindender Männer über eine gewisse Verwilderung unserer Muttersprache, und nicht ganz mit Unrecht. Stil und Darstellungsform sind eben eine Kunst, und das rastlose, mit beispielloser Schnelligkeit dahinbrau-



Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sende Vorwärtsstreben unserer Gegenwart, insbesondere auch die ungeheure Fülle der Presse-, Zeitschriften- und Buchliteratur sind einer künstlerisch feingeprägten Sprachentwicklung nicht eben günstig. Was Wunder also, wenn unter dem Zwang der Geschwindigkeit, in dem Wunsch, möglichst eindrucksvoll zu sein, gewisse Wörter und Wendungen, die bei ihrem ersten Auftreten als neu oder besonders kraftvoll wirkten, immer und immer wieder in allen möglichen Zusammenhängen gebraucht werden, bis sie schließlich, abgegriffenen Münzen gleichend, völlig verblassen, ihre eigentliche Bedeutung verlieren, mitunter lächerlich und verächtlich werden, manchmal aber auch gänzlich wieder der Vergessenheit anheimfallen.

Wollte man den Modewörtern und ihrer Geschichte mit den schweren Waffen der Wissenschaft zu Leibe gehen — was bisher übrigens in einigermaßen erschöpfender Weise noch nicht geschehen ist — so würde sich ein ungemein fesselndes, formenreiches, aber nicht leicht zu skizzierendes Bild ergeben. Ihre Geschichte ließe sich bei den verschiedensten Völkern bis in die ältesten Zeiten verfolgen, und es würde sich eine vielfache Gliederung, einmal nach Literaturgattungen und Stilformen in der Schriftsprache, ferner nach verschiedenen Gesellschaftsschichten und -ständen in der Umgangsprache aufweisen lassen. In einem kurzen Aufsatz an dieser Stelle können natürlich nur einige wenige Stichproben dargeboten werden.

Reich an Modewörtern ist insbesondere der epische Stil aller Völker. Die sogenannten stehenden oder schmückenden Beiwörter sind im Grunde nichts anderes. Nur dem Zwang des Brauches, der Mode folgend, werden die großen Helden in Homers Dichtungen unentwegt die „göttergleichen" genannt, selbst wenn sie sich in denkbar traurigsten und unwürdigsten Lagen befinden, und in unserem Nibelungenlied heißt König Gunther ruhig der „edle König", auch wenn er eben die größte Niederträchtigkeit an seinem Schwager begeht, und der „hochgemute" oder gar „stolze", auch wenn die starke Brunhild ihn eben schmählich gedemütigt hat.

In der englischen und französischen Literatur stehen die Zeitalter des Euphuismus und des Preziösentums ganz ausgesprochen unter dem Zeichen der Modewörter und -wendungen. Der Engländer John Lyly hat in seinen beiden berühmten Romanen von „Euphuës" (1579 und 1580) für Jahrzehnte das Muster eleganter, modischer — höchst gezierter — Redeweise aufgestellt, und Molière hat 1659 in seinem Lustspiel „Die lächerlichen Gezierten" diese Sucht, nichts mehr natürlich, sondern alles nur in einer beispiellos gekünstelten und verstiegenen Form ausgesprochen, sehr vergnüglich gegeißelt. Der gute Geschmack und die Mode jener Zeiten erforderten es, daß man etwa einen Stuhl „die Bequemlichkeit der Unterhaltung", die Nase „die Pforte des Gehirns", die Wangen aber „den Thron der Scham" benannte — und wir können uns heute noch über dergleichen Geschmacklosigkeiten wundern oder ärgern, wenn wir sehen, daß z. B. auch Shakespeares Jugendwerke von ihnen voll sind.

Die deutsche Sprache hat natürlich nicht minder derartige Vorgänge in ihrer Geschichte zu verzeichnen. Was im 17. Jahrhundert in gewählter deutscher Sprache Mode war, zeigt vielleicht am besten eine Probe aus einem Liebesgedicht des Schlesiers Hofmann von Hofmannswaldau (1619—76), die keineswegs als besonders auffällig herausgesucht ist, sondern als typisch für damalige Ausdrucksweise gelten kann; sie lautet:

> Amanda, liebstes Herz, du Brustlatz kalter Herzen,
> Der Liebe Feuerzeug, Goldschachtel edler Zier;
> Der Seufzer Blasebalg, des Traurens Löschpapier,
> Sandbüchse meiner Pein und Baumöl meiner Schmerzen,
> Du Speise meiner Lust, du Flamme meiner Kerzen,
> Des Mundes Alikant, der Augen Lustrevier,
> Der Komplimenten Sitz, du Meisterin zu scherzen,
> Der Tugend Quodlibet, Kalender meiner Zeit,
> Du Andachtsfackelgen, du Quell der Fröhlichkeit,
> Der Zungen Honigseim, des Herzens Marzipan,
> Und wie man sonsten dich, mein Kind, beschreiben kann.

Steht dieses Jahrhundert durchaus unter dem Zeichen der Fremdwörterei und des übermäßigen Schwulstes, so führt uns das nächste in das Zeitalter der Gefühlsschwärmerei, der Aufgeregtheit, der Originalitätshascherei, des „Sturmes und Dranges". Es ist bezeichnend, wie gerade das Wort „fühlen" mit seinen Ableitungen und Zusammensetzungen damals eine hervorragende Rolle spielt. Hier einige Beispiele: Fühlend, fühlbar, gefühlvoll, Alltagsgefühl, Dank-, Dichter-, Griechen-, Hoch-, Kraft-, Lebens-, Löwen-, Lust-, Miß-, Mit-, Wonne-, Wohl-, Wollust-, Zartgefühl. Diese und viele andere kamen damals auf und herrschten zunächst rein als Modewörter; heute sind einige wieder verschwunden, andere aber in unseren gewöhnlichen Wortschatz übergegangen. Sehr beliebt war in jenen überschwenglichen Zeiten auch das Wörtchen „seraphisch", woraus ein boshafter Zeitgenosse aber „sehr affisch" zu machen pflegte.

Die Gegenwart bietet uns eine schier unerschöpfliche Fülle der Erscheinungen, aus der wir auf gut Glück einiges herausgreifen. Das alte Uebel des deutschen Volkes, die Fremdwörtersucht, herrscht noch immer, trotz aller wohltätigen und zum Teil ja auch erfolgreichen Bestrebungen des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins, am meisten und schlimmsten auf dem Gebiet der „Mode", das natürlich auch eine Menge Modewörter liefert. Sie bringt es mit sich, daß fast der Gesamtbestand der weiblichen und ein gut Teil der männlichen Kleidung französische oder englische Namen trägt, vom Korsett, Jupon und Dessous bis zur Robe, zum Jackett oder Cape, von der Boxcalfstiefelette bis zum Smoking, Serviteur und Chapeauclaque. Ein getreuer Bundesgenosse der Mode ist der Sport. Wer dem „Lawn-Tennis" huldigt, muß unbedingt „out" rufen und englisch zählen, auch wenn er sonst keine Ahnung von der Sprache hat. Eine rühmliche und schöne Ausnahmestellung unter den Sportausdrücken nimmt allerdings das Wort „radeln" mit seiner Sippe ein; hier sind die Bizykle, Trizykle und das zungenbrecherische „Veloziped" vor der sieghaften Einfachheit des deutschen Wortes „Rad" gewichen — vor allem auch deswegen, weil es so gut ableitungsfähig ist — aber Velodrom, Training, Start, Rekord und manches andere ist leider geblieben. Der „Automobilismus" dagegen hat uns den höchst überflüssigen „Chauffeur" beschert, und mit den Siegen der Luftschiffahrt ist uns auch ein neues Wort zugeflogen, das alsbald von der Fach- und Zeitungsliteratur mit Begeisterung aufgenommen wurde, obgleich es von Rechts wegen überhaupt kein Wort, sondern eine gänzlich falsche Mißbildung ist: „Aviatiker". Das soll Luftschiffer bedeuten. Die sprachliche Ableitung aber führt auf lateinisch aviaticus, d. h. großmütterlich von avia = Großmutter. Der Erfinder des Wortes dachte vermutlich an latei-



Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:19 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nisch avis = Vogel, aber davon ist nur ein Eigenschaftswort aviarius möglich und vorhanden; auch eine Ableitung von französisch aviateur = Luftschiffer konnte nicht zu der Form Aviatiker führen.

Küche und Gesellschaftsaal, Speise- und Tanzkarte bieten fernere Beispiele für die Vorherrschaft fremdsprachlichen Modewörterunfugs.

Fachausdrücke aus Wissenschaft und Technik dringen in starker Zahl in unsere Alltagsprache ein — zuerst als Modewörter — und den fremden fällt dabei selbstverständlich der Löwenanteil zu. Immermehr greift die Unsitte um sich, nach dem Muster mancher Kunstgelehrter nur noch vom „Quattrocento" und den „Cinquecentisten" zu reden, denn das ist ja moderner und viel schöner, als wenn man „das 15. Jahrhundert" oder „die Künstler des 16. Jahrhunderts" sagte. Seit dem Anfang unseres Jahrhunderts werden die Schlagwörter „Heimatkunst", „Höhenkunst", „Erdgeruch", „bodenständig" u. a. wie das schon ältere „Milieu" fast zu Tode gehetzt, während die kurze Zeit recht beliebten „Neutöner" schon wieder ausgelebt zu haben scheinen. Viele Techniker können immer noch nicht ohne Horse-power auskommen, weil ihnen wohl die „Pferdekraft" zu deutsch ist, und aus Flottenkreisen droht uns besorgniserregend die wegen ihrer Kürze beliebte Form „Der Atlantik".

Werfen wir einen kurzen Blick auf einige Gesellschaftschichten und Stände, so tritt uns, namentlich in der Umgangsprache, eine neue Fülle von Modewörtern entgegen. Im Kreise der upper ten (bei uns in Deutschland nennen sie sich in der Reichshauptstadt auch gern tout Berlin) muß bekanntlich alles „schick" sein; seit kurzem gibt es auch eine geschmackvolle Steigerung hierzu in der Form „totschick"; man kann dafür aber auch „tipptopp" sagen, was auch noch als durchaus „fair" gilt, während „pik, pikfein oder piko" bereits eine kleine Stufe tiefer steht. Die jüngste Errungenschaft auf diesem Gebiet dürfte der Ausdruck „gent" sein, der, aus dem englischen „gentleman" verkürzt, sowohl als Hauptwort wie als Eigenschaftswort gebraucht wird und in den Formen „plus gent — minus gent" anmutige Abstufungen zuläßt.

Ein Gegenstück zu diesen Ausdrücken bringt die zu schwärmerischer Zärtlichkeit und gelegentlichen kleinen Uebertreibungen neigende Backfischsprache. Sie bewegt sich mit Vorliebe in Wörtern wie „entzückend, himmlisch, reizend, süß, nett, wundervoll" und dergl. und schreckt auch vor einer „Umwertung aller Werte" — selbst der sprachlich logischen — nicht zurück, wenn sie Verbindungen gebraucht, wie „riesig klein, furchtbar nett, sich entsetzlich amüsieren" u. a.

Dem Studentenleben und seiner Sprache verdanken wir auch so manches Modewort. Neben „Moos, Philister, Bude" sei an „Kommers" erinnert; ursprünglich bezeichnet das Wort nur eine akademisch-studentische Trinkgesellschaft, dann wurde es auf Schülerzechgelage übertragen, und jetzt veranstaltet jede beliebige Gemeinschaft, möge sie nun aus Studenten, Handlungsgehilfen, Turnern oder Sangesbrüdern bestehen, ihren „Kommers". — Studentischen Kreisen dürfte auch die Sitte entspringen, sich zur Bezeichnung gewisser Wortverbindungen auf die Aussprache der Anfangsbuchstaben zu beschränken. Wie der Student kurzweg den „Bierverruf" B. V., den „Seniorenkonvent" S. C., den „Akademischen Turnverein" A. T. V., ein Mitglied desselben sogar „A. T. Vauer" nennt, so bürgert sich diese vielleicht praktische, aber weder sprachlich noch ästhetisch schöne Sitte auch anderswo ein; in Königsberg haben wir z. B. einen „W. d. B." = „Wirtschaftsverband der Beamten", ganz allgemein bekannt ist die „Hapag", was gegen den vollen Namen „Hamburg-Amerika-Paketfahrtaktiengesellschaft" allerdings eine erhebliche Ersparnis an Zeit und Kraft bedeutet.

Aber auch ganz allgemeine sprachliche Ausdrucksformen können zu Modewörtern werden. Eins der jüngsten und häufigsten ist „einsetzen", das wohl von der Musik, wo es das Eintreten einer neuen Stimme bedeutet, auf alle möglichen Gebiete übertragen wird; so kann gegenwärtig der Regen, der Frühling, die Frauenbewegung, eine Entwicklung, ein Umschwung, eine neue Politik, eine Spielzeit, und wer weiß was noch alles, „einsetzen", wobei an dem Worte überhaupt keine bestimmte Vorstellung mehr haftet; wie unklar das häufig den Ausdruck macht, erkennt man besonders, wenn man sich nach besser passenden Ersatzmöglichkeiten umsieht. Oberflächlichkeit und Gedankenlosigkeit verrät auch der allzu häufige Mißbrauch des Wortes „ansprechen". Oder wirkt es etwa nicht erheiternd, wenn man z. B. liest, daß „Beile und Aexte aus der Steinzeit teils als Werkzeuge, teils als Waffen anzusprechen sind", oder wenn gar ein Gelehrter eine Mumie als die Leiche einer ägyptischen Prinzessin anspricht? — In den Zeiten bald nach dem Auftreten des Sühneprinzen war einmal der „Kotau" ein höchst beliebter Ausdruck; das „Gigerl" hat sich auch schon überlebt, „voll und ganz" ist so abgenutzt, daß man es bereits für lächerlich hält. Dagegen wuchert heute üppig das Wörtlein „gegenüber", statt dessen man meist eine kürzere Ausdrucksweise wählen sollte. „Erstklassig" — übrigens Ersatz für das verschwindende „exquisit" — blüht und gedeiht jetzt bei allen passenden und unpassenden Gelegenheiten (z. B. für Zigarren, Gelehrte, Kundenkreis, Pferde, Automobile, Etablissements, Geschäftsreisende, Hotels, Bücher und so ziemlich alles andere) und wird zuweilen von ganz geschmackvollen Sprachmeistern durch „erstrangig" ersetzt, was wenigstens eine gewisse Heiterkeit hervorruft. Andere solche Wörter sind etwa noch „auslösen, pulsieren, Auftakt, werten, Einschlag" u. a.

Doch genug der Beispiele, die jeder, der nur etwas unser Sprachleben zu beobachten versteht, nach Belieben vermehren kann. Hat es denn aber überhaupt einen Zweck, dergleichen zu beobachten? Doch wohl. Denn wer ein bißchen geschichtliche Sprachkenntnis oder auch nur ein warmes Gefühl für seine Muttersprache hat, wird dabei bald bemerken, wie viel Unschönes und Ungenaues, wie viel Unklarheit, Widerspruch, ja Widersinn, welch unwürdige blinde, oft genug verständnislose Nachahmung fremder Völker in den meisten sogenannten Modewörtern enthalten ist. Und wer erst den Schaden erkannt hat, der vermag dann wohl auch in seinem Kreise, sei es in der Familie, in der Schule oder in Vereinen, dahin zu wirken, daß man wenigstens in gewählter Rede und Darstellung sein Augenmerk darauf richtet, solche Sachen zu vermeiden oder zu bekämpfen. Wohl ist anzuerkennen, daß Modewörter zuweilen auch zu dauerndem, vielleicht sogar wertvollem Besitz unseres Sprachgutes werden; aber die Sprachgeschichte lehrt, daß das nur verhältnismäßig selten vorkommt. Für unserer Muttersprache Reinheit und Schönheit zu sorgen — und dazu gehört das Fernhalten aller störenden, häßlichen, sinnwidrigen, unklaren und überflüssigen fremden Ausdrücke und Wendungen — ist eine hohe


Original from CORNELL UNIVERSITY

und dankenswerte Aufgabe aller Gebildeten, insbesondere aber derer, die in Wort und Schrift in der Oeffentlichkeit wirken. Denn unsere Sprache ist ein kostbares Gut, auf das wir stolz sein, das wir sorglich hüten müssen, sie ist der sicherste Hort unseres Volkstums, der uns in den schlimmsten Zeiten unserer äußeren Geschichte zusammengehalten hat; sie ist aber zugleich auch unser machtvollster Kulturträger, der unseren Handel und Wandel, unser Dichten und Denken, die Errungenschaften unserer Wissenschaft, Kunst und Technik hinausführt in alle Teile der Welt zum Ruhm und zur Ehre unseres Volkes.

Die erste Luftschiffahrtschule der Welt.

Von John Rozendaal. — Hierzu 13 photographische Aufnahmen.

Mitten auf der Heide von Pont-Long, die sich in einer Länge von mehr als 25 Kilometer am Fuß der schnee- und eisbedeckten Pyrenäen hinzieht, steht eine aus Holz gebaute Scheune. Vom Dach flattert neben der französischen Trikolore das amerikanische Sternenbanner lustig im Wind. Ringsum Heide, soweit das Auge reicht, nur hier und dort etwas Gebüsch und einige verstreut stehende Bäume. Gegen Norden sanft ansteigendes Hügelland, auf dem einzelne Dörfer und Gehöfte mit ihren weißen Stuckwänden wie angeklebt scheinen. Gegen Süden, den ganzen Horizont entlang, jene zerklüftete mächtige Felsenmauer, deren Spitzen bis in die Wolken hineinragen. Die Gletscher und Schneefelder dort hoch oben gleißen und funkeln wie Diamanten in der Sonne.

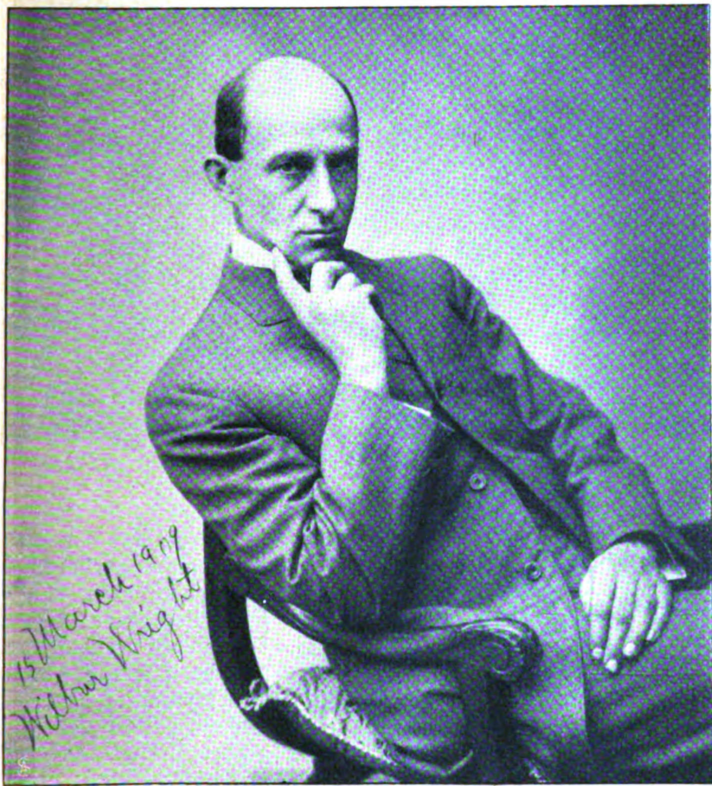
Nur wenige Wege führen durch dieses Heideland. Schwerfällige plumpe Ochsen ziehen langsam ächzende und knarrende Holzkarren durch die Heide. Nur langsam und mit Mühe kommt man in diesem mit Sümpfen durchsetzten Gelände vorwärts. Fußhohes, mit Stacheln und Dornen versehenes Gestrüpp hemmt den Gang; bald droht der Fuß im moorigen Boden einzusinken, dann wieder schleppt man sich mühsam durch den tiefen Sand. Hier kommt dem seit Jahrtausenden an die Erde geketteten Menschen die ganze gewaltige Bedeutung der Lösung des Flugproblems zum Bewußtsein. Das ist die Umgebung der ersten Schule der Welt für Motorfliegerpiloten. Sehen wir uns nun den Bungalow, der den beiden fliegenden Brüdern Wright bei ihrem hiesigen Aufenthalt als Wohnung dient, etwas genauer an. Die großen, mit Zinkblech bekleideten Schiebetüren sind geöffnet, und wir treten in die Halle ein, wo Wilbur und Orville Wright gerade damit beschäftigt sind, den Apparat für den Nachmittag flugbereit zu machen. Viel Zeit nimmt diese Inspektion nicht in Anspruch, denn ungleich dem Automobil sind beim Aeroplan die Anzahl Fortbewegungsorgane auf ein Minimum beschränkt. Ein Motor, der sich nur durch seine große Einfachheit in seiner Konstruktion vom gewöhnlichen Kraftwagenmotor unterscheidet, ein paar Ketten mit dazugehörigen Führungsrohren und Wellen und zwei links und rechts unmittelbar hinter den großen Tragflächen angebrachte Luftschrauben sind alles. — Und wie bildete Wright nun seine Schüler aus? Zuerst nahm er sie auf kürzeren Flügen mit sich, damit sie sich erst an die schaukelnden Bewegungen des Luftfahrzeuges während des Fluges, an das Ueberneigen in den Kurven usw. gewöhnen sollten. Dann, nachdem sie sich an das Fahren im Luftozean einigermaßen gewöhnt hatten, folgten sie an einem eigens zu diesem Zweck montierten Hebel der Betätigung des in einiger Entfernung vor den Haupttragflächen des Fliegers angebrachten Höhensteuers. Allmählich, anfangs nur bei ganz ruhigem Wetter, später auch, als der Abendwind den Flieger sanft in der Flugrichtung wiegte, überließ der Meister den Schülern mehr und mehr die selbständige Führung dieses Steuers, dann erst durften sie auch an den Hebel der Horizontalsteuerung, der gleichzeitig die seitliche Stabilität des Fahrzeuges beeinflußt, mit Hand anlegen. Abfahrt und Landung wurden ganz zum Schlusse geübt. Graf von Lambert und Paul Tissandier, die beiden für das französische Weiller-Syndikat ausgebildeten Lotsen (Portr. S. 719), führen nun schon seit einigen Wochen ganz selbständig Flüge aus, während der vom französischen Kriegsministerium abkommandierte Hauptmann Lucas Girardville (Portr. S. 719), der seinen Unterricht wiederholt unterbrechen mußte, noch nicht die genügende Uebung für Abflug und Landung erlangt hat. Dies wird jedoch nur eine Frage von wenigen Tagen sein, und dann wird das Wrightsche Schülerkleeblatt sich seinerseits mit der Ausbildung weiterer Aeroplanlenker befassen.

Doch werfen wir noch einen Blick um uns, bevor wir die Halle verlassen, um dem Flieger, der nachher auf die Heide hinausgefahren wird, zu folgen. In einer geräumigen, als Werkstätte eingerichteten Nebenhalle ist man mit der Montierung eines zweiten Fliegers beschäftigt, des selben, mit dem die beiden Brüder im Sommer auf Veranlassung des „Berliner Lokalanzeigers" über der deutschen Reichshauptstadt fliegen werden. Die beiden großen, mit weißem Baumwollstoff bespannten Tragflächen, die unter sich durch sechzehn Holzstreben verbunden sind, stehen auf dem Boden. Die Mechaniker Wrights sind damit beschäftigt, die für die Versteifung des Fliegers erforderlichen Stahldrähte auf Maß abzuschneiden; der jüngere Bruder Orville überwacht diese Arbeiten.

Auf der Südseite der Halle befinden sich die Schlafzimmer für die Wrights und ihre Gehilfen, ein Speisezimmer und eine Küche. Meine Beschreibung der Fliegerschule auf der Heide von Pont-Long wäre überhaupt nicht vollständig, würde ich nicht mit ein paar Worten einen anderen Flugkünstler erwähnen, der das Problem nach einer anderen Richtung hin zu erforschen sucht. Ich meine meinen Freund, den Küchenchef. Während sein Meister da hoch über dem Dache des Bungalows fliegt, sitzt er auf dem Fensterbrett und scheuert die Bratpfanne, ab und zu schielt er unter der schneeweißen Mütze hervor zum Flieger empor; dann schmiedet er die kühnsten Pläne zum Abendessen. Sein Vol-au-vent à l'américain ist ein Meisterwerk kulinarischer Flugtechnik, sein poulet Henri IV. das beste Flügeltierchen, das ich bis jetzt gesehen. Der brave Alte! Das Flugproblem hat's ihm angetan. Nachts, wenn der Wind durchs Heidekraut pfeift, sieht er im Traum, wie seine am Abend vorher mit vieler Sorgfalt gepflückten


Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:20 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Hühner plötzlich wieder lebendig werden, dann stürzt er voller Schrecken in die Küche und kommt noch gerade zur rechten Zeit, um ein fettes Huhn zum Küchenfenster hinausfliegen zu sehen. Alles dreht sich — alles bewegt sich — sagt er mit seinem philosophischen Lächeln um den Mundwinkeln, während er eine einen vielversprechenden Duft verbreitende Sauce rührt. Doch während ich mich beim Chef zum five o'clock tea eingeladen, ist der Flieger hinaus auf die Heide gefahren und auf die Abfahrtschiene gestellt worden. Da



Wilbur Wright. Phot. Tarpent.



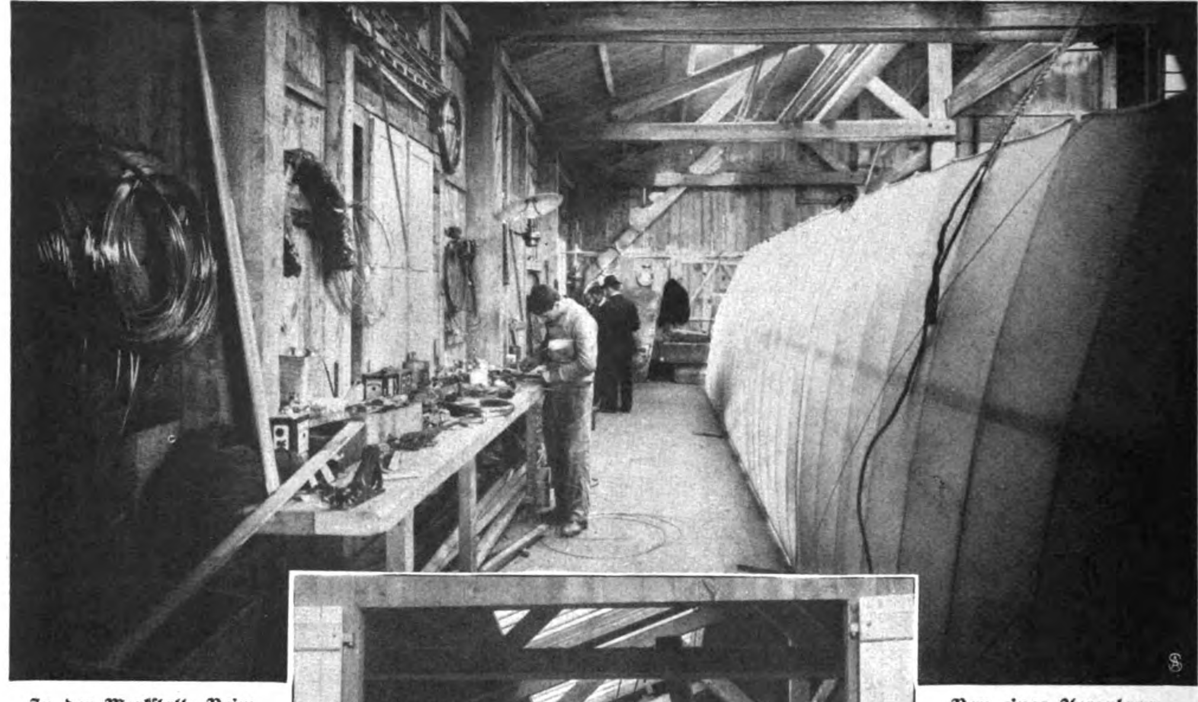
Orville Wright.

zieht ein Elitekorps von Sportsleuten bereits das zum Abflug Verwendung findende Fallgewicht hoch. Vorneweg der Graf Castillon de Saint Victor, Vizepräsident des Aeroklub de France; Hauptmann Hildebrandt, der allbekannte Aeronaut, und andere folgen. Sie alle ziehen aus Leibeskräften, um Freund Wright zu helfen. Da schallt das bekannte langgedehnte Ho! übers Feld, zum Zeichen, daß das andere Ende des Seiles an den Flieger gehakt worden ist. Wright nähert sich



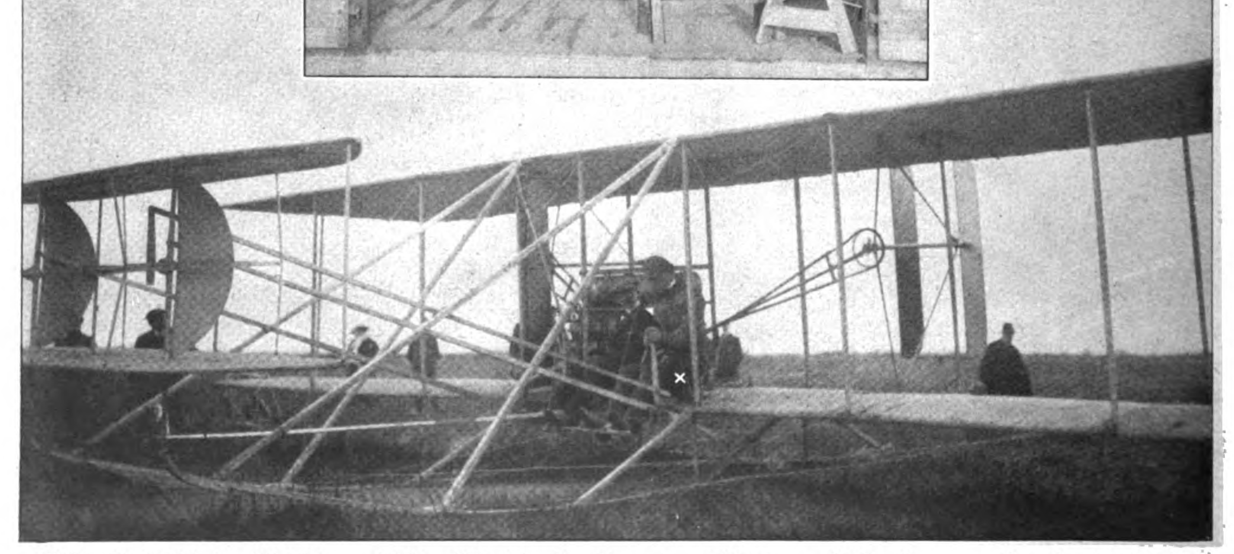
In der Halle der Fliegerschule.

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:20 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



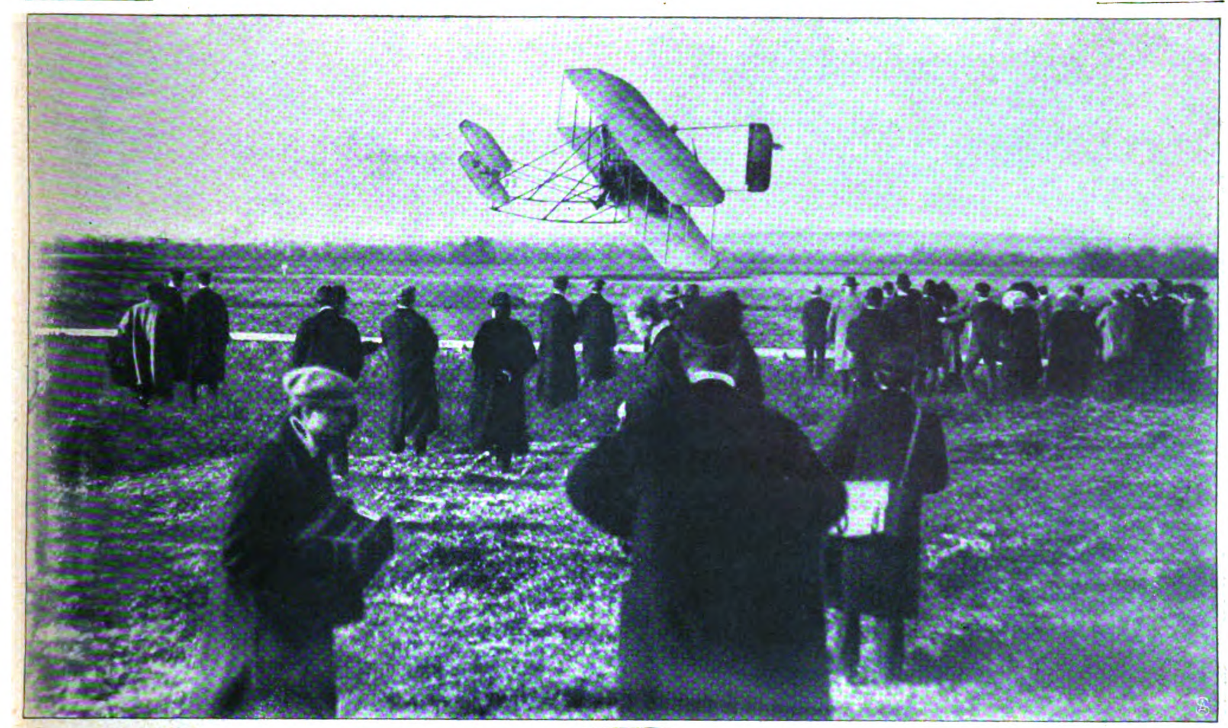
In der Werkstatt: Beim Bau eines Aeroplans.

dem Motor, er spritzt etwas Benzin auf die Saugventile, dann treiben zwei Gehilfen den Motor an, indem sie die hölzernen Luftschrauben ruckweise nach außen drehen. Eins — zwei — drei — bei drei wird den beiden Propellern jedesmal ein kräftiger Stoß gegeben — ein paarmal vergebens, dann plötzlich zündet es, und der Motor ist in Gang. Wright nimmt auf einem der Sitze auf der unteren Tragfläche Platz, einen Augenblick später schnellt der von der Schiene losgelöste Apparat vorwärts, und majestätisch wie ein großer Vogel schwebt er, Wright, einige Sekunden später von dannen. Man muß ihn dort abends bei Sonnenunter=



Wilbur Wright (×) **erklärt seinem Schüler Tissandier die Steuerung.** Mittleres Bild: **Der neue Aeroplan für Berlin.**

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:20 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



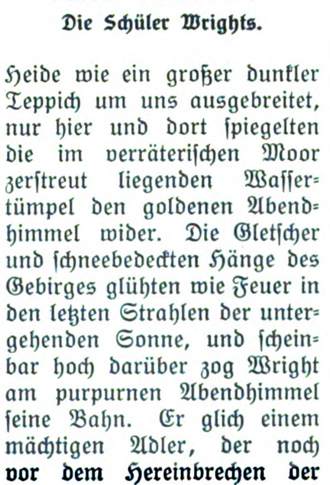
Ein Flugversuch auf dem Felde von Pont-Long bei Pau.

gang auf der Heide von Pont-Long haben fliegen sehen, um die begeisterten Ovationen der Zuschauer verstehen zu können. Der Anblick, der sich mir an jenem Abend des 3. Februar d. Js. bot, als W. W. zum erstenmal seine Schwingen über die Lande dort unten an den Pyrenäen entfaltete, wird mir stets in unauslöschlicher Erinnerung bleiben. Als er abflog, lag die bereits in Abenddämmerung gehüllte



Lucas Girardville.

Die Schüler Wrights.



Heide wie ein großer dunkler Teppich um uns ausgebreitet, nur hier und dort spiegelten die im verräterischen Moor zerstreut liegenden Wassertümpel den goldenen Abendhimmel wider. Die Gletscher und schneebedeckten Hänge des Gebirges glühten wie Feuer in den letzten Strahlen der untergehenden Sonne, und scheinbar hoch darüber zog Wright am purpurnen Abendhimmel seine Bahn. Er glich einem mächtigen Adler, der noch vor dem Hereinbrechen der Nacht seinen Horst dort oben im Gebirge zu erreichen suchte. In der Ferne läuteten die Glocken der alten ehrwürdigen Kathedrale von Lescar das Angelus. Die gleichen Glocken, die einst, als noch Könige von Béarn und Navarra über diese Länder ihr Zepter schwangen, den aus siegreichen Schlachten heimkehrenden Landsknechten entgegenjubelten, sandten nun ihren Gruß zum kühnen Eroberer



Paul Tissandier. Phot. Coulon.

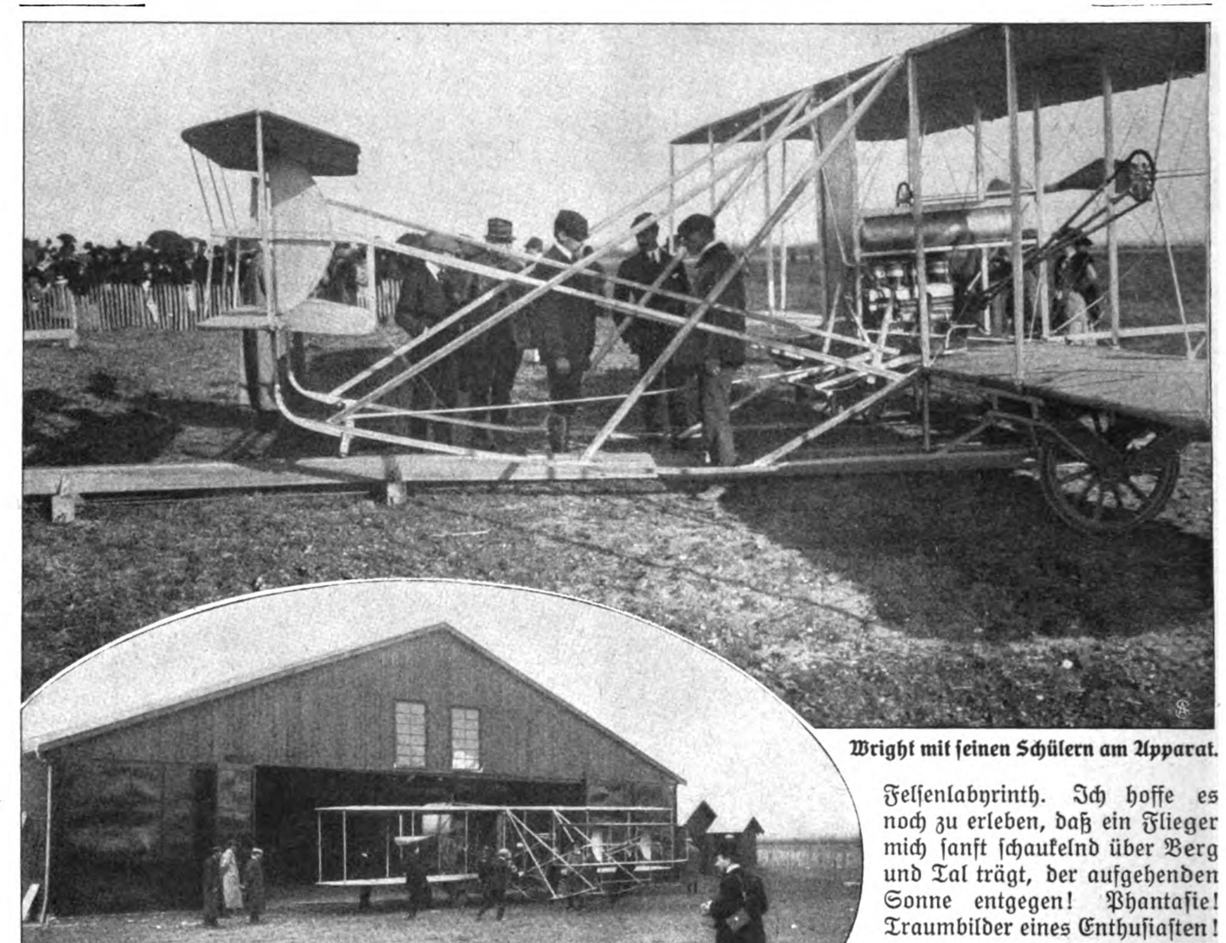


Graf von Lambert. Phot. Coulon.

Digitized by Google

Original from CORNELL UNIVERSITY

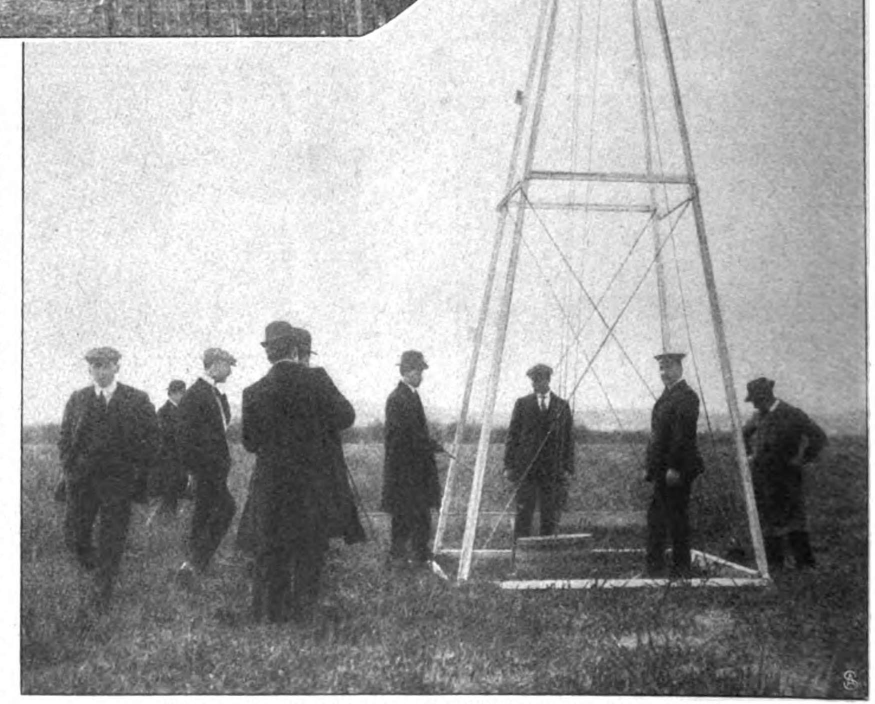
Generated on 2019-06-06 09:20 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Wright mit seinen Schülern am Apparat.

Der Apparat wird aus der Halle gezogen.

des Luftreiches empor. Es war ein Schauspiel von überwältigender Größe! Und wieder, angesichts der schnee- und eisbedeckten Päſſe dort oben im Gebirge, mußte ich an die Zukunft denken. Zu dieser Jahreszeit führt kein Weg hinüber zum sonnigen Tale des Ebro, der Winter verbarrikadierte bereits vor Monaten sämtliche Päſſe mit Eis und Schnee. Unter dem weißen Kleide lauern verräterische Felsenspalten — Lawinen drohen jeden Augenblick von den steilen Hängen herunterzustürzen. In den Wäldern schleicht der Bär nach Beute rund. Wehe dem Wanderer, der es versuchen würde, zu dieser Jahreszeit die Ketten zu sprengen, es erwartet ihn ein sicherer Tod dort oben im Felsenlabyrinth. Ich hoffe es noch zu erleben, daß ein Flieger mich sanft schaukelnd über Berg und Tal trägt, der aufgehenden Sonne entgegen! Phantasie! Traumbilder eines Enthusiasten!



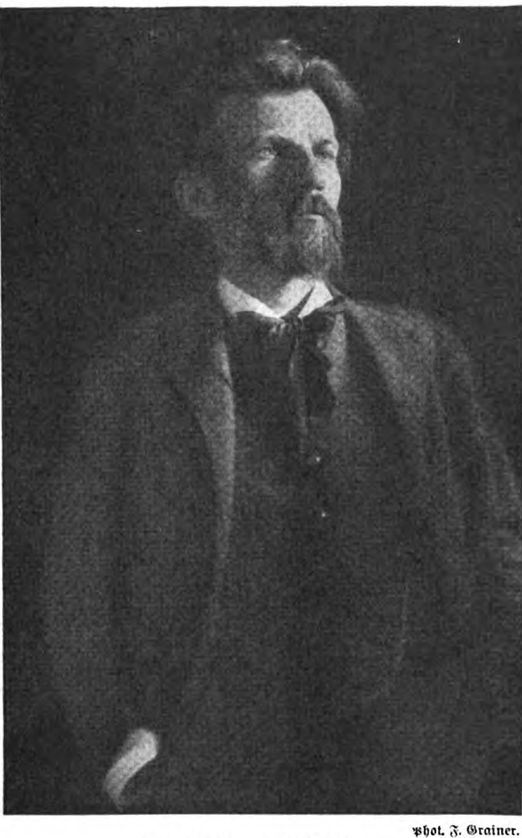
Wilbur Wright erklärt das Funktionieren des Fallgewichts.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:20 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Deutsche Konzertdirigenten.

Von Heinrich Neumann. — Hierzu 20 photographische Aufnahmen.

Der moderne Konzertdirigent ist die modernste Erscheinung in unserem ernsthaften Musikleben. Opern- und Choraufführungen sind ohne einen speziellen Leiter immer undenkbar gewesen, das Orchester kam auf dem Podium lange genug ohne ihn aus. Es begnügte sich mit seinem Konzertmeister, der weite Strecken die erste Geige mitspielte und nur gelegentlich mit dem Fiedelbogen den Takt schlug. So wurde es häufig noch getrieben, als man hier und dort bereits die Notwendigkeit einer zielbewußten Leitung auch für eine Orchesteraufführung erkannt hatte. Einer der ersten, der diese Aufgabe für den Konzertsaal übernahm, war Felix Mendelssohn-Bartholdy. Ueber ihn und seine Schule äußert sich Richard Wagner in seiner Schrift über das Dirigieren: „Auch nach wirklichem Ruf wird zuzeiten (bei den Theatern) ausgegangen: es müssen ‚musikalische Größen' herbeigezogen werden. Die Theater haben keine solche aufzuweisen: aber die Singakademien und Konzertanstalten liefern deren welche, namentlich nach den Anpreisungen der Feuilletons der großen politischen Zeitungen, ziemlich alle zwei bis drei Jahre. Dies sind nun unsere heutigen Musikbankiers, wie sie aus der Schule Mendelssohns hervorgegangen sind oder durch dessen Protektion der Welt empfohlen wurden. Das war nun allerdings ein anderer Schlag Menschen als die hilflosen Nachwüchse unserer alten Zöpfe, nicht im Orchester oder beim Theater aufgewachsene Musiker, sondern in den neu gegründeten Konservatorien wohlanständig aufgezogen, Oratorien und Psalmen komponierend und den Proben der Abonnementskonzerte zuhörend. Auch im Dirigieren hatten sie Unterricht bekommen und besaßen zudem eine elegante Bildung, wie sie bisher bei Musikern gar nicht vorgekommen war. An Grobheit war jetzt gar nicht mehr zu denken; und was bei unseren



Phot. J. Grainer.

Hans Pfitzner, Straßburg.



Hofphot. J. C. Schaarwächter.

Prof. Georg Schumann, Dirigent der Singakademie, Berlin.



Phot. Hermanos.

Dr. Ernst Kunwald, Dirigent des Philh. Orchesters, Berlin.

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:20 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957 Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Phot. Rentz & Schrader.
Oskar Fried, Berlin.

armen eingeborenen Kapellmeistern ängstliche, selbstvertrauenslose Bescheidenheit war, äußerte sich bei ihnen als guter Ton, zu dem sie außerdem durch ihre etwas befangene Stimmung unserem ganzen deutschzöpfischen Gesellschaftswesen gegenüber sich angehalten fühlten. Ich glaube, daß diese Leute manchen guten Einfluß auf unsere Orchester ausgeübt haben; gewiß ist viel Rohes und Tölpelhaftes hier verschwunden und manches Detail im eleganten Vortrage seitdem besser beachtet und ausgebildet worden. Ihnen war das neuere Orchester bereits viel geläufiger, denn in vieler Beziehung verdankte dieses ihrem Meister Mendelssohn eine besonders zart und feinsinnige Ausbildung auf dem Wege, den bis dahin Webers herrlicher Genius zuerst neu erfinderisch beschritten hatte."



Phot. Mocsigay.
Max Fiedler, Boston.

Aus diesem halb ironisierenden, halb anerkennenden Zeugnis ist zu ersehen, daß der Konzertdirigent, nachdem er überhaupt einmal in die Erscheinung getreten war, sich schnell eine beachtete Stellung erworben hat, wenn er auch nicht entfernt die Rolle spielte wie im Musikleben der Gegenwart. Das Publikum begann die Bedeutung seiner Wirksamkeit zu ahnen, aber im Vordergrund des Interesses stand doch der Solist. Den Grund zu der tiefgreifenden Aenderung, die sich im Laufe der letzten Jahrzehnte vollzog, hat kein anderer gelegt als Richard Wagner, auch auf diesem Gebiet ein Reformator, wenn schon nicht so sehr durch sein Beispiel als durch seine Lehre. Zwar bekunden alle, die das Glück hatten, ihn in der Praxis als Dirigenten kennen zu lernen, zumal als Interpreten der Neunten Sinfonie von Beethoven, daß es etwas Herrliches gewesen sei, aber er hat doch nur verhältnismäßig selten den Taktstock zur Hand genommen. Dafür impfte er seine Anschauungen dem genialen Hans von Bülow ein, der dann der Bahnbrecher und das Haupt der modernen Dirigenten wurde. Durch ihn als Leiter der Meininger Hofkapelle auf ihren epochemachenden Reisen und später des Berliner Philharmonischen Orchesters in seinen großen Konzerten wurde erst so recht klar, was der Dirigent eigentlich bedeuten kann. Man sah, wie sich mit dem Taktstock in der Hand eine Individualität zur Geltung zu bringen vermochte, verlangte fortab nach Individualitäten und erkennt seither auch nur solche allein als voll an.



Phot. Neuhaus.
Georg Hüttner, Dortmund.

Und siehe da, es fanden sich Individualitäten in verhältnismäßig großer Anzahl; ihr Licht erstrahlte nicht immer zuerst im Konzertsaal, die großen Meister der Batutta verdienten sich ihre Sporen vielmehr meistenteils beim Theater und sagten ihm, sofern sie nicht ihre Tätigkeit



Hofphot. Gebr. Lützel.
Prof. Wilh. Berger, Meiningen.

Phot. Hebensperger & Co.
Otto Naumann, Mainz.



Phot. H. Widenfohler.
Karl Pohlig, Philadelphia.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:20 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Phot. H. Rupprecht.



Professor Karl Panzner, Düsseldorf.



Phot. J. Hülsen.

Professor Siegfried Ochs, Leiter des Philh. Chors, Berlin.

zwischen Bühne und Podium teilten, erst Valet, wenn sie bereits zu Ruhm und Ehren gelangt waren. Die Entwicklung vollzieht sich also heute in der ent-



Ferdinand Löwe, München.

gegengesetzten Richtung wie zur Zeit Mendelssohns und seiner Schule. Ganz naturgemäß. Das Theater zieht die Jugend an, und jeden modernen Musiker muß es reizen, seine Kraft an Wagner zu erproben; auch lockt die



Hofphot. W. Höffert.

Generalmusikdirektor Fritz Steinbach, Köln a. Rh.

materiell gesicherte Stellung. Haben die Künstler jedoch in diesem Wirkungskreis festen Fuß gefaßt, dann überkommt sie die Sehnsucht nach einem anderen,



Phot. E. Lange.

Generalmusikdirektor
Prof. Dr. Wolfrum, Heidelberg.

freieren, in dem ihnen kein Direktor oder Intendant Vorschriften machen, kein Regisseur drein reden darf, sondern sie die Alleinherrscher sind. Im Konzertsaal fällt ihnen allein die Ehre zu, tragen sie allein die

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:20 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google


Hofphot. A. Hartmann.

Franz Mikorey, Dessau.


Phot. G. Brokesch.

Hans Winderstein, Leipzig.



Prof. Gustav Kulenkampff, Potsdam.

Verantwortlichkeit; da können sie sich so recht künstlerisch ausleben und zeigen, was Eigenes und Bedeutendes an ihnen ist.

Wer aber glaubt, daß es eine Kleinigkeit für den Kapellmeister sei, sich auf dem Podium zu behaupten, der irrt. Aeußere Allüren werden ebenso wie künstlerische Qualitäten zum Gegenstand des Lobes oder Tadels gemacht. Bewahrt einer eine ruhige Haltung, so bekommt er leicht zu hören, daß er „posiert“, gefällt er sich in lebhaften Bewegungen, so heißt es, er „zappelt“, und so oder so wird er in nicht eben schmeichelhaftem Sinne zum Virtuosen, zum „Pultvirtuosen“ gestempelt. Der sich besonders musikalisch dünkende Hörer ist besonders geneigt, dem ausübenden Künstler seine eigenen Fehler anzudichten. Wo er nicht mehr als außergewöhnliche Technik erkennt, nennt er den anderen gern einen bloßen Techniker; wenn er nicht begreift, was die mehr oder minder lebhafte Zeichengebung des Dirigenten zu bedeuten hat, meint er gleich, sie sei überhaupt bedeutungslos. Reicht seine Fähigkeit nicht aus, um feine Unterschiede zu bemerken, so spricht er von Schablone, und hört er dies oder jenes anders, wie er es gewohnt ist, von Willkür und Vergewaltigung des Komponisten. Zwischen der Scylla und Charybdis des Zuviel und Zuwenig muß der Dirigent sein Schifflein hindurchsteuern; er soll ja dem Geiste des Schaffenden gerecht werden und zugleich eine originelle oder individuelle Auffassung bekunden. Worin aber äußert sich Individualität? Im ganzen in einem gewissen Etwas, das sich nur fühlen, aber nicht beschreiben läßt. Der eine Kapellmeister zeichnet sich durch hinreißendes Temperament, der andere durch Ueberlegtheit aus, der eine durch das feine Gefühl für Rhythmus, der andere durch den Sinn für Klangschönheit, der eine durch den großen Zug, der andere durch die sorgsame Herausarbeitung der Details. Das merkt man in der öffentlichen Aufführung. Aber wie er es möglich macht, seine Intentionen auf die ihm unterstellte Künstlerschar zu übertragen, mit welchen Mitteln er diese zu so williger und unbedingter Heeresfolge zwingt, daß er mit ihr gleichsam ein Ganzes bildet, das bleibt sein Geheimnis. Fällt selbstverständlich für die Wirkung auch das künstlerische Niveau des Orchesters, seine technische Durchbildung, Schlagfertigkeit und Anpassungsfähigkeit schwer ins Gewicht, so sehen wir es doch alle Tage, daß es unter verschiedener Leitung sehr verschieden spielt. Wir sehen weiter, daß das Niveau einer Kapelle sich hebt, wenn regelmäßig ein tüchtiger Dirigent an seiner Spitze steht, und da wir deren erfreulicherweise viele in Deutschland besitzen, sind unsere Orchester im allgemeinen beträchtlich besser geworden. Der Kapellmeister ist demnach auch ein Erzieher, ja die Erziehung ist eine seiner wichtigsten Aufgaben. Das gilt in höherem Maße noch als von den Orchesterdirigenten von den Chorleitern; denn diese haben in der Regel mit Dilettanten zu tun, die nur in ihren Mußestunden Kunst treiben, jene aber mit einem musikalisch geschulten Personal. Ob Chor oder Orchester, der Dirigent ist Heger und Pfleger der Kunst, und da in Deutschland allenthalben der Wunsch besteht, Kunst zu hüten und zu pflegen, sucht man in jeder Stadt sich einen oder wohl gar mehrere tüchtige Kapellmeister zu sichern.


Hofphot. Möhlen.

Josef Frischen, Hannover.


Phot. Westendorp.

Prof. Eberhard Schwickerath, Aachen.


Phot. Gebr. Sieber.

Professor Dr. Lorenz, Stettin.



In der Tiefe.

Skizze von Hedwig Stephan.

Wenn man vom Kaiserberg, dem höchsten Punkt des Ardeygebirges, hinüberschaut auf das alte Westfalenstädtchen Kappenburg im Ruhrtal, macht es den Eindruck, als ob der Ort in drei Stockwerken übereinander läge.

Vom obersten Plateau sehen ein paar graue, umfangreiche Kasten — der Bahnhof, das Seminar und die Bergschule — auf das Gewirr schmalfrontiger, hellgestrichener Häuser zu ihren Füßen herab. Auch ein paar richtige Villen gibt es da mit vornehmen Scheibengardinen und Urnen auf der Gartenmauer, aus denen Petunien und Geranien nicken. Aber ganz unten, wo der Fluß wie ein mattes, glattes Stahlband zwischen den Wiesen liegt, sind die Häuschen recht armselig und eng und die Wände, die noch mit keinem Malerpinsel in Berührung kamen, schwarz von Rauch und Ruß.

Das allerletzte und allerkleinste, das sich wie ein Vogelnest an die nackte Sandsteinwand des Berges drückt, gehört dem Bergmann Mohl. Er ist seit langem Witwer, und die Lena, seine Tochter, führt ihm die Wirtschaft. Man nennt sie in Kappenburg „die schöne Lena", und wie sie so dasitzt auf der Steinrampe vor der Haustür, die Arme um die Knie geschlungen, den Kopf mit dem üppigen aschblonden Haar hintenübergebeugt, die schwellenden Lippen ein wenig geöffnet, sieht sie eher wie eine verwunschene Prinzessin aus als wie ein armes Bergmannskind. —

Auf der mit Kohlenschlacke beschotterten Straße kommt ein Trupp von Zechenarbeitern, die zur Nachtschicht einfahren wollen.

Sie singen halblaut:

„Schon wieder tönt vom Schachte her des Glöckleins dumpfes Schallen;
Laßt eilen uns, nicht säumen mehr, zum Schachte laßt uns wallen.
Drum, Liebchen, gib den letzten Kuß, laß scheiden uns vom Hochgenuß,
Das ist des Schicksals Lauf — Glück auf, Glück auf, Glück auf!"

Wie der letzte heran ist, ein starker Bursche mit breiten Schultern und einem energischen, wetterbraunen Gesicht, zuckt Lena zusammen und wendet den Kopf weg. Er bleibt stehen und reißt an seinem Schnurrbart. „Na, Lena, bist wieder am Warten?"

Sie wirft ihm über die Schulter einen trotzigen Blick zu. „Geht's dich was an, Laurenz? Und überhaupt, ich wart gar nicht. Ich hab's gar nicht nötig, auf jemand zu warten. Am letzten auf dich."

Da pfeift er leise durch die Zähne, kehrt sich kurz auf den Hacken um und folgt den voranschreitenden Kameraden. Sie müssen auf ihrem Weg zur Zeche den „Hellweg", die Hauptstraße von Kappenburg, überschreiten. Am Gittertor einer hübschen Villa steht ein Paar in eifrigster Unterhaltung. Das Fräulein duftig in weißem Batist und großem Rosenhut, der junge Mann in der Tracht, die die Bergschüler bei festlichen Gelegenheiten anzulegen pflegen. Der faltige schwarze Rock mit dem Ledergurt um die Hüften bringt die elegante Gestalt tadellos zur Geltung, und die hohe silbergestickte Mütze paßt vorzüglich für das feine, hochmütige Gesicht.

Wie die Arbeiter der beiden ansichtig werden, ziehen einige den Hut, andere grienen und stoßen sich an. „Kuck den, dat 's 'ne janz Feine, wat? So'n Aff! Der is wohl noch von Fastelovend (Fastnacht) übrigjebliebe?"

Und Laurenz Mellinghoffs Vordermann dreht sich um. „Du, Laurenz, is dat nich dem Lena Mohl ihrer? Du mußt et doch wissen!"

Laurenz zuckt mit den Schultern und macht eine wegwerfende Handbewegung. „Pah, von mir aus kann die Lena haben, wen sie will. Ich frag da nix mehr nach!"

Aber seine Gleichgültigkeit ist nur erzwungen. Am liebsten möchte er ihm ja an den Hals springen, dem blonden Laffen, der ihm sein Mädel weggenommen hat, seine Lena, die er so unsinnig liebhatte! Und er scheint's nicht einmal ehrlich zu meinen, der Lump, scherwenzelt mit feinen Damen herum, während unten die Lena auf ihn wartet. — — Er stöhnt und ballt die Faust in der Tasche. — —

Abend für Abend sitzt Lena Mohl auf der Steinrampe und schaut zu der „Schurre" hinauf, die nach oben führt, und die Felix immer herabgekommen ist, um sich den Weg zu kürzen.

Abend für Abend wartet sie vergeblich. Und allmählich fängt sie an zu begreifen, daß er nicht mehr kommt — nie mehr — daß alles Lüge gewesen ist, die brennenden Küsse und die heißen Schwüre. — —

„Sitzengelassen!" tuscheln die Freundinnen schadenfroh hinter ihr her. „Dat's recht, dat's recht!" zischeln die alten Weiber. Und die Burschen zeigen mit Fingern auf sie und machen ganz laut anzügliche Redensarten.

Lena wagt sich kaum mehr auf die Straße hinaus. Sie hockt auf dem Schemel in der niedrigen, verräucherten Küche und starrt auf den Kastanienbaum vor ihrem Fenster, von dem der Herbststurm stachlige grüne Nüsse herabfegt.

Damals, als er voll lauter rosenroter Weihnachtskerzen stand, hatte sie Felix zum erstenmal gesehen. Auf dem Knappschaftsfest, unten im „Ruhrschlößchen". Er war in Gesellschaft des Obersteigers gekommen, nur um zuzusehen, und dann hatte er doch getanzt — bloß mit ihr, den ganzen Abend bloß mit ihr. Und ein Flüstern und Köpfezusammenstecken hatte es gegeben im Saal, ein Wundern und Beneiden!

Wie ein Rausch hatte es Lena erfaßt — sie dachte nicht an die scharfen Zungen der Nachbarinnen, nicht an Laurenz, der mit finstrem Gesicht in einer Ecke stand — nur an den blonden in der schmucken Uniform, der so wonnig Walzer tanzen konnte und sie so fest an sich drückte, daß ihr fast der Atem wegblieb!

Am Tag darauf, im Dämmern, stand er unter dem Kastanienbaum vor ihrer Tür, und als sie zögernd herauskam, riß er sie in seine Arme und stammelte zitternde Liebesworte. Ewige Treue schwur er ihr, und daß er sie zu seiner Braut machen wollte, sobald er von der Bergschule entlassen wäre. —

Und jetzt? Und jetzt? Lena lacht bitter auf und preßt die Nägel in die Handfläche. Alles aus! Alles vorbei! — — — —

„Hä, Laurenz — wat stierst so? Hast am End ,de ale Bergmann' jesehn?"



Original from CORNELL UNIVERSITY

Wenn ihn ein Kamerad so anruft, schreckt der Laurenz wohl zusammen und schlägt mit der Hacke doppelt eifrig auf das Gestein, aber die schlimmen Gedanken kann er doch nicht wegschlagen.

Der Hund, der niederträcht'ge! Seinen Spaß hat er gehabt mit der Lena, und jetzt schmeißt er sie beiseite wie'n kaputtes Spielzeug! Weil er eben ein feiner Herr ist und die Lena bloß'n armes Mädel! Daß das nun einmal der Lauf der Welt ist — das einzusehen, ist der Laurenz zu dumm. Er glaubt immer noch, Schwüre müßten gehalten werden. Und grübelt und simuliert, wie er wohl den Felix Hesse zwingen könnte, der Lena Wort zu halten. Ihm alle Knochen im Leibe zerschlagen, das wäre ja ein leichtes für den Laurenz, aber was hätte am Ende die Lena davon? —

Die Schüler der obersten Klasse der Bergschule stehen dicht vor der Entlassung. Eine Besichtigung der Zeche „Amalie", deren rädergekröntes Fördergerüst vom linken Ruhrufer her nach Kappenburg hinübersieht, soll das Semester abschließen.

Felix findet diese Exkursion höchst überflüssig. Er hat am Abend vorher allzu ausgiebig Abschied gefeiert, und die Aussicht auf ein stundenlanges Umherkriechen in den stickigen, heißen Stollen macht ihm wenig Freude. Er möchte noch im letzten Moment einen Grund zum Zurückbleiben finden, aber schon wird der hölzerne Deckel über der Personeneinfahrt aufgestoßen, der Förderkorb erscheint, und der Führer mahnt zum Einsteigen.

In schwindelnd schneller Fahrt geht es hinunter in den Schoß des Berges — die Dunkelheit ist fast mit Händen zu greifen, und zu beiden Seiten des Schachtes rauschen und gurgeln unaufhörlich die unterirdischen Wasser. Immer tiefer — immer tiefer hinab! Die Luft wird dick und legt sich schwer auf die Lungen.

Da — ein Ruck — der Korb hält. Schwarze, triefende Gestalten mit riesigen Schlapphüten stehen in dem matt vom Grubenlämpchen erhellten Raum und murmeln ein heiseres „Glück auf". Noch eine Mahnung des Steigers, auf die Lampe achtzugeben und den Vordermann genau im Auge zu behalten — dann geht es hinein in die völlige Finsternis des engen, stellenweis nur mannshohen Hauptstollens.

Felix schreitet als letzter, um möglichst unbeobachtet zu sein. Ihm ist jämmerlich zumute. Das gebückte Gehen verursacht ihm rasende Kopfschmerzen, und die immer schwüler und drückender werdende Temperatur steigert das Unbehagen bis zur Unerträglichkeit.

Da strömt aus einem Querschlag frisches Wetter in den Stollen — Felix bleibt tief aufatmend stehen, um möglichst viel von der erquickenden Kühle zu genießen, und wie er wieder mit der Grubenlampe auf den Weg leuchtet, bemerkt er zu seinem Schrecken, daß die andern vor ihm verschwunden sind.

Er ruft ein paarmal laut: „Hoho!" aber niemand antwortet. Es bleibt ihm also nichts weiter übrig, als auf gut Glück weiter zu laufen. Seine Kopfschmerzen sind wie weggeblasen, mit vor Angst geschärften Sinnen horcht er auf ein entferntes Hämmern und Pochen und tappt dem Schalle nach, der bald leiser, bald wieder lauter wird.

Plötzlich stolpert er über etwas, das quer über dem Weg liegt. Ein halblauter Fluch, der aus dem Erdinnern zu kommen scheint, folgt, und der Schrämmer, der bis zu den Hüften unter dem Gestein gesteckt hat, kriecht heraus und steht langsam vom Boden auf.

Felix, dem der Anblick eines Menschen schnell wieder zu Mut und Selbstbewußtsein verhilft, greift lässig an den Hut, erklärt kurz sein Hiersein und bittet, ihm den Ausgang aus dem Schacht zu zeigen.

„Es kommt mir auf ein gutes Trinkgeld nicht an!" setzt er gönnerhaft hinzu.

Der Arbeiter ist beim Klange seiner Stimme zusammengezuckt. Er hebt die Grubenlampe hoch und leuchtet Felix ein paar Sekunden lang ins Gesicht, so daß der etwas ungeduldig die Stirn kraus zieht.

Dann zeigt er mit der Hand nach vorn. „Da, jradaus."

Unterwegs will Felix ein Gespräch anknüpfen, aber sein Begleiter bekommt knapp die Lippen auseinander.

Nur einmal lacht er ohne jeden Grund laut auf.

Felix besieht sich den Mann, der mit seinem nackten, von Kohlenstaub geschwärzten Oberkörper und den groben, scharfmarkierten Zügen gerade keinen allzu angenehmen Eindruck macht, scheu von der Seite. Und um die unbehagliche Empfindung, die in ihm aufsteigt, zu betäuben, nimmt er von neuem einen Anlauf.

„Sagen Sie mal, Ihr Gesicht kommt mir so bekannt vor. Haben wir uns nicht früher schon mal gesehn?"

Wieder das gleiche unmotivierte Lachen. Dann wischt sich der Mann über die Stirn. „Wird woll stimmen. Ich bin nämlich der Lena — der Lena Mohl ihr Bräutigam jewesen."

Blitzartig taucht die Erinnerung vor Felix auf. Der niedrige Saal im Ruhrschlößchen — die reizende Lena in seinem Arm — und irgendwo in der Ecke ein baumlanger Mensch mit bösartig funkelnden Augen. Das war der hier gewesen.

Ein unbestimmtes Angstgefühl erfaßt ihn — aber um Himmels willen sich nichts merken lassen! „So, so", sagt er. „Na, da wird ja wohl bald Hochzeit sein?"

Aber er hat's noch kaum heraus, als sich die Finger seines Führers so fest in seinen Arm krallen, daß er zitternd stehenbleibt.

„Hochzeit! Hochzeit! Mit wem? Mit Ihnen woll?" keucht es an seinem Ohr. „Sie haben's doch der Lena zugesagt, was? Sie haben's ihr doch zugesagt?"

Felix windet sich unter dem eisernen Griff. „Was — was wollen Sie denn, Sie? Ich hab der Lena gar nichts zugesagt, was geht Sie das überhaupt an? Sofort lassen Sie mich los!"

Aber Laurenz hält fest. „Versprechen Sie's mir, daß Sie wieder hingehen wollen zur Lena — daß Sie — daß Sie das Mädel wieder ehrlich machen wollen — daß Sie Ihr Wort halten — —"

Jetzt ist die Reihe zu lachen an Felix, obgleich ihm eigentlich nicht sonderlich danach zumute ist. „Kerl, sind Sie jeck? Wenn ich jedes Mädel heiraten sollte, mit dem ich mal 'en paar Monate rumgeliebt habe — —! Ne kleine Aussteuer oder so — da ließe sich ja schließlich drüber reden — —"

„So. Also nich! Also nich!"

Laurenz läßt Felix' Arm los und steht einen Augenblick schwer atmend mit gesenktem Kopf. Dann drängt er ihn scharf nach rechts in einen Stollen, von dessen Ende ein fahler Lichtschimmer kommt.

Aha, er hat sich's überlegt! denkt Felix, der den schwachen Schein für den Schachtausgang hält, und läßt sich willig schieben. Aber nach ein paar Minuten bleibt Laurenz wieder stehen und packt den Ahnungslosen um die Schulter.


Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:20 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„So, du Lump — jetzt schwör, daß du die Lena heiraten willst, sonst schmeiß ich dich da runter vor den Wagen —“ sagt er zwischen den Zähnen durch.

Felix zittert. Vorsichtig streckt er den Fuß etwas vor — er fühlt keinen Boden mehr. Und jetzt weiß er, daß sie am äußersten Ende eines Querschlages stehen, der oberhalb des Bremsberges mündet, auf dem die kohlenbeladenen „Hunde“ steil in die Tiefe zur nächsten Sohle rollen.

Kalter Angstschweiß tritt ihm auf die Stirn. — Unwillkürlich stemmt er sich zurück, aber der andere drückt ihn wieder nach vorn.

„Schwör! Schnell — sonst — —“

Felix wird es schwarz vor den Augen. Das Rattern im Nebengang tönt immer lauter, und halb bewußtlos murmelt er: „Ich schwöre — —!“

Aber in dem gleichen Augenblick fühlt er, wie die Erde unter ihm so seltsam weich wird — das lose Geröll gibt plötzlich nach, und zusammen mit den niederprasselnden Steinen fallen die beiden auf das Gleis herunter, gerade als von oben der schwere Wagen niedersaust.

Er fährt halb über das Hindernis weg und bleibt dann quer auf den Schienen liegen. — — — — —

Ueber dem kleinen düsteren Friedhof an der Berglehne schwebt eine schwarzgraue Wolke von Nebel und Rauch. Wie Schatten kommen die Gestalten der Grubenarbeiter heran, die Füße der Träger gleiten auf dem schlüpfrigen Boden.

Hochaufgeschichtet sind Kränze und Palmen auf den beiden Särgen, die die „Opfer eines bedauernswerten Unglücksfalls“ umschließen; unabsehbar ist die Zahl der Leidtragenden, die ihnen die letzte Ehre geben. —

Und ganz hinten in der letzten Ecke des Kirchhofs, an der Mauer, ist noch ein frisch aufgeschüttetes Grab. Die daran vorübergehen, bekreuzigten sich scheu. Da liegt die schöne Lena, die in den Wassern der Ruhr Kühlung gesucht für ihr heißes Herz.

Zu ihr hinüber tönt der feierliche Gesang der Bergleute:

„Was gleicht der Knappen ernstem Stande?
Den Mann der Berge, kennt ihr ihn?
Ihr seht in schwarzem Grabgewande
Ihn Tag für Tag zum Grabe ziehn.
Das Glöcklein mahnt zur stillen Feier:
Noch ein Gebet — nun fährt er an.
Ihn hüllt die Nacht in ihren Schleier —
Fahr wohl auf deiner dunklen Bahn!“

Die schweizerischen Alpenpässe.

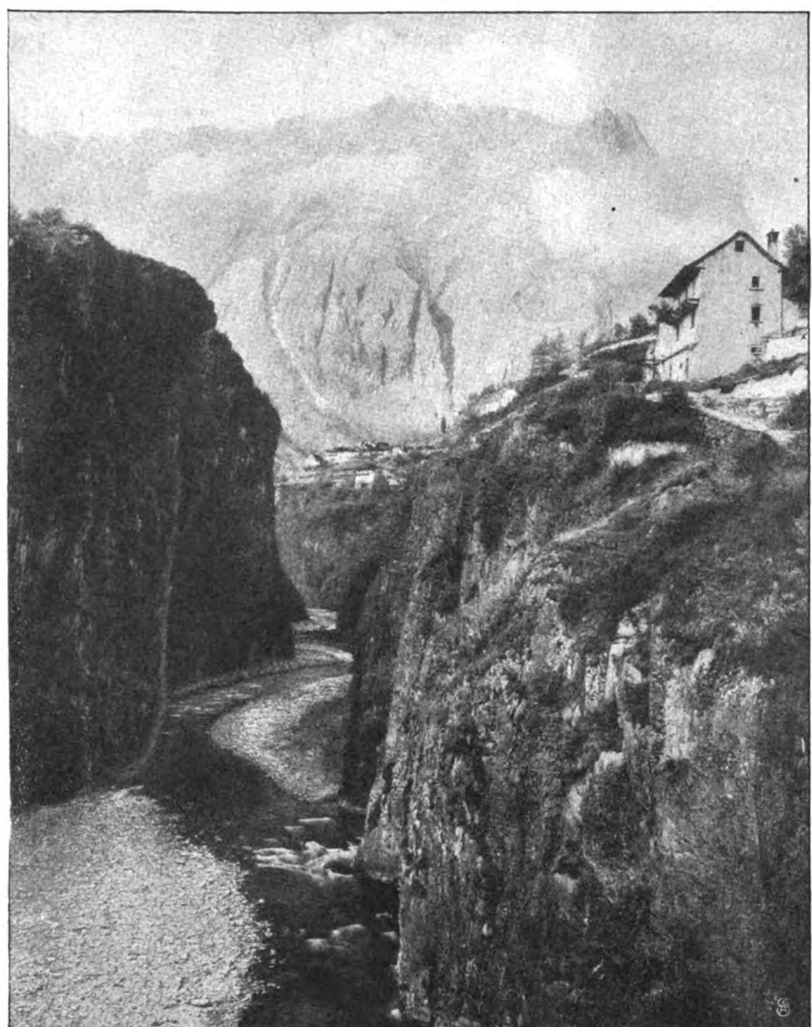
Der Simplon.

Von Anton Krenn. — Hierzu 6 Aufnahmen des Verfassers.

Napoleon der Erste ist der Begründer der schweizerischen Alpenstraßen. Er, der auf seinem mühevollen Uebergang über den Großen St. Bernhard im Mai 1800 die Unzulänglichkeit des noch aus dem Mittelalter überkommenen Wegenetzes erfahren mußte, gab wenige Monate später den Befehl zur Ausführung der ersten Kunststraße über die Alpen, die Paris und den größten Teil Frankreichs auf kürzestem Wege mit Mailand verbinden sollte. Die Straße sollte dem Eroberer ermöglichen, seine Truppen in kürzester Zeit von Oberitalien an den Rhein oder umgekehrt zu werfen. Als geeignetste Stelle zur Ueberschreitung des Alpenwalles wurde der damals wenig bekannte Simpelnberg oder Simplon gewählt, unstreitig der günstigste Punkt im ganzen Alpengebiet, wie dies neuerdings beim Bau der Eisenbahn bestätigt wurde. Im Norden wie im Süden führen breite, tiefliegende Täler bis an den Fuß des zu überschreitenden Gebirgskammes, so daß die eigentliche Bergstrecke gegenüber anderen Alpenpässen ganz außerordentlich verringert ist. Sie mißt von Brig bis Domo d'Ossola 63 Kilometer.

Zum Bauleiter bestellte Napoleon den französischen Ingenieur Céard, der sich mit seinem Werk selbst ein unvergleichliches Denkmal schuf. Die Straße, die durchweg eine Breite von 7,2 bis 8,4 Meter hat, gilt in ihrer Anlage auch für die moderne Straßenbaukunst als mustergültig. Die Arbeit wurde mit einer außerordentlichen Beschleunigung betrieben; während fünf Sommer waren durchschnittlich 5000 Arbeiter am Bau beschäftigt, so daß Céard am 25. September 1805 seinem Auftraggeber melden konnte, daß die Simplonstraße mit diesem Tage für Infanterie und Kavallerie geöffnet und in 10—12 Tagen auch für Artillerie passierbar sei. Die Kosten des Riesenwerkes betrugen gegen sechs Millionen Frank, die von Frankreich und der zisalpinischen Republik aufgebracht werden mußten, während der Kanton Wallis sich mit Arbeitsleistungen beteiligte. Der von Napoleon mit so großer Energie betriebene Bau kam nicht mehr in die Lage, die ihm zugedachte Rolle zu spielen, da der Schwerpunkt der politischen Ereignisse inzwischen in andere Gebiete verrückt worden war; die Kriegsbauten und Kasernen gerieten in Verfall, aus der beabsichtigten Militärstraße wurde ein beliebter und bald stark besuchter Handelsweg. Dauerte es doch noch 20—30 und mehr Jahre, bis man begann, die östlichen Alpenpässe der Schweiz in fahrbare Handelstraßen auszubauen, so daß selbst die aus Bayern und Sachsen nach Italien bestimmten Handelsgüter ihren Weg über den Simplon nahmen. Für Westdeutschland und den westlichen Teil der Schweiz blieb der Simplon bis in die letzten Jahre der einzige fahrbare Alpenübergang zwischen dem Gotthard und dem Kleinen St. Bernhard. Der gleichfalls auf schweizerischem Gebiet liegende Große St. Bernhard ist erst im Jahre 1905 vollständig fahrbar gemacht worden. Mit der Eröffnung des großen Simplontunnels 1906 verlor die Paßstraße ihre Bedeutung als Handelsweg, gleichwie ein Vierteljahrhundert früher die Straße über den Gotthard; als Touristenweg erfreut sie sich zunehmender Beliebtheit, gleich allen schweizerischen Alpenstraßen, die aus den Gebirgstälern nach den vegetationsreichen, malerischen Landschaften Oberitaliens hinüberführen. Wer als Wanderer sich gern abseits des großen Stromes hält, findet hier, besonders auf der Südseite, noch manches Tal, das er in beschaulicher Ruhe genießen kann.


Digitized by Google
Original from
CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:20 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Die Diveriaschlucht
bei Domo d'Ossola.

gegenüberliegende, kahle Bergwand des Rhonetales, die vielfach von tiefen, schwarzen Spalten zerrissen ist, scheint mit dem Wanderer in die Höhe zu steigen; während wir aber der oberen Grenze der Vegetation entgegengehen, beginnt es dort drüben erst zu grünen und zu leben, große braune Dörfer mit weithinleuchtenden Kirchen steigen vor dem überraschten Wanderer empor; es sind Bergkolonien, die teils nur während des Sommers, teils auch das ganze Jahr bewohnt sind. Man muß sich erinnern, daß viele Pflanzen, die am Nordabhange der Alpen bei 600 Meter Höhe ihre obere Grenze erreichen, im Wallis bis zu 2000 Meter hinaufsteigen. Beim zweiten Unterkunftshaus hat man die Saltine, die direkt zur Paßhöhe hinansteigt, schon tief unter sich gelassen, der alte Saumweg folgte ihrem Laufe, die Straße macht aber einen weiten Umweg durch das Gantertal, dessen Hintergrund von einem schneeigen Kamm eingefaßt ist. Wahre Riesen von Föhren stehen den tiefen Abgrund entlang, erst oberhalb des Bergdörfchens Berisal, wo sich die Straße wieder nach dem Tal der Saltine zurückwendet, beginnt der Wald sich zu lichten, und die kahle Gebirgsregion beginnt ihre Herrschaft. Der Blick zurück ins Rhonetal wird immer

Brig, der Ausgangspunkt der Simplonstraße im Rhonetal, ist mit der Fertigstellung der Simplonbahn ein modernes Städtchen geworden (Abb. S. 729), in dem die alten, großen Patrizierhäuser, vorab der berühmte Palast der Familie Stockalper, einen eigentümlichen Gegensatz bilden. Gegen Süden öffnet sich die tiefe, waldbewachsene Schlucht der Saltine, über der die Straße in kühnen Wendungen zur Paßhöhe hinansteigt. Mit jedem Schritt aufwärts weitet sich der Blick über das breite Tal der Rhone mit seinen vielen stattlichen Ortschaften; die



Eingeschneites Dörfchen an der Simplonstraße.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:20 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Schutzhütten zur Unterkunft der Reisenden bei schlechtem Wetter.



Brig, der Ausgangspunkt der Simplonstraße und des großen Tunnels.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:20 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Von Lawinen verschüttete Straßengalerie.

seinem Sturz unvollendet, bis 1825 die Mönche vom Großen Sankt Bernhard den Bau erwarben und vollendeten. Sie üben hier ihre berühmte Gastfreundschaft alljährlich an vielen Tausenden, ohne in den meisten Fällen etwas anderes als einen kurzen Dank, oft nicht einmal diesen zu ernten. Viele Besucher nehmen das Gebotene als etwas Selbstverständliches in Empfang, ohne zu bedenken, daß die Mönche das Gebotene ebenso kaufen müssen wie ein Gastwirt. Wer ihre Gastfreundschaft in Anspruch nimmt, soll auch den ungefähren Betrag für das Genossene in den Opferstock der Kapelle werfen. Fordern wird man den Betrag von ihm freilich nicht.

Auf der Südseite des Passes reichen die Weiden bis zur Paßhöhe hinan, und das Herdengeklingel begleitet den Wanderer auf seinem stundenlangen Weg. Auf einer Wiese rechts unten erblickt man ein altes, turmähnliches Gebäude, das alte, von der Familie Stockalper im 16. Jahrhundert errichtete Hospiz. Beim Dörfchen Eggen, den ersten bewohnten Häusern auf der Südseite, beginnt der fast einen Kilometer breite

mehr eingeengt, dafür beginnen aber in seinem Hintergrund die Bergriesen der Berner Alpen in die Höhe zu steigen, und auch jenseit des Passes, gegen Süden, wächst mit einem Male das breite Haupt des Fletschhornes mächtig empor. Kurz vor der Erreichung der Paßhöhe betritt man ein von Lawinen sehr gefährdetes Gebiet (Abb. obenst.), mehrere Galerien sind zum Schutze der Straße angelegt, über deren eine, die Kaltwassergalerie, im Sommer ein mächtiger Bergbach hinwegstürmt. Das jenseit fast auf der Paßhöhe gelegene Schutzhaus VI ist vor wenigen Jahren von einer Lawine in die Tiefe gerissen worden. Nur noch eine kurze Wegstrecke, und das auf der Paßhöhe 2010 Meter liegende Hotel mit seinem berühmten Fernblick auf die gewaltige Kette der Berner Alpen ist erreicht. Finsteraarhorn, Fiescherhörner und besonders das gewaltige Aletschhorn präsentieren sich hier in großartiger Weise. Weitergehend, hat man im Süden immer das mächtige Fletschhorn vor sich, bis nach einer Wegbiegung das große, kasernenähnliche Hospiz die Blicke auf sich zieht. Von Napoleon als Kaserne begonnen, blieb es nach



Gondo, das letzte schweizerische Grenzdorf gegen Italien.

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 09:20 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957 Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Schutzwall, der von dem gewaltigen Gletschersturz im Frühjahr 1901 zurückgeblieben ist. Nach wenigen Minuten erreicht man das Dorf Simpeln in malerischer Umgebung, dann führt die Straße in einer großen Kehre zum Dörfchen Gsteig hinunter, das am Eingang der fünf Kilometer langen Gondoschlucht liegt. Diese übertrifft an Großartigkeit und Wildheit die Via mala, und sie ist wohl der bedeutendste Engpaß in den schweizerischen Alpen. An ihrem unteren Ende liegt das kleine Dörfchen Gondo, die schweizerische Zollstätte nach Italien, dessen Grenze einen Kilometer weiter abwärts liegt. Südlich von Gondo öffnet sich das schmale, malerische Zwischbergental. Hoch oben in den Felsen erblickt man gleich Schwalbennestern kleine Gebäude: es sind Bergwerksanlagen zur Goldgewinnung, die hier übrigens schon seit ziemlich langer Zeit betrieben wird. Beim ersten italienischen Dorf Iselle, bekannt als Ausmündung des Simplontunnels, verengt sich das Tal nochmals, dann treten die Berge nicht mehr so schroff aneinander, bei Varzo beginnt schon eine reiche Vegetation südlichen Charakters, Kastanien-, Feigen- und Maulbeerbäume grünen an der Sonne, während an der Schattenseite bis weit in den Sommer hinein die Ueberreste der Lawinen liegen. Bei Crevola erreicht die Straße das breite Tal der Tosa, überschreitet auf einer prächtigen Brücke aus weißem Marmor die Diveria und wendet sich gegen Süden, wo sie nach einer Stunde in das alte Städtchen Domo d'Ossola einmündet. Von hier kann man durch das Val Vigezzo direkt nach Locarno und zur Gotthardbahn gelangen, in etlichen Jahren dürfte das Projekt einer Verbindungsbahn vom Simplon zur Gotthardbahn den Lago Maggiore entlang verwirklicht und damit eine neue lohnende Touristenstrecke geschaffen werden.

Lebende Bilder in der Fünften Avenue.

Hierzu 4 photographische Aufnahmen.

Die praktische Erkenntnis, daß nicht nur zum Kriegführen, sondern auch zur Vollbringung großer Friedenswerke Geld, Geld und wieder Geld gehört, hat eine Wohltätigkeit im großen Stil geschaffen. Das Scherflein des einzelnen ist wie das trockene Brot, zu dem die Massen erst Butter und Fleisch liefern müssen, um die Kost nahrhafter für die Entkräfteten zu machen. Zaghaft und schüchtern nur wirbt mitleidige Liebe bei uns im „alten Europa" um die Silberlinge der Begüterten — kühn und wagemutig rüttelt man im Lande der Wolkenkratzer an den Geldschränken der Leute, die aus den glücklichen Spekulationen gar nicht herauskommen.



Copyright Drucker & Co.

Ein Wohltätigkeitsfest amerikanischer Milliardäre: Frau W. K. Vanderbilt jr. als Tochter der Wüste.

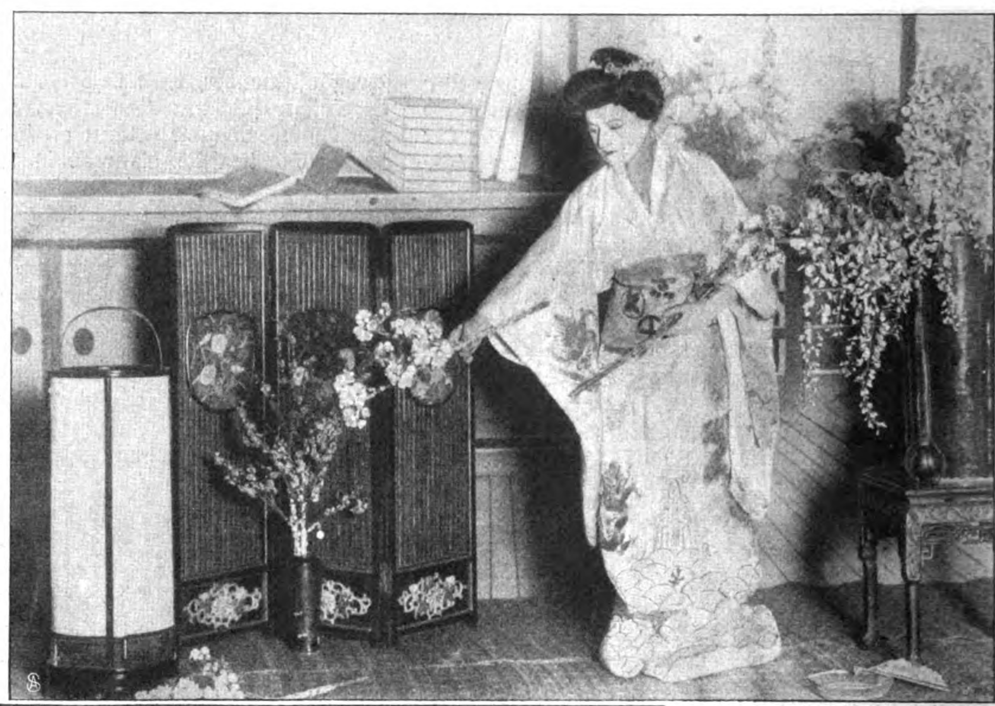


Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 09:20 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957 Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Und weil viel gefordert wird, muß auch etwas Außergewöhnliches geboten werden.

Ein gewaltiger Erfolg war einem Wohltätigkeitsfest beschieden, das Frau W. K. Vanderbilt jr. kürzlich in der Neuyorker Gesellschaft oder besser durch sie veranstaltete. Um mehr als 25 000 Dollar reicher durfte sich die Kasse eines Kinderheims einschätzen, nachdem die schönsten Frauen der Fünften Avenue und die ersten Sterne der Metropolitan Opera teils



Frl. H. Daly als Madame Butterfly.



Herr Lytle Hull und Frau Reginald C. Vanderbilt als Dante und Beatrice.

mit wortlosem Zauber, teils mit „liedersüßem Munde" zugleich Auge und Ohr entzückten. Auf künstlerisch arrangierter Bühne sah man die Damen der exklusivsten Finanzaristokratie in wundervollen Gewändern und malerischer Pose als „Lebende Bilder" Gestalten verkörpern, die aus den alten Liedern, Opern und selten gehörten Gesängen italienischer, deutscher, französischer und englischer Meister das Interesse eines kunstverständigen oder auch nur schaulustigen Publikums fesseln sollten. Die Veranstalterin selbst errang ungeteilten und wohlverdienten Beifall als „Tochter der Wüste", Illustration zu einem Liede von Kellie (Abb. S. 731). In einem schwarzen, reich mit Gold und Juwelenschnüren bestickten Tüllgewand nach ägyptischen Vorbildern ruhte sie auf einer Bank vor einem Zelt, im Hintergrund die schweigende Wüste.

Als Herodias in Massenets „L'Herodiade" erschien Frau Henry Payne Whitney — eine sehr begabte Amateurbildhauerin — in einem Kostüm von echt orientalischer Pracht. (Abbild. Seite 733). Goldflimmernde Gaze floß an der



Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:20 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Copyright Drucker & Co.

Frau Henry Payne Whitney als Herodias.

Generated on 2019-06-06 09:20 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Original from
CORNELL UNIVERSITY

Gestalt herab; schwere Goldgehänge, Perlenschnüre und funkelnde Spangen bedeckten Hals und Brust; ein violetter, edelsteinbesetzter Schleppenmantel fiel in tiefen Falten zur Erde. Das Haupt schmückt ein Federturban mit Diamantenstirnband, von Rubinen und Smaragden durchblitzt gehalten. Ein Lied von Martin Plüddemann, „Dantes Traum", fand in Mrs. Reginald C. Vanderbilt als Beatrice und Mr. Lytle Hull als Dante eine Darstellung (Abb. S. 732), die ein Stück Poesie verwirklichte und von religiöser Weihe durchdrungen war. Unter Kirschblüten und im milden Licht farbiger Lampions neigte sich als Madame Butterfly Miß Harriot Daly (Abb. S. 732), während neben ihr eine andere Madame Butterfly „in Zivil", d. h. Geraldine Farrar, in rosa Gesellschaftstoilette die Arie aus der gleichnamigen Oper vortrug.

Diesem glänzenden und unvergleichlichen Schauspiel, aus dem hier nur einzelne Szenen herausgegriffen, fehlte nur eins: die Wiederholung! Aber eben weil es von vornherein als einzig in seiner Art bezweckt war, gab es nur „erste Plätze", die mit Summen von echt amerikanischer Unbegrenztheit bezahlt wurden. T. D.

Bilder aus aller Welt.

Die Tochter des amerikanischen Botschafters in Paris Miß Muriel White hat sich mit einem schlesischen Aristokraten dem Grafen Hermann Seherr-Thoß, Leutnant der Reserve des Leibkürassierregiments, verlobt. Das Paar, dessen Verlobung in der Pariser Gesellschaft viel Aufsehen erregt, hat sich bei einem Besuch der jungen Dame in Berlin kennen gelernt.

Cordelia Ludwig, die einzige Tochter des Dichters Otto Ludwig, ist kürzlich in Dresden im 51. Lebensjahre gestorben. Sie hat das Andenken ihres großen Vaters mit kindlicher Pietät gepflegt und viele Erinnerungen an den Dichter sorgsam gehütet.

Die Schauspielerin Helene Modrzejewska, die in Neuyork gestorben ist, galt in ihrer polnischen Heimat und in den angelsächsischen Ländern als eine der größten Vertreterinnen ihrer Kunst. Sie gehörte seit dem Jahr 1861 der polnischen Bühne an. Im Jahre 1877 wandte sie sich der englischen Schauspielkunst zu. Sie feierte in England und Amerika, besonders in Heroinenrollen, rauschende Triumphe. Ihre letzte Lebenszeit widmete sie vornehmlich dem Gebiet der Wohltätigkeit.

Ein wandernder Zirkus hat in Horley in England eine eigenartige Vorführung veranstaltet. Er hat einen Riesenelefanten vor den Pflug gespannt, um die gewaltige Kraft



Eine deutsch-amerikanische Verlobung.
Hermann Graf von Seherr-Thoß.
Zu seiner Verlobung mit Miß White.
Phot. Walsleben.



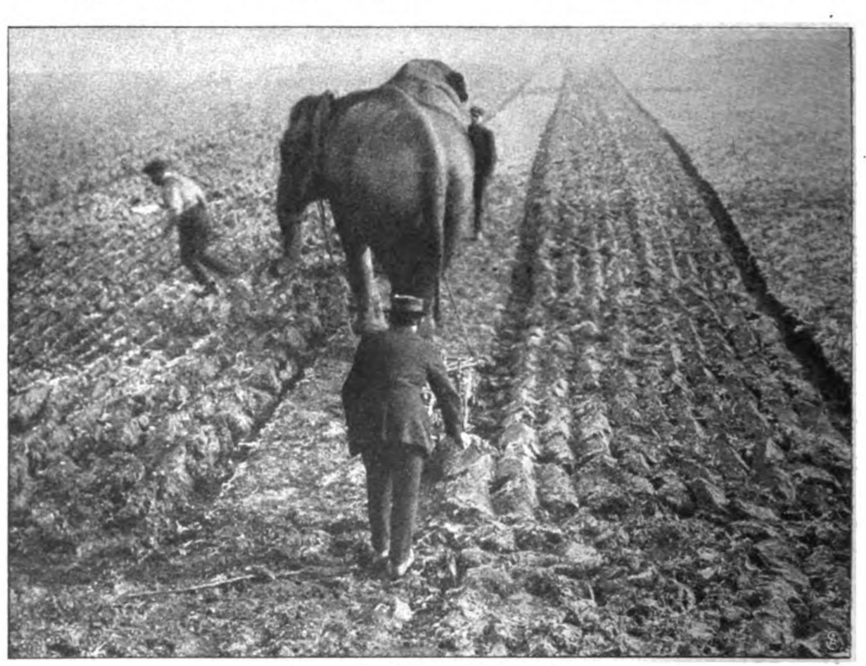
Phot. Nadar.
Miß Muriel White,
Tochter des amerikanischen Botschafters in Paris, verlobte sich mit dem Grafen Herm. v. Seherr-Thoß.



Cordelia Ludwig,
die einzige Tochter Otto Ludwigs, verschied in Dresden im 51. Lebensjahr.



Mme. Modrzejewska †
die berühmte polnische Tragödin.



Zirkustiere im Dienst der Landwirtschaft.
Elefanten eines wandernden Zirkus pflügen in Horley (England) den Acker.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:20 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Phot. Boyer.

Mme. Réjane, die bekannte französische Schauspielerin

als „Walewska" in dem neuen Napoleonstück „L'Impératrice".

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Charlotte Wolter,
Konzert- und Oratoriensängerin.
Zu ihren erfolgreichen Liederabenden in Berlin.



Russische Bäuerinnen
aus der Umgegend von Kiew mit ihren Milchkrügen.
Phot. Underwood & Underwood.

des Tieres zu demonstrieren, die bei einer praktischen Arbeit besonders deutlich zum Vorschein kommt.

Das nachgelassene Stück des unlängst verstorbenen Catulle Mendès „Die Kaiserin" gelangte im Théâtre Réjane in Paris zur Aufführung und errang dank der meisterhaften Darstellung der Hauptrolle durch Frau Réjane viel Erfolg, obwohl manche Schwächen des Dramas davon zeugen, daß es dem Dichter nicht vergönnt war, die letzte Hand an das Werk zu legen. Die Heldin des Stückes ist die Gräfin Walewska, die polnische Freundin des großen Napoleon.

Die Altistin Charlotte Wolter, deren Konzert in den letzten Jahren der Kritik und dem Publikum Berlins sehr gefiel, hat auch in dieser Saison in der Reichshauptstadt schöne Erfolge errungen. In ihrem Konzert im Klindworth-Scharwenka-Saal brachte sie ihr wohlgeschultes und ergiebiges Organ, ihre freie Technik und veredelte Auffassung voll zur Geltung.

Die Milchversorgung der großen Städte und Badeorte ist eine wichtige Angelegenheit, von der die hygienische Wohlfahrt der betreffenden Orte zum guten Teil abhängt. In den europäischen Großstädten beginnt man, die Milchzufuhr großzügig zu organisieren; in minder kultivierten Orten besorgen die Bauern der Umgebung die Versorgung der Bewohner mit dem kostbaren Getränk in primitiver Weise. In Rußland schleppen die Bäuerinnen die schweren Milchkrüge von weither in die Städte. Etwas weniger asiatisch geht es in Darjeeling am Himalaja zu. Die Landbewohner transportieren die in ebenso praktischen wie primitiven Bambusgefäßen enthaltene Milch auf ihren Pferden und Maultieren in den großen, eleganten Badeort.



Der Milchmann in Indien.
Milchverkäufer in Darjeeling mit ihren Lasttieren.
Phot. Underwood & Underwood.

Schluß des redaktionellen Teils.

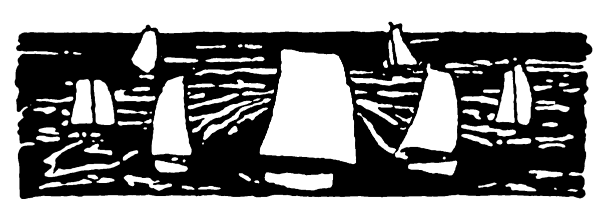


Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

DIE·WOCHE

Nummer 18. | **Berlin, den 1. Mai 1909.** | **11. Jahrgang.**

Inhalt der Nummer 18.



Die sieben Tage der Woche.

22. April.

In San Stefano bei Konstantinopel tritt das türkische Parlament, das sich als Nationalversammlung konstituiert hat, unter dem Präsidium Achmed Rizas zusammen.

Aus Marokko werden empfindliche Niederlagen der Sultanstruppen gemeldet.

23. April.

Die Finanzverwaltungen Preußens und des Reiches beschließen die Emission von 320 Millionen Mark Reichsanleihe und 480 Millionen Mark preußischer Konsols.

Da die in San Stefano geführten Unterhandlungen mit den Abgesandten des Sultans gescheitert sind, marschieren die jungtürkischen Truppen in Konstantinopel ein.

24. April.

In Konstantinopel kommt es zu blutigen Kämpfen zwischen der jungtürkischen Armee und den in ihren Kasernen und im Jildis-Kiosk verschanzten Sultanstruppen. Nach hartnäckigem Widerstand werden die Kasernen erobert. Ueber die Stadt wird der Belagerungzustand verhängt.

Die Stämme zwischen Fez und Rabat lehnen sich gegen Mulay Hafid auf.

Die diesjährige Ausstellung der Berliner Sezession wird eröffnet.

25. April.

Die im Jildis belagerten Sultanstruppen ergeben sich den Jungtürken.

Russische Kasaken überschreiten die persische Grenze und marschieren gegen Täbris.

Der deutsche Kronprinz trifft auf der Rückreise aus Bukarest zum Besuche des Kaisers Franz Josef in Wien ein.

26. April.

Das türkische Parlament und das jungtürkische Komitee verhandeln über das Schicksal des Sultans Abdul Hamid. Ein Teil der siegreichen Jungtürken will ihm eine Scheinherrschaft belassen, wenn er sein riesiges Privatvermögen dem Staate schenkt; ein anderer dringt auf die sofortige Absetzung.

In Erzerum bricht eine neue, gegen das jungtürkische Regime gerichtete Militärrevolte aus.

27. April.

Die als Nationalversammlung vereinigten Häuser des türkischen Parlaments setzen den Sultan Abdul Hamid II ab und proklamieren seinen Bruder Mohammed Reschad unter dem Namen Mohammed V. (Portr. S. 743) zum Padischah.

Die Vertreter der Dreibundmächte überreichen in Sofia der Regierung die Anerkennung der bulgarischen Unabhängigkeit.

Die Marineuntersuchungskommission des französischen Parlaments konstatiert bei ihrem Besuch in Brest schwere Mängel in der Ausrüstung der Kriegsschiffe und Arsenale.

28. April.

Der Exsultan Abdul Hamid wird unter Bewachung aus dem Jildis-Kiosk fortgebracht.

Zwischen dem französischen Unterstaatssekretär Simyan und einer Deputation der Postbeamten kommt es zu einem heftigen Zusammenstoß, so daß ein neuer Streik der Post- und Telegraphenbeamten auszubrechen droht.

Aus Konstantinopel werden zahllose Verhaftungen gemeldet. Auch Prinz Sabah Eddin wird unter schweren Anklagen in Haft gehalten.

▫ ▫ ▫

Koedukation.

Von Professor Dr. Jakob Wychgram,

Schulrat der Freien und Hansestadt Lübeck.

Die preußische Mädchenschulreform hat der seit langen Jahren in Fachkreisen theoretisch erörterten Frage des gemeinsamen Unterrichts der Geschlechter plötzlich große praktische Bedeutung verschafft. Zwar ist diese Reform ganz und gar auf die besonderen Verhältnisse und Bedürfnisse des weiblichen Unterrichtswesens zugeschnitten; nur an einer einzigen Stelle der Bestimmungen, und ganz nebenbei, wird die gelegentliche Zulassung von Knaben zu den Unter- und Mittelklassen der Höheren Mädchenschule erlaubt. Von einer Zulassung der Mädchen zu den Knabenschulen ist nirgends die Rede; und wo immer preußische Stadtverwaltungen um die Genehmigung solcher Zulassung eingekommen sind, ist vom Kultusminister ein ablehnender Bescheid ergangen. Gleichwohl wird die Einrichtung eines gemeinsamen Unterrichts der Knaben und Mädchen für die kleineren Städte mehr und mehr eine unabweisbare Notwendigkeit. Wir werden weiter unten davon sprechen.

Man versteht unter Koedukation — es sei gestattet, das im Deutschen unschöne Wort zu gebrauchen, da wir noch keine kurze Bezeichnung für die Sache selbst haben — die grundsätzliche Vereinigung der Geschlechter beim Unterricht, besonders bei dem der höheren Lehranstalten. Die Einrichtung selbst findet sich seit längerer oder kürzerer Zeit in mehreren Ländern. Alt ist sie in den Vereinigten Staaten. Für die ersten Kolonistengenerationen war sie eine ganz natürliche Sache: teils aus räumlichen, teils aus wirtschaftlichen Gründen,

Published 1. V. 1909. Privilege of copyright in the United States reserved under the Act approved 3. March 1905 by August Scherl G. m. b. H., Berlin.


Digitized by Google
Original from
CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ganz besonders aber auch, weil in jenen ersten harten Zeiten eine Differenzierung des Unterrichts für Knaben und Mädchen unnötig war und man die im Leben so dringend aufeinander angewiesenen Geschlechter nicht unnötig trennen wollte, entstand dort ganz von selbst die Koedukation. Sie ist in der weiteren Entwicklung der amerikanischen Verhältnisse etwas Selbstverständliches geblieben, und in der weitaus größten Mehrzahl der dortigen Volks-, Mittel- und höheren Schulen sitzen Knaben und Mädchen im selben Klassenraum Jahr für Jahr nebeneinander. Eine Trennung nach Geschlechtern findet in diesen Anstaltsgruppen selten statt, während freilich bei den Universitäten, wo bei uns die Koedukation selbstverständlich ist, in Amerika die Geschlechtertrennung mehrfach stattfindet. Nun hat sich zwar seit einigen Jahrzehnten auch in Amerika eine Strömung gezeigt, die gegen die Geschlechtervereinigung gerichtet ist; die Gegner der Einrichtung bei uns haben vielfach darauf hingewiesen und den Schluß daran geknüpft, daß jenseit des Ozeans diese Einrichtung allmählich verschwinden würde. Dieser Schluß ist unberechtigt; überhaupt ist die ganze Argumentation aus amerikanischen Verhältnissen auf die unseren nur mit äußerster Vorsicht aufzunehmen. Wer die sozialen und die damit eng verwandten Unterrichtsverhältnisse der Union genauer kennt, wird wissen, daß sich die Bestrebungen gegen die Koedukation hauptsächlich gegen die Zulassung der Frauen zu den Universitäten für die männliche Jugend richten, daß sie sodann, dafern sie auch die höheren Schulen ins Auge fassen, nicht sowohl die reine Koedukation als das völlige numerische Ueberwiegen des weiblichen Geschlechts bekämpfen. Der junge Amerikaner tritt sehr früh in das geschäftliche Leben über, er verläßt oft die Schule etwa in dem Alter eines deutschen Obertertianers, während die Mädchen — das entspricht der ganz anderen sozialen Stellung der amerikanischen Frau — ihre Studien in viel größerer Zahl bis zum Abschluß fortsetzen. So entsteht ein starkes Uebergewicht der Mädchen in den high schools, für das man das nicht üble Agitationswort gefunden hat: „Knaben werden auch geduldet". Immerhin, mögen die theoretischen Meinungen in Amerika noch so weit auseinandergehn, die Koedukation besteht dort praktisch weiter, und die überwältigende Mehrheit der Nation will diese Form des Unterrichts; sie wird dort angesehen, wie es formuliert zu werden pflegt, als „natürlich, gerecht, den Landessitten entsprechend, heilsam für beide Geschlechter und — am wenigsten kostspielig".

Von Amerika ist die Koedukation in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts auch nach Europa übernommen worden. Insbesondere die nordischen Länder wenden sich ihr immer mehr zu. Im Jahre 1876 gründete Palmgren in Stockholm die Palmgrenska Samskolen auf der Grundlage der völlig gleichen Beteiligung beider Geschlechter, sowohl in der Schüler- als in der Lehrerschaft. Die Anstalt umfaßt Gymnasium, Realgymnasium und Oberrealschule und wirkt nun seit über dreißig Jahren mit immer steigendem Erfolge. Sie war und ist noch Privatschule. Die von ihr vertretene Idee hat aber so viel werbende Kraft erwiesen, daß im Jahre 1904 der Reichstag fast einstimmig ein Gesetz angenommen hat, nach dem in vierzehn Städten staatliche zweigeschlechtige Realschulen eingerichtet werden sollen. In Norwegen und Dänemark hat das System wirksame Vertretung gefunden, und in Finnland ist es ein gewaltiges Mittel zur Verbreitung und Festigung der nationalen Bildung gegenüber dem russischen Druck geworden. In den romanischen Ländern ist die Koedukation zurzeit noch nicht zu finden, mit Ausnahme Italiens, wo sie in den Gymnasien mehr und mehr Platz greift. In Deutschland werden in sämtlichen Bundesstaaten, mit Ausnahme Preußens und Bayerns, unter gewissen Beschränkungen Mädchen in die höheren Knabenschulen aufgenommen; die meisten Staaten haben sich erst seit kurzer Zeit dazu entschlossen, in Baden allein ist die Einrichtung schon älter und daher allgemeiner verbreitet.

Orientieren wir uns über die Gründe, die man für und gegen dieses System geltend zu machen versucht.

Der Leiter des Bureau of Education in Washington Dr. Harris, dem in dieser Frage das umfangreichste Material zur Verfügung gestanden hat, stellt einmal die allgemeinen Befürwortungsgründe folgendermaßen zusammen: 1. Der gemeinsame Unterricht ist billiger, namentlich wo in weniger bevölkerten Städten und Gegenden getrennte Anstalten für Knaben und Mädchen doppelte Kosten verursachen würden. 2. Die Schulzucht wird leichter und bessert sich zusehends da, wo statt getrennter gemischte Klassen eingerichtet werden. Koedukation sittigt die Knaben und festigt die Mädchen. Jedes Geschlecht achtet im Beisein des andern mehr auf sich und gewinnt an Haltung. Die Schwärmerei und Zerfahrenheit der Mädchen bessert sich ebenso wie der Widerspruchsgeist und die Roheit der Knaben. 3. Die Schule mit Koedukation setzt nur fort, was in der Familie begonnen wurde, wo Brüder und Schwestern neben- und durcheinander erzogen werden. Die natürliche Bedingtheit des einen Geschlechts durch das andere, die gegenseitige Ergänzung ihrer Anlagen und Fähigkeiten kommt durch gemeinsame Erziehung zum Bewußtsein der Schüler. Die Einseitigkeit wird vermieden, die Geschlechter lernen sich gegenseitig in ihrer Sphäre achten und verstehen. Mädchen, die auf geistigem Gebiete sich mit Knaben gemessen haben, sind später weniger gefallsüchtig und eitel. 4. Der Unterricht wird gefördert; seine Erfolge in den gemischten Schulen sind besser. Wo die Geschlechter getrennt sind, bilden sich einseitige Knabenschulmethoden und Mädchenschulmethoden aus, die nicht im Gleichgewicht stehen; in Knabenschulen mechanisches Einprägen, rein verstandesmäßiges Lehren und Lernen, einseitig stoffliche Interessen; in Mädchenschulen Ungenauigkeit und Unsicherheit des Lernens, allzu starke Hervorhebung des Gefühlmäßigen im Unterricht, Mangel an Tatsächlichem. Der gesunde Ton herrscht nur in den gemischten Klassen. 5. Die Neigung, sich in Gedanken mit dem andern Geschlecht zu beschäftigen, ist in Schulen, wo Mädchen und Knaben von der Kinderzeit an zusammen erzogen worden sind, erfahrungsgemäß geringer als in andern. Die Gewohnheit täglichen Zusammenarbeitens und Zusammenlebens macht die Geschlechter gleichgültiger gegeneinander. Die äußere Erscheinung wird geringer geschätzt, wenn nur geistige Werte in Frage kommen. Die Kenntnis der gegenseitigen Fehler und Vorzüge macht das Urteil sicherer und begründeter. Da der Wettbewerb rein auf geistigem Gebiete stattfindet, wird die geschlechtliche Spannung (sexual tension) in den Entwicklungsjahren herabgesetzt. Verfrühte Liebestorheiten sind in gemischten Schulen seltener als da, wo die Geschlechter streng geschieden werden und die Einbildungskraft rege ist.

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Diese Aeußerungen des Dr. Harris beruhen auf den umfassendsten Erhebungen und sind das Ergebnis von Tausenden von Anfragen, die er an fast alle Schulen gerichtet hat. Sie sind denn auch fast ohne Widerspruch geblieben. Die Bedenken, die auch in Amerika, wie ich schon oben sagte, gegen die gemeinsame Erziehung gerichtet worden sind, gehen von anderen Gesichtspunkten aus; für sie sind, abgesehen von der schon erwähnten Besorgnis einer starken Zurückdrängung des männlichen Geschlechts, besonders Zweifel an der körperlichen Leistungsfähigkeit der Frau maßgebend. Hier stehen sich die Meinungen schroff gegenüber; während Dr. Clarke in seinem vielgenannten Buch „Sex in education“ grau in grau malt, scheint die Statistik der Collegiate Alumnae vom Jahre 1885 diese Bedenken stark zu entkräften. Was nun jene allgemeinen Harrisschen Ergebnisse angeht, so sind sie überall, wo man in Europa zur Koedukation übergegangen ist, bestätigt worden. Palmgren in Stockholm, Broberg in Helsingfors, Professor Klein in Jena, letzterer auf Grund zahlreicher Erkundigungen, sprechen sich ähnlich aus; auch der badische Oberschulrat, wie ich noch näher darlegen werde, verschließt sich nicht den Vorteilen des Systems.

Aber es gibt doch auch erhebliche Gründe gegen eine allgemeine Einführung der gemischten Schulen. In den Kreisen, die der Sache fremd gegenüberstehen und die anderswo gemachten Erfahrungen nicht kennen oder sie geringschätzen, wird immer wieder die Befürchtung geäußert, es möchten für beide Geschlechter sittliche Schäden entstehen. Ganz abgesehen davon, daß die im Ausland und nunmehr auch seit längeren Jahren in Deutschland gemachten Beobachtungen diese Befürchtung durchaus widerlegen, wird man doch auch ein Recht haben, darauf hinzuweisen, daß die gemeinsame Arbeit an ernsten und schwierigen Stoffen unter dem Schutz einer guten, verständigen Disziplin zweifellos nicht die Gefahren in sich birgt, die aus Bällen, Ruderfahrten, Spaziergängen, Picknicks erwachsen können; und gegen diese Veranstaltungen wendet kein Mensch etwas ein! Es wird im Gegenteil richtig sein, was von allen erfahrenen Sachkennern berichtet wird, daß die gemeinsame Arbeit die geschlechtliche Spannung mildert. Auch ist es charakteristisch, daß die Gegner der Koedukation, die zugleich Kenner derselben sind, das Argument der sittlichen Gefahren nicht ausgespielt haben. Daß Verirrungen, besonders in Nordamerika, vorgekommen sind, wird nicht geleugnet; aber kommen solche nicht auch jahraus, jahrein zwischen jungen Leuten vor, die getrennt Schulen besuchen?

Gewichtiger ist ein anderes Argument. Man sagt, die Mädchen und Knaben bedürften einer nach der geistigen Eigenart ihres Geschlechtes sich vollziehenden Differenzierung sowohl der Unterrichtstoffe als der Unterrichtsmethoden. Das scheint auf den ersten Blick überzeugend. Aber wenn man als Pädagoge näher zusieht, wie jene Differenzierung zu vollziehen sei, so gerät man alsbald in Verlegenheit. Wenigstens haben die bisherigen Erfahrungen und Beobachtungen noch durchaus keine wissenschaftlich haltbare Kunde davon gegeben, inwiefern, für die eine allgemeine Bildung verfolgenden Lehranstalten, eine besondere stoffliche und methodische Versorgung der Geschlechter wünschenswert und, besonders, möglich sein sollte. Das Schlagwort, bei den Mädchen müsse besondere Rücksicht auf die Bildung des Gemütes und der Phantasie gelegt werden, hat sich in solchem Maß als gefährlich erwiesen, daß selbst der preußische Kultusminister in den Motiven zur Mädchenschulreform dagegen Stellung genommen hat. Es ist vielmehr dringend wünschenswert, daß auch der Geist der Mädchen in die heilsame Zucht einer auf gründlicher verstandesmäßiger Erfassung der Stoffe und ihrer logischen Werte beruhenden Methode genommen werde. Wie das aber für Mädchen anders gemacht werden soll als für Knaben, ist noch nicht gezeigt worden und wird auch wohl nie gezeigt werden können; denn die Gesetze des geistigen Lebens sind nicht für Mann und Frau verschieden. Auch hinsichtlich der Wahl der Stoffe wird man kaum ohne Schaden eine Differenzierung vollziehen können, immer vorausgesetzt natürlich, daß es sich nicht um eine Schule für ausschließlich weibliche Berufe handelt.

Mehr Gewicht ist einem anderen Gegengrunde zuzumessen. Es ist eine bekannte Tatsache, und alle Eltern, die an ihren Kindern den Vergleich vollziehen können, wissen es wohl, daß die Entwicklung der Mädchen und Knaben chronologisch nicht parallel läuft. Die Mädchen haben in ihrer körperlichen und geistigen Entwicklung etwa vom elften Lebensjahre an einen Vorsprung, der erst etwa im zwanzigsten Jahr einigermaßen ausgeglichen ist. Ein 15—16jähriges Mädchen hat eine ganz andere Altersreife als ein gleichaltriger Knabe. In den Ländern mit älterer Koedukation wird denn auch allgemein bestätigt, daß in den mittleren Lebensjahren (12—19) die Mädchen eine durchschnittlich größere Aufnahmefähigkeit und ein entwickelteres Urteil haben. Das ist das Hauptargument aller Gegner der Koedukation. Sie sagen: die gemeinsame Erziehung der Geschlechter müßte den völligen Parallelismus der geistigen Entwicklungstufen zur Voraussetzung haben; dieser Parallelismus ist nicht vorhanden; folglich ist die Koedukation als allgemeines Unterrichtsprinzip nicht richtig. In der Tat haben sich in Amerika in dieser Hinsicht Nachteile gezeigt, und zwar Nachteile für die Knaben. Indem nämlich dort die Mädchen in den Klassen meistens die Mehrheit bilden, wird der Unterrichtsgang unwillkürlich nach der rascheren Fassungskraft der gleichaltrigen Mädchen zugeschnitten, und die Knaben bleiben im Hintertreffen. Man ruft also an manchen Stellen dort nach eingeschlechtigen Schulen, um den Knaben zu ihrem Recht zu verhelfen. Sie würden, so behauptet man in übertreibendem Agitationsstil, mutlos, fühlten sich gedrückt!

Wenn augenblicklich die Frage des gemeinsamen Unterrichts der Geschlechter auch in Preußen zur Erörterung steht, so muß man sich zunächst immer darüber klar bleiben, daß es sich in Deutschland gar nicht um die Einführung der eigentlichen Koedukation handelt. Es sollen gar keine für beide Geschlechter zugleich bestimmte Schulen errichtet werden, sondern die Frage ist nur: sollen einzelne Mädchen, die ein Studium oder eine andere Berufsvorbereitung ergreifen wollen, als Gäste in den Knabenschulen zugelassen werden? Diese Frage ist, wie gesagt, für fast alle Bundesstaaten gelöst, die Mädchen werden, unter gewissen Kautelen, fast überall zugelassen; Preußen und Bayern haben den Schritt bisher noch nicht getan. Am längsten besteht dieser Zustand schon in Baden. Hier waren im Jahre 1906/7 in den Gymnasien 117 Mädchen, in den Progymnasien 85, in den Realgymnasien 78, in den Realprogymnasien 68, in den Oberrealschulen 121, in

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

den Realschulen 767. Der badische Oberschulrat berichtet darüber im Jahre 1908 folgendes:

„Die Erfahrungen sind im allgemeinen gut. Es gilt dies sowohl für die unteren wie für die oberen Klassen. Uebereinstimmend wird die Fähigkeit der Mädchen, den Anforderungen des Unterrichts zu folgen, bestätigt; in vielen Fällen wird sogar der größere Fleiß und das regere Interesse der Mädchen an den einzelnen Unterrichtsgegenständen hervorgehoben; auch wird ihrer Anwesenheit vielfach ein fördernder Einfluß auf die Knaben zugeschrieben. Nicht minder wird ein solch günstiger Einfluß auf das Betragen der Knaben hervorgehoben, da die Mädchen durch größere Pünktlichkeit, Ordnungsliebe, Gewissenhaftigkeit, Aufmerksamkeit sowie durch ihre natürliche Zartheit verfeinernd auf das Betragen und Auftreten der Knaben einwirken."

Natürlich hat Baden niemals geglaubt, daß es neben dieser Zulassung der Mädchen zu den Knabenschulen nicht auch noch die Errichtung besonderer Mädchenschulen betreiben müsse: besteht doch in Karlsruhe schon seit 1893 ein ausgezeichnetes Mädchengymnasium. Man ist aber von dem sehr richtigen Gesichtspunkt ausgegangen: es ist nicht möglich, daß die Städte, zumal die kleineren, neben den Knabengymnasien, Realschulen usw. auch noch entsprechende Anstalten für Mädchen errichten; anderseits ist es unbillig, den Mädchen in den kleineren Städten die Ausbildungsmöglichkeiten zu versagen, deren sich die in den größeren Städten bzw. in der Landeshauptstadt erfreuen. So war die Zulassung zu den Knabenschulen eine Handlung ausgleichender Gerechtigkeit.

Die gleiche Gerechtigkeit wird die preußische oberste Unterrichtsbehörde ausüben müssen; wenn nicht jetzt, so doch in absehbarer Zeit. Hier wird das preußische Suum cuique sicherlich Wirkung tun. Die sogenannten Studienanstalten können, aus finanziellen Gründen, nur in größeren, leistungsfähigen Städten errichtet werden. Die Höheren Mädchenschulen, die man so leicht, da man doch einmal eine umfassende Reform schuf, den Realschulen hätte gleichstellen können, sind leider berechtigungslos geblieben — ein immer mehr erkannter schwerer Fehler der Reform. So werden die Bewohner der kleineren und mittleren Städte gezwungen sein, ihre Töchter schon im Alter von dreizehn Jahren aus dem Hause zu geben und sie in Pensionen unterzubringen. Man sagt, die konservative Partei sei gegen die Eröffnung der Knabenschulen für die Mädchen. Es wäre zu wünschen, daß sie den Widerstand aufgäbe, denn gerade viele ihrer Mitglieder, Offiziere und Beamte in den kleineren und mittleren Städten, leiden am meisten unter der Versagung der beschränkten Koedukation in Preußen. Es ist sicher, daß sich gegen die in Baden übliche und bewährte Form der Koedukation keine haltbaren Bedenken geltend machen lassen. Wozu also der Widerstand gegen eine Sache, die in den anderen Bundesstaaten anstandslos funktioniert? Wozu der Widerstand gegen eine Maßregel, die Hunderten, vielleicht Tausenden von Familienvätern schwere Sorgen abnehmen würde? —

Die Internationale Photographische Ausstellung in Dresden 1909.

Von Hofrat Prof. Dr. J. M. Eder, Wien.

Die Ausstellung hat den Zweck, eine umfassende Darstellung der Photographie als Hilfsmittel und als Selbstzweck auf dem Gesamtgebiet der Kunst, Wissenschaft, Technik und Industrie zu geben, ein Ziel, das, wie wir gleich sagen wollen, die Ausstellungskommission glänzend erreicht hat.

Der große Dresdner Ausstellungspalast wurde dem Unternehmen, das unter dem Protektorat des Königs von Sachsen steht, und dessen Ehrenpräsident Prinz Johann Georg von Sachsen ist, von der Stadt Dresden zur Verfügung gestellt. Die Stadt Dresden sandte als Vertreter in die Kommission den Oberbürgermeister Beutler, die sächsische Regierung Geheimrat Stadler. Als Vorsitzender des Arbeitsausschusses erwarb sich Prof. Seyffert große Verdienste, ebenso der Schatzmeister Generalkonsul Klemperer; ihnen standen eine Anzahl hervorragender Gruppenobmänner zur Seite, als Geschäftsführer Redakteur Karl Weiß (Dresden), in den letzten Wochen vor der Eröffnung auch noch Fachschriftsteller Wolf-Czapek (Berlin).

Das allgemeine Interesse, das der Photographie selbst in den höchsten Kreisen entgegengebracht wird, illustriert das „Fürstenzimmer", das wohlgelungene Werke der Amateurkunst enthält, insbesondere des Königs von Sachsen, des Prinzen Johann Georg und der Prinzessin Mathilde von Sachsen, der Erzherzogin Maria Josefa, der Schwester des Königs, des Kronprinzen und der Kronprinzessin des Deutschen Reiches und anderer Fürstlichkeiten.

Die Amateurphotographie ist international in ihren verschiedenen Richtungen vertreten. Um ihr Arrangement hat sich Frohne (Dresden) verdient gemacht; von Dresdner Amateuren fallen Frohne, Kuhfahl, Gutherz mit stimmungsvollen Landschaften, Lehr (Aktstudien) auf, ebenso der Generalkonsul Klemperer mit Genrebildern. Gut sind die Berliner Amateurvereine (Kiesling mit Seestück, Mente, Th. Hermann, Grete Dorenbach, Anni Oppenheim u. a.) Die ziemlich grellfarbigen Dreifarbengummidrucke von Hamburger Amateuren sind weniger glücklich. Viel besser wirken die stimmungsvollen farbigen Bilder Dr. Bachmanns (Graz) und der farbige Oeldruck Johnstons (England). — Mit besonders schöner harmonischer Wirkung treten die englischen Amateure auf, was Hoppé in London, selbst ein vorzüglicher Amateurphotograph, arrangierte; es sind durchwegs ernste, künstlerisch empfundene und mit guter Technik durchgeführte Bilder von Benington, Keighley, Johnston, Blake, Morton. Von amerikanischen Amateuren sind die Landschafter Witt, Zerbe, Mason u. a. bemerkenswert.

Die internationale Vereinigung der Amateurphotographen (Leiter: Kuhn, Innsbruck und Matthies-Masuren, München) bringt vorzügliche Leistungen, darunter auch Autochrombilder von schöner Bildwirkung und naturgetreuer Farbenwiedergabe. Die österreichischen Amateurphotographen treten qualitativ und quantitativ vorzüglich auf. Es beteiligten sich der Wiener Kameraklub (Dr. Reininger, Dr. Schück, Dr. Gestättner, Hofmann, Dr. Angerer, Ebert u. a.). Der Wiener Photoklub (Dr. A. Hacker, Pichier, Prokop, Baron Rothschild, Friedrich, Holluber, Löwy u. a.), der Wiener Amateur-Photographen-Klub (Dr. Meyer, Blumberg, Wert-


Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

heim u. a.). Die Grazer (Dr. Bachmann u. a.) und die Prager Amateure (G. Mautner) sind erstklassig. Auch die Amateure Frankreichs, Rußlands, Hollands, Ungarns bringen sehr beachtenswerte Leistungen.

Die Berufsphotographie stellt diesmal überwiegend im Rahmen künstlerischen Schaffens aus, wodurch ein entschiedener Fortschritt gegenüber früheren Ausstellungen zu verzeichnen ist. Es mögen hier nur einige der hervorragendsten Vertreter der deutschen Berufsphotographie angeführt werden: Erfurth (Dresden), Dührkopp (Berlin), Lützel (München), E. Müller und Otto Meyer (Dresden), Sonntag (Erfurt), Gotheil (Danzig). Von Oesterreichern: Kosel, Pietzner, Weis, Nähr, Burger, Grillich, Jobst (Wien), Langhans (Prag) u.a. In imposanten Leistungen und bisher noch nie gesehener Vollständigkeit finden wir die zahlreichen Anwendungen der wissenschaftlichen Photographie vertreten. Es ist dies einer der interessantesten Teile der Ausstellung, um den sich besonders Professor Luther (Dresden) sehr verdient gemacht hat.

Wir erwähnen nur die Anwendung der Photographie in der Botanik, Mineralogie, Zoologie und Geologie, zur Metallprüfung, Photogrammetrie, Ballon-Photographie. Es wird die Photographie mittels Brieftauben vorgeführt, die Kornsche Fernphotographie, Röntgenbilder, die Mikrophotographien Scheffers in Berlin und die Zeißschen Mikro-Photographischen Apparate, die interessanten photochemischen Arbeiten Lüppo Cramers (Leipzig), die Anwendung der Photographie für Belehrung und Unterhaltung (Direktor Görke-Berlin). Die Dresdner Polizeidirektion errichtete ein neuzeitliches photographisches Atelier und bringt unter Mitwirkung der Polizeidirektionen Berlin, Wien, Paris usw. eine höchst interessante Darstellung der Methoden der gerichtlichen Photographie.

In der Reproduktionshalle werden nicht nur Bilder und Druckplatten gezeigt, sondern das praktische Arbeiten der Reproduktionstechnik demonstriert. Wir finden hervorragende Arbeiten der deutschen Firmen Hanfstaengl, Meisenbach & Riffarth, Albert, L. Angerer, Bruckmann, Bürenstein, Hamböck, Obernettar, Schuster, Schelter & Giesecke u. a. ausgestellt. Besonders zu begrüßen ist die Beteiligung der berühmten Berliner Reichsdruckerei mit vortrefflichen Reproduktionen. Die österreichischen Reproduktionsanstalten sind mit vorzüglichen Leistungen im österreichischen Pavillon vertreten. Da diese Abteilung mit der Aufstellung ihrer Objekte am weitesten vorgeschritten ist, erhält man dort einen vollständigen Ueberblick über den Höchststand der modernen einfarbigen und polychromen Reproduktionstechnik (Angerer & Göschel, Löwy, Blechinger, Jaffé, Unie, Husnik & Häußler, Kamprolek, Patzelt, Perlmutter, Paulussen und andere mehr).

Besonders hervorzuheben sind die enormen Fortschritte, namentlich der farbigen Reproduktion. Die Industriehalle enthält photographische Apparate, Papiere usw. Auf diese Ausstellungsobjekte wird später zurückzukommen sein.

Die Gruppe Länder- und Völkerkunde ist zum Teil im ersten Stockwerk des Hauptgebäudes untergebracht, wo Photographien aus Volksleben und Verkehr in künstlerischer Auffassung zu sehen sind. Das aktuellste Interesse erregt wohl die Ausstellung Bosniens und der Herzegowina, die von der Landesregierung selbst veranstaltet und durch kostbare Objekte des Museums in Serajewo interessant gemacht wird. Ebenso sind die Ausstellungen der deutschen Kolonien Hollands, Australiens usw. ganz besonders sehenswert. Die Schulen und Versuchsanstalten auf photographischem Gebiete erregen besondere Beachtung, weil sie einen der modernsten Unterichtszweige repräsentieren. Die k. k. Graphische Lehr- und Versuchsanstalt in Wien bewährt ihren Vorrang als älteste und vorbildlich wirkende Bildungstätte auf diesem Gebiet, die das Gesamtgebiet der Photographie in Kunst, Wissenschaft und Technik pflegt (Dir. Hofrat Eder). Weniger umfassend, aber gleichfalls sehr gut, stellten die Kgl. Akademie für graph. Künste und Buchgewerbe in Leipzig (Dir. Prof. Seliger), die Lehr- und Versuchsanstalt für Reproduktionsverfahren in München (Dir. Emmerich), die phot. Lehranstalt des Lettevereins in Berlin (Dir. Schultz-Henke) aus. Ein vorzüglicher offizieller Ausstellungskatalog

Jeder Sportsfreund

sollte sich jetzt zum Beginn der Sportsaison das neue „Sport im Bild-Jahrbuch 1909“ zur Ansicht vorlegen lassen. Besonders wertvoll sind in diesem sorgfältig ausgearbeiteten Hand- und Nachschlagebuch die für das ganze Jahr gegebenen

Termine der Rennen

und sonstigen sportlichen Veranstaltungen des In- und Auslandes, die in dieser Vollständigkeit und Uebersichtlichkeit noch nirgends geboten wurden. Prächtige Buntfarbendrucke von Hans Rudi Erdt und mehr als 150 Illustrationen schmücken das 288 Seiten umfassende Buch, das elegant gebunden für 3 Mark durch alle Buchhandlungen zu beziehen ist.

Bestellkarte anbei.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

(mit Illustrationen) gibt Aufschluß über die enorm vielseitige Ausstellung. Die österreichische Abteilung gab eine reich illustrierte, geschmackvoll ausgestattete Beschreibung ihrer Sonderausstellung sowie der österreichischen Reise- und Touristenländer heraus.

Wenn wir die Beteiligung der einzelnen Länder an der Ausstellung betrachten, so hat Deutschland naturgemäß weitaus am zahlreichsten ausgestellt. Nächst Deutschland ist Oesterreich der größtvertretene Staat, dessen hervorragende Leistungen auf dem Gebiet der Lichtbildkunst in einem eigenen geschmackvollen Pavillon (Architekt Prof. Prutscher) vorgeführt werden, und zwar unter dem Protektorat der Frau Erzherzogin Maria Josepha und unter Förderung der österreichischen Regierung, insbesondere des Ministeriums für öffentliche Arbeiten. Diese Ausstellungsarbeiten leitete eine spezielle Kommission (Präsident Eder). Durch diese Beteiligung und durch die hervorragende Teilnahme Englands, Amerikas, Rußlands, Italiens, der Schweiz, Schwedens, Hollands, Ungarns usw. wurde die mit großer Umsicht vom Dresdner Direktorium veranstaltete Ausstellung zu einer wahrhaft internationalen, von einer noch niemals dagewesenen Vollständigkeit und Vortrefflichkeit.

Die Internationale Ausstellung in Dresden führt klar vor Augen, wie die Photographie für die künstlerische Betätigung, ferner für Wissenschaft, Handel, Industrie und Gewerbe unentbehrlich geworden ist, wie sie stets neue Gebiete eroberte, ein wichtiges Förderungsmittel der Länder- und Völkerkunde und ein ausschlaggebender Faktor unseres Kulturfortschrittes geworden ist.

◇◇◇

Briefe eines modernen Mädchens.

Berlin, den 28. April.

Verehrter Freund!

Sie scheinen mich beinah ein wenig zu verachten, daß ich so seßhaft bin und das allgemeine Bedürfnis nach einer Frühjahrsreise gar nicht empfunden habe?! Beneiden Sie mich lieber! Wissen Sie nicht, daß Seßhaftsein ein Zeichen von seelischer Gesundheit ist? Der Wunsch, immer die Kulissen zu wechseln, aus einem Zustand in den andern zu fliehen, ist ein Symptom von Dekadenz — und wenn ein Psychiater jetzt zum Beispiel Ihren Wandel beobachten wollte, wie Sie als „umgetriebener Sohn der Erde" von Land zu Land, von Stadt zu Stadt fahren, alle paar Nächte ein anderes Hoteldach über sich, alle Tage neue Landschaften im spärlichen Glanz des langsam erwachenden Frühlings um sich, so würde er Sie bestimmt als einen ganz typischen „Assoziationsflüchtling" einschätzen — besonders wenn er noch dazu erführe, wie sehr Sie auch auf dem Gebiet der Heiratsfrage diese Eigenart oft genug zur Enttäuschung ganzer Familienbestände ausgeübt haben! Ein allzu starker Reisedrang ist pathologisch, ebenso wie Ehescheu! Der normale Mensch mit Seelengleichgewicht ist gar nicht so leicht von der Stelle zu bewegen. Sie lächeln vermutlich, daß ich einmal mit der Güte meiner Nervenstränge renommiere und mich für normal ausgebe; vielleicht ist das besondere Wohlgefühl, das ich empfinde, auch nur eine Folge der ersten Wärme und der Freude, daß die geliebte grüne Farbe endlich wieder auf dem bleichen Grau der Straßen schimmert. Die langen Linien von Asphalt und Stein sehen plötzlich wie illuminiert aus, nun mit einem Male an jedem Baum, wie vom Pinsel eines Pointillisten hingesetzt, die ersten grünen Triebe zittern, und der durch eine dürftige Natur ausgehungerte Mensch empfindet dies einfache Frühjahrssymptom mit gleichem Genuß, als sähe er eine Palme im Morgenland oder eine Zeder des Libanon — richtet sich doch die Stärke des Genusses immer genau nach der Stärke der vorangegangenen Sehnsucht! Ich bin also auch unverreist komplett glücklich, und mein einziger Wunsch wäre an sonnigen Tagen allenfalls ein Dachgarten, in dem ich stundenlang in einer meinethalben zwischen die Schornsteine gebundenen Hängematte liegen könnte, den neuesten Roman in der Hand, kandierte Maronen im Schoß, unter den direkten, wärmenden Strahlen des langentbehrten Gestirns — für mein Gefühl ein verlockenderer Zustand als das Karambolieren mit sämtlichen Winterbekannten in einem Rivierahotel oder beim Sonnenuntergang auf dem Janikulus! Winterbekannte sollten eigentlich mit dem Winter verschwinden — man müßte sie weghängen und einmotten können wie Pelzmäntel. Als Statisten der nächsten Saison mögen sie wiedererscheinen — aber im Frühling sollten nur Freunde eine Rolle spielen, nur diese ein Kontokurrent bei einem haben durchs ganze Jahr.

Man muß überhaupt immer mit den ersten Veilchen sein Leben neu zurechtmachen und auch neue Wichtigkeiten einstellen, neue Worte in den Vordergrund schieben, irgendein paar andere zeitweis vergessene Ideale aus dem Reservoir, in das jeder seine im Moment überflüssigen, aber zum Ausrangieren noch zu guten Illusionen tut, wieder herausholen. Diese innere Neu-Adjustierung ist ja auch weit einfacher als die äußere, die mehr Ueberlegung und Mühewaltung als jemals verlangt. Die Kleiderfrage löst sich leicht nach ein paar schon eingebürgerten Grundideen — aber der Kopf wird mehr und mehr zum Problem! Die Frisur ist eine bedeutungsvolle Welt für sich geworden, in der Schein und Wirklichkeit sich trügerisch paaren. Die großen Friseusen, die eine besondere Genialität im Ondulieren und Scheitelziehen besitzen, verdienen an den Häuptern ihrer weiblichen Kundschaft mehr, als jemals in den gesuchtesten Friseurstuben an Männern verdient wurde — und die Frage, welche Hutform nachher mit der Haartracht harmonisch und individuell zusammenklingen wird, kostet manchem weiblichen Wesen fast mehr Ueberlegung als die daneben beinah sekundäre Frage, wen sie heiraten soll. Unser Kopf hat uns noch nie so viel gekostet — besonders denen von uns, die sich auf das lange weizengelbe Haar heller Blondinen versteifen, das von den Reisenden für Friseurgeschäfte den Mädchen der nordischen Länder mit rein arischer Bevölkerung strähnenweise abgeschnitten und abgekauft wird. Die Sorge, was wir im Kopf haben, wird ganz unwichtig im Vergleich mit den Arrangements darauf! Auf den Geist kommt es ja auch lange nicht so an wie auf den Hut! Wenn man bedenkt, wie kurze Zeit es her ist, daß die Bilder der Pariserin von de Feure hier durchaus befremdend wie sonderbare Orchideen wirkten, so muß man die Anpassungsfähigkeit der Berlinerin bestaunen, die nunmehr als ähnliche Linie nach ähnlichem Rezept bei den letzten Premieren und Vorbesichtigungen der neuen Ausstellungen umhergleitet, drapiert mit Chiffon und Bändern und den unwahr-

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY



Achmed Riza Bei. Sultan Mohammed V. Prinz Sabah Eddin.

Der vom neuen Sultan bisher bewohnte Palast im Dolmabagdsche-Garten.

Zum Thronwechsel in der Türkei.

scheinlichsten Blumengärten auf dem unwahrscheinlichsten Lockenaufbau. Sie passen nicht überall hin, diese hypermodernen Gestalten. Die stille geschlossene Welt der Maréesschen Bilder vertrug diese Staffage nicht — ebensowenig wie die Florentiner Medizeerkapelle die hochzeitsreisenden Amerikanerinnen zu vertragen pflegt, deren Schleppen oft so indiskret vor den Michelangelos knistern. Besser als zu den traumhaften, wie in Märchenländern geborenen Gestalten der verschwundenen Marées oder vor die glänzende Bilderreihe der Maîtres d'autrefois in den immer stillen Sälen der Akademie passen diese Frauen zu den Farbentönen der Zeitgenossen, zwischen die bunten Zugstücke der Sezession, die nunmehr Marées abgelöst haben und einem das Gefühl geben, als werde plötzlich in Räumen, in denen man lange nur Beethoven gehört, die Straußsche „Elektra" gespielt. Gut, daß in allen scharfen Gegensätzen etwas so besonders Anregendes liegt! Je dichter die Kontraste aneinander sind, um so wirkungsvoller — wie ja auch die omelette surprise mit ihrem Zusammenklang von kalt und heiß immer den Reiz des Aufregenden behält.

Sie sehen, Ihre Fahrten erwecken meinen Neid nicht!

Wenn aber erst die bewußte Aktiengesellschaft ihre geplante Luftschifflinie Friedrichshafen—Luzern (das Billett für 250 Mark) in Gang gebracht hat, werde ich mich vielleicht auch mal entschließen, in einem anderen Jahr dem vom Süden heraufkommenden Frühling ein Stück bis zum Gotthard entgegenzufahren. Bis dahin verhalte ich mich abwartend und lasse ihn bequem zu mir heraufkommen, langsam, aber unentrinnbar sicher.

So wie jene eigensinnigen Freunde, die es eigentlich nicht vorhaben, sich näher mit unsereinem zu assoziieren, und die schließlich doch auf uns hereinfallen nach irgendeinem geheimnisvollen Gesetz der Vorbestimmung — sobald die Freundinnen nur ernstlich wollen.

Freundinnen mit etwas hypnotischem Talent wie z. B., wenn sie will — Ihre A. A. von K . . .

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Unsere Bilder

Die Vorgänge in der Türkei (Abb. S. 745—748). Europa steht unter dem Eindruck der großen Ereignisse, deren Schauplatz in den letzten Wochen die Türkei gewesen ist. Dem Militärputsch, der Konstantinopel in die Hände der verfassungsfeindlichen Parteien gespielt hatte, ist mit wunderbarer Schnelligkeit die jungtürkische Gegenrevolution gefolgt. Das jungtürkische Komitee hatte wenige Tage nach der Konstantinopler Revolte eine mächtige und bemerkenswert wohldisziplinierte Operationsarmee gesammelt, dessen Kern das dritte und das zweite Armeekorps bildeten, und die durch Freiwillige aller Nationen der europäischen Türkei verstärkt wurde. Ohne Widerstand zu finden, rückten die Truppen bis vor die Tore Konstantinopels. In diesem Vormarsch trat eine kurze Pause ein, als in San Stefano zwischen den Abgesandten des Sultans und den jungtürkischen Führern Unterhandlungen angesponnen wurden. Doch der imposante Heereszug der Verfassungsarmee sollte nicht kampflos den Sieg gewinnen; die Verhandlungen scheiterten, und das jungtürkische Heer rückte unter dem Kommando des Divisionsgenerals Mahmud Chefket-Pascha von allen Seiten gegen die Hauptstadt vor. Ein großer Teil der Sultansarmee ergab sich, ohne zu kämpfen; doch einige der auf der Seite von Pera gelegenen Kasernen mußten belagert werden. In den Stadtvierteln von Pera und Tophane wogte ein heftiger Kampf. Schließlich kapitulierten die in den Kasernen verschanzten Soldaten, nur die Besatzung des Jildis-Kiosk, in dem sich der Sultan befand, wehrte sich verzweifelt, bis auch sie sich ergeben mußte. Damit endete die Herrschaft Abdul Hamids II. Das als Nationalversammlung konstituierte Parlament erklärte ihn des Thrones für verlustig und proklamierte seinen Bruder Mohammed Reschad, den gesetzlichen Thronfolger, zum Kaiser der Osmanen und zum Kalifen des Islams.

Das deutsche Kaiserpaar in Korfu (Abb. S. 749). Kaiser Wilhelm und seine Gemahlin haben wieder ihren herrlichen Landsitz auf der schönen Insel im jonischen Meer aufgesucht. Bei ihrer Ankunft hatten sie die Freude, von König Georg von Griechenland begrüßt zu werden, der die hohen Gäste seines Landes an Bord ihrer Jacht aufsuchte, bevor sie noch den Boden der Insel betraten, und sie auf das herrlichste willkommen hieß.

Die Reise des deutschen Kronprinzen nach Bukarest (Abb. S. 749). Kronprinz Wilhelm hat im Kreise der rumänischen Königsfamilie festliche Tage verlebt. Die Geburtstagsfeier des Königs Karl hatte den Charakter eines hohenzollernschen Familienfestes, an dem die Bevölkerung des Landes und der Hauptstadt den wärmsten Anteil nahm. Der Kronprinz benutzte seinen Aufenthalt in Bukarest, um die schöne moderne Stadt eingehend zu besichtigen; auch der Blindenkolonie „Vatra luminosa“, dem großen Werk der Königin Elisabeth, stattete er einen Besuch ab.



Die Strecke der diesjährigen Prinz-Heinrich-Fahrt.

Die Strecke der Prinz-Heinrich-Fahrt (Karte untenst.) ist nun endgültig bestimmt. Die erste Etappe (354 km) führt von Berlin über Guben nach Breslau; die zweite (393 km) über Brieg, Oswicim und Zata nach Tatra-Lomnitz in Ungarn; die dritte (312 km) von dort nach Budapest, die vierte (263 km) nach Wien, die fünfte (306 km) längs der Westbahn nach Salzburg, die sechste (203 km) von dort nach München.

Cipriano Castro (Abb. S. 751) weilt wieder in Europa. Es ist ihm nicht gelungen, in Westindien, also in der Nähe Venezuelas, einen Ort zu finden, wo er ungestört gegen seinen Nachfolger in der Präsidentschaft konspirieren konnte. So hat er sich vorläufig wieder nach Paris begeben, von wo aus er später auf einem anderen Wege nach Südamerika reisen will. Der Expräsident ist von seinen letzten Erlebnissen völlig gebrochen und nennt sich selbst einen toten und ruinierten Mann.

Die Seligsprechung der Jungfrau von Orleans (Abb. S. 750) gestaltete sich zu einer imposanten Kundgebung des Glanzes und der Macht der römischen Kirche. Obwohl das Zeremoniell einer Seligsprechung einfacher ist als das einer Heiligsprechung, bietet es doch genug Gelegenheit zur Entfaltung des glänzendsten kirchlichen Prunkes. Am Vormittag des festlichen Tages wurde in dem mit Lichtern und Draperien geschmückten Petersdom das päpstliche Dekret verlesen, das die Seligsprechung anordnete; dann wurde das Bild der französischen Nationalheldin enthüllt und in einer feierlichen Messe, die der Bischof von Orleans zelebrierte, zum erstenmal ihr Name öffentlich angerufen. Am Nachmittag erschien der Papst in feierlichem Zug in der Kirche, um der neuen Seligen seine Ehrfurcht zu bezeugen.

Die neue Tanzoperette im Berliner Metropoltheater (Abb. S. 751). Das große Berliner Vergnügungsetablissement, das in den letzten Jahren fast nur Revuen aufgeführt hat, hat mit einer neuen amerikanischen Operette einen großen Erfolg erzielt. Das tolle Stück, in dem ebensoviel getanzt wie gesungen wird, heißt „Die oberen Zehntausend“; es ist von Julius Freund verfaßt und von Gustav Kerker in Musik gesetzt worden. Einige anglo-amerikanische Gäste, die aber in deutscher Sprache singen und sagen, geben der äußerst gelungenen Aufführung ein internationales Gepräge.

Frühjahrsfahrten deutscher Luftballons (Abb. S. 752). Die Triumphe des Lenkballons und des Aeroplans haben den deutschen Aeronauten die Freude an den Fahrten im steuerlosen Kugelballon keineswegs gestört; zahlreiche große Vereine pflegen diesen schönen Luftsport, der einen wertvollen Teil der modernen Aeronautik darstellt. Der Berliner Verein für Luftschiffahrt hat jüngst seinen neuen Ballon „Hildebrandt“ zum erstenmal aufsteigen lassen; er brachte seine Insassen nach einer genußreichen Fahrt ins Osthavelland. — Nicht minder schön verlief eine eigenartige Veranstaltung der Dortmunder Ortsgruppe des Niederrheinischen Vereins für Luftschiffahrt. Der Ballon „Bochum“ wurde als „Fuchs“ von fünf anderen Ballons verfolgt. Als er nach dreieinhalbstündiger Fahrt bei Rietberg niederging, gelang es dem Ballon Bamler II (Führer W. Raßfeld-Hagen), ihm zunächst zu landen und so den ersten Ehrenpreis zu erringen.

Die Toten der Woche

Graf Gustav Franz von Ballestrem, Mitglied des preuß. Abgeordnetenhauses, Sohn des ehem. Reichstagspräsidenten, † bei einer Automobilfahrt in Tarnowitz am 25. April im Alter von 42 Jahren.

Heinrich Conried, bedeutender Bühnenleiter, ehem. Direktor der Neuyorker Metropolitanoper, † in Meran am 27. April im Alter von 53 Jahren.

Professor Julius Hey, bekannter Gesangspädagoge, † in München am 23. April im 77. Lebensjahr.

Geh. Regierungsrat Dr. Bernhard Niehues, Mitglied des Herrenhauses, † in Münster i. W. am 26. April im Alter von 78 Jahren.

Kommerzienrat Emil Salomon, Mitglied der Berliner Handelskammer, † in Berlin am 23. April im Alter von 65 Jahren.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Bilder vom Tage

Mahmud Chefket-Pascha, Generalissimus der jungtürkischen Truppen.

Die Militärdiktatur in Konstantinopel.



Digitized by Google

Original from CORNELL UNIVERSITY

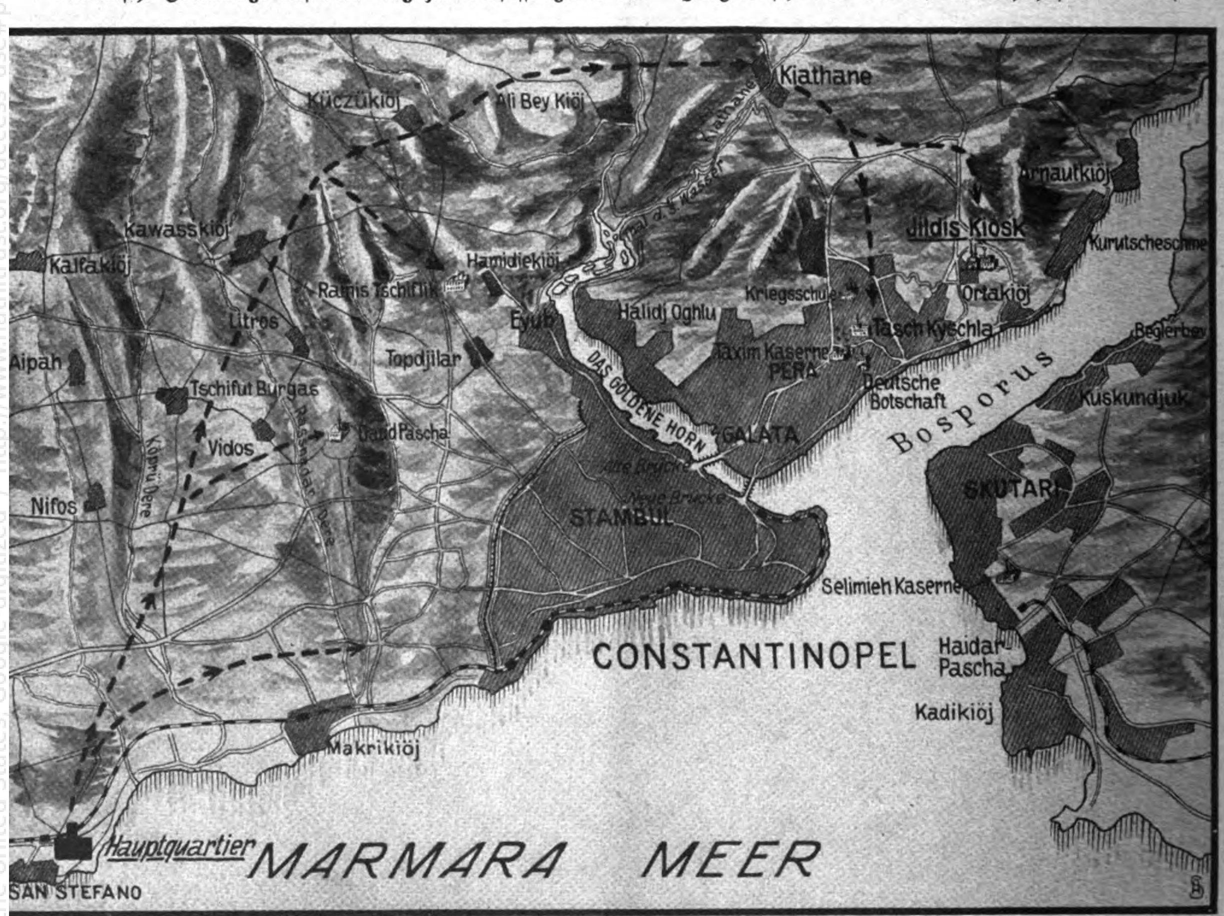
Generated on 2019-06-06 09:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Albanische Freiwillige auf dem Weg zur Verfassungsarmee.



Jungtürkische Soldaten auf dem Bahnhof von St. Stefano.



Uebersichtskarte zu dem Marsch der Verfassungstruppen von San Stefano zum Jildis Kiosk.

Die Herrschaft der Jungtürken im Osmanischen Reich.

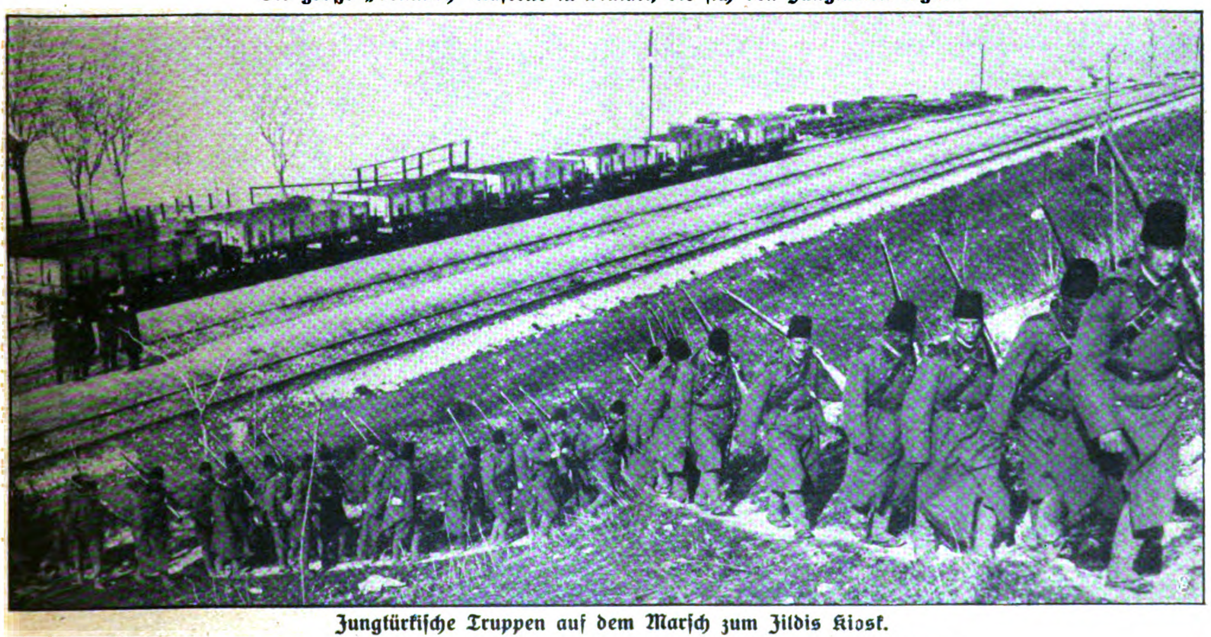
Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Vorposten der Freiheitsarmee beim Anmarsch auf Konstantinopel.



Die große „Selimieh“-Kaserne in Skutari, die sich den Jungtürken ergab.



Jungtürkische Truppen auf dem Marsch zum Jildis Kiosk.

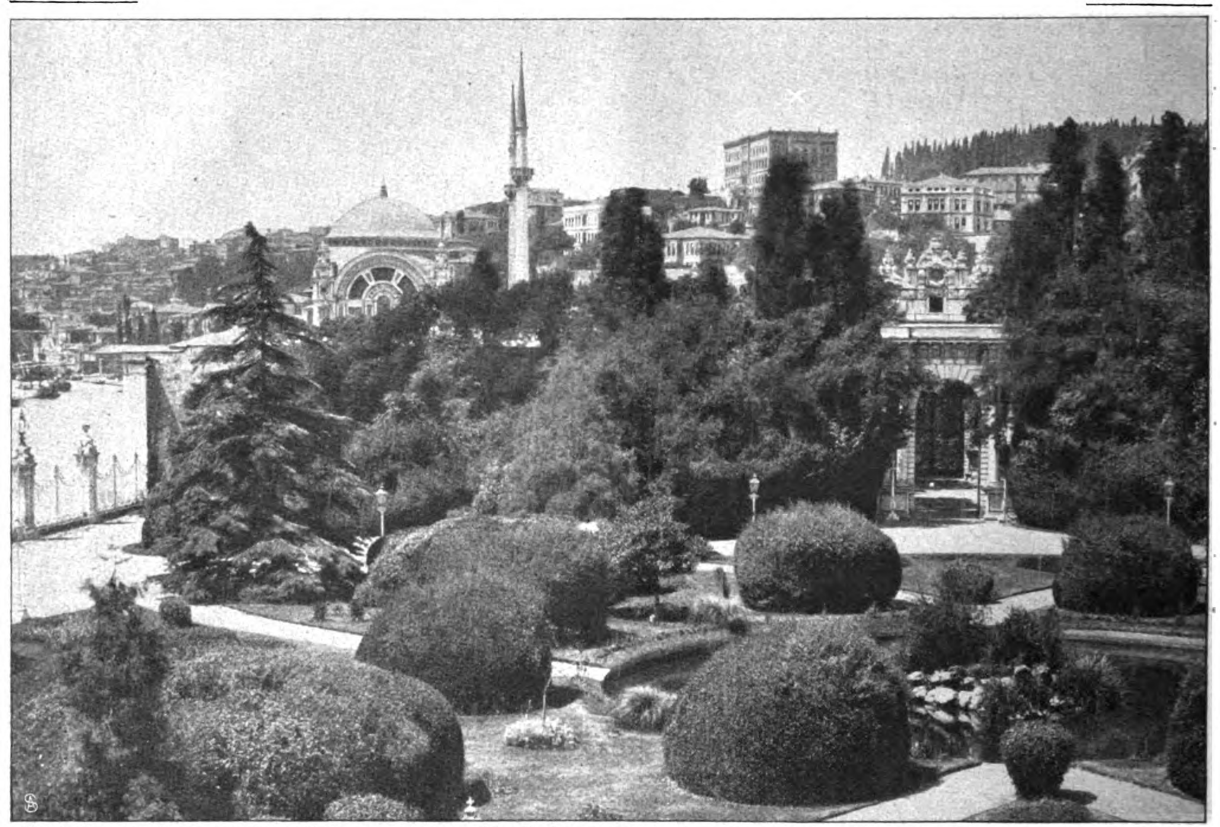
Die Herrschaft der Jungtürken im Osmanischen Reich.



Digitized by Google

Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 09:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Blick über den Dolmabagdsche-Garten auf die deutsche Botschaft (×), in deren Nähe mit besonderer Erbitterung gekämpft wurde.



Der Jildis-Kiosk, das Palais Abdul Hamids II. — Rechts die durch den Selamlik bekannte Hamidie-Moschee.

Zur Eroberung Konstantinopels durch die jungtürkische Armee.



Digitized by Google

Original from
CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 09:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Von links nach rechts: Die Kaiserin, der Kaiser, König Georg. Phot. Th. Jürgensen, S. M. Y. „Hohenzollern"

Der König der Hellenen besucht Kaiser Wilhelm an Bord der „Hohenzollern".

Das deutsche Kaiserpaar auf Korfu.

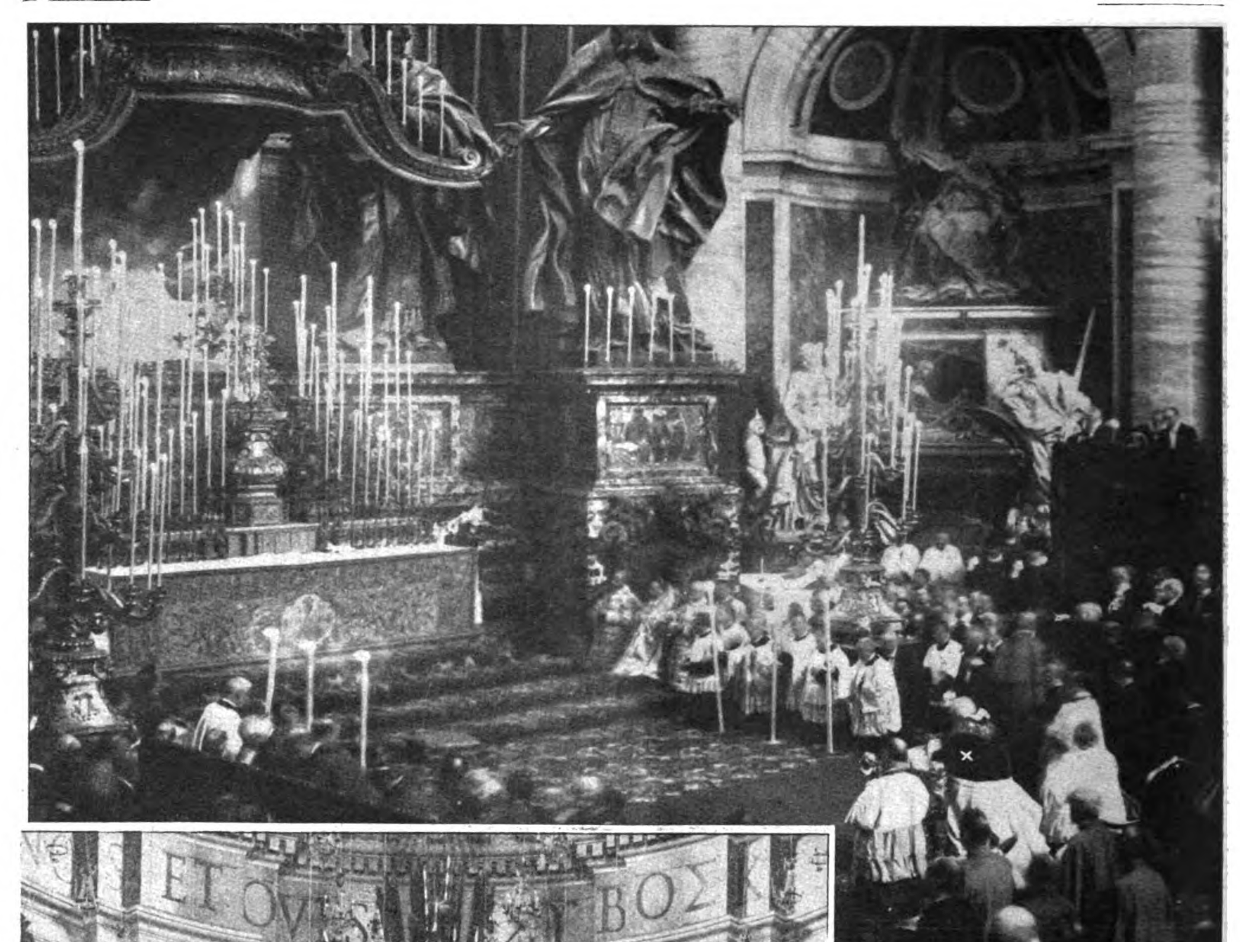


Königin Elisabeth von Rumänien (×) besichtigt mit dem Kronprinzen die Blindenkolonie „Vatra luminosa".

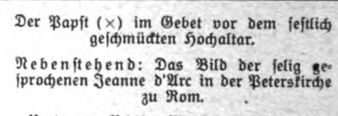
Vom Besuch des deutschen Kronprinzen am rumänischen Königshof. Phot. Julietta, Bukarest



Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY



Der Papst (×) im Gebet vor dem festlich geschmückten Hochaltar.



Nebenstehend: Das Bild der selig gesprochenen Jeanne d'Arc in der Peterskirche zu Rom.

Unteres Bild: **Monsignore Touchet,** Bischof von Orleans, las die Messe während der Feier.

Die Seligsprechung der Jungfrau von Orleans.

Phot. Cav. G. Felici.





Digitized by Google

Original from CORNELL UNIVERSITY

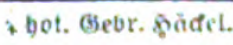
Generated on 2019-06-06 09:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Zur Erstaufführung der Tanz-Operette „Die oberen Zehntausend“ im Berliner Metropoltheater.

Spezialaufnahme.

Die anglo-amerikanischen Gäste Miß Madge Lessing und Mr. Fred Wright in ihren Rollen.





Phot. Gebr. Häckel.

Ankunft Cipriano Castros, des „toten Mannes“, auf dem Bahnhof Quai d'Orsay in Paris.

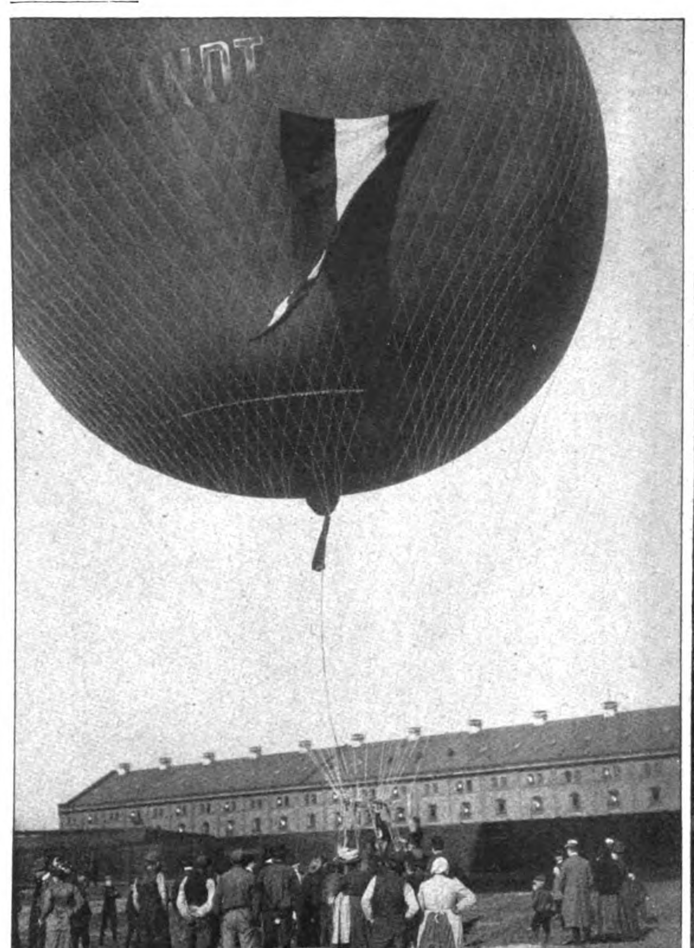
Die Odyssee des Expräsidenten von Venezuela.



Digitized by Google

Original from CORNELL UNIVERSITY

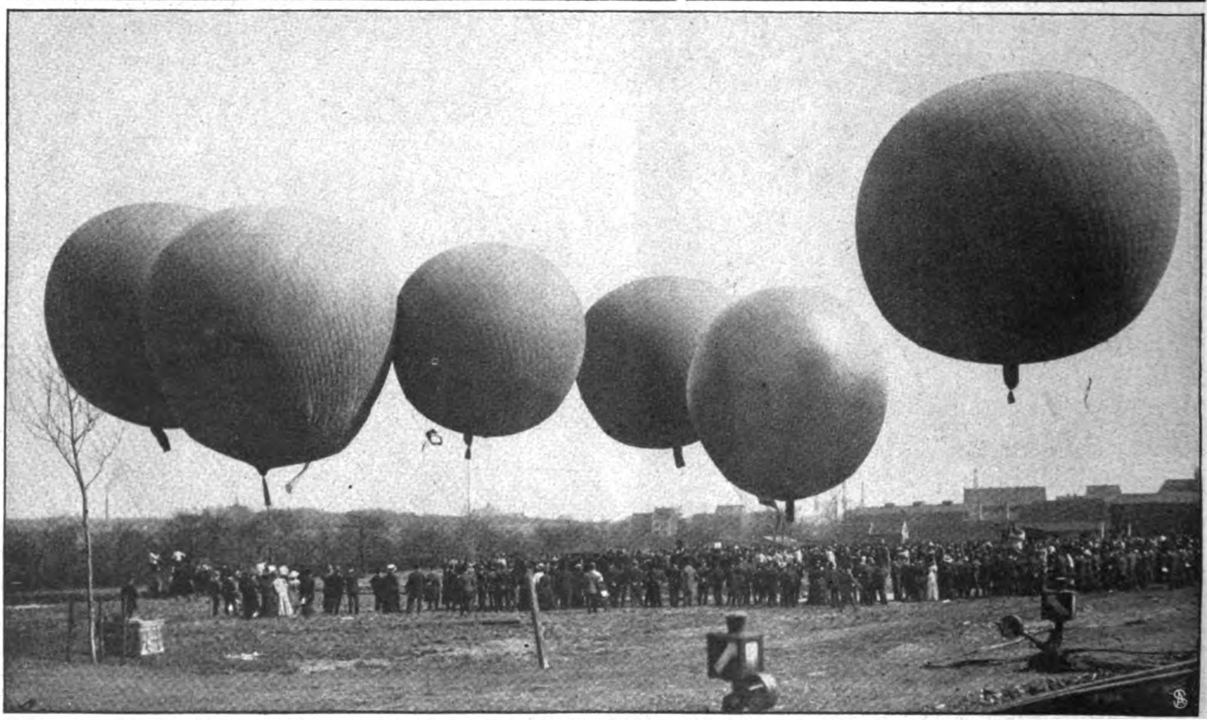
Generated on 2019-06-06 09:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Frühjahrsfahrten deutscher Luftballons.

Links: Der neue Ballon „Hildebrandt" des Berliner Vereins für Luftschiffahrt bei seinem ersten Aufstieg vom Schmargendorfer Ballonplatz aus. — Rechts: Hauptmann a. D. Hildebrandt, nach dem der neue Ballon benannt worden ist, und Gemahlin in der Gondel.





Start zu der vom Niederrheinischen Verein für Luftschiffahrt veranstalteten Ballon-Fuchsjagd in Dortmund.

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Hanseaten.

Roman von

Rudolf Herzog.

11. Fortsetzung.

Marga Vanheil wandte den Kopf dem Vater zu und fragte; „Hast du etwas — mit Karl Twersten?"

„Ich wollte ihm — ein Geschäft vorschlagen."

„Du — ihm?"

Es klopfte, und Herr Rochus selbst führte den verehrten Besuch in das Privatkontor seines Chefs.

„Guten Tag, Martin. Nun, du hast etwas auf dem Herzen? Ach — das ist ja meine liebe Freundin Fräulein Marga. Wollen Sie etwa Ihr erstes kaufmännisches Examen ablegen, bei dem ich als Prüfungsbehörde fungieren soll?" Er lachte und schüttelte ihr herzlich die Hand. „Wahrhaftig, im Schreibärmel! Ganz zunftgemäß!"

Martin Vanheil rieb sich etwas verlegen die Hände. „Mach einen Knicks, Marga, und, hm, beurlaube dich."

Die Herren waren allein. „Nun?" fragte Twersten aus seinem Ledersessel heraus, „was ist's, Martin?"

„O — nur eine vorübergehende Störung. Es ist nicht von Belang."

„Du hast mich gerufen und nicht deine Bank. Also ist es von Belang. Wieviel, Martin?"

„Zwanzigtausend Mark."

„Das ist nur viel, wenn dein Bankkonto erschöpft ist. Und es ist erschöpft?"

„Ja," sagte Martin Vanheil und senkte errötend den grauen Kopf, „augenblicklich. Willst du mir vielleicht über den Berg helfen, Twersten?"

„Mit den Zwanzigtausend? Das Geld wäre verloren."

„Wenn das der Fall wäre," und Vanheil sah den Freund aus klaren Augen an, „würde ich dich nicht darum bitten. Denn dann wäre es glatter Betrug. Traust du mir wirklich derartiges zu, Twersten?"

„Entschuldige, Martin." Twersten beugte sich vor und klopfte ihm aufs Knie. „Ich vergaß im Augenblick, daß ich mich bei dir befand. Nein, du ewiger Optimist und Idealist, dir traue ich nur Gutes zu und vom Guten das Beste. Aber ich frage dich, wirft dein Geschäft augenblicklich so viel ab, daß du die Summe erübrigen kannst? Es ist doch eine ziemliche Flaue allenthalben in den mittleren und kleineren Betrieben. Nun, nun, es soll mich freuen, wenn du mich eines Besseren belehren kannst."

„Ich dich belehren?" Vanheil schüttelte mit wehmütigem Humor den Kopf. „Das wäre ein Spaß, Twersten, der die Börse in Aufregung setzen würde. Nein, aber ich werde, ganz unmerklich, weißt du, den Haushalt einschränken und meine eigenen kostspieligen Liebhabereien."

„Du hast ja gar keine, Martin." Twersten blickte sinnend vor sich hin.

„Du bist in deiner Jugend uns andern gegenüber nie ein Knauser gewesen, und mit mir besonders hast du oft geteilt. Also will ich dir einen guten Rat geben."

„Einen — Rat?"

„Verfrachte, was du kriegen kannst, nach Kuba. Nimm die Valuta auf dich! Ich schaffe dir die Verbindung, und du sollst das Doppelte herausziehen."

Entgeistert starrte Vanheil den Freund an.

„Gott soll mich behüten. Alles aufs Spiel zu setzen — auf eine Karte — dazu habe ich nicht die Berechtigung."

„Du setzest nichts aufs Spiel. Nur den Mut des Zupackens hast du aufzubringen. Dein Geschäft hat eine Aufmunterung nötig. Es ist altfränkisch geworden, Martin."

Martin Vanheil blickte still vor sich hin. „Ich habe es nicht anders gelernt", sagte er leise. „Du mußt mir keinen Vorwurf machen." Und mit einem Male begann er zu erzählen, als gälte es, eine Beichte abzulegen, als wäre sein Herz so übervoll, daß er es endlich, endlich einem Freunde ausschütten müsse, um neuen Raum zu schaffen.

„Wenn sich je ein Mensch über seine Fähigkeiten klar gewesen ist, so bin ich es. Und wenn je einer aus seinen Fähigkeiten nichts hat machen können, so bin ich es auch. Das lag so in meiner Natur. Ich konnte kein Leid sehen, und jedes Lachen wärmte mich. Als Kaufmann erkannte ich dies Manko mit offenen Augen. Wer nicht zugreift, bei dem wird zugegriffen. Aber der Mensch in mir war immer stärker als der Kaufmann, und dieser Mensch, siehst du, der lehrte auch seine Familie das Lachen. Und dieses Lachens wegen mußte ich den Gewinn, den das Geschäft abwarf, herausziehen und immer wieder herausziehen, und an eine Vergrößerung war nicht zu denken. Ich sage das nicht, um mich zu beklagen. Kein Mensch kann glücklicher gewesen sein und ist glücklicher. Ich habe ein Familienleben, wie es inniger und schöner auf der ganzen Welt nicht zu finden sein kann. Ist das nicht ein ungeheurer Erfolg meines Systems? Und wert, ein Menschenleben daran zu riskieren? Es ist es, und wenn ich als Kaufmann noch viel weniger Bedeutung erlangt hätte. Diese strahlenden Augen! Diese Freude, wenn ich mit einem Geschenk komme: einer kleinen Reise oder auch nur einer Landpartie, guten Theater- oder Konzertbilletten, neuen Büchern, alten Stahlstichen oder einem Stoß Noten. Und du stehst mitten unter den Deinen und weißt, diesen allen bist du jeden Tag, den Gott dir schenkt, der Bringer der Freude und Verscheucher allen Leides. Sie alle glauben an dich wie an den Himmel. Ich kann dir gestehen, es kamen oft schon sorgenvolle Stunden hier

Published 1. V. 1909. Privilege of copyright in the United States reserved under the Act approved 3 March 1905 by August Scherl G. m. b. H., Berlin.



Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957 Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

unten im Geschäft, aber da oben, in der Wohnung, habe ich nichts merken lassen, nichts, nichts. Das ging nur mich an, und das durfte nur mich angehen, denn dafür genoß ich ja auch ihr Lachen mit doppelter Empfindung. So ein Genußsüchtiger war ich. Nun, die letzten Jahre waren gute Jahre, waren sogar ausgezeichnete Geschäftsjahre, und das war mein Glück, denn ich hatte bei Erikas Verlobung dem jungen Paar zum standesgemäßen Leben einen jährlichen Zuschuß von viertausend Mark versprochen. Und Fritz rechnete auf der Hochschule auch nicht mit Pfennigen. Dafür waren sie ja auch alle froh und zufrieden. Aber dieses letzte Jahr — Twersten, ich gestehe es dir — das war für mich eine heimliche Hölle. Immer tiefer herunter ging das Frachtgeschäft. Neue Linien. Modernes Kaufmannstum. Ich wehrte mich, was ich konnte. Aber du weißt ja selber, was ich kann. Altfränkisches Geschäft, sagtest du vorhin. Es war mit Ehren gegangen, wie es beim Vater ging. Nun will es plötzlich abstoppen. Das darf nicht sein. Du verstehst mich, der da oben wegen nicht", und er wies mit einem schamvollen Lächeln nach der Decke. „Des Lachens wegen nicht. Ich muß der Vater bleiben. Bis ich sterbe."

Karl Twersten sah dem Jugendfreund lange in die Augen. „Gib mir mal deine Hand, Martin. Lieber, alter Kerl. Wahrhaftig, du bist der einzige, an dem ich diese Art schätze. Und nun wollen wir nicht mehr über die Sache sprechen, denn ich sehe: Du und dein Geschäft, ihr müßt wohl sein, wie ihr seid."

Er setzte sich an den Tisch und füllte ein Blatt seines Scheckbuches aus. „Hier, Alter, und nun gib mir eine Quittung. Du brauchst keinen Termin hineinzusetzen. Schreibe: rückzahlbar, sobald es in meinem Vermögen steht. Dann drückt es nicht auf deine Geschäfte."

„Ich danke dir, Karl."

Twersten faltete die Quittung in sein Taschenbuch. „Es ist Zeit, daß ich weiter komme. Halt dich wacker, Martin. Ein Mann wie du kann nicht untergehen, weil er nicht untergehen darf."

„Ich freue mich," sagte Vanheil, „daß du dieselbe Meinung hast wie ich." Und die alte, fröhliche Zuversicht breitete sich wie Sonne über sein Gesicht.

Sie schüttelten sich die Hände und öffneten die Tür zum Kontor. „Fräulein Marga scheint Frühstückspause zu machen. Grüße sie von mir und grüße herzlich deine Frau."

„Nichts soll vergessen werden, nichts, Twersten. Und nun wünsche ich dir eine gute Börse."

Karl Twersten nickte ihm zu, reichte dem alten Rochus im Vorübergehen die Hand und suchte seinen Wagen auf.

„Zur Börse, Friedrich."

Als er einsteigen wollte, hielt er überrascht inne. „Sie hier, Fräulein Marga? Soll ich Sie entführen?"

Sie saß in Mütze und Jackett scheu in einer Ecke des geschlossenen Wagens. Aber ein willensstarker Zug lag um ihren Mund. „Wollen Sie mich mitnehmen, Herr Twersten?" fragte sie hastig zurück.

„Wohin?" Und er stieg zu ihr ein.

„Wohin Sie fahren."

Die Pferde zogen an. „Es kommt Ihnen also nur auf eine Unterredung an, Fräulein Marga. Und wenn ich an Ihren Kontorstuhl und Ihren Schreibärmel denke, muß ich mir wohl sagen, es handelt sich um — Geschäfte?"

„Ja, um Geschäfte." Sie atmete schneller. „Seien Sie nicht böse, daß ich diesen merkwürdigen Weg wähle. Ich wußte in der Eile keinen anderen."

Er blickte sie freundlich an. „Fragen Sie, was Sie mich fragen wollten, Fräulein Marga. Ich kenne ja wohl den Grund Ihrer Unruhe."

Sie wußte nicht, wie beginnen. Und dann fragte sie unvermittelt, und eine brennende Röte stieg ihr ins Gesicht: „Werden Sie das kubanische Geschäft machen, Herr Twersten?"

„Potztausend", rief Twersten und rückte sich zusammen. „Gehorcht?"

„Ja, Herr Twersten", stammelte sie, und ihre Blicke suchten vor Scham den Boden.

Eine Pause verstrich. Twersten ließ keinen Blick von ihr. Und dann sagte er endlich und berührte leise ihre Hand: „Liebes Kind, das war nicht schön, was Sie da getan haben. Oder Sie müßten sehr, sehr stichhaltige Gründe aufbringen können."

„Ja," erwiderte sie kaum hörbar, „und trotz der stichhaltigen Gründe schäme ich mich doch."

„Dann ist es gut, Kind. Lassen Sie hören."

„Ich habe solche Angst um meinen Vater", stieß sie hervor. „Alle die Monate schon. Er reibt sich auf, daß es fast über seine Kräfte geht, um mir und uns allen den Rückgang des Geschäftes zu verheimlichen. Und ich sitze doch im Kontor und habe die Bücher vor mir und habe meine Augen und meine Ohren. Und — diese tiefe, tiefe Liebe zum Vater. Nur deshalb habe ich gehorcht. Verzeihen Sie mir."

„Es ist gut, Kind", wiederholte Twersten. „Sprechen Sie nur ruhig weiter."

Eine starke Teilnahme war in ihm für dies Mädchen, das sich um seinen Vater sorgte. Wie reich war doch dieser arme Vanheil. Frau und Kinder gehörten ihm! Ungeteilt.

Marga sprach weiter. „Sie haben meinem Vater geholfen, Herr Twersten, und wenn mein Vater einmal sterben sollte, ich werde das nie vergessen. Aber wenn sich das Geschäft nun nicht selbst weiter hilft, war auch Ihre Hilfe umsonst. Wir dürfen nicht auf bessere Zeiten warten. Wir müssen sie selbst schaffen. Oder wir haben nicht das Recht, uns Kaufmann zu nennen."

Der Feuereifer, in den sich das Mädchen hineinredete, machte Twersten Freude. „Die Vorschläge, die ich Ihrem Vater machte, und die nur für ihn bestimmt waren — nicht wahr, Fräulein Marga, Sie haben nichts gehört."

„Nein", versetzte sie und sah ihn mit ehrlichen Augen an. „Aber — ich möchte doch —"

„Wissen, ob ich das kubanische Geschäft mache. Ich denke, ja. Mehr kann ich Ihnen heute nicht sagen. Aber, wenn ich fragen darf, weshalb interessiert Sie das?"

„Beteiligen Sie mich, Herr Twersten. O, bitte, nicht lachen. Ich weiß ja selbst, daß es lächerlich ist, Ihnen mit so etwas zu kommen. Und für Sie spielen die paar tausend Mark, die ich habe, gar keine Rolle. Ich habe an meinem einundzwanzigsten Geburtstag fünftausend



Original from CORNELL UNIVERSITY

Mark von der Versicherungsgesellschaft ausbezahlt erhalten. Für meine Aussteuer. Vater hatte uns Mädchen eingekauft. Ich habe das Geld auf eigenes Konto auf der Bank, und Vater würde es niemals von mir annehmen. Wollen Sie mich damit beteiligen? Ich bitte Sie so herzlich darum."

„Sonderbares Mädel: Sie persönlich soll ich beteiligen?"

„Nein, nicht mich persönlich. Die Firma."

„Wie, sind Sie denn Teilhaberin geworden?"

„Nein," entgegnete sie ernst, „aber Sie sagten doch vorhin selbst, es wäre altfränkisch, unser Geschäft. Und da dachte ich mir —"

„Es zu korrigieren? Fühlen Sie denn die Kraft in sich, die dazu gehört? Sie stellen sich eine schwere Aufgabe!"

Ihr Gesicht hatte einen festen und sicheren Ausdruck. In ihren Augen war der Mut.

„Ich arbeite mich ein", erwiderte sie ruhig. „Es wird gehen, weil es gehen muß. Und ich habe ja ein ganzes Leben vor mir. Heute mache ich den Anfang, und so bitte ich Sie denn noch einmal: beteiligen Sie mich, Herr Twersten, es muß sein."

„Gut," sagte er, „weil du so ein Prachtmädel bist."

Alles Blut drängte sich ihr ins Gesicht. Und dann haschte sie nach seiner Hand.

„Nein, Sie gutes Töchterchen." Und er nahm ihren Kopf und küßte sie auf die Stirn. „Und hier steigen Sie aus, damit Sie mir nicht ins Börsengetriebe kommen. Sonst erzählt sich heute abend schon ganz Hamburg: Karl Twersten und Marga Vanheil hätten eine heimliche Liebe zueinander!"

Mit einem Male hatte sie alle ihre fröhliche Frische zurück.

„Sie ist gar nicht heimlich", und sie stieg schnell aus. „Adieu, Herr Twersten." Sie winkte ihm zu, und der Wagen verschwand um die Straßenbiegung.

Solch eine Tochter zu besitzen, dachte Twersten. Es war ihm warm ums Herz geworden. Solch eine Tochter! Sie wöge einen Sohn auf und schmückte das Alter aus.

Heute harrte er die ganze Börsenzeit aus. Die beunruhigenden Nachrichten aus Amerika und Spanien beherrschten die Tendenz. Vor allem die Versicherungsgesellschaften hielten sich zurück, sobald die Rede auf die spanischen Antillen kam, und schnellten die Prämiensätze auf eine nicht diskutierbare Höhe. Das Risiko glich den Gewinn vollständig aus. Gelangten die Schiffe an den Bestimmungsort, so fraßen die Versicherungsgebühren den Gewinn. Anderseits aber mußten die Gesellschaften um die eigene Deckung besorgt bleiben.

Die großen Häuser, die in der Hauptsache den Handel nach der Havanna geleitet hatten, litten unter der starken Anhäufung ihrer Lagerbestände und suchten zu eben annehmbaren Preisen zu räumen. Aber die Kauflust war gering und die Überproduktion allenthalben gar zu beträchtlich.

Alles das interessierte Twersten sehr, und er näherte sich bald dieser, bald jener Gruppe, unbefangen wie ein Zuhörer im stillen erwägend und kalkulierend.

Als die Börsenstunden zu Ende gingen, gewahrte er Bramberg, der nach dem Ausgang drängte. Er rief ihn an und trat mit ihm zur Seite.

„Bitte, bleiben Sie heute abend auf dem Kontor. Auch wenn es etwas später wird. Erwarten Sie mich auf jeden Fall. Ich denke, Sie sollen heute abend Ihre Freude an mir erleben."

Theodor Bramberg kniff zweifelnd ein Auge ein. „Ich bin sehr skeptisch in dieser Beziehung, Twersten. Es gehört schon eine verdammt große Portion Uneigennützigkeit dazu, andere Menschen eine Freude erleben zu lassen. Und an Uneigennützigkeit in Geschäftssachen — na, daran glaube ich nun einmal nicht."

Twersten ging über den Erguß hinweg. „Also es bleibt dabei. Sie erwarten mich heute abend."

„Gott, wenn Sie so großen Wert darauf legen! Aber glauben Sie nur nicht, daß ich mir so leicht imponieren lasse. Ich weiß ganz genau, was Geld bedeutet, und welchen Kurs es unter Brüdern hat."

Nach einem einfachen Frühstück fuhr Twersten zur Werft zurück und begab sich sofort auf sein Privatkontor. Nur zuweilen hob er kurz den Kopf, wenn draußen auf dem Gang ein Schritt ertönte, und senkte ihn wieder über die Arbeit. Stunde auf Stunde ging hin. Die Kontorräume hatten sich geleert, auch die Prokuristen hatten sich verabschiedet. Schon war eine telephonische Anfrage Theodor Brambergs gekommen, ob er noch länger warten solle. Ganz still war es in dem weitläufigen Bureauhaus geworden, und nur von der Werft drang unaufhörlich das Geklapper der Hämmer herauf. Karl Twersten hatte sich im Stuhl zurückgelehnt. Lange schon horchte er auf den rastlosen Pulsschlag seiner Werft. Und er dachte, daß dieser Pulsschlag nun auch für Ingeborg sei, und ein warmer Blutstrom flutete durch sein Herz und färbte sein Gesicht mit dem Schein stolzer Genugtuung. Er war nicht allein. — —

Gerade schlug es acht Uhr, als der Bureaudiener den spanischen Schiffsingenieur meldete. Als er eintrat, fand er Twersten tief über die Arbeit gebeugt.

„Soeben ist das Telegramm eingelaufen. Und auf der Stelle eile ich zu Ihnen."

„Ah, Sie sind's. Sofort stehe ich zu Ihrer Verfügung. Nehmen Sie Platz."

Er beendete kurz seine Arbeit und schob sie in seine Mappe. Mit einem Blick hatte er in den Mienen des andern gelesen, daß seine Vorschläge akzeptiert seien.

„Hier ist das Telegramm", sagte der Spanier und mühte sich, seiner freudigen Erregung Herr zu werden. „Meine Regierung teilt mir mit, daß sie im Prinzip mit dem sofortigen Ankauf Ihrer Schiffe einverstanden wäre, und beauftragt mich, Ihnen die schleunigste Kalkulation der Ladungen aufzugeben in Bekleidungsstücken, Leinen, Woll- und Baumwollwaren, Schuhen und Stiefeln, Sätteln und Lederzeug. Ferner in Betten, Lazarettgegenständen, Konserven, Desinfektionsmitteln. Meine Regierung teilt mir mit, daß die mit dem Abschluß beauftragten Kommissare bereits morgen von Madrid abreisen würden. Ich freue mich, Herr Twersten, daß ich es sein durfte, der seinem Vaterland diesen Dienst erweisen konnte."



Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 09:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Twersten blieb ruhig. „Und Ihre Regierung telegraphiert noch nichts wegen der Bedingungen?"

„Bedingungen? Für uns sind die Mittel wichtiger als die Bedingungen. Die Kommissare werden das wissen. Man würde sie sonst nicht augenblicklich auf die Reise schicken. In drei Tagen können die Herren hier sein und die Verhandlungen zur Erledigung bringen."

„Schön," sagte Twersten, „warten wir ab. Es war ein anstrengender Tag für Sie, und Sie werden der Ruhe bedürfen. Ich darf Sie deshalb nicht länger zurückhalten." Und er reichte dem Beauftragten mit höflicher Wärme die Hand.

Der Spanier verneigte sich respektvoll. Die sichere Ruhe, mit der dieser Hamburger Schiffsbauer ein Millionengeschäft behandelte, wirkte stark auf ihn ein. „Auf morgen, Herr Twersten", und er ging.

Karl Twersten stand mitten im Zimmer. Der Ausdruck seines Gesichtes verwandelte sich. Ein Triumph blitzte in seinen Augen auf, eine heiße Siegesfreude. Dann nahm er das Telephon und rief hindurch. „Ich bin auf dem Wege zu Ihnen, Bramberg."

„Ich hätte auch nicht eine Minute länger gewartet, Twersten."

Und Twersten dachte, als er in den Abend hinausfuhr, nicht an Theodor Bramberg. Er dachte an die Augen Ingeborgs, in denen es aufleuchten würde wie in seinen. Weil es einen Sieg galt, der den Mann anzeigte. —

Wieder saßen sich die beiden Chefs gegenüber. Bramberg verdrießlich, weil er einen Abend verloren hatte. Twersten mit dem unbeugsamen Willen, nicht vom Platze zu weichen, bis er den anderen zur Gefolgschaft gezwungen habe.

„Beide Schiffe können Ende März ladefertig sein, Bramberg. Das ist die erste gute Kunde."

„Für Sie vielleicht", versetzte Bramberg ärgerlich. „Aber mich geht das wirklich nichts an. Ich habe die Schiffe erst zum Herbst abzunehmen und verstehe gar nicht, weshalb Sie unter Hochdruck daran arbeiten lassen. Das verteuert doch enorm, aber das ist zuletzt Ihre Sache. Ich jedenfalls, ich habe vorher, bei dieser Flaue, keine Beschäftigung dafür und muß Sie freundlichst bitten, den Zinsverlust allein zu tragen."

„Wie wäre es, Bramberg, wenn es für jeden von uns — für jeden! — eine glatte Million zu verdienen gälte?"

„Oder zu verlieren, meinen Sie doch wohl?"

Twersten sah ihn starr an. Nur ein wenig erhob er seine Stimme.

„Ich habe — verdienen gesagt! Das ist doch nicht mißzuverstehen."

Verdutzt blickte Bramberg in Twerstens kühles Gesicht. Diesem Ton gegenüber fehlte es ihm an der Entgegnung.

„Nun hören Sie gut zu, Bramberg. Sie werden mich nicht für den Narren halten, der ohne die sichersten Garantien seine Haut zu Markte trägt. Und für sentimental, den bedrängten Herren Spaniern gegenüber, halten Sie mich wohl auch nicht. Hier handelt es sich ganz einfach um ein Geschäft, um eins jener überraschenden Geschäfte, das auf den Mann wartet. Sie sagen mir, daß Sie die beiden Steamer nicht dringend benötigen, daß Sie sich mit Ihrem Schiffsmaterial augenblicklich ganz gut zu helfen wissen. Desto besser. Sie werden Ihren Auftrag erneuern. Denn diese Schiffe will ich auf mein Konto übernehmen, und Sie — Sie benutzen einen Teil der wieder disponibel gewordenen Summe, nicht allein die Verfrachtung zu übernehmen, sondern die Gesamtladung auf eigene Rechnung anzukaufen. Kein Mensch braucht zu wissen, zu welchem Zweck. Sie schließen die Lieferungsverträge nach der Warenliste, die noch im Laufe dieser Woche in Ihren Händen sein wird."

„Sie sprachen von Garantien, Twersten; davon möchte ich zuerst hören."

„Die Garantien bestehen in der spanischen Regierung, die mit mir unterhandelt. In drei Tagen sind die Kommissare der Regierung bei mir. Vor einer Stunde traf die Depesche ein. Sie werden sich selbst sagen, Bramberg, daß die Bedingungen die sein werden, die ich diktiere."

Bramberg nickte. „Das alles wäre überwältigend. Aber es geht doch nicht. Der Gewinn ist illusorisch."

„Bitte. Die Reihe ist an Ihnen. Tragen Sie Ihre Bedenken vor."

„Das ist leicht geschehen, Twersten, und ich wundere mich, daß Sie nicht selbst damit gerechnet haben. Sie waren doch heute erst auf der Börse. Nun, also. Selbst wenn die spanische Regierung selbst bestellen und bar bezahlen würde — ich kriege für die Ladungen keine Versicherungen, oder nur zu Sätzen, die mich in der Hauptsache für die Versicherungsgesellschaften arbeiten lassen. Und dafür danke ich. Das ist mir die Aufregung nicht wert. Und darauf kamen Sie nicht, Twersten?"

Twersten lächelte. Eine heimliche Geringschätzung lag in diesem Lächeln, das Bramberg übersah.

„Ich sprach davon, daß ein jeder von uns beiden — verdienen solle. Glauben Sie, ich hätte Lust, auch nur mit einem Dritten zu teilen?"

„Nun? Nun? Und wer übernimmt die Versicherung?"

„Wir selber, Bramberg."

„Wir —?"

„Damit Sie keine Angst haben, biete ich mich für die ganze Dauer des Geschäftes, für dies Geschäft, als Mitreeder an. Nur unter uns. Wir machen einen stillen Vertrag. Und ich werde sorgen, verlassen Sie sich auf mich, daß den Herren Kommissaren gegenüber diese Versicherungsfrage nicht die schlechteste Rolle spielen wird. So, Bramberg, und nun wissen Sie alles."

Seine Augen waren weit geöffnet und lachten kühn und herausfordernd ins Zimmer.

Bramberg atmete hörbar.

„Donnerwetter," stieß er hervor, „jetzt wirbelt auch mir der Kopf. Sie sind ein furchtbarer Fechter, Twersten. Gnade Gott dem, der Ihnen vor die Klinge läuft."

„Es handelt sich hier ja auch nicht um Kieselsteine."

„Nein, um Millionen." Und es glimmerte in seinen Augen.



Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 09:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957 Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Twersten wartete geduldig. Dann sagte er ruhig: „Sie müssen das letzte Wort sprechen."

Bramberg fuhr sich erregt mit der Hand durch das dünne Haar.

„Morgen, Twersten. Mir wirbelt der Kopf."

„Das sagten Sie mir schon. Aber Ihr Kopf hat jetzt Besseres zu tun. Es muß heute sein, denn morgen reisen die Kommissare von Madrid ab."

Bramberg sprang auf.

„Ich kann jetzt nicht. Ich sitze seit Nachmittag hier und warte auf Sie. Ganz schlapp ist mir geworden. Lassen Sie mich erst in Gemütsruhe einen Bissen essen und ein Glas Wein trinken. Fahren Sie mit mir nach Hause, und nach Tisch, ich verspreche es Ihnen, sollen Sie meinen definitiven Entschluß haben."

„Sie können sich denken, Bramberg, daß ich Ihnen jetzt nicht mehr von der Seite gehe." —

In der Uhlenhorster Villa empfing Frau Ingeborg die Herren mit fröhlichen Augen.

„Das hätte ich mir nicht träumen lassen, daß ich so spät noch so angenehme Gesellschaft erhielte. Sie kommen direkt vom Kontor? Bitte, treten Sie schnell näher. Der gedeckte Tisch steht bereit."

Twersten rührte nicht viel von den Speisen an. Aber das erste Glas Wein trank er in langem, durstigem Zug.

„Sie können vor meiner Frau ruhig sprechen", sagte Bramberg, während er unter den Gerichten wählte. „Wenn sie als Frau wohl auch kaum die Tragweite des Geschäftes übersieht, so wird sie doch die Kühnheit des Unternehmens unterhalten."

„Die Kühnheit Herrn Twerstens?" fragte sie zurück, und ihre Augen suchten des Freundes Augen.

In großen, scharfen Zügen entwarf ihr Twersten die Situation. Er sprach nur zu ihr, und jedes Wort griff sie in seiner Bedeutung auf und baute es auf das andere. Ihr Geist entflammte sich an dem seinen. Sie fühlte sich erhoben, gleichgestellt und mitgerissen.

„Das ist in Wahrheit die Disponierung eines kaufmännischen Strategen", sagte sie tief aufatmend. „Kein Glied fehlt in der Kette."

„Also auch du gibst dich gefangen?" fragte Bramberg. „Und du rätst mir wirklich, zuzugreifen?"

„Da ist kein Rat mehr vonnöten", antwortete sie nur.

„Nun denn," Theodor Bramberg warf die Serviette hin, „coûte que coûte, ich schlage ein."

Die Herren reichten sich die Hand. Und es trat eine lange Stille ein.

Dann meinte Bramberg lachend: „Das müssen Sie mir noch sagen, Twersten. Weshalb haben Sie die ganze Sache nicht stillschweigend allein gemacht? Weshalb lassen Sie mich mitverdienen?"

Sie hatten sich erhoben und standen beisammen.

„Weil", antwortete Twersten, „ich mir nun mal in den Kopf gesetzt habe, Ihnen ein fürstlich Geschenk zu machen."

„Komisch. Und ich habe Ihnen doch nichts geschenkt."

„Nein," sagte Twersten, und es war ein eigener Klang in seiner Stimme, „Sie nicht." —

Ingeborg Bramberg wandte den Kopf nach ihm hin. Sie war blaß. Aber ihre Augen dankten dem Manne, der nicht gelernt hatte, ein Schuldner zu sein. — —

11. Kapitel.

Die spanischen Kommissare waren eingetroffen. In Geheimhaltung ihrer Mission besuchten sie die Werft von K. R. Twersten unter dem naheliegenden Vorwand, die Fortschritte des im Bau befindlichen Kreuzers zu besichtigen. Mehrere Tage schon befanden sich die fremden Gäste auf der Werft, und unter Führung Twerstens hatten sie wie interessierte Besucher die sämtlichen Anlagen, vor allem aber die neuesten Bauten, die „Ingeborg" und den „Theodor Bramberg", sorgfältig in Augenschein genommen.

Im Privatkontor Twerstens fanden morgens und abends langwierige Konferenzen statt, zu denen der Großreeder Bramberg als Mitbeteiligter hinzugezogen wurde. Die von Twersten gestellten Preise waren endlich bewilligt worden, die Ladungen auf Grund der von Bramberg vorgelegten Warenproben festgesetzt worden. Nun entspann sich der Kampf wegen der Zahlungs- und Versicherungsbedingungen. Mit dem ganzen Stolz ihrer Nationalität verfochten die Spanier den Standpunkt, daß die Güterladungen erst beim Übergang in ihre Hände, beim Eintreffen in einem noch zu bestimmenden kubanischen Hafen, honoriert werden könnten, während sie die Dampfer selbst als abgenommen betrachten wollten, sobald sie in See stächen. Eine derartige Unterscheidung und Spaltung der Geschäfte gab Twersten nicht zu. Er verlangte das ganze Geschäft als ein einheitliches aufgefaßt zu wissen.

„Das eine ist für Sie so wichtig wie das andere. Die Schiffe tun Ihnen not. Aber Sie haben auf der Insel eine Hungersnot, wie sie noch bei keinem der früheren Aufstände geherrscht hat, und Ihren Soldaten fehlt es am Notwendigsten, um ausrücken zu können. Es ist also Ihr Interesse wie das meine und das Herrn Brambergs, wenn die Verhandlungen so schnell wie möglich und ohne Klauseln zum Abschluß gebracht werden. Wer weiß, wie lange man überhaupt noch unsere Schiffe passieren läßt? Es wird nur an unserer Flagge und der Umsicht unserer Kapitäne liegen."

Den Spaniern aber widerstrebte es, sich auf Gnade und Ungnade den Bedingungen von Privatfirmen zu unterwerfen, und sie blieben hartnäckig und bestanden auf die Erfüllung ihrer Vorschläge.

Es war nicht so leicht, wie Bramberg es sich schon anzusehen gewöhnt hatte, das Unternehmen scharf in dem Rahmen zur Ausführung zu bringen, den Twersten als unüberschreitbar vorgezeichnet hatte. Und der Reeder saß mit mißmutigem Gesicht in den Konferenzen und fürchtete ständig, übervorteilt zu werden.

„Lassen Sie doch diese unstatthaften Befürchtungen", verwies ihn Twersten auf eine unverblümte Aeußerung hin. „Die Angelegenheit ruht in meiner Hand. Und meine Hand ist nicht so leicht zu heben."

Noch zwei Tage lang blieben die Verhandlungen an diesem Punkte stehen. Da trat ein Ereignis ein, das den Twerstenschen Forderungen Geltung verschaffte.



Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Spanien und Amerika täuschten sich Höflichkeiten vor, um ihre wahren Absichten zu verschleiern. Im Januar war das amerikanische Panzerschiff „Maine“ als Gast im Hafen von Havanna erschienen, und das spanische Panzerschiff „Biscaya“ war auf der Reise nach Neuyork, um den Besuch zu erwidern. Da brachte der Telegraph die alarmierende Nachricht, daß am Abend des 15. Februar die „Maine“ im Hafen von Havanna durch eine Explosion vernichtet worden sei und 260 amerikanische Seeleute und Soldaten mit in den Tod gerissen hätte. Ein Wutschrei Amerikas war die Antwort, und ohne Besinnen beschuldigte die amerikanische Presse offenkundig die spanische Regierung, den Frevel ins Werk gesetzt zu haben. „Remember the Maine!“ brauste es durch die Union. Es war die Stimme des Krieges.

(Fortsetzung folgt.)

Die Rückkehr zur Natur.

Von Dr. A. Guthmann.

Rousseaus Lehre, daß der Mensch durch die Zivilisation körperlich, sittlich und geistig degeneriert sei, konnte einst ihren Siegel auf eine ganze Geschichtsperiode drücken. Tausende von Schwärmern priesen damals die Rückkehr in den Naturzustand als — das Ideal der Menschheit. So etwas wäre bei unseren Zeitgenossen nicht mehr möglich, da ihnen die wissenschaftliche Erkenntnis von der fortschreitenden Entwicklung des Menschengeschlechts zu sehr in Fleisch und Blut übergegangen ist. Und doch scheint ein heimliches Bangen, daß der Kultur bei allen Wohltaten auch eine schädliche Wirkung anhaftet, selbst noch im Herzen des modernen Sterblichen zu leben; denn noch nie blieb ein Prediger, der die natürlichen Verhältnisse auf Kosten der künstlichen pries, ein Prediger — in der Wüste. Vielleicht muß diesem instinktiven Volksempfinden, das in extremer Form des „Naturmenschen“ zum Närrischen ausartet, in seiner milderen Aeußerung selbst vom Weisesten eine hygienische Berechtigung zugesprochen werden? — Zur Entscheidung dieser Frage beschäftigen wir uns jetzt ein wenig mit dem Naturzustand der organischen Geschöpfe.

Alle Haustiere stammen von Formen ab, die das herrschende Wesen der Schöpfung einmal aus dem Naturzustand riß. Dadurch, daß er sie in Pflege nahm, machte der Mensch diese Tiere zu seinen „Hausgenossen“. „Domestikation“ lautet deshalb der lateinische Ausdruck, der für den Vorgang erfunden und begrifflich auch auf das Reich der Flora, auf die Kulturpflanzen ausgedehnt wurde.

Schon bei den Pfahlbauern der Schweiz finden sich etliche Haustiere und als Kulturpflanzen: Weizen, Gerste, Erbsen, Mohn, Flachs. Der Typus zahmer Rassen ist nicht das Produkt plötzlicher Umwandlung, sondern entwickelte sich erst im Laufe vieler Generationen. Dabei wurden die Wildlinge dermaßen in ihrem Wesen verändert, daß wir zwar in jedem Fall noch die „Familie“ erkennen, zu der die zahmen Rassen gehören, aber die wilden Stammformen nach ihrer „Art“ oder „Spezies“ nicht mehr anzugeben wissen. Der Hund stammt wahrscheinlich vom Wolf und Schakal; die Urform vom Pferd und Rind scheint nicht mehr zu existieren; unsere zahmen Schweine, Kaninchen, Katzen, Hühner, Tauben halten wir für Nachkommen von „heute noch existierenden“ wilden Spezies.

Nach der ethnologischen Forschung schritt der Mensch aus Wildheit durch Barbarentum zur Zivilisation. Vor Jahrhunderttausenden soll sich der Ahn des Kulturmenschen im Naturzustand befunden haben. Aber auch schon damals war der Urmensch das „dominierendste“ Geschöpf der Erde. Nicht der Pflege eines über ihm stehenden animalischen Wesens, nicht der „Domestikation“ verdankte er die Loslösung vom Naturzustand. Ihm war es vergönnt, seinen Werdegang, der Entwicklung des eigenen Geistes folgend, in natürlicher Weise langsam zu durchlaufen. In ganz anderer Lage befinden sich die noch heute lebenden wilden Völkerschaften, die plötzlich mit unserer fortgeschrittenen Kultur zusammenstoßen. Wenn der moderne Kulturmensch den Sohn der Wildnis zum Hausgenossen macht, so ließe sich der Prozeß schon eher als „Domestikation“ bezeichnen. Doch da dieses Wort mit der Zeit eine Sinnverwandtschaft mit Zähmung gewonnen hat, so wird von seiner Anwendung auf den Menschen im allgemeinen Abstand genommen.

Ein „Naturvolk“ ist nach Ratzels Ansicht nicht etwa ein Volk, das mit der Natur in denkbar innigstem Zusammenhang steht, vielmehr befindet es sich gerade in schlimmster Abhängigkeit davon. Der Urmensch besitzt noch nicht einmal die Geschicklichkeit, eine Hütte zu bauen. Er bringt es nicht viel weiter als der Orang, der auf seiner selbstgeschaffenen Plattform in den Zweigen haust und sich gelegentlich sogar den Leib mit dem Laub des Padanus bedeckt. Wenn der Wilde keine Höhle findet, so sucht er sein kärgliches Obdach im Schutz eines Baumes. Er ist dem Unbill der Witterung ausgesetzt und muß nicht selten hungern, wenn ihm die Jagdbeute versagt ist. Oft begnügt er sich mit Wurzeln. Das elendeste Gewürm, das über die Erde kriecht, gibt der vegetarischen Kost die animalische Mischung. Die Elemente peinigen nicht nur seinen Körper, sie ängstigen auch seinen Geist, indem sie durch die furchtbare Stimme des Donners, das Heulen des Sturms und das schreckliche Zeichen des Blitzes zu ihm sprechen. „Wie eine finstere Wolke“ — meint Lubbock — „verdunkelt die entsetzliche Furcht vor unbekanntem Unheil das Leben des Wilden und verbittert ihm jegliche Freude.“ Nur die Neger Afrikas gelten für robuste Naturen, dagegen haben Australier, Ozeanier, Amerikaner widerstandslose Konstitutionen. Die Lappländer und Buschmänner sind von Virchow als pathologische, degenerierte Rassen bezeichnet. Der Körper des Wilden entbehrt jener klassischen Harmonie, die sich nur unter dem Einfluß der Kultur entwickelt. Künstler, die in jungen Indianern und Zulus Modelle für apollinische Gestalten ersahen, haben sich getäuscht.

Die Domestikation steht mit der Kulturentwicklung des homo sapiens in engster Verbindung. Der Augen-



Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

blick, wo das Jägervolk zum Hirtenvolk wird, bedeutet den Beginn einer günstigeren Aera. Aber erst, wenn er den spitzen Pfahl als primitivstes Ackergerät zum Säen und Pflanzen in die Erde gestoßen hat, gewinnt der Herr samt seiner hungrigen Erde die Aussicht auf eine nunmehr dauernd gebesserte Lage. Wie die domestizierten Tiere infolge reichlicherer Ernährung an Fruchtbarkeit zunehmen, so mehrt sich jetzt aus gleichem Grunde die spärliche Schar ihrer Pfleger. Mit Menschen, Tieren und Pflanzen begeben sich alsdann wundersame Veränderungen. Die anthropologische Forschung hat erwiesen, daß infolge der Kultur die Gestalt des Menschen größer, die Kapazität seines Schädels geräumiger, seine Natur widerstandsfähiger und die Form seines Leibes schöner geworden ist. Die Veränderungen, die Tiere und Pflanzen erleiden, spielen sich nicht in ganz gleicher Weise ab, weil hier noch ein besonderes Moment in Wirksamkeit tritt — der menschliche Wille. Der Tierzüchter, Ackerbauer und Gärtner bemüht sich, nach den Gesetzen der „Zuchtwahl" die Form der Wesen dem menschlichen Nutzen entsprechend zu modifizieren, d. h., in seinem Sinne zu — veredeln, ohne daß dabei auf das besondere Interesse des Tieres Rücksicht genommen wird. An Intelligenz wachsen nur die Haustiere, mit denen der Mensch umgeht, oder deren Verstandskräfte und Instinkte er zu gebrauchen wünscht, während andere Tiere im Vergleich zum Naturzustand sogar Rückschritte machen. So nahm der Hund etwas von der menschlichen Intelligenz in sich auf, wie die Tierliebhaber sich ausdrücken. Dagegen verkleinerte sich beim zahmen Kaninchen das Gehirn, und die Sinnesorgane schwächten sich ab. Auch beim Menschen büßten Auge, Ohr und Geruch an Schärfe ein. Typisch ist die am Schädel nachweisbare kleinere Nasenhöhle des Kulturmenschen, wenn man sie mit der Nasenhöhle des Wilden vergleicht. Aber was die Sinnesorgane an Schärfe verloren, gewannen sie an Verfeinerung der ästhetischen Empfindung, für deren Zustandekommen wahrscheinlich das Abstumpfen der übergroßen Sensibilität eine Notwendigkeit darstellte. Je weiter die Stirn hervortritt, desto mehr verkleinert sich der Kiefer sowie die ihm anhaftende Muskulatur, deren Arbeitsleistung infolge kultureller Zubereitung der Speise herabgesetzt wird. Bedauerlicherweise zeigen auch die Zähne, teilweise wohl aus dem gleichen Grund, an Zahl und Festigkeit einen Rückgang, und auch das Haar neigt zur Degeneration.

Die domestizierten Tiere leiden, im Gegensatz zu den wilden Arten, an bestimmten Krankheiten, denen auch der Kulturmensch unterworfen ist. Wenn wir die Ursachen dieser Tierkrankheiten studieren und dadurch gleichzeitig den schädlichen Einfluß gewisser Kulturmomente klarstellen, so leisten wir der medizinischen Wissenschaft in humanerer Weise einen Dienst, als es durch die bekannte Vivisektion geschieht. Daher ist das Hineinziehen der Tiere in unsere Betrachtung von großem praktischem Interesse. Manche domestizierte Tiere neigen in ausgesprochener Weise zu Erkältungen, manche werden mit Vorliebe von dem bekannten Kinderleiden heimgesucht, das in Knochenerweichung besteht, der sogenannten Englischen Krankheit. Viele sind für die Infektion mit Tuberkulose, bei Rindern als Perlsucht bezeichnet, in erschrecklicher Prozentzahl disponiert. Die schlechte, stagnierende Luft der Ställe, ihre mangelhafte Beleuchtung, dazu die unzureichende Bewegung des Viehes, das sind die Hauptmomente, die den Stoffwechsel der Tiere verlangsamen, ihre Konstitution schwächen und die Anlagen zu den erwähnten Krankheiten hervorrufen.

Beim Menschen führen ähnliche Ursachen zu ähnlichen Effekten. Wir sagen hier statt Stalluft — Stubenluft und im weiteren Sinn auch — Straßenluft. Die Hygiene sucht nach Kräften zu helfen, aber sie kann leider oft beim besten Willen die künstlichen Verhältnisse nicht ganz natürlich gestalten. Nur allzuoft scheitern auch ihre guten Intentionen an der bösen Geldfrage. Es sei hier ausdrücklich erwähnt, daß es nicht die Kohlensäure ist, die sozusagen den „Nährwert" der Luft verdirbt und das giftige Element in der Atmosphäre abgibt. Der Kohlensäuregehalt schwankt nur wenig um den Mittelwert, der 0,3 auf 1000 beträgt. In viel höherem Grade schädigen in geschlossenen Räumen die sonstigen Ausdünstungen der Menschen. Die Stadtluft wird verdorben durch Staub, Bakterien, zu denen sich aus Küchenherden, Fabrikschloten und Motoren: Ruß, Asche, Dämpfe und Verbrennungsgase gesellen. Leider fehlen der Stadtluft auch meist jene würzigen Bestandteile des Waldes und der Gärten, die nach Rubner Lebenskraft und Appetit anregen, während üble Gerüche gerade die gegenteilige Wirkung hervorbringen. Man rechnete an Hand unzweideutiger statistischer Daten aus, daß die Sterblichkeit in der Stadt für sämtliche Altersklassen und Berufsarten höher ist als auf dem Lande. In dieser Tatsache wird vielleicht manch Landbewohner den gerechten Ausgleich zu finden glauben für seinen Mangel an den bekannten Vorzügen der Großstadt. Unsere Statistik hat aber mehr den Zweck, die Behörden und Verwaltungen immer wieder und wieder daran zu erinnern, daß für die Verbesserung der städtischen Luft gar nicht genug getan werden kann.

Selbst verschwenderisch tausend Keime streuend und zufrieden, wenn ein einziger davon aufgeht, verlangt Mutter Natur doch gebieterisch von den Geschöpfen — Mäßigkeit und Sparsamkeit. Allerdings gestattet sie dem Kulturmenschen einen gewissen Ueberfluß, denn mit fortschreitender Entwicklung wachsen die Ansprüche. „Gib dem Menschen nur soviel, als er gebraucht, und er wäre nicht besser als ein Tier." In keinem Falle darf aber die „Luxuskonsumtion" in Verschwendung und Völlerei ausarten, Erbübel der Kultur, die schon von Seneca in ihrer schädlichen Wirkung genügend charakterisiert sind. „Miraris multos morbos! — Coquos numera! Du wunderst dich über die vielen Krankheiten? — Zähle die Köche!"

Zweifellos schreitet die Menschheit fort, aber der Fortschritt ist deshalb doch kein zwingendes Gesetz für jedermann und für jedes Volk. Die Geschichte lehrt uns, daß — wie die einzelnen Individuen — ganze Nationen durch geistigen und körperlichen Verfall zugrunde gehen können. Stets wurde für jungen Nachwuchs gesorgt, der den alten, verbrauchten Stoff in vollkommenerer Form ersetzte, und wenn je ein Zweig von ihm abgebrochen war, wuchs der Baum der Menschheit empor zu noch herrlicherer Höhe und Pracht. „Die Kultur stirbt ab, wenn sie der Erfrischung durch die Natur verlustig geht", erklären Sozialpolitiker, fürchtenden Herzens, daß das Absterben alter Nationen und das Aufkommen junger Völker eine unwandelbare Naturregel sei. Wir sprechen von unserem hygienischen


Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY

Standpunkt den gleichen Satz aus, aber freudigen Sinnes, weil wir auf Grund unseres Wissens in der Lage zu sein glauben, unserer alten Nation eine stetige Erfrischung durch die Natur gewährleisten zu können. In der großen, unendlichen Natur des Weltganzen steckt die winzige Natur des Menschen, auf Endlichkeit erbaut, mit unvollkommenen Werkzeugen ausgerüstet, nicht imstande, sich selbst und die umgebende Welt völlig zu begreifen. Im Beginn seiner Existenz fühlte sich der Sterbliche ganz preisgegeben der Willkür der mächtigen Elemente. Im Laufe eines für unsere Begriffe unvorstellbaren Zeitraumes wuchsen ihm die Schwingen der Intelligenz. Vom Sklaven der Natur sucht er sich zu ihrem Herrn zu erheben mit Hilfe des Zauberstabes, den er sich schmiedet, mit Hilfe der „Naturerkenntnis". Niemals wird der Mensch die Natur besiegen. „Wenn er auch den Salat durch Elektromagnetismus schneller aus dem Samen wachsen läßt, des Menschen Leben währt doch nur siebzig Salate", so ungefähr spottet Emerson. Wohl aber kann der Mensch vermöge seiner Weisheit sich selbst den ihn umgebenden neuen Bedingungen harmonisch anpassen. Das Mittel, das die Gesundheit seines eigenen Leibes und des ganzen Volkskörpers, dem er angehört, am besten verbürgt, ist nicht die Rückkehr zur Natur im Sinne Rousseaus — das wäre die Umkehr zu Unwissenheit und Elend — sondern unser Mittel besteht in dem unentwegten Fortschreiten zu einer hygienischen Erkenntnis, durch die sich die Führung eines wahrhaft „naturgemäßen" Lebens ermöglicht.

Die Londoner Season.

Von A. von Erlen. — Hierzu 9 Aufnahmen von The Sport and General Illustrations Co.

Wenn die grauen Winternebel von der Millionenstadt an der Themse gewichen sind, wenn die Maisonne wieder lacht und in den wohlgepflegten Beeten des Hydeparks tausend reizende Blüten erstehen läßt, dann erwacht die Stadt London zu jenem Rausch von Glanz und Luxus des gesellschaftlichen und sportlichen Lebens, der alljährlich die „season" bedeutet. Für den seit Jahrhunderten so sportfreudigen Engländer mußte diese Zeit der Hochflut der Geselligkeit, die bei uns den tiefen Winter beherrscht, in jene heiteren Monate Mai und Juni fallen, in denen auch das freie, frische Betätigen kraftvollen Lebens draußen in der Natur zu seinem Recht kommt, neben den glänzenden Festlichkeiten der oberen Zehntausend, die sich im Innern der altehrwürdigen Londoner Stadthäuser und Paläste abspielen. Ja, das Volk als Ganzes will seinen Anteil an diesen heiteren Monaten haben und hat auch reichlich Gelegenheit dazu auf den wohlbekannten großen Sportplätzen draußen vor der Stadt, wo neben dem vornehmsten Lord auch der einfachste Bürger seinen vollen Genuß und seine Freude haben kann.

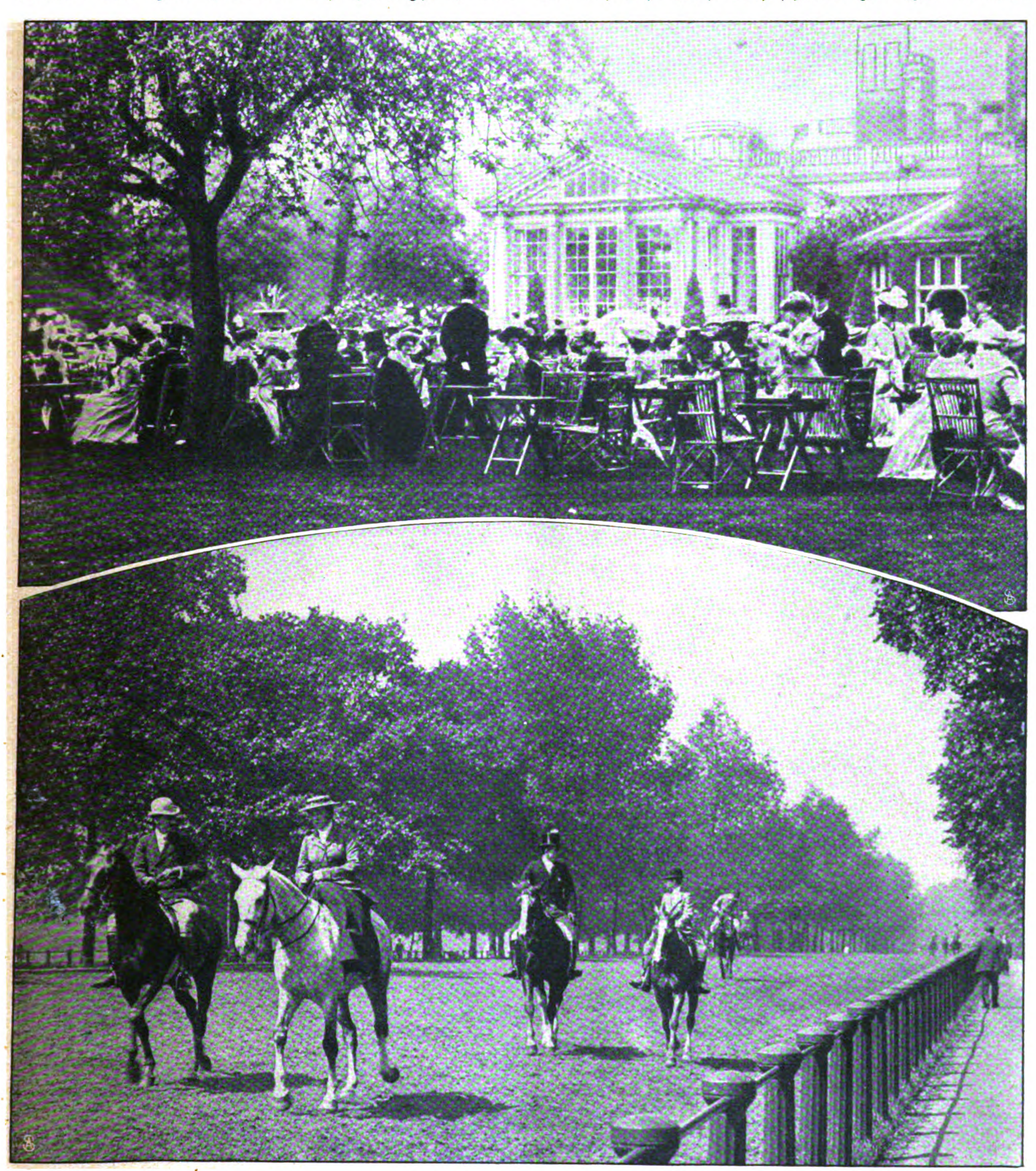
Sportliche Betätigung und Kraftentfaltung sind des Engländers Lebenselemente von alters her gewesen; sei es draußen in Hurlingham, wo die schnellen kleinen Polopferde mit ihren äußerst geschickten Reitern auf saftig grünem Rasen ein herrliches Schauspiel darbieten, oder da, wo die stahlnervige Jugend von Eton und Harrow ihre Kricketmatche, diese aufregenden Kämpfe, vor einer ungeheuren Zuschauermenge ausficht oder auf den großen Rennplätzen von Epsom und Newmarket — oder seien es draußen auf der Themse die Wettkämpfe der Oxford- und Cambridge-Ruderklubs, bei denen unter unbeschreiblichem Jubel und oft größter Aufregung der endgültige Ausgang der Ruderkämpfe beobachtet wird. Ueberall herrscht kräftig pulsierendes Leben, und die schöne Jahreszeit, die fröhliche Menge und der Reichtum und Luxus einer hochkultivierten Gesellschaft tun sich zusammen, um vor dem Auge des Beschauers allerlei Bilder von hohem Reiz entstehen zu lassen.

Schon zu früher Morgenstunde bietet der Rotten Row, jener breite Reitweg, der neben einer ebenso breiten Wagenfahrstraße am Park entlangläuft, einen Anblick einziger Art, wenn zahllose Reiter und Reiterinnen ihre edlen und wohlgepflegten Pferde tummeln; man sieht Damen, die am Abend vorher in weichsten zartesten Gewändern erschienen, hier in jenem einfachen, so völlig zweckentsprechenden Reitkleid, das vorbildlich für viele andere Nationen geworden ist. Hell scheint die Sonne im jungen Buchenlaub; die Pferde wiehern und schnauben in der frischen Morgenluft, man reitet aneinander vorüber und grüßt sich, man schaut und kritisiert und freut sich des urgesunden Lebens zum Beginn eines neuen Tages in der season. Nachmittags führen auf dem breiten Fahrweg nebenan die Wagen und Autos ihren Korso auf. Da sieht man elegante Damen in riesenhaften Hüten, schlanke Gestalten, ein wenig lässig zurückgelehnt, ihre verwöhnten Schoßhunde, oft in zwergenhafter Kleinheit, sorglich im Arm halten und dabei mit äußerster Ruhe das wechselnde Bild im Vorüberfahren betrachten. Oder man findet sich auf den samtweichen Rasenflächen des Hydeparks unter hohen, schattenspendenden Bäumen zum Nachmittagstee zusammen. Pilzartige Zelte sind zum Schutz gegen die Sonne aufgeschlagen; behagliche Korbstühle stehen überall auf dem weichen Rasenteppich umher, und hier entfaltet die elegante Welt ihr buntes Treiben. Auch in den Privathäusern alter englischer Familien, die manchmal mitten in der Stadt noch über einen Garten verfügen, oder draußen bei der großen Blumenausstellung spielen diese Nachmittagstees im Freien eine große Rolle. Welch eine Gelegenheit, die schönsten Toiletten zu entfalten, weiche, schmiegsame Direktoiregewänder und viel helles, sommerliches Spitzengeriesel, und dazu die Hüte — jene Hüte, die in diesem Jahr eine unerschöpfliche Fülle an Blumen und Federnreichtum darstellen. Man kann mit seinem Hut einen zoologischen Garten, ein Treibhaus oder einen Hühnerhof darstellen, ganz nach Geschmack und Belieben! Hier wird Tee getrunken und sich unterhalten, und die Herren der Schöpfung holen allzeit diensteifrig den Damen die gefüllten Tassen herbei. Zwischendurch geht man auf dem Rasen spazieren, sucht und begrüßt seine Freunde und bewundert die Blumen auf den Beeten, die soeben erst in frischester Schönheit erblüht sind.

Schmetternde Trompetensignale tönen durch die Londoner Straßen. Da kommen die coaches der


Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

four in hand clubs, jene hochgebauten Gefährte mit vier Pferden bespannt, stets vom Besitzer selbst gelenkt, auf deren luftiger Höhe sich eine heitere Gesellschaft niedergelassen hat. So geht's hinaus zum Rennen oder zum Poloklub nach Hurlingham, und luftiger Höhe auf schnell improvisierten Tischen verspeist wird. Mit lustigem Trompetengeschmetter geht es am späten Nachmittag in die Stadt zurück; während andere die Fahrt auf ihren Autos gemacht haben und auf diese Weise noch schneller zum Ziel kommen.



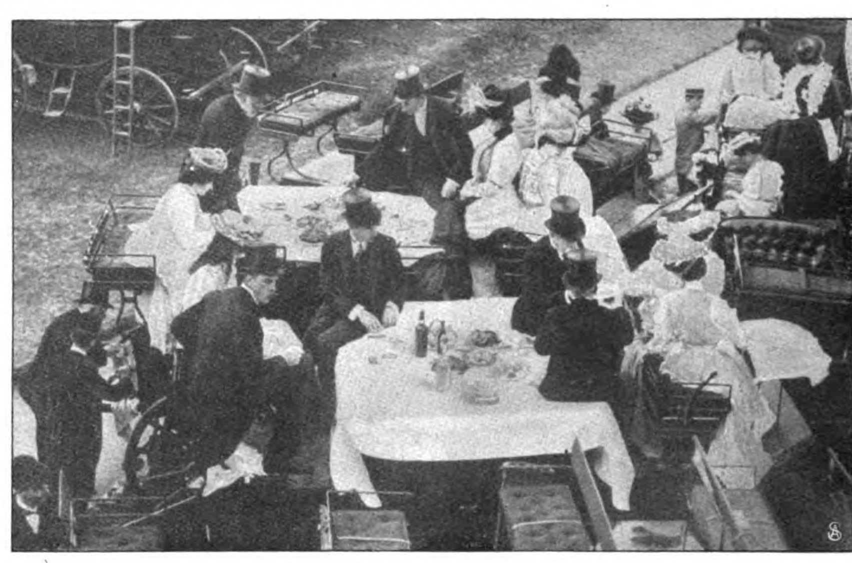
Morgenritt auf dem Rotten Row. Oberes Bild: **Nachmittagstee auf dem Rasen.**

von der alles überragenden Höhe dieser coaches hat man die allerbequemste Aussicht über Sport und Gesellschaft, und später, während der Frühstückspause, kommen aus dem Innern der Wagen vollgepackte Körbe hervor, deren meist sehr solider Inhalt in

Zahllose Autos pusten und knattern in den Straßen von London, überall sieht man vermummte Gestalten, in weißliche Gazeschleier gewickelt, eine Verhüllung, der bald nachher, wie der Raupe der Schmetterling, die hübschesten und elegantesten Damen entsteigen.

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957 Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Derby day, das ist der große Tag, ja, förmlich ein nationaler Festtag, der ganz London, groß und klein, arm und reich, zu den Rennen nach Epsom hinauslockt, da um des Königs Preis gestritten wird, und wo König Eduard selber, der große Verehrer des Rennsports, niemals fehlt. Pferde sehen und bewundern und kritisieren und auf Pferde wetten, ist des Engländers Element, und an diesem Tage vor allen anderen kommt auch der geringste Sportfreund im Volk auf seine Rechnung. So nehmen drüben in London mehr oder weniger alle Schichten der Bevölkerung alljährlich an den Erlebnissen, den Vergnügungen und Freuden der season teil.



Frühstück oben auf den Coaches.

Aber für die oberen Zehntausend, für die Aristokratie Altenglands, die gentry, und den reich gewordenen Bürger bedeutet die season außerdem noch eine fast ermüdende Reihenfolge anderer gesellschaftlicher Veranstaltungen, die nicht draußen im Freien abgehalten werden können. In den vornehmen, oft etwas engen Stadthäusern, in denen der alte Adel und die Landbesitzer sich mit ihren Töchtern eingefunden haben, werden glänzende Ballfestlichkeiten gegeben, bei denen der Raum oft so beschränkt ist, daß man zum Tanzen wenig Gelegenheit hat, aber desto mehr zu Unterhaltung und Flirt. Nachmittagsempfänge und abendliche routs werden veranstaltet mit so zahlreichen Gästen, daß oft niemand den andern kennt und man mühsam und achtlos aneinander vorüberdrängt wie im Theater. Anziehender und von intimerem Reiz sind die kleinen Diners in den vornehmen alten Häusern oder, wie es immer mehr Sitte wird, die zwanglosen Frühstücks- und Abendgesellschaften in den eleganten Restaurants, deren üppige Räume so gastlich und bequem für jeden bereit sind, der diese Pracht bezahlen kann. — Auch der altehrwürdige Buckingham-Palast tut seine Tore auf, und



Die Polowoche in Hurlingham: Vor dem Klubhaus.



Digitized by Google

Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 09:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

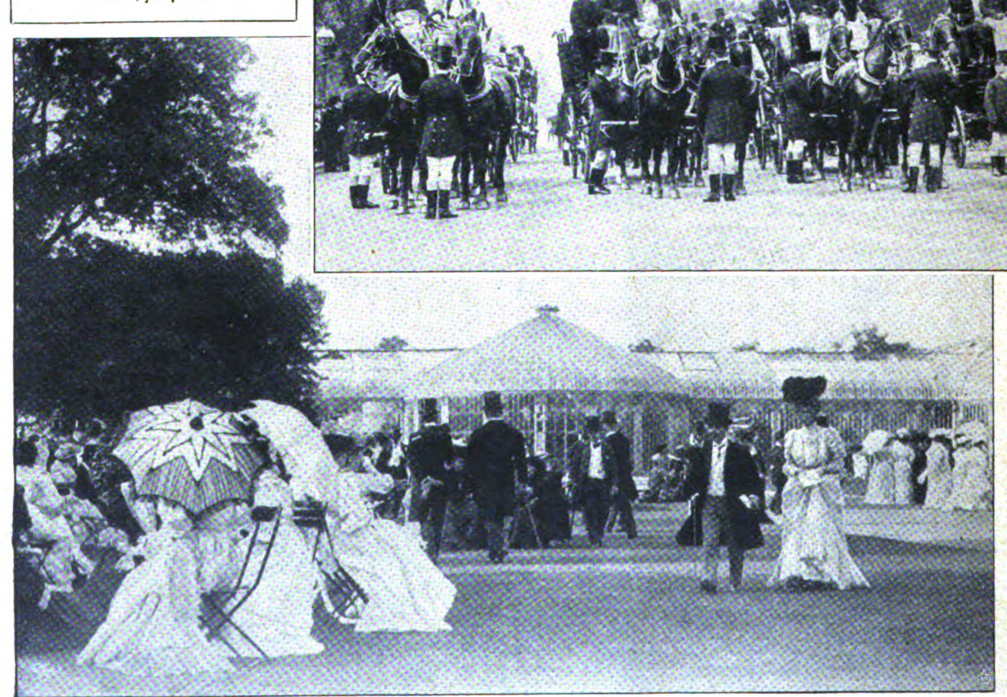


Der Kricketwettkampf zwischen den Schülern von Eton und Harrow: Gesellschaftsbild während der Frühstückspause.

Generated on 2019-06-06 09:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY



Zuschauer beim Polospiel in Hurlingham.
Rechtes Bild:
Stelldichein der Coaches im Hydepark.



Gartenfest im Botanischen Garten des Regentparks.

der König und die Königin halten die großen feierlichen Empfänge ab, bei denen die Damen Englands in prunkhaften Schleppen mit Straußenfedern im Haar und in einer oft unbeschreiblichen Fülle von Juwelen erscheinen. Da sieht man Brillantdiademe und Perlenschnüre, die ihres-

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Nachmittagstee im Hydepark.

gleichen suchen in der Welt. Man sieht die klassischen Gesichter echt britischer Rasse mit feinen Zügen und reichem, blondem Haar, in fortgesetzter Sportübung schlank und geschmeidig gebliebene Gestalten neben allerlei exotischen Schönheiten in Hülle und Fülle.

So bietet das vielfarbige Bild der Londoner season ein fortgesetzt wechselndes Schauspiel verfeinerter Kultur und zugleich kraftvollen blühenden Lebens, das für den beobachtenden Beschauer, namentlich aber für fremde Besucher von stets fesselndem und allergrößtem Reiz ist.

Volkstypen auf Korfu.

Von F. Kester. — Hierzu 14 photographische Aufnahmen des Verfassers.

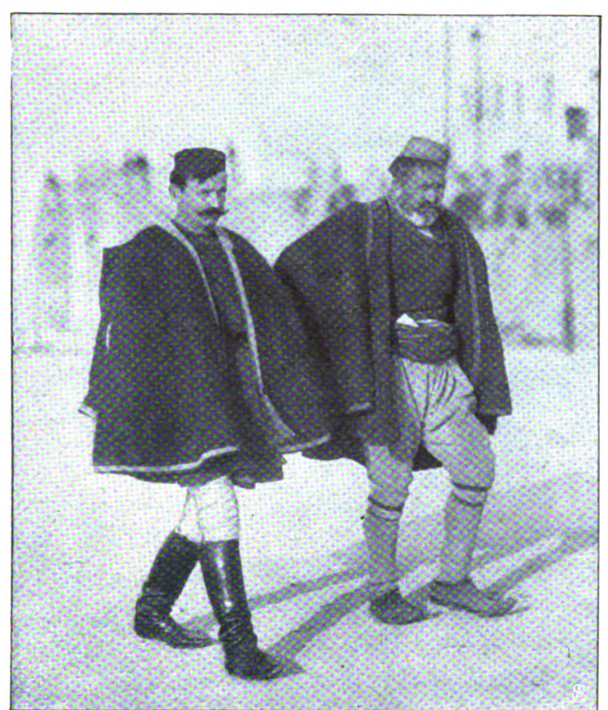
Als das Traumschloß, das sich die unglückliche Kaiserin Elisabeth auf Korfu erbaut hatte, in den Besitz des Deutschen Kaisers überging, tauchte die klassische Phäakeninsel mit einem Mal aus der Vergessenheit auf, in der sie, abseits vom Weltverkehr, geruht und geschlummert hatte. Seitdem ist das halbmondförmige Fleckchen Erde, das in der Landessprache gar nicht Korfu, sondern Kerkyra heißt, ein Reiseziel vieler Touristen geworden, und die landschaftlichen Schönheiten der Insel sind unterdessen vielfach beschrieben und besungen worden. Allein auch die Schönheit einer Landschaft ist schließlich Geschmacksache. Was den einen in Entzücken versetzt, ist dem andern Hekuba, und wer für nordische Fjorde schwärmt, wird für Palmen- und Orangenhaine wenig übrighaben. Nichtsdestoweniger wird sich niemand der Anmut der korfiotischen Landschaft, deren charakteristische Merkmale der Oelbaum und die Zypresse sind, ganz verschließen können. Wer in den Frühjahrsmonaten die Insel durchstreift, nicht in irgeneinem Vehikel, sondern zu Fuß und hier und dort verweilend, dem werden sich oft Einzelheiten in der Natur erschließen, die an malerischem Reiz ihres gleichen



Albanesische Schäfer auf Korfu.

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 09:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957 Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Vornehme Albanesen in Korfu.

Griechische **Amme.**

suchen. — Heinrich Schliemann schrieb einst über Korfu, daß die Insel, auf der man nirgends eine Einfriedigung, nirgends einen Zaun antreffe, einem einzigen großen Garten gleiche. Dies trifft im großen ganzen heute noch zu, und man gewinnt diesen Eindruck auch, wenn man auf der an der Westküste Korfus gelegenen Höhe von Pelleka steht und den Blick über die Insel schweifen läßt. Dann zeigt sich, gegen Osten, die Stadt Korfu und der schmale Wasserstreifen, hinter dem in der Ferne die schneebedeckten albanesischen Alpen emporragen. Zu Füßen des Beschauers aber breitet sich das ganze Land aus, durch das die Straßen wie schmale weiße Bänder sich schlängeln. Wohin der Blick



Albanesische **Wäscherin.**

auch fällt, überall das Graugrün der Olivenwälder, aus denen hier und dort die Wipfel schlanker, dunkler Zypressen ragen. Nur stellenweise wird dieses graugrüne Gewand des Landes unterbrochen durch das dunklere Grün der Orangenhaine oder durch die rote Erde der Rebenfelder. Ein Riesenpark gleichsam, wenig begangen, verträumt und unberührt von den modernen Verkehrsmitteln, die der Natur den Reiz des Natürlichen nehmen.

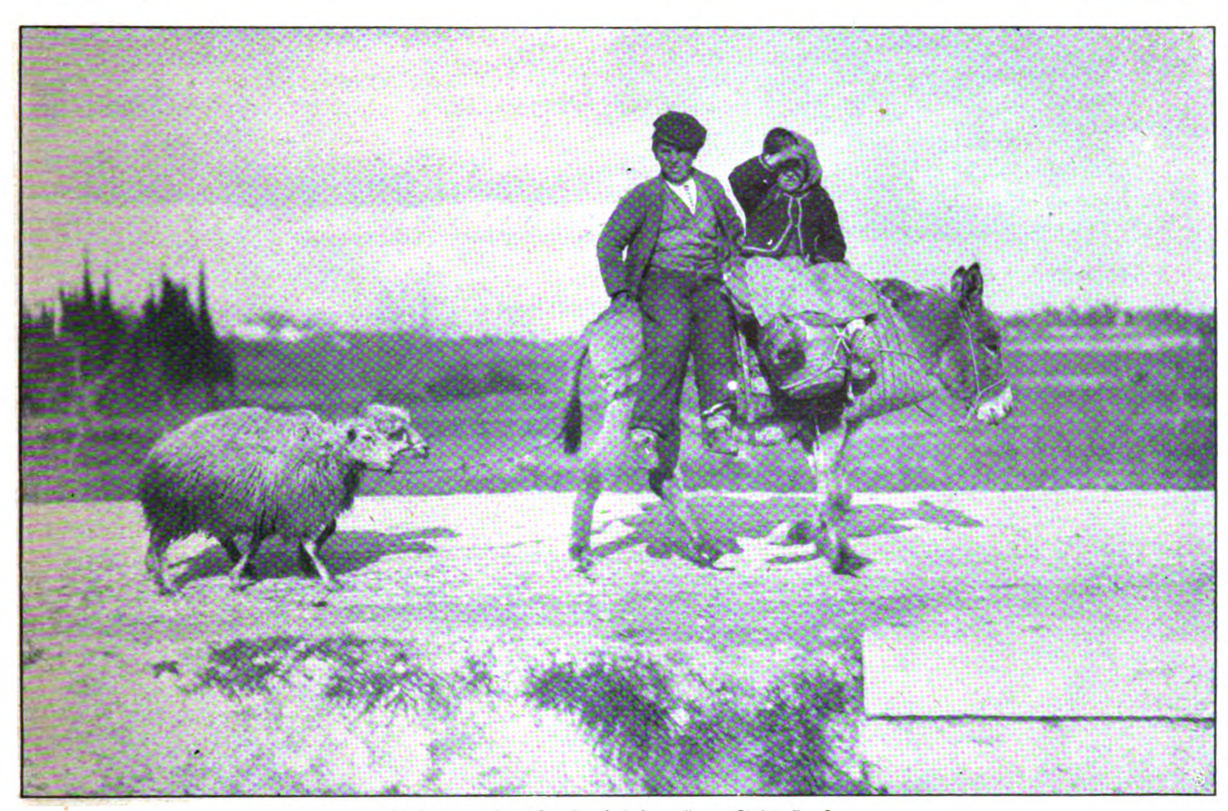
Brunnen der verstorbenen Kaiserin Elisabeth von Oesterreich bei der Ortschaft Gastouri
mit einem Gedenkstein in Form eines kleinen Altars.



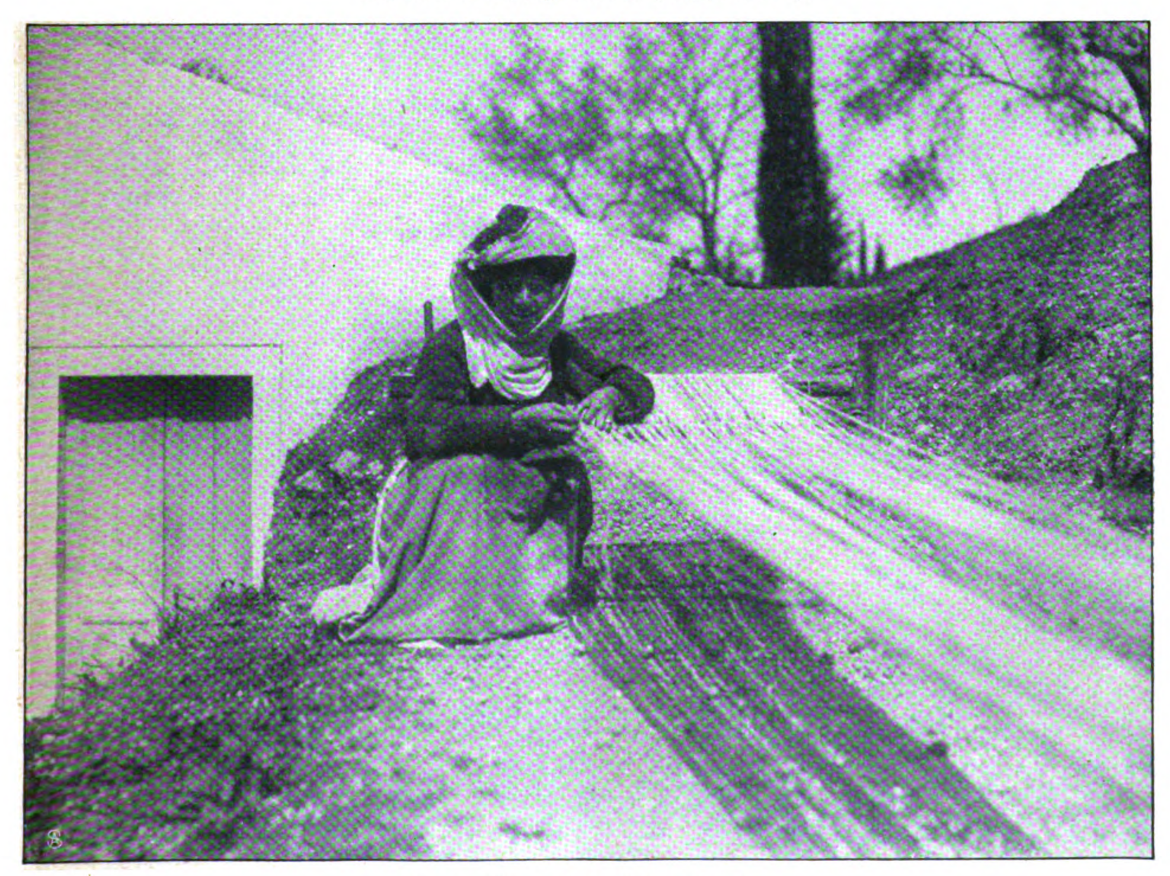
Digitized by Google

Original from
CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 09:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Auf einer Landstraße bei der Hauptstadt Korfu.



Junge Bäuerin beim Leinwandweben.



Digitized by Google

Original from
CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 09:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

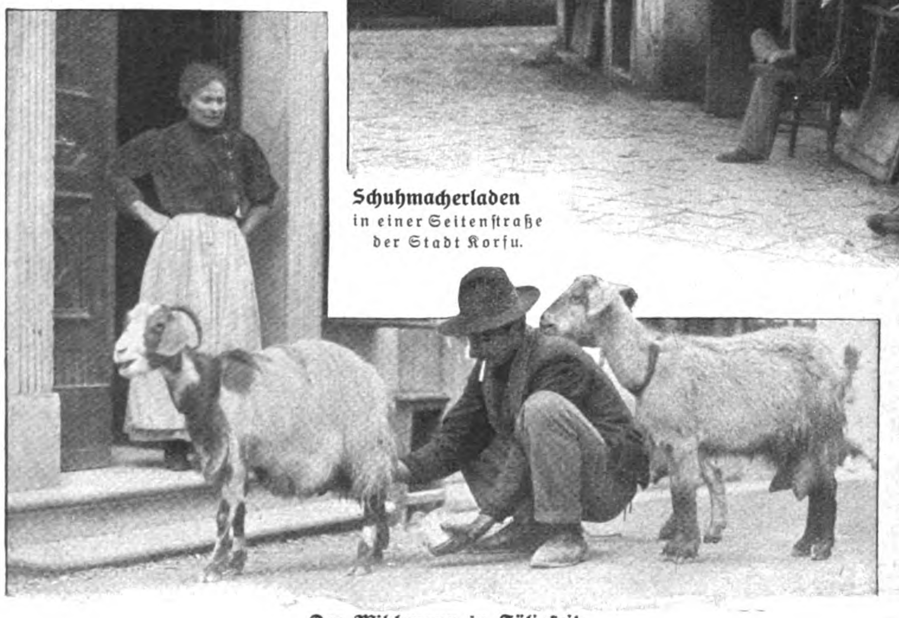


Albanesische **Frauen.**

kann man es auf dem Land mit ansehen, wie Menschen und Tiere friedlich in einem Raum zusammenhausen. Der Volkstracht vor allem ist die Landbevölkerung durchweg treu geblieben. Während der korfiotische Bauer in seinen bis zu den Knien reichenden dunkelblauen Pluderhosen und den weißen Strümpfen eine ziemlich unauffällige Erscheinung ist, sind die Mädchen und Frauen um so eifriger auf Putz und Schmuck bedacht. Mit den goldgestickten kurzen Jäckchen, den oft bis an die Schultern reichenden Ohrgehängen und dem mit grellroten Bändern durchflochtenen Kopfschmuck aus falschem Haar, den jedes Mädchen bei seiner Verheiratung anzulegen und für immer zu tragen pflegt, sind diese hochgewachsenen, aufrecht gehenden Gestalten geradezu charakteristisch für Korfu. Wenn sie mit den gefüllten Wasserkrügen auf dem Kopf vom Brunnen kommen, oder wenn sie, vor ihren Häusern sitzend, nach alter Weise die Spindel surren lassen oder auf eingerammten Pflöcken, mit der bloßen Hand Faden für Faden ziehend, ein Stück Leinwand hervorzaubern, so wird man unwillkürlich an die Zeiten des guten Homer erinnert. Auch die Gewinnung des Olivenöls — die Hauptindustrie des Landes — geschieht mit den primitivsten Hilfsmitteln, und die Art und Weise, wie das rohe Oel nach den Raffinerien in der Stadt transportiert wird — in Schweinebälgen nämlich — entspricht nicht moderner Kultur, sondern entstammt sicher der ältesten Vorzeit.

Es ist klar, daß in einem Land von der geringen Ausdehnung Korfus, in einem Land, das rings vom Meere bespült ist, das außer seiner Hauptstadt keine andere Ortschaft von Bedeutung besitzt, das keine Eisenbahnen und keine modernen Industriemittel kennt, sich vielfach noch ganz patriarchalische Zustände erhalten haben müssen. Noch heute

Schuhmacherladen in einer Seitenstraße der Stadt Korfu.



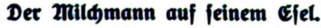
Der Milchmann in Tätigkeit.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Stadt Korfu, die heute rund 27 000 Einwohner zählt, bietet mit ihrem Gewirr von Gassen und Gäßchen, mit ihren von Arkaden getragenen Häusern und ihrer Unzahl von Kirchen und Kapellen ungemein malerische Motive dar. Interessanter aber noch ist das Leben und Treiben dieser an Gegensätzen reichen Stadt. Während sich auf der „Esplanade" in den späten Nachmittagstunden die vornehme Welt zum täglichen Bummel einzufinden pflegt, bieten die Seitenstraßen vielfach ein Bild der größten Verwahrlosung dar. Wie überall in südlichen Himmelstrichen spielt sich das Familien- und Berufsleben zum großen Teil auf der Straße ab. Schuster, Schneider, Töpfer, Korbflechter — sie alle pflegen ihrer Beschäftigung vor der Haustür nachzugehen, unbekümmert um die Menschen um sie her, unbekümmert um den Straßenstaub und die verschiedenen Gerüche, die den Eßwarenläden und den Garküchen entströmen. Ein ungeheuer reges Leben herrscht in diesen Gassen vom Morgen bis zum späten Abend. Hausierer mit Lebensmitteln und Zuckerwaren ziehen, laut rufend, hin und her, und unter die meist ärmlich gekleideten Straßenbewohner mischen sich Landleute, Soldaten, Seeleute, Albanesen im Schafpelz und in koketten weißen Faltenröckchen. Diese türkischen Untertanen, die vorübergehend von dem nahen albanesischen Festland herüberkommen, oder die sich zum Teil fest in Korfu angesiedelt haben, stechen durch ihr Aeußeres am meisten hervor. Hoch-

Oelgefährt auf der Landstraße.





Der Milchmann auf seinem Esel.

Eine kleine Albanesin.

Spinnende Bäuerin auf dem Wege zum Markt.

Digitized by Google



Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 09:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gewachsen und muskulös, tragen sie mit Grandezza ihr Kostüm zur Schau. Eine ganze albanesische Kolonie findet man in der Vorstadt Kastrades, der saubersten und freundlichsten der drei Vorstädte, die an Korfu grenzen. Diese Ortschaft ist gleichsam die Waschküche von Korfu, und die an ihrer eigenartigen Tracht leicht kenntlichen albanesischen Frauen haben sich gewissermaßen das Monopol auf die gesamte Wäsche der Hauptstadt gesichert. Zu jeder Tageszeit kann man diesen albanesischen Wäscherinnen mit ihren großen Wäschebündeln auf dem Rücken begegnen. Und noch etwas Eigenartiges, das lange im Gedächtnis nachhält, ist das melodische Glöckchengebimmel, das zu gewissen Tageszeiten auf der Straße ertönt, das, von ferne kommend, allmählich lauter wird, um sich langsam, wie es gekommen, wieder in der Ferne zu verlieren. Es ist der Milchmann, der seine mit Glöckchen versehenen Ziegen durch die Stadt treibt und die an Ort und Stelle gemolkene Milch verkauft. Dies ist geradezu idyllisch, und nicht mit Unrecht ist Korfu einmal das „Idyll im jonischen Meer“ genannt worden, eine Bezeichnung, die der Insel fraglos auch heute noch zukommt, und die ihr trotz des zunehmenden Fremdenverkehrs wohl auch noch auf lange Jahre hinaus zukommen wird.

Junge Mädchen.

Skizze von Heloise von Beaulieu.

Auf dem Altan eines Landhauses saßen fünf junge Mädchen in hellen Sommerkleidern. Sie hielten Handarbeiten oder Bücher in den Händen, und eine, die jüngste, die fast noch ein Kind war, hatte eine Gitarre mit blaßgrünem Band vor sich liegen. Zwischen ihren Beschäftigungen schweiften die Blicke der Mädchen oft hinaus, über die kurzgeschorenen Rasenflächen, auf denen die Nachmittagschatten friedlich lagen, durch die Vedute von uralten Bäumen, bis dorthin, wo die Oeffnung ins weite Land im geheimnisvollen Fernenduft schimmerte.

Eigentlich lagen dort draußen nur nüchterne Rübenfelder, wenn man den Park verließ, der, einer wundervollen Oase gleich, aus der kahlen Ebene hervorwuchs. Aber die Mädchen waren jung, deshalb suchten sie die Ferne mit jenem aus Träumerei, Sehnsucht, Melancholie und — Langweile gemischten Blick, der den Augen junger Mädchen eigen ist. Nur eine einzige, ein freundliches, rundes Gesicht unter rotblonden Löckchen, war ganz bei der Sache, einer mühsamen Stickerei.

Der Tag neigte sich zum Abend. Ein wundervoller Duft stieg vom Park auf und kam von den Feldern herein, und in der Vedute ging der Himmel nach dem Horizont zu in warmen Goldton über.

Eins der jungen Mädchen ließ die Arbeit sinken und seufzte tief auf. Eine andere folgte nach.

Die Schönheit des sinkenden Tages erfüllte ihre jungen Seelen mit süßer Schwermut. Sie langweilten sich und sehnten sich und wußten doch nicht recht nach was.

So kam es, daß sie darauf verfielen, von der Liebe zu sprechen; wie eine jede von ihnen sich die Liebe dächte und den Mann, den sie lieben könnte.

Die älteste, eine schöne Brünette mit warmgetönter Haut und stolzem Nacken, sagte: „Ich weiß ganz genau, welcher Art der Mann sein müßte, für den ich mich interessieren könnte. Kavalier vom Scheitel bis zur Sohle, elegant, klug — auch weltklug — tüchtig in seinem Beruf, denn der Mann, den ich gern hätte, sollte auch von der ganzen Welt geachtet werden. Vornehm und reich versteht sich so nebenher.“

„Ein Streber, Aglaia!“ riefen ein paar von den andern. „Streber sind Egoisten und unangenehme Ehemänner.“

„Nennt es meinetwegen ‚Streber‘!“ sagte Aglaia von oben herab. „Im Grunde wünscht ihr doch alle das gleiche.“

„Aber wir werden es nicht bekommen!“ fiel die kleine Rotblonde lachend ein, „wir müssen uns begnügen!“

„Natürlich nehme ich an, daß er mich anbetete und gegen mich nur Zartheit und Rücksicht wäre“, sagte Aglaia etwas geärgert.

„Natürlich, Aglaia! Immer die Königin! Und er darf dir manchmal die Hand küssen“, neckten die andern.

Unterdessen war eine ältere Dame mit klugem, mildem Gesicht von drinnen her in die offene Tür getreten. Sie hatte das letzte schweigend und lächelnd mit angehört.

Jetzt sahen sie die Enkelinnen. „Großmama! Großmütterchen!“ rief es von allen Seiten, „setz dich zu uns!“

„Werde ich euch denn nicht stören, Kinder?“

„Gar nicht! Wir sprechen ja nur von der Liebe! Wir langweilten uns so, und da sollte jede von uns sagen, wie sie sich den Mann ihrer Liebe denkt. Nur so zum Scherz, weißt du!“

„Schön, Kinder! Ich habe eben schon gehört, welch feudales Liebesideal Aglaia aufgestellt. Möchte das Schicksal es ihr verwirklichen — und sie nicht enttäuschen. Doch was sagt Armgard? Ich wette, ihr Zukunftsbild ist von dem Aglaias sehr verschieden! . . .“

„Ja,“ sagte ein überschlankes Mädchen von nervöser Blässe mit dunkelumschatteten Augen, in denen es wie von verstecktem Feuer brannte, „was Aglaia erstrebt, ist so weit wie nur möglich entfernt von dem, was ich mir wünsche! Ich möchte nicht weltliche Ehren und Reichtum erlangen durch meine Liebe, das würde sie mir verdächtig machen! Im Gegenteil, ich möchte“ — ihre Augen blickten mit düsterer Schwärmerei visionär in eine unsichtbare Ferne, und ein ekstatisches Lächeln spielte um ihre Lippen, die sehr voll und dunkelrot waren — „ich möchte leiden für den Mann, den ich liebte!“ Als ob es dazu eines besonderen Wunsches bedürfte! dachte die alte Dame, und es zuckte schmerzlich wissend um ihren feinen Mund, doch sie sagte nichts.

„Ich möchte,“ fuhr das Mädchen mit vor innerer Erregung vibrierender Stimme fort, „daß er ein Künstler wäre oder ein Erfinder, der Kämpfer für eine neue, von der Menge verspottete Idee. Ein Einsamer, Verkannter — ein Unglücklicher! Und ich wollte ihn von seiner Einsamkeit erlösen; ich wollte ihn begreifen; ich wollte ihm Glück geben! Wenn er je mutlos würde, wollte ich ihm Mut zusprechen, wenn er verzweifelte, ihn aufrichten, wenn er schwach würde, ihn stützen.



Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ich wollte mich zwischen ihn und die Welt stellen und ihm alles Kleinliche und Widerwärtige fernhalten; ich wollte ihn eine freudlose Kindheit und entbehrungsreiche Jugend vergessen machen; ich wollte ..." sie stockte und sah auf die andern. Dunkle Glut stieg in ihr blasses Gesicht. In der leidenschaftlichen Hingebung an ihre Idee hatte sie die Anwesenden ganz vergessen, und nun überkam sie Beschämung.

Die Großmutter legte liebreich und beruhigend den Arm um sie. „Unsere Armgard hat sich eine große, schwere Aufgabe gestellt", sagte sie nachdenklich. „Stark muß man dazu sein, Armgard, unbeugsam stark!"

„Ich bin stark!" sagte das Mädchen.

„Ja — vielleicht bist du's", sagte die Großmutter, sinnend in das fanatische junge Gesicht sehend. „Aber — ob du auch weich genug bist?"

Das Mädchen sah sie befremdet an.

„Nämlich — zu dem, was du dir vorgenommen, mein Kind, gehören nicht nur die stärksten, sondern auch die zartesten Hände, nicht nur die mutigste, sondern auch die gütigste Seele, damit man nicht beschämt, wenn man tröstet, und nicht verwundet, wenn man stützt. Ist in deiner Opferwilligkeit nicht auch vielleicht ein klein wenig — Märtyrereitelkeit? ..."

Armgard senkte die Wimpern über die dunklen, fanatischen Augen.

— „Ich habe in Mechthilds Mienen Widerspruch gelesen, während Armgard sprach," sagte die Großmutter lächelnd — „was war es, Mechthild?"

Ein schlankes, blondes Mädchen mit holdem, reinem Gesicht sagte mit lebhaftem Aufblick der tiefblauen Augen: „Ich möchte nicht, daß der Mann, den ich liebte, mir irgend etwas verdankte, und jede Stunde würde mich schmerzen, die er je unglücklich gewesen wäre! Er sollte eine glückliche Kindheit und frohe Jugend gehabt haben, denn ich traute mir nicht zu, ihm das ersetzen zu können. Und wenn er ein Künstler wäre, würde ich alle Erfolge und Ehren auf sein Haupt wünschen, nicht meinet-, sondern seinethalben. Lieber wollte ich beiseite stehen und kein Teil haben an seinem Leben, als daß er je mein Mitleid annehmen müßte. Denn er, der so wäre, wie ich ihn mir träume, würde darunter leiden — und er soll nicht leiden!" Das letzte sagte das sanfte Mädchen beinahe leidenschaftlich, und ihre Augen schimmerten feucht.

Die Großmutter sah sie teilnehmend an. Und Aglaia fragte: „Und wie ist er, den du dir träumst, Mechthild?"

„Er ist" — einen Augenblick stockte Mechthild, dann sagte sie mutig, während ein rosiger Schein ihr schönes Gesicht überflutete, „großmütig und wahr, ohne Falsch, ohne Neid, tätig ohne Ehrgeiz, männlich mit Güte. Er müßte ein Mensch von starkem Willen sein, denn ich bin schwach; heiter, denn ihr sagt, ich sei allzu ernst; leichtlebig, denn ich bin etwas schwerfällig. Er müßte einer von den Menschen sein, die das Schicksal mit spielender Hand zwingen, denen alles gerät, die von allen geliebt werden!"

„Würde dir das auch immer recht sein, Mechthild?" fragte die kleine Rotblonde schalkhaft.

Mechthild errötete, denn sie war in einer Schwäche getroffen worden. Die Großmutter streichelte ihr zärtlich das weiche Blondhaar. Mechthild empfand etwas Mitleidiges in der Berührung und sah fragend auf.

Aber die Großmama sah in die Weite und sagte nichts. Denn was sie dachte, wollte sie nicht sagen. Sie dachte: Das arme Kind! Ihr schönes, reiches Herz wird sie einem jener Männer schenken, die in aller Liebenswürdigkeit und Harmlosigkeit den Frauen das Herz brechen!

„Und unsere Eva?" fragte sie, mit Wohlgefallen auf die kleine heitere Blondine blickend. „Sicher wird ihr Ideal die allgemeine Zustimmung finden."

„Ich", sagte das kleine Mädchen, frisch aufblickend, „habe keine hohen Ideale wie meine Cousinen. Ich bin nichts Besonderes und wünsche mir auch kein besonderes Los. Ich wollte wohl mit einem Mann fertig werden, der nicht gerade ein Wüterich wäre und auch nicht gerade auf den Kopf gefallen, und der nicht mehr Eigenheiten hätte, als sich für einen Durchschnittsehemann ziemen. Ich traue mir zu, einem solchen das Leben leidlich angenehm zu machen und mich selbst auch nicht schlecht dabei zu befinden. Nur eine Bedingung müßte ich freilich stellen" — sie lachte schalkhaft — „er müßte mich recht herzlich liebhaben und meine Stumpfnase und Sommerprossen viel schöner finden als z. B. Aglaias klassisches Profil, und ich, ich müßte ihn ebenfalls von Herzen gern haben. Dann würde ich Glück und Unglück, wie es käme, guten Mutes zu ertragen suchen."

Das sagte sie mit schalkhaftem und doch so herzlichem Ton, in ihren freundlichen, hellen Augen war ein so gutes, zuversichtliches Leuchten, daß die anderen jungen Mädchen, die dies Lebensbild doch eigentlich nüchtern und hausbacken fanden, ihr alle herzlich zunickten und die Großmutter beifällig in die feinen, beringten Hände klatschte.

„Das nenne ich gesprochen wie ein Mädchen, das Kopf und Herz auf dem rechten Fleck hat. Evchen hat den Vogel abgeschossen. Sollte sie —" und sie sah die Enkelin lächelnd an — „vielleicht schon einen Mann kennen, der ‚weder ein Wüterich ist, noch auf den Kopf gefallen', und der ihre Stumpfnase einem klassischen Profil vorzieht?"

Evchen wurde rot, lachte und sagte, sie wolle nichts vorreden. Es könne ja sein, es könne aber auch nicht sein. Dann stichelte sie, ihren roten Kopf zu verbergen, mit Eifer auf ihre Stickerei los, und dieser Eifer hatte durchaus etwas Bejahendes.

„Und nun unsere Jüngste, nicht Geringste", sagte die Großmutter und sah zärtlich auf Beatrix, die jüngste Enkelin.

Die Siebzehnjährige war noch sehr kindlich im Aeußeren, in ihrem einfachen weißen Kleidchen und den lose auf die Schultern fallenden braunen Locken. Um das schlanke Hälschen, das das Kleid freiließ, trug sie an einer dünnen goldenen Kette eine einzige Perle von mattem Glanz wie eine gefrorene Träne. Sie hatte sich an der Unterhaltung der anderen nicht beteiligt, sondern schweigend zugehört, während ihre Finger mit dem blaßgrünen Band der Gitarre spielten, zu der sie vorhin gesungen: „Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht", in der Melodie eines alten Volksliedes. Sie sang sehr einfach, eigentlich ohne jeden Vortrag, ganz kindlich. Doch in ihrer jungen Stimme war eine Tragik, von der sie selbst nichts wußte, und die zu ihrem Erstaunen die Zuhörer oft bis zu Tränen erschütterte. Bei Aglaias und Evas Worten hatte sie verächtlich die Lippen gekräuselt, aber bei Armgards und Mechthilds war Beunruhigung und Pein über ihre sensitiven Züge geglitten.

Bei der Großmutter Frage fuhr sie verstört auf. In ihren blauen Augen — von einem Blau, so weich


Original from
CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und träumerisch wie ein ferner Gebirgzug — war Unwillen und Abwehr.

„O, ich begreife die Mädchen nicht, die ihre Eltern verlassen können, um einen fremden Mann zu lieben!" rief sie heftig mit ihrer Stimme, die so kindlich war und doch so voll weitschwingender Tragik. „Niemals will ich heiraten, niemals einen Mann lieben! Denn das ist etwas Schreckliches! Ich will es nicht, niemals! Niemals!"

Unwillkürlich streckte sie abwehrend die Hände aus, voll Schicksalsangst.

Die Großmutter zog sie liebevoll an sich. Schluchzend schmiegte das Kind sich in die gütigen Arme. „Laß mich immer, immer bei euch bleiben!" flehte sie rührend und bange.

Die jungen Mädchen lächelten über die törichte Kleine. Die alte Dame aber, die die Menschen und das Leben kannte, wußte, daß der dunkle Instinkt des Kindes weiter sah und mehr Weisheit enthielt als die Phantasien der älteren Mädchen, und sie drückte sie fest und schützend an sich. Ihr ahnte, daß gerade zu diesem Kinde, das die Liebe fürchtete und floh, die große Macht kommen würde als ein furchtbares Verhängnis, und daß das junge Geschöpf in dunkler Angst vor diesem Verhängnis erbebte . . .

Sie ließ Beatrix sanft aus ihren Armen. „Wenn auch vielleicht nicht immer," sagte sie gewaltsam heiter, „so wirst du doch noch lange bei uns bleiben, denn deine Cousinen haben alle den Vorrang. Da fällt mir ein" — sie griff in die Tasche — „die Proben zu den Brautjungferkleidern sind gekommen."

Ein vielstimmiger Jubelruf antwortete der Nachricht. „Gib her, Großmama, zeig her!"

Sie gab das Päckchen hin. Im Nu waren alle die blonden und dunklen Köpfe über den Tisch gebeugt, und die türkisblauen, krokusgelben, malven- und rosenfarbenen Seidenproben wanderten von Hand zu Hand. In Armgards fanatischen dunklen Augen leuchtete harmlose Lebensfreude, und die kleine Beatrix probte eifrig, wie ein lichtes Blau zu Mechthilds goldenen Haaren passe.

Dann fiel ihnen ein, daß sie sich Blumen aus dem Park holen wollten zu Kränzen — Vergißmeinnicht, Jasmin und rote Rosen — um daran die richtige Farbe zu erkennen. Sie liefen die breite Freitreppe hinunter und über den Rasen, alle fünf in einer Reihe, fröhlich und ausgelassen wie Kinder, selbst eine holde Blütenkette, vergessend, daß eben der Hauch des Schicksals sie durchschauert.

Die alte Dame schaute ihnen sinnend nach.

„Glückliche Jugend!" flüsterte sie wehmütig.

Durch die hohen Bäume lief ein kühler Abendwind. Er warf die bunten Seidenflickchen durcheinander und weckte einen Seufzer in Beatrix' Gitarre.

Die alte Dame schauderte fröstelnd.

Die jungen Mädchen aber fühlten die Kühle nicht. Sie liefen die lange Allee hinab, immer weiter, gerade in den Golddunst der sinkenden Sonne hinein . . .

Was ich in Auteuil sah.

Hierzu 7 photographische Aufnahmen.

Der Rennplatz von Auteuil ist der Frühlingstraum von Paris. Die ersten Blattknöspchen an den Büschen und Bäumen, die in weitem Bogen den Sportplatz umspannen, sind wie Signallichter, die die Eröffnung der Saison verkünden. Denn wenn auch die Daten für die Rennen, namentlich für das erste, lange vorher bestimmt sind — ohne die kleinen grünen Flämmchen kommt keine rechte Feststimmung auf. Die Pariserin verlangt eben immer nach wirkungsvollen Kulissen und weiß, daß kahle Bäume und tote Felder die schönste Figur wie die eleganteste Toilette unwiderruflich zerstören. Ueber Auteuil muß die Sonne strahlen, dann glänzen auch die Augen und lächeln die Lippen, dann freuen sich nicht nur die aktiven und die passiven Teilnehmer des aufregenden Schauspiels, sondern auch die „großen Schneider", die nach ihrer Art ja auch einen grand prix veranstalten.

Ohne eigentliche Ueberraschungen brachte der Tag von Auteuil doch manches Neue, viel Hübsches und allerlei Bemerkenswertes. Dazu gehört in erster Reihe die vollständige Veränderung des Gesamtbildes. Während in früheren Jahren die Salontoilette (nicht zu verwechseln mit Gesellschaftstoilette) auf dem Sattelplatz wie auf den Tribünen und Standwegen zu sehen war und der Hut nur eine ergänzende Rolle spielte, beherrschte diesmal beinah ausschließlich das Promenadenkostüm, sehr bezeichnend genre trotteur genannt, ferner das Schneiderkleid, dessen vorzüglichster Reiz im Schnitt liegt, und der Mantel den Plan. Prinzeß- und Taillenkleider blieben ziemlich vereinzelt, ihnen mußte teilweise eine fast übertriebene Dekorationskunst zu

Phot. P. Géniaux.

1. Schneiderkleid aus weißem Leinen mit langem Paletot.
Großer Seidenhut mit Fliederkranz.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Phot. P. Géniaux.

2. **Turftoilette mit Staubmantel aus heller Bastseide. Runder Strohhut mit hohem Kopf.**



Digitized by Google
Original from
CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Hilfe kommen, um ihre Daseinsberechtigung an dieser Stelle zu motivieren. So an dem mit goldgestickten Borten besetzten rindenbraunen Ueberkleid aus Meteorseide und der soutachierten Schoßtaille des grauen Kaschmiranzugs (Abb. 6). Hier sind die Hüte, der eine mit schwarzen Reiherfedern, der andere mit Rosen, lediglich Zufallstaffage, bei den übrigen Toiletten aber die stilvolle Bekrönung eines abgeschlossen für sich bestehenden Ganzen. Der englische Promenadenanzug aus sandgrauem Cheviot (Abb. 5) zeigt am halbgeöffneten Paletot und halblangen Rock einfache Steppnähte, der schwarze Stirnhut einen Kranz grauer Straußenfedern. Dem Schneiderkleid aus weißem Leinen mit Knopfausstattung (Abb. 1) gibt ein mit mattlila Ottomanseide bezogener und von hellen Fliederdolden umgebener Hut, über dem weiße Schleier wallen, eine eigene Note. Ebenso paßt der dunkle Strohkalabreser (Abb. 2) mit den „gedörrten", d. h. zerpuderten Straußenfedern und den durch eiergroße Cabochons gehaltenen Passementeriebehängen nur zu einem lose die Gestalt umflatternden Mantel (etwa aus Bastseide mit dunkleren Aufschlägen) bestehend. Das faltenlose Reformmantelkleid (Abb. 7) bezeichnet eine Geschmacksrichtung, die der Pariserin fremd bleiben wird trotz der tönenden Namen, die diese Renaissancegewänder als Empfehlung mitbekommen. Die



Phot. P. Géniaux.

3. **Mantelkleid** aus Tussorseide.
4. Linkes Bild: **Boleromantel** aus Sommertuch.
5. Rechtes Bild: **Promenadenkleid** nach engl. Geschmack.

Generated on 2019-06-06 09:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google


Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY



Phot. P. Géniaux.

6. **Toiletten mit Goldstickerei und Soutacheverzierung.**

Rechtes Bild:

7. **Farbiges Prinzeßüberkleid mit kurzen Aermeln.**



Phot. Agence Générale d'Illustr.

weiche Ottomanseide ist von breiten Ornamentbändern, verbogenen Schnurlinien, verwässerten Arabesken und genarbten Metallplaketten bedeckt. Die Mantelkleider (Abb. 3 u. 4), das eine olivbraun, das andere pastellblau, dazu die großen federgeschmückten Hüte sind typisch für den Geschmack des Tages: leicht, lose, nicht auffällig in Farbe und Schnitt, kein Schmuck und Putz für die Allerjüngsten, sondern für vornehme Frauen, die nicht als Schauobjekte angegafft werden wollen.

Krüppelfürsorge und soziale Gesetzgebung.

Von Sanitätsrat Dr. A. Schanz, Dresden.

Das Sächs. Oberverwaltungsgericht hat in diesen Tagen ein Urteil gefällt, das in der Presse besondere Beachtung gefunden hat. Mit vollem Recht — denn dieses Urteil zeigt eine Lücke in unserer sozialen Gesetzgebung, auf die wieder und wieder hinzuweisen gerade jetzt die Zeit ist, weil der im Reichstag eingetragene Gesetzentwurf, betreffend die Aenderung der Versicherungsgesetze, Gelegenheit bietet, diese Lücke auszufüllen.

Durch das Urteil des Oberverwaltungsgerichtes wurde die Forderung eines Vaters an eine Krankenkasse abgewiesen, der verlangte, daß die Kasse die Kosten für einen orthopädischen Apparat zahle. Der Apparat war für sein Kind notwendig geworden bei der Behandlung einer angeborenen Hüftverrenkung und hatte dreißig Mark gekostet.

Das Urteil basierte auf einer Bestimmung des Statuts der betreffenden Krankenkasse, die besagt, daß die Kasse unter anderen verpflichtet ist, Brillen, Bruchbänder und ähnliche Vorrichtungen oder Heilmittel zu gewähren. Das Gericht hat den Begriff des ähnlichen Heilmittels in diesem Fall nicht finden können, weil der Preis von dreißig Mark viel höher sei als der Normalpreis von Brillen und Bruchbändern.

Das Krankenkassenstatut wie seine Auslegung durch das Oberverwaltungsgericht entsprechen dem allgemeinen Gebrauch. Die fragliche Bestimmung über die Brillen, Bruchbänder und



Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ähnlichen Heilmittel findet sich in dem Krankenkassengesetz vom 15. Januar 1883, und alle auf Grund dieses Gesetzes bestehenden Krankenkassen haben in ihren Satzungen die gleiche Bestimmung. Die Auslegung des Begriffes der ähnlichen Heilmittel findet allgemein so statt, wie hier vom Oberverwaltungsgericht geschehen ist. Das Gesetz sagt zwar nicht, daß die Aehnlichkeit am Kostenpunkt gemessen werden soll, es ist aber dies tatsächlich überall der maßgebendste Vergleichspunkt. Ich will nicht dem nachgehen, wie man dazu gekommen ist, und ich will dahingestellt sein lassen, ob nicht etwa eine andere Interpretation dieses Paragraphen möglich wäre, etwa so, daß die Notwendigkeit des Heilmittels den Vergleichspunkt abgäbe. Ich will aber zeigen, wie durch jene Bestimmung sehr häufig die Durchführung bestimmter Kuren unmöglich gemacht wird, und wie dadurch die Interessen der Versicherten wie der Krankenkassen in schwerster Weise geschädigt werden.

Im Jahre 1906 hat in Deutschland eine große Krüppelzählung stattgefunden. Durch diese Zählung sind nachgewiesen: 75 000 nicht über fünfzehn Jahre alte Krüppelkinder. Die Zählung hat sich nur auf die Krüppelkinder erstreckt. Wenn man sich zu dieser enormen Zahl vergegenwärtigt, daß nach dem fünfzehnten Lebensjahre sehr reichlich Gelegenheit kommt, krüppelhaft zu werden, daß vor allem in dieser Krüppelkinderzahl das ganze Heer der Industriekrüppel nicht enthalten ist, wenn man sich weiter vergegenwärtigt, daß ein Krüppel niemals ein voll erwerbsfähiger Mensch ist, ja daß krüppelhaft und erwerbsunfähig annähernd identische Begriffe sind — dann wird man mir zugeben, daß das Krüppeltum eine soziale Angelegenheit von höchster Bedeutung ist. Man wird mir weiter zugeben, daß unsere Volkswirtschaft im eigenen Interesse sich an der Bekämpfung des Krüppeltums beteiligen müßte. Wenn ich weiter hinzufüge, daß heute die ärztliche Kunst gerade im Kampfe gegen das Krüppeltum außerordentlich leistungsfähig geworden ist, daß wir heute aus der Hälfte der Krüppel erwerbsfähige Menschen machen können, da wird man dieser Forderung erst recht zustimmen. Von 100 werden mir aber 99 dazusetzen, daß unsere soziale Gesetzgebung doch schon die Forderung, die ich da erhebe, längst erfüllt.

Nun, das Urteil des Oberlandesgerichts, von dem wir ausgegangen sind, zeigt, daß dem eben nicht so ist. Für die meisten unserer Krüppelkuren brauchen wir orthopädische Apparate. Solche Apparate kosten 30, 50, 100 Mark, ja hin und wieder auch noch mehr. Nach bestehendem Gesetz gehört die Gewährung solcher Heilmittel aber nicht zu den Leistungen der Krankenkassen und nicht zu den Zwangsleistungen der anderen Versicherungsorgane, und damit ist für die Kreise der in den sozialen Gesetzen Versicherten die Möglichkeit, die Wohltaten der modernen Krüppelheilkunde zu gewinnen, fast vollständig verschlossen. Ich will dies durch ein paar Beispiele belegen: Ein armer Arbeiter hat das Unglück, daß sein Kind von einer Kinderlähmung betroffen wird. Er ist versichert bei einer Krankenkasse, die Familienunterstützung gewährt, und die wie alle die obenangegebene Bestimmung in ihrem Statut hat. Dieses Kind kann dann auf Kosten der Krankenkasse dreizehn Wochen lang täglich ärztlich behandelt werden. Wir können es massieren, elektrisieren, wir können es operieren. Wenn Aufnahme in eine Klinik notwendig ist, zahlt die Krankenkasse dazu ihren bestimmten Beitrag — aber die Schiene, die 50 Mark kostet, und von der es abhängt, ob die ganze Kur einen Erfolg hat, von der es abhängt, ob das Kind ein Krüppel oder ein erwerbsfähiger Mensch wird, die bezahlt die Kasse nicht. Ja, sie kann sie nicht bezahlen, selbst wenn sie es wollte, denn die Zahlung würde ihren Satzungen widersprechen.

Ein anderer Fall: Da ist eine Frau, die selbst Mitglied der Krankenkasse ist. Sie leidet an einer Hüfterkrankung; sie ist erwerbsunfähig. Das Leiden ist unheilbar; aber durch einen geeigneten Stützapparat könnte die Patientin sofort erwerbsfähig gemacht werden. Diesen Apparat können wir wieder nicht bekommen. Die Kasse kann ihn nicht bezahlen, weil es dem gesetzlichen Statut widerspricht. Die Frau selbst hat das Geld nicht dazu, und es ist auch niemand da, der es ihr schenkt.

Die Folge: Die Frau bezieht ihr Krankengeld, bis die Kasse abläuft (26 Wochen). Dann stellt sie einen Antrag auf Invalidenrente, der genehmigt werden muß, und diese Rente wird laufen bis an das selige Ende der Empfängerin. — Nun rechne man einmal, was erspart würde, wenn die 150 Mark, die der Apparat kosten könnte, zur Verfügung stünden.

Ich will mich mit der Anführung dieser beiden Beispiele begnügen. Sie sind typisch, und sie beweisen, wie jene Bestimmung des Krankenkassengesetzes sowohl die Interessen der Versicherten wie die der Kassen schädigt.

Ich will nun eingehen auf Unfall- und Invaliditätsversicherung. Diese beiden Versicherungen könnten beträchtlich dazu beitragen, jene Härte des Krankenkassengesetzes zu mildern. Die Organe der Unfall- und Invaliditätsversicherung, die Berufsgenossenschaften und die Landesversicherungsanstalten können den bei ihnen Versicherten Heilmittel jeder Art gewähren, also auch orthopädische Apparate, deren Kosten den Aufwand für Brillen und Bruchbänder wesentlich überschreiten.

Es ist damit also die Möglichkeit gegeben, daß die Lücke in unserem Krankenkassengesetz für die ausgefüllt wird, die außer unter der Krankenkassenversicherung auch unter Unfall- und Invalidenversicherung stehen, und das ist ja ein sehr großer Prozentsatz.

Leider erweist sich aber in der Praxis dieses Auskunftsmittel als recht häufig versagend. Das liegt daran, daß Berufsgenossenschaften und Landesversicherungsanstalten gewähren können, aber nicht müssen. Ob sie es tun, ob sie es verweigern, das ist ganz in ihr Ermessen gestellt. Niemand kann sie zwingen, wenn sie nicht wollen, niemand sind sie Rechenschaft schuldig, ja nicht einmal die Gründe brauchen sie für ihre Entscheidungen anzugeben.

Im allgemeinen kann man sich dabei mit den Entscheidungen der Berufsgenossenschaften befriedigen. Werden diesen Behandlungsvorschläge mit der Forderung orthopädischer Apparate gemacht, so werden diese meist anstandslos genehmigt. Anders ist es im Verkehr mit der Instanz der Invalidenversicherung, mit den Landesversicherungsanstalten.

Die Anträge, die man an eine Landesversicherungsanstalt richtet, werden abgelehnt, ohne daß eine sachliche Prüfung stattgefunden hat, oder sie werden einer sachlichen Prüfung unterzogen, und es folgt dann eine Genehmigung oder Ablehnung. Die Anstalt übernimmt für den Apparat die Kosten ganz oder teilweise. Der Anteil ist das eine Mal so groß, das andere Mal so groß.

Was dabei herauskommt, will ich aus einem Beispiel meiner Erfahrung zeigen. Dieses eine möge genügen, doch könnte ich deren eine ganze Reihe vorführen.

Es kam da ein Mann mit einem hochgradig schmerzhaften Fußleiden zu mir und forderte, wenn nicht anders zu helfen sei, die Amputation seines Fußes. Der Fuß konnte erhalten werden. Der Mann brauchte überhaupt seine Arbeit nicht zu unterbrechen, wenn er einen orthopädischen Apparat erhielt, der etwa 150 Mark kostet. Der Mann hat aber keine 150 Mark. Die Krankenkasse kann nach ihren Satzungen den Apparat nicht gewähren. Wir wenden uns an die zustehende Landesversicherungsanstalt. Die Landesversicherungsanstalt lehnt, ohne in eine sachliche Prüfung einzugehen, den Antrag ab. Warum dieser Entscheid gegeben wurde, haben wir nicht erfahren. Ebensowenig, warum nach Verlauf eines vollen Jahres die Anstalt ihre Stellungnahme änderte und 100 Mark zu der Schiene, die der Mann irgendwie bekommen hat, zahlte. Jedenfalls beweist diese Nachzahlung, daß es nicht zwingende Gründe waren, die seinerzeit zur Ablehnung unseres Gesuches führten. Der oder die Beamten, die die Entscheidung getroffen hatten, haben selbstverständlich nach bestem Wissen und Gewissen gehandelt. Sie trifft natürlich kein Vorwurf. Der Vorwurf trifft nur das Gesetz, das die Entscheidung in falsche Hände gelegt hat. Meine Vorschläge zur Abstellung der gekennzeichneten Mißstände gehen kurz dahin: 1. Das Krankenkassengesetz ist so abzuändern, daß orthopädische Apparate, die zur Verhütung und Beseitigung von Krüppeltum notwendig sind, sowie solche, die geeignet sind, die Wiederherstellung eines Kranken wesentlich zu beschleunigen oder die Heilungsaussichten wesentlich zu erhöhen, von den Kassen als Zwangsleistungen gewährt werden müssen.

Digitized by Google

Original from
CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 09:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

2. In dem gleichen Sinne sind das Unfall- und das Invaliditätsversicherungsgesetz abzuändern.

3. Hinter dem Vorstand der Krankenkasse, der Berufsgenossenschaften, der Landesversicherungsanstalten ist eine Instanz zu setzen, an die sich der Versicherte wenden kann, wenn ihm der Antrag auf ein Heilverfahren abgelehnt worden ist. Wie heute das Schiedsgericht und das Reichsversicherungsamt eine Berufsgenossenschaft zwingen kann, eine Rente zu zahlen, so muß eine gerichtliche Instanz die Versicherungsstelle auch zwingen können, ein Heilverfahren einzuleiten. Von dieser Instanz kann dann der Versicherte das fordern, wovon er seine Herstellung erhofft. Die Versicherungskasse kann angeben, weshalb sie diese Forderung ablehnt, und die Instanz hat unter Kontrolle der öffentlichen Meinung zwischen beiden entschieden.

So ist es möglich, daß die Versicherten jetzt endlich die Wohltaten der Krüppelheilkunde erlangen, und so ist es möglich, daß Fortschritte, die die ärztliche Kunst auf anderen Gebieten gemacht hat und machen wird, nicht solange den Versicherten verschlossen bleiben, bis eine so berücksichtigende Revision der Gesetze stattfindet. —

Solche Aenderungen, wie ich sie hier vorgeschlagen habe, haben natürlich auch gewisse Schwierigkeiten. In erster Linie ist es die Kostenfrage. Nun, die Ausgaben, die durch die Erfüllung meiner Vorschläge entstehen können, die werden in den kolossalen Summen, die durch unsere soziale Gesetzgebung bewegt werden, sich überhaupt nicht abheben; und weiter, das Geld, das wir für die Verhütung von Krüppeltum ausgeben, das überhaupt für die Bekämpfung von Krankheiten aufgewendet wird, das trägt Zinsen, wie wir sie nirgends bekommen. Man rechne nur, welcher Unterschied es für das Volksvermögen ist, ob ein Krüppelkind zum erwerbsfähigen Menschen gemacht wird, oder ob es bis an sein Lebensende von anderen erhalten werden muß. Man rechne, welcher Unterschied es ist, ob ein Arbeiter fünf Jahre eher oder fünf Jahre später Invalide wird.

Ein anderes Bedenken ist, daß die vorgeschlagenen Gesetzesbestimmungen benutzt werden könnten, um nicht notwendige orthopädische Apparate und überhaupt Luxuskuren auf Kosten der Versicherungen zu gewinnen. Die von mir vorgeschlagene Instanz schaltet diese Gefahr vollständig aus.

Bilder aus aller Welt.

Das Vestibül der neuen Gemäldesammlung, die unlängst im Vatikan eröffnet wurde, enthält ein Kunstwerk eines deutschen Künstlers, eine marmorne Monumentalbüste des Papstes Pius X. Die treffliche Skulptur ist eine Arbeit des Bildhauers F. Seeboeck.

Generalmajor Ludwig Freiherr v. Gebsattel, der bisherige bayrische Militärbevollmächtigte in Berlin, wurde von seinem Posten abberufen und zum Kommandanten von München ernannt. Der General ist im Jahre 1857 geboren; er gehört der bayrischen Armee seit dem Jahre 1877 an. Seine Stellung in Berlin bekleidete er seit dem Frühjahr 1905.

Der Geheime Regierungsrat Prof. Dr. Adolf Slaby feierte vor kurzem seinen 60. Geburtstag. Der berühmte Elektrotechniker wirkt seit einem Vierteljahrhundert an der Charlottenburger Technischen Hochschule, seit sieben Jahren gehört er als ordentlicher Honorarprofessor auch dem Lehrkörper der Berliner Universität an. Er hat sich besonders durch seine wertvollen Arbeiten auf dem Gebiet der Funkentelegraphie große Verdienste um Wissenschaft und Technik erworben.



Monumentalbüste Papst Pius' X. von Ferdinand Seeboeck.
Aus der neuen Pinakothek des Vatikans.

Frau Hedy Brügelmann, eine talentvolle und erfolgreiche rheinische Künstlerin, ist die neuste Akquisition des Stuttgarter Hoftheaters. Frau Brügelmann hatte bisher nur als Konzertsängerin gewirkt, dennoch errang sie bei ihrem Probegastspiel, auf das sie sich kaum eine Woche hatte vorbereiten können, auch als Opernsängerin einen großen und vielversprechenden Erfolg.

Das Berliner Königliche Schauspielhaus hat in Fräulein Paula Somary eine glänzende Darstellerin für die modernen Dichtergestalten gewonnen, die sich neuerdings diese Bühne erobert haben. Schon als „Rautendelein" in der „Versunkenen Glocke" leistete die Künstlerin Vortreffliches; aber sie überbot diese Leistung noch, als sie Ibsens „Nora" verkörpern durfte.

Die Neuyorker Untergrundbahn hat eine ansprechende Neuerung eingeführt. Um den Frauen und Kindern in den überfüllten Zügen bequeme Plätze zu



Hofphot. Bieber

Generalmajor Freiherr v. Gebsattel,
der neue Stadtkommandant von München.



Hofphot Schaarwächter.

Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Slaby,
der bekannte Elektrotechniker.
Zur Feier seines 60. Geburtstags.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Phot. Geschw. Unverdruß.

Hedy Brügelmann, Kgl. Rumänische Kammersängerin,
wurde für das Königliche Hoftheater in Stuttgart verpflichtet.



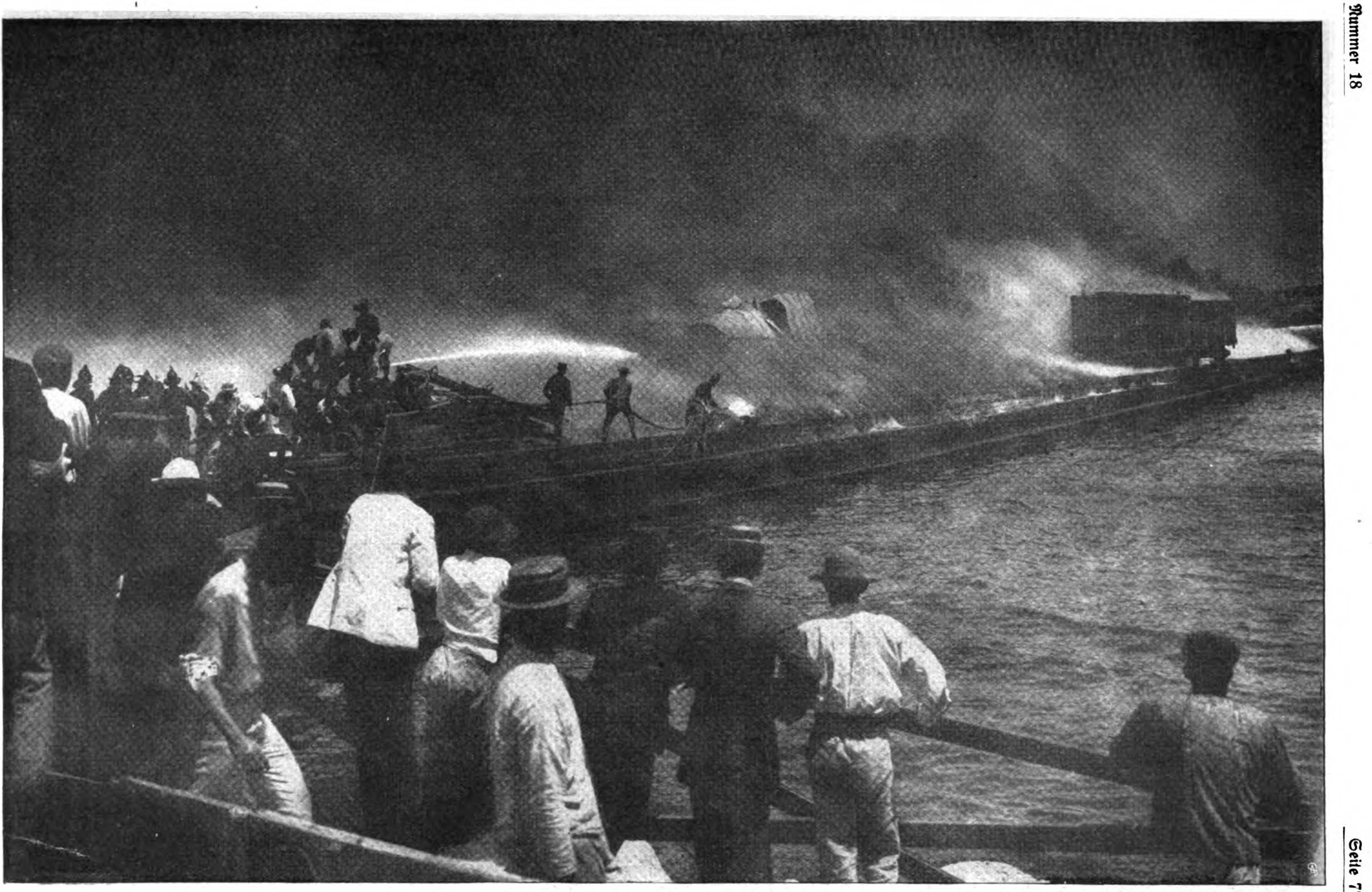
Phot. Otto Becker & Maaß

Paula Somary als Nora.
Zu der erfolgreichen Ibsen-Aufführung im Kgl. Schauspielhaus zu Berlin.



Eine Neuerung im amerikanischen Verkehrswesen: Damenwagen der Neuyorker Untergrundbahn. Phot. Levick.


Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Zum großen Brand im Hafen von Havanna: Löscharbeiten zur Rettung des deutschen Dampfers „Altenburg“.

Generated on 2019-06-06 09:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
CORNELL UNIVERSITY



Der Automobilsport in der Bühnenwelt. Phot. Gebr. Haeckel.

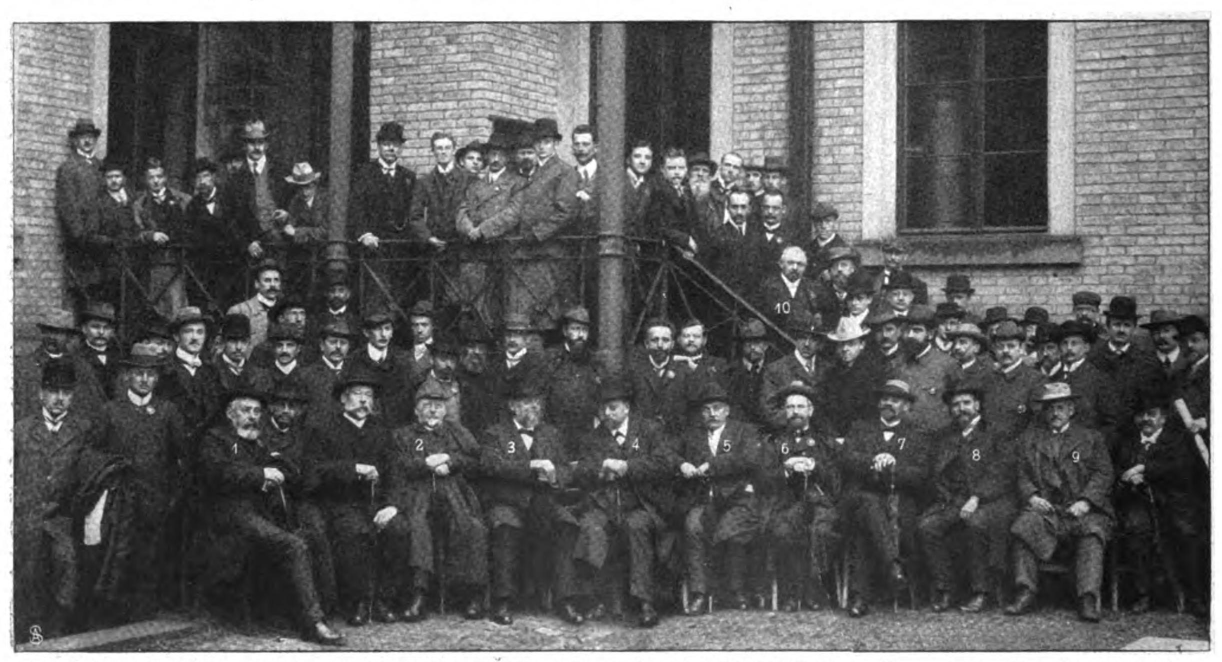
Mary Garden von der Neuyorker Manhattan Oper als Lenkerin ihres Kraftwagens.

verschaffen, hat man eigene Damenwagen eingeführt. Aber die Neuyorkerinnen ziehen trotz des größeren Gedränges die „gemischten" Wagen vor, so daß die neuen Damenwagen fast leer bleiben.

Im Hafen von Havanna hat sich vor kurzem ein schreckliches Brandunglück ereignet. Der Hamburger Dampfer „Altenburg" wurde durch die Feuersbrunst schwer beschädigt. Mit Hilfe des deutschen Kreuzers „Bremen" gelang es nach mehreren Stunden, die Flammen zu löschen, denen vierzehn deutsche Seeleute zum Opfer gefallen waren. An den Rettungsarbeiten nahm der Präsident der kubanischen Republik persönlich teil; er rettete mit eigener Lebensgefahr zwei Menschenleben.

Miß Mary Garden ist unter den zahlreichen bedeutenden Künstlerinnen der großen Neuyorker Opern eine der beliebtesten. Ihre Stimme wird nicht sehr gepriesen; aber sie ersetzt die Schwäche ihres Organs durch persönlichen Charme und feines musikalisches Verständnis. So ist der Erfolg der „Salome" am Manhattan-Opera-House allein ihrer prächtigen Leistung zu verdanken. Die geschätzte Sängerin betätigt sich in ihren Mußestunden als eifrige Automobilistin.

Der Oberrheinische Geologische Verein, die größte geologische Gesellschaft Süddeutschlands, hat jüngst in Heidelberg seine Jahresversammlung abgehalten, die eine Reihe berühmter Männer der Wissenschaft in der Neckarstadt zu ernster Arbeit und froher Geselligkeit vereinigte.



1. Prof. Dr. Sauer-Stuttgart, I. Vorsitzender. 2. Prof. Dr. Regel-Würzburg. 3. Prof. Dr. Rothpletz-München. 4. Bergrat Thürach-Karlsruhe. 5. Geh. Oberbergrat Keilhack-Berlin. 6. Prof. Dr. Salomon-Heidelberg, Schriftführer. 7. Geh. Rat Dr. Steinmann-Bonn. 8. Prof. Dr. C. Schmidt-Basel. 9. Prof. Dr. Tornquist-Königsberg. 10. Prof. Dr. Klemm-Darmstadt.

Gruppenbild von der 42. Versammlung des „Oberrheinischen Geologischen Vereins" zu Heidelberg.

Hofphot. Ruf Nachflg.

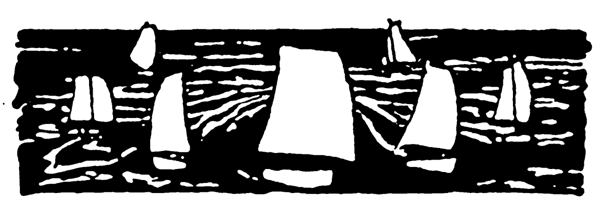
Schluß des redaktionellen Teils.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

DIE·WOCHE

Nummer 19. Berlin, den 8. Mai 1909. 11. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 19.



Die sieben Tage der Woche.

29. April.

In Baja in Süditalien findet zwischen dem englischen und dem italienischen Königspaar eine Begegnung statt, der die italienischen Blätter große politische Bedeutung beimessen.

Der Exsultan Abdul Hamid trifft in Saloniki ein und wird dort in der Villa Allatini (Abb. S. 792) interniert.

Aus Mersina in Kleinasien wird von einem entsetzlichen Blutbad berichtet, dem Tausende von Armeniern zum Opfer fallen.

Tewfik Pascha, den Sultan Mohammed V. mit der Rekonstruktion des Kabinetts betraut hat, bildet ein Konzentrationsministerium, in das fortschrittliche Staatsmänner aller Richtungen eintreten.

Staatskanzler Lloyd-George berichtet dem englischen Unterhaus über den britischen Staatshaushalt, der für das Jahr 1908—09 ein Defizit von über fünfzehn Millionen Pfund aufweist.

30. April.

Königin Wilhelmina der Niederlande wird von einer Prinzessin entbunden. Die sehnlichst erwartete Kunde von der Geburt der Thronerbin wird im ganzen Land mit lautem Jubel begrüßt.

Die zweihundert Mann starke Avantgarde des anrückenden russischen Korps zieht unter dem Jubel der verfassungstreuen Bevölkerung in Täbris ein.

1. Mai.

Die Finanzkommission des Reichstags beschließt einstimmig die sofortige Ausarbeitung eines Gesetzes wegen Einführung der Wertzuwachssteuer für Immobilien.

Die Große Berliner Kunstausstellung wird feierlich eröffnet.

Die Maifeier verläuft in der ganzen Welt unter geringer Teilnahme der Arbeiterschaft völlig friedlich. Auch in Frankreich kommt es nicht zu größeren Ruhestörungen.

Das zur Schlichtung der durch den Casablanca-Zwischenfall entstandenen Streitigkeiten eingesetzte Schiedsgericht hält im Haag seine erste Sitzung ab.

2. Mai.

Sultan Mohammed V. proklamiert in einem an den Großwesir gerichteten Hatt-i-Humajun seine Thronbesteigung und sein freiheitliches und fortschrittliches Regierungsprogramm.

Die jungtürkischen Machthaber vollenden die Eroberung Konstantinopels, indem sie die Räumung der von 5500 unbotmäßigen Marinesoldaten und Arbeitern besetzten Kaserne von Tersane ohne Blutvergießen erzwingen.

3. Mai.

Der Reichskanzler Fürst Bernhard von Bülow feiert seinen sechzigsten Geburtstag.

In Chikago beginnt unter dem Ehrenvorsitz des Präsidenten Taft der große nationale Kongreß für den Weltfrieden.

4. Mai.

Die Parteien des Reichstags einigen sich auf Minimalforderungen für die Reform der Beamtenbesoldung; die Regierung erklärt aber diese Vorschläge für unannehmbar.

Großwesir Tewfik Pascha überreicht dem Sultan die Demission des Kabinetts.

Die spanischen Gemeinderatswahlen enden mit einem großen Sieg der Republikaner.

5. Mai.

Sultan Mohammed V. betraut Hilmi Pascha mit der Neubildung des Kabinetts.

Der Schah von Persien stellt in einer Proklamation an sein Volk die Verfassung wieder her und ordnet die Abgeordnetenwahlen an.

▫ ▫ ▫

Die türkische Frau.

Von Johanna von Düring.

Die „türkische Frau" hat von jeher das rege Interesse und die Neugierde aller Abendländer herausgefordert. — Als ein in hundert mystische Schleier und übertriebene Legenden eingehülltes Wesen gab sie stets Anlaß zu neuen Fragen, neuen Deutungen und Beurteilungen, die heute um so lebhafter werden, als mit der neuen politischen Aera der Türkei auch viele von den strengen Satzungen gefallen scheinen, die die Frau abseits vom Wege der allgemeinen Entwicklung hielten.

Wenn man selbst lange im Orient gelebt hat, erscheinen einem viele Dinge als selbstverständlich, als historische Entwicklung und Notwendigkeit, was Draußenstehenden als merkwürdig oder rückständig, als beklagenswert oder lächerlich vorkommt.

Dann findet man auch heraus, daß es nicht ausschließlich der Islam ist, der die Stellung des Weibes bei den Mohammedanern vorgeschrieben hat, daß vielmehr altorientalische Sitte bei nicht islamitischen dort wohnenden Völkerschaften ganz ähnliche, oft noch schlechtere Verhältnisse hervorgebracht hat. Bei den orientalischen Slawen, bei den Armeniern in der Provinz, bei den anatolischen Griechen, den christlichen Syrern, hat das Weib der unteren Kreise so ziemlich die gleiche untergeordnete Stellung, die gleiche Unbildung. Ihnen gegenüber ist die Türkin aus gleichem Stande meist noch im Vorteil, da sie einer milderen Behandlung von seiten ihres Mannes sicher ist. Auch sonst ist ihr Los erträglicher, als wir es uns vorstellen. Die vielverpönte Vielweiberei existiert nur in den seltensten Fällen. Sie kommt kaum mehr vor;

Published 8. V. 1909. Privilege of copyright in the United States reserved under the Act approved 3. March 1905 by August Scherl G. m. b. H., Berlin.

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 09:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

es gilt selbst in der guten türkischen Gesellschaft für nicht mehr anständig, wenn ein Mann mehrere Frauen hat. Und diese Frau und ihre Kinder sind durchaus nicht rechtlos, wie man bei uns gewöhnlich annimmt. Im Gegenteil enthält das moslemitische Ehegesetz sehr präzise Bestimmungen zu ihrem Schutz.

Auch die scheinbar so leichte Trennung der Ehe wird viel weniger mißbraucht, als wir denken, und da die Türkin ohne jede phantastischen Träume in die Ehe geht, auch keinerlei übertriebene Ansprüche an den Gatten stellt, so findet man weit weniger unglückliche Ehen als bei uns. Die Konflikte des gegenseitigen Nichtverstehens oder geistigen Auseinanderlebens sind ihnen noch fremd; nur elementare Leidenschaften, wie Eifersucht, können ihr Glück zerstören. — In den unteren Klassen hat sich die Bevormundung durch den Mann doch auch wieder zu sehr als Schutz für die Frau erwiesen, als daß man sie einfach zurückweisen möchte. Nie wird eine Frau der niederen türkischen Stände in so entwürdigender Weise dem Laster, dem Elend, der niederdrückendsten Arbeit ausgeliefert, wie es in unsern untersten Volksklassen so oft der Fall ist. Anderseits fällt dadurch, daß jedes Mädchen unter die Haube gebracht wird, daß es keine unversorgten alten Jungfern gibt, auch der Hauptanstoß zur Frauenfrage in der Türkei zusammen. — Wenn man all diese „Für und Wider" betrachtet, so möchte man den Türkinnen kaum wünschen, daß sie unsere gesellschaftliche Entwicklung auf die ihrige aufflickten, sondern daß es ihnen und ihren Männern eher gelänge, ihre eigene Kultur im mehr individuell freiheitlichen Sinne auszubauen. — Denn die Kraft dazu haben sie sicher, wie ihnen überhaupt eine außerordentlich schnelle Fassungsgabe, ein wunderbares Beobachtungsvermögen gegeben ist. — Ich habe mich oft gewundert, in welch intelligenter Weise die Beamtenfrauen in der Provinz urteilten, und habe tiefes Mitgefühl für sie empfunden, daß sie ihre Talente und Fähigkeiten nur in blöder Vergnügungs- und Toilettensucht verschwendeten. Denn die höhere Türkin kennt nicht einmal die häuslichen Pflichten, die das Leben ihrer ärmeren Schwestern vollständig ausfüllen. Alle Bestimmungen über den Haushalt, alle Einkäufe fallen in einem vornehmen Haus dem Hausherrn oder dessen Wekil zu; ein Koch sorgt für das Essen, ein Gärtner für den Garten, und den Damen des Hauses bleibt nur die Sorge für ihre Toilette und ihre Vergnügungen. Die nimmt denn auch, bei der Mehrzahl von ihnen, ein ziemlich breites Feld ein. Die Gänge nach dem Basar, die Besuche bei Verwandten und Freundinnen, die Spazierfahrten nach ihren weltberühmten Vergnügungsorten füllen ihre Tage in Konstantinopel vollständig aus. Da gibt es für jeden Tag fast einen Vergnügungskalender und für die Jahreszeiten und die verschiedenen Sommersitze desgleichen. Wie man nur am Freitagnachmittag zu den Süßen Wassern Europas fährt, so ist Mittwoch wohl der auserlesene Tag für Feuerbagtsche, und wieder andere Tage führen die eleganten Kaïks nach Hök Su oder nach Beïkos oder die Wagen zum Selamlik und ähnlichen Paraden. An all den schönen Orten, wo Zypressen oder Platanen große Wiesen beschatten, wo Quellen rieseln, leuchten die Frauen an diesen Tagen in ihren vielfarbigen Gewändern gleich bunten Blumen aus dem Grün hervor. — In der Provinz sind die Vergnügungen bescheidener, der Luxus geringer; aber es war fast noch stimmungsvoller, in kleinerer Gesellschaft mit den Frauen unter den Pappeln am Fluß — weitab vom Städtchen — zu sitzen und ihre Volkslieder zu hören. Es liegt mir noch immer in den Ohren, das Soldatenlied:

> Senkt euch, ihr Berge, senkt euch,
> Laßt mich euch überfliegen,
> Damit ich noch einmal, ehe ich sterbe,
> In den Armen meiner Geliebten liege.

das eine wohllautende junge Frauenstimme mir unter den wispernden Weißpappeln von Bey Bunar sang. — Da sie sahen, daß ich Gefallen daran fand, übersetzten sie mir oft die Texte ihrer Gesänge; vielfach fand ich bei ihnen nicht nur das Bestreben, sondern auch hervorragende Begabung, eigene Gedanken und Erlebnisse rhythmisch zu gestalten.

Wenn nun diese Sommerbelustigungen eines gewissen poetischen Schimmers nicht entbehrten, so waren die Winterunterhaltungen desto ärmlicher und einseitiger. — Die Frauen speisten zusammen, bestellten Gaukler, jüdische Tänzerinnen, armenische Sänger, vergnügten sich an Schattenspielen, den berühmten „kara göz", oder ergötzten sich im Bade.

Die Unterhaltung drehte sich meistens um persönliche Angelegenheiten, häufig höchst naiv um Dinge, die uns bedenklich vorkommen.

Auch Spiele vertrieben ihnen die Zeit: Karten, Tricktrack, Mühle und Ratespiele. Eins von ihnen, in dem man unter einer Unzahl umgestülpter Kaffeetäßchen gerade das herausraten mußte, unter dem ein Ring versteckt lag, pflegte ganze Abende auszufüllen. Sie waren unendlich glücklich, als eine Europäerin ihnen einige ziemlich sinnlose Pfänderspiele beigebracht hatte. Sehr interessiert waren alle durch die Beschäftigung mit einer Art Orakel, dem „Fal", durch das sie sich selbst die Zukunft zu deuten und auf allerhand Fragen Antwort zu holen pflegten. Dazu waren in einzelnen Familien kleine vorgedruckte Büchelchen vorhanden, in die man — nach mir unbekannten Prinzipien — Stecknadeln bohrte, um zu sehen, auf welcher Seite und auf welchem Wort die Spitze der Nadel herausgekommen war. Die Erklärungen dazu las man dann aus einem dazugehörigen anderen Büchlein ab. Auf das Wie? und Wo? dieser Antwort legten die Fragerinnen jedesmal ungeheuren Wert.

Oft beklagten sich die jüngeren, feiner gebildeten Beamtenfrauen mir gegenüber über die Härte des Schicksals, das sie in die öde Provinzialstadt verschlagen hatte, gerade wie ihre Männer es auch taten. Denn Stambul ist nun einmal für jeden feingebildeten Türken das, was dem Franzosen Paris ist. Dort ist für ihn alles zentralisiert: Macht, Erfolg, Intelligenz, Vergnügen. — Anderseits konnten diese mißvergnügten Damen ihren Mitschwestern in der Provinz auch nichts geben, was deren Leben etwa einen höheren Inhalt verliehen hätte. Ihre wissenschaftliche Ausbildung war — trotz aller ausländischen Gouvernanten, die sich daran versucht hatten — eine recht oberflächliche und konventionelle geblieben, und es fiel mir auf, daß ihre Unterhaltung um nichts inhaltreicher war als die der guten eingeborenen Alttürkinnen. Nur in der Kritik waren sie geschulter, in der Beherrschung des Zeremoniells gewandter und vor allem reicher in der Wahl ihrer Ausdrücke, worauf in gebildeten Kreisen viel gegeben wird. Der jüngeren Generation, die schon in ihrer Jugend von französischen Gouvernanten umgeben war und mit Europäern verkehrt hatte, war eine gewisse



Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Unzufriedenheit mit ihrem Schicksal eigen, ein unbestimmtes Verlangen und Sehnen nach etwas anderem. Formulieren konnten sie dieses „andere" aber nicht recht. Es äußerte sich wohl meist in dem Wunsch, ohne Schleier auf der Straße herumzuspazieren, mit fremden Männern reden dürfen, oder auch in der stillen Klage, daß das getrennte Leben der Geschlechter sie so gar nicht zu dem schönen Zusammenleben von Mann und Frau kommen ließe, wie wir es hätten. — Die Sucht, über die gesteckten Grenzen bald hinwegzusteigen, verlockte natürlich die jungen Türkinnen zu gerade so exzentrischen Schritten, wie unsere Frauen sie begingen, als ihre erste Sehnsucht dahin ging, den Männern gleich zu sein, und Männerrock und Hose und unpassendes lautes Benehmen ihnen die ersten Ingredienzien für den Fortschritt schienen. Wollen und Können geht übrigens hierbei nicht Hand in Hand. Eine hübsche junge Türkin, deren Mann ihren Emanzipationsgelüsten nichts in den Weg stellte, beriet sich einst mit ihrer Freundin und deren Mann zu einem Spazierritt. Lachend erzählte sie mir später, wie die beiden Parteien sich auf fünfzig Schritt Entfernung kühn genähert, sich guten Tag zugerufen hätten, wie die alte Tradition aber ihnen so in Fleisch und Blut übergegangen sei, daß es auf keine Annäherung über diese fünfzig Schritt hinaus gekommen wäre. Diese hatte es sich auch in den Kopf gesetzt, bei einer europäischen Freundin mit deren Mann zu speisen. Sie hatte sich entzückend zurecht gemacht, bat aber um Entschuldigung, daß sie ihr Schleiertuch nicht vom Kopf nähme: „denn so frei ich auch denke, meine Haare möchte ich vor einem fremden Mann doch nicht sehen lassen." Am freiesten sind wohl die Aegypterinnen erzogen, die sich absolut wie Europäerinnen geben, in Paris, Cannes, Wien und Dresden zu sehen sind und sich dort in ihrer Toilette in nichts von andern vornehmen Europäerinnen unterscheiden. Ich spreche hier nur von ägyptischen Prinzessinnen; über das Leben der andern muselmanischen Aegypterinnen ist mir nichts bekannt. Sehr verwirrte Begriffe und Mangel an Disziplin kann man oft an den Kindern aus Mischehen von Türken mit ungebildeten Europäerinnen beobachten. Unter diesen Spezies ist mir eine überaus intelligente, temperamentvolle Person erinnerlich, die sich über alle Skrupel hinwegsetzte und endlich ihren Herzenswunsch erreichte, außer Landes zu kommen und einen Europäer zu heiraten. Originell war die Art, wie sie der berüchtigt strengen Hafenpolizei von Galata ein Schnippchen schlug und ohne Paß das Schiff erreichte, das sie ihrem Anbeter in die Arme führte. — Sie hielt dem Polizisten, der in seiner Barke an die ihrige anlegte und ihren Paß abverlangte, mit der einen Hand einen Revolver ins Gesicht, mit der andern eine Fünfpfundnote. „Nun wähle!" Und so entschied er sich rasch für eine unblutige Auseinandersetzung.

Aber wie sie auch sein mögen, ob exzentrische junge Hanums oder würdige Alttürkinnen, feinerzogene Offiziers- und Beamtenfrauen oder einfache Dorfweiber: alles, was mir von dem langen Zusammenleben mit ihnen im Gedächtnis haften geblieben, ist so liebenswert, daß ich ihnen immer ein warmes Eckchen im Schrein meiner Erinnerungen bewahren werde. Ich habe von ihnen Freundschaft und Vertrauen, Gastlichkeit und Fürsorge in undenklicher Fülle empfangen, besonders in den drei letzten Jahren meines Aufenthalts im Orient, wo ich in der Provinz unter ihnen und mit ihnen lebte. Nie wurden sie müde, meine Wißbegierde zu befriedigen, mir Aufschluß über alles zu geben, was ihre Art zu leben, ihre Gebräuche und Sitten anging. Sie veranstalteten für mich Ausflüge auf die Wiesen von Ulu Bunar oder in die Wälder des Ibrahim Dagh; sie holten mich zu ihren Verlobungs- und Hochzeitsfesten, zu Wöchnerinnenbesuchen und Gratulationscouren. Durch sie gelangte ich zur Teilnahme an ihren häuslichen religiösen Zeremonien, und — was ihre Toleranz und Freundlichkeit im höchsten Licht zeigt — ich durfte, als Hanum verkleidet, hinter den Frauengittern dem Gottesdienst in einer der heiligsten Moscheen Castamunis beiwohnen.

So erfuhr ich von ihrem intimsten Leben mehr, als es in den vorhergehenden fünfzehn Jahren in Konstantinopel selbst der Fall gewesen war. Unter ihnen sind mir viele tüchtige bewunderungswürdige Charaktere entgegengetreten, die ihren Männern stets hilfsbereite Gefährtinnen, ihren Kindern gute Mütter und Erzieherinnen waren. Und wenn ich ein letztes Urteil sagen soll, so waren mir die Frauen die verehrungswürdigsten, die innerhalb der ihnen gezogenen Schranken ein schönes harmonisches Familienleben aufzurichten imstande waren. Denn daß dies trotz allem möglich ist, beweist mir das Beispiel einer längst verstorbenen deutschen Frau, die einen Türken aus Liebe geheiratet hatte, ihm zuliebe sich ganz in die Satzungen seiner Religion und Rasse einfügte, ihre Kinder tadellos, ohne alle Konflikte erzog und ihres Gatten ungeteilte Liebe und Achtung bis ins höchste Alter genoß. Und auf Grund dieser Beobachtung möchte ich dem mir über alles sympathischen Volk wünschen, daß seine Frauen für ihre brachliegenden Talente und Gemütsbedürfnisse befriedigende Arbeit auf nationalem Boden fänden und den Firnis europäischer dekadenter Bildung wieder abstreiften. Ihre eigene Kultur bietet ihnen so vieles, wonach die Frauen bei uns in leidenschaftlichen Kämpfen und heißer Arbeit streben. Sie müßten nur vertiefen, ausbauen, geistigen Inhalt hineingießen! Die Jugenderziehung liegt ganz in ihren Händen — bis ins höchste Alter bleibt die Mutter dem Mann das verehrungswürdigste. Ihre Armenpflege ist die idealste der Welt — vor ihrer praktischen Nächstenliebe schrumpft die des Christentums in nichts zusammen. Ihre Dienstboten nehmen — nach dem patriarchalisch-demokratischen Zug, der ihrem häuslichen Leben eigen ist — an dem Leben, Verkehr und den Erlebnissen ihrer Herrinnnen Anteil. Auf ihrer Kultur lastet nicht die brutale Anstrengung der Frau durch die Industrie, noch kennt ihre Sitte die Grausamkeit, ein Kind illegitim zu nennen. Ein jeder Vater erkennt in der muselmanischen Welt sein Kind stets an. — Herrliche Handfertigkeiten und Techniken warten nur auf fleißige Hände und erfinderische Köpfe, um wieder in alter Schönheit zu erstehen, und rufen nach Hilfe, um gegen die Ueberschwemmung billiger, geschmackloser, europäischer Fabrikware, die ganz Anatolien überflutet, geschützt zu werden.

Wenn die „neuen Frauen" in der Türkei von der neuen Wendung der Dinge in ihrem Vaterland einen Fortschritt erhoffen, möchte man ihnen raten, die Gewebe ihrer Zukunftstätigkeit auf diesen ihrer ernsten Arbeit harrenden Rahmen aufzuspannen, dann hätten sie ein den Bestrebungen ihrer abendländischen Schwestern gleichwertiges Ziel.



Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Unsere Bilder

Die Eroberung Konstantinopels durch die Jungtürken (Abb. S. 785—792). Die letzten Tage der Herrschaft Abdul Hamids II. haben heftige Kämpfe gesehen, wie sie selbst in der an blutigen Episoden so reichen Regierung dieses Sultans nicht häufig waren. Die jungtürkische Operationsarmee, die sich der sultanstreuen jungtürkischen Garnison gegenüber in der Minderzahl befand, stieß zwar auf relativ geringen Widerstand; doch gaben ihr die in den Kasernen verschanzten Gegner immerhin genug zu schaffen, zumal sie die starken Kasernenbauten von der Straße aus ohne Deckung beschießen mußten. Die jungtürkischen Truppen vollbrachten unter der Führung ihrer gebildeten und kriegskundigen Offiziere geradezu ausgezeichnete militärische Leistungen. Sie führten das Feuergefecht mit unglaublicher Kaltblütigkeit und bewahrten im Gegensatz zu den meuterischen und haltlosen Sultanstruppen eine eiserne Disziplin. Als sich die von allen Seiten beschossenen Kasernen und bald darauf auch der Jildis-Kiosk endlich ergeben hatten, begann für das siegreiche Heer eine neue schwere Aufgabe. Die überwundenen Meuterer mußten entwaffnet und unter Bewachung an sicheren Plätzen zerniert werden. Mancher der letzten Verteidiger Sultan Abdul Hamids entrann mit den Waffen in der Hand in die Straßen; diese Desperados mußten verfolgt und niedergemacht oder gefesselt werden. Um die in den letzten Tagen vor der Eroberung der Stadt systematisch verhetzten unteren Volksklassen im Zaum zu halten, proklamierte das jungtürkische Oberkommando noch während des Straßenkampfes den Belagerungszustand und sicherte die Aufrechterhaltung der Ordnung durch die Aussendung zahlreicher Militärpatrouillen. Die mazedonischen Truppen begingen auch nach dem Siege keinerlei Exzesse, so lebhaft sie auch ihre Freude durch Rufe und Tänze ausdrückten, und so begeistert sie ihre Führer, vor allem den als Nationalhelden gefeierten Enver Bey, bejubelten. Der Disziplin der Truppen entsprach das taktvolle Auftreten ihrer Kommandanten. Obwohl der Sieger Chefket Pascha tatsächlich über die Diktatur verfügte, beeilte er sich doch, wenigstens den Schein der Macht der Nationalversammlung zu überlassen, die mit der anrückenden Armee San Stefano verlassen hatte und sich in Konstantinopel versammelte. Sobald die Volksvertretung die Absetzung Abdul Hamids II. beschlossen hatte, wurde der Exsultan nach Saloniki abgeführt. Es wurde ihm dabei kein Haar gekrümmt; gegen seine vertrauten Diener und Kreaturen sowie gegen alle Urheber der mörderischen Meuterei vom 13. April begann ein strenges Strafgericht. Der neue Sultan Mohammed V. hat gleich bei Beginn seiner Regierung bewiesen, daß er sich nicht wie sein Bruder mißtrauisch vor der Oeffentlichkeit verstecken will. Bei der Ausfahrt zu seinem ersten Selamlik begab er sich ohne Eskorte in die Mitte seines Volks und seiner Truppen, die ihn als den ersten Herrscher einer neuen historischen Aera mit lautem Jubel begrüßten.

Freudentage in Holland (Abb. S. 793 u. 794). Die frohe Kunde von der Geburt der Tochter der Königin Wilhelmina hat in den Niederlanden einen Freudentaumel erregt. Das holländische Volk, das an seiner nationalen Dynastie mit warmer Liebe hängt, hatte das Aufblühen der neuen Knospe an dem Stammbaum des Hauses Oranien mit der größten Ungeduld erwartet. Der Tag, an dem durch die Niederkunft der Königin die Fortdauer des Herrscherhauses gesichert wurde, hatte für die Holländer eine größere Bedeutung, als dynastische Freudenfeste sonst für loyale Untertanen zu haben pflegen. Kaum hatten die berittenen Herolde in altniederländischer Tracht die frohe Kunde ausposaunt, als sich die Straßen der Residenzstadt mit einer begeisterten Menschenmenge füllten. Die Angehörigen aller Stände zogen vor das Schloß, um das erste Hoch auf die Erbin des Oranierthrons auszubringen.

Die Eröffnung der Internationalen Photographischen Ausstellung in Dresden (Abb. S. 795) hat dieser Tage stattgefunden. Zu der Feierlichkeit war König Friedrich August von Sachsen mit dem Prinzen und der Prinzessin Johann Georg sowie der Prinzessin Mathilde erschienen. Die Festversammlung, in der die staatlichen und städtischen Behörden vertreten waren, wurde von dem Vorsitzenden der Ausstellungsleitung Professor Seiffert begrüßt; dann erfolgte ein Rundgang durch die schöne und interessante Ausstellung, die einerseits die verblüffend vielseitige Verwendbarkeit der Photographie als Hilfsmittel der modernen Wissenschaft beweist, anderseits aber zeigt, welch hohe Leistungen die Kunstphotographie bereits hervorbringt.

Die Enthüllung des Gambetta-Denkmals in Nizza (Abb. S. 794) hat der ausklingenden Riviera-Saison eine letzte Sensation verschafft. Der Präsident der Republik hatte sich mit mehreren seiner Minister in Nizza eingefunden, um das Andenken des republikanischen Tribunen zu feiern. Auch Ministerpräsident Clemenceau, der nicht immer ein Parteifreund Gambettas gewesen war, feierte den großen Staatsmann in einer vielbemerkten Rede von politischer Bedeutung. Zu der Enthüllung des Denkmals hatten sich zahlreiche Gäste eingefunden, unter denen Léon Gambettas Schwester Frau Léris das besondere Interesse des Publikums erregte.

Der französische Senator d'Estournelles de Constant (Abb. S. 796), einer der eifrigsten Vorkämpfer der Weltfriedensidee, hat unlängst in Berlin einen großen Vortrag über das Verhältnis zwischen Deutschland und Frankreich und die Möglichkeit einer Versöhnung zwischen den beiden Nachbarländern gehalten, zu dem ihn das deutsche Zentralkomitee für die Annäherung zwischen Deutschland und Frankreich eingeladen hatte. Die Ausführungen des geistvollen Redners machten auf das im Saale des Herrenhauses erschienene Elitepublikum einen großen Eindruck.

Der Geheime Medizinalrat Prof. Dr. A. v. Strümpell (Abb. S. 796), der bisher an der Breslauer Universität wirkte, wurde als Nachfolger Schrötters an die medizinische Klinik in Wien berufen. Der hervorragende Gelehrte, der aus einer deutsch-russischen Familie stammt, ist seit dem Jahre 1877 als Universitätslehrer tätig. In Breslau weilt er seit dem Jahre 1908. Seine wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigen sich hauptsächlich mit der Pathologie des Nervensystems.

Das Bild eines Zwölfjährigen (Abb. S. 796). Der Pariser „Salon", die große nationale Kunstausstellung, enthält in diesem Jahr ein auch an sich recht beachtenswertes Bild, das ein malendes Wunderkind geschaffen hat. Schon im vorigen Jahr hat der junge Marcel Levallard der Jury des „Salon" ein treffliches Interieur vorgelegt. Die Kommission erkannte die vorzügliche Leistung des damals elfjährigen Künstlers staunend an, wies das Bild aber zurück, weil es mehr angedeutet als ausgeführt war. Diesmal aber stimmte kein einziges Mitglied der Jury gegen die Annahme des neuesten Bildes, das der begabte Knabe eingereicht hatte, und die Besucher der Ausstellung finden dieses Urteil vollständig gerecht und unparteiisch.

Personalien (Abb. S. 796). Der greise Erzbischof von München-Freising Dr. Franz Joseph von Stein ist einem Schlaganfall erlegen. Er wurde im Jahre 1832 in Amorbach in Unterfranken geboren. Im Jahre 1855 zum Priester geweiht, tat er sich als Lehrer der Theologie und theologischer Schriftsteller hervor. Im Jahre 1878 wurde er auf den Würzburger Bischofsstuhl erhoben; im Jahre 1897 wurde er Erzbischof. — In dem Ministerpräsidenten a. D. Freiherrn von Mittnacht ist einer der letzten Staatsmänner gestorben, die in leitender Stellung an der Errichtung des Deutschen Reiches teilnahmen. Im Jahre 1870 bekleidete Hermann v. Mittnacht in seinem württembergischen Vaterland formell nur die Stelle des Justizministers, war aber tatsächlich die Seele des Kabinetts, das den Anschluß Württembergs an das Reich durchführte. Später erhielt er auch den Titel eines Ministerpräsidenten und leitete dann lange Jahre die Geschicke des Landes, bis ihn im Jahre 1900 ein Augenleiden zwang, sich von den Geschäften zurückzuziehen. Er hat das 84. Lebensjahr erreicht.

Die Toten der Woche

Eisenbahndirektor a. D. Friedrich **Bail**, ehem. Stadtrat von Berlin, † in Berlin am 4. Mai im Alter von 73 Jahren.

Verlagsbuchhändler Albert **Langen**, † in München am 30. April im Alter von 40 Jahren.

Dr. Hermann Freiherr von **Mittnacht**, ehem. württembergischer Ministerpräsident, † in Friedrichshafen am 2. Mai im Alter von 84 Jahren (Porträt S. 796).

Dr. Franz Joseph von **Stein**, Erzbischof von München, † in München am 4. Mai (Porträt S. 796).

Sanitätsrat Dr. Rudolf **Windelband**, bekannter Arzt, † in Berlin am 29. April im 70. Lebensjahr.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Bilder vom Tage

Die Eroberung Konstantinopels.

Phot. S. Weinberg.

Das Ende der Herrschaft Abdul Hamids:

Die letzten Verteidiger des Jildis als Gefangene auf der Galatabrücke

vor ihrer Abführung in die Gefängnisse.



Digitized by Google

Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 09:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Gefechtspause beim 2. Korps (Adrianopel) vor Einnahme der Taschkischla-Kaserne.



Phot. Phébus.

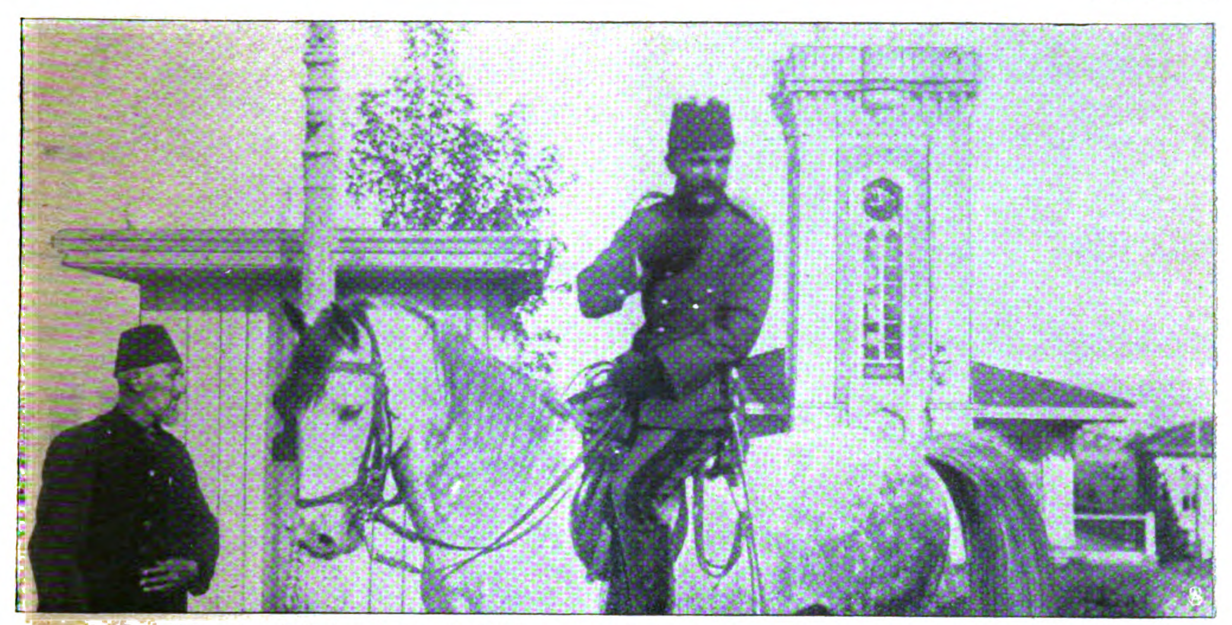
Mitrailleusen der jungtürkischen Armee in den Straßen Peras.



Digitized by Google

Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 09:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Enver Bey, der Held des Tages, begibt sich zum Besuch der Verwundeten nach dem Hamidie-Hospital.

Phot. Müller János.

Hauptquartier der mazedonischen Truppen mit gefangenen Soldaten auf dem Dach.

Digitized by 

Original from
CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 09:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



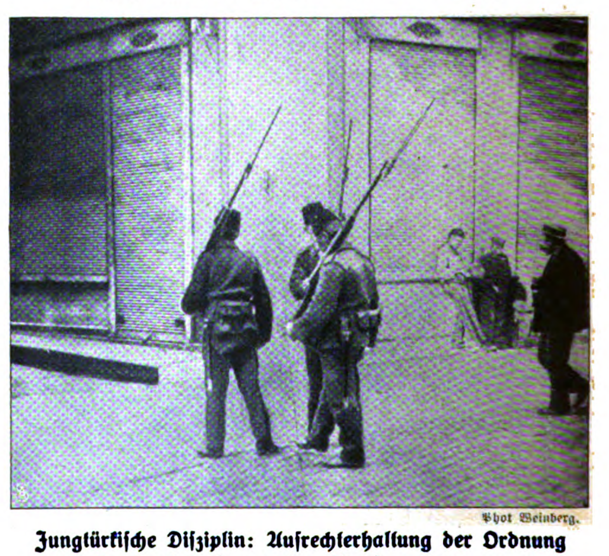
Beschießung flüchtiger Meuterer aus einem Hinterhalt.



Das 3. Armeekorps zieht mit Bagage in Konstantinopel ein.
Im Hintergrund: Der unbeschädigte Teil der Taximkaserne.



Abführung eines gefesselten Meuterers (×).



Phot Weinberg.

Jungtürkische Disziplin: Aufrechterhaltung der Ordnung durch Posten an den Straßenecken.



Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Phot. S. Weinberg.

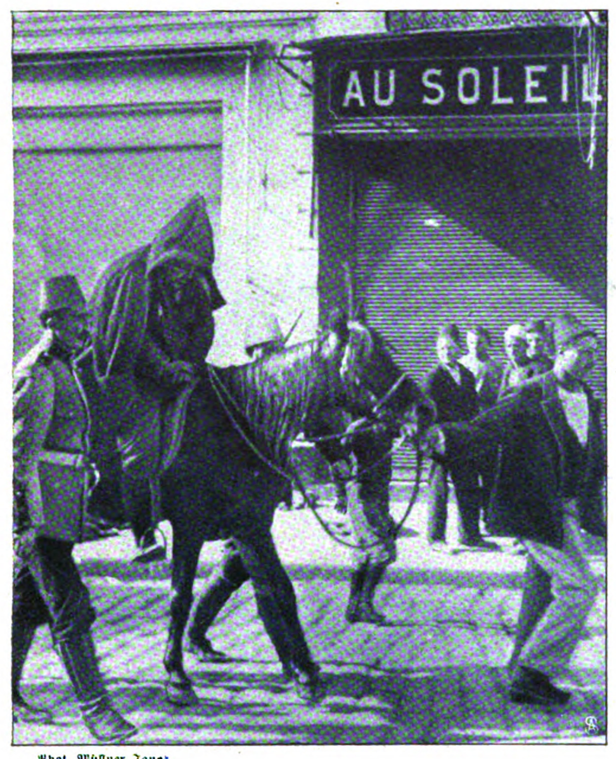
Jungtürkische Maßnahmen zur Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung:

Die Verhängung des Belagerungszustandes über Konstantinopel wird in den Straßen verkündet.

Digitized by 

Original from
CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 09:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Phot. Müllner Janos.

Verwundeter Kavallerist auf dem Weg zum Lazarett.



Phot. Weinberg.

Beamte des Jildis werden unter militär. Bewachung abgeführt.



Phot. Müllner Janos.

Siegesfreude bei den jungtürkischen Truppen: Tanz mazedonischer Soldaten in den Straßen Konstantinopels.

Digitized by Google

Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 09:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Der neue Sultan zeigt sich seinem Volk: Mohammed V. (×) auf der Fahrt zum Selamlik.

Generated on 2019-06-06 09:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from
CORNELL UNIVERSITY



Phot. Weinberg.

Der Generalstabschef im Panzerautomobil, dessen lautes Gerassel die Konstantinopeler in Schrecken versetzte.



Der Oberbefehlshaber Chefket Pascha (×) auf einer Inspektionsrunde.



Zur Rückkehr des Parlaments nach Konstantinopel: Achmed Riza (×) und Said Pascha (rechts) verlassen den Bahnhof.



Der Wohnsitz des Exsultans: Villa Allatini bei Saloniki.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Hollands Freude über die Geburt einer Thronerbin.

1. Der Festzug vor dem Königlichen Schloß im Haag.

Phot. WorldsGraphic Preß.

2. Herolde in historischen Trachten verkünden dem Volk das freudige Ereignis.

3. Festjubel auf der beflaggten Kalverstraat in Amsterdam am Geburtstag der Prinzessin.

Phot. Badberg.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Ovationen für das Haus Oranien: Die Parade der Veteranen im Haag.



Polizeioffiziere trinken auf das Wohl der Prinzessin.



Festtagsstimmung in den Straßen des Haag.

Hollands Freude über die Geburt einer Thronerbin.



Präsident Fallières (×) begrüßt die Schwester Gambettas.

Phot. Chusseau-Flaviens

Von der feierlichen Enthüllung des Denkmals für Léon Gambetta in Nizza.



Digitized by Google

Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 09:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Eröffnung der Internat. Photograph. Ausstellung in Dresden durch den König von Sachsen (×).

Spezialaufnahme für die „Woche".


Digitized by Google

Original from
CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 09:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Das Werk eines Zwölfjährigen im Pariser Salon:
Marcel Levallards Interieur: Die Stunde des Uebens.



Dr. Franz Joseph v. Stein †
Erzbischof
von München-Freising.



Ministerpräs. a. D. Frhr. v. Mittnacht †
der verdienstvolle württembergische
Staatsmann.



Baron d'Estournelles de Constant.
Zu seinem Berliner Vortrag für die
deutsch-französische Annäherung.



Prof. Dr. von Strümpell, Breslau,
wurde als Vorstand an die medizinische Klinik nach Wien berufen.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Hanseaten.

Roman von

Rudolf Herzog.

12. Fortsetzung.

Die spanischen Kommissare kamen die nächsten Tage nicht zur Werft hinaus. Dann erschienen sie und ließen sich die Kontrakte zur Unterschrift vorlegen. Kaum ein Wort wurde noch gewechselt. Twersten war Herr der Situation.

„Die Hälfte der Summe zahlbar bei der Verfrachtung, die Hälfte zahlbar bei der Ausreise der Schiffe", diktierte er. Und die Kontrakte wurden ausgewechselt. Die Unterhändler reisten ab. —

Twersten wich kaum noch von der Werft. Oft nahm er die Mahlzeiten im Privatkontor ein. Er fuhr nicht mehr hinaus zum Brambergschen Kontor. Jetzt fuhr Bramberg zu ihm und unterbreitete ihm seine Kaufdispositionen. Die großen Einkäufe, die Bramberg auf eigene Rechnung vollzog, machten Aufsehen an der Börse. Aber das Geheimnis wurde gut gewahrt, und die Käufe waren vollzogen, bevor eine erhebliche Preissteigerung aufkommen konnte.

Vor Ende März noch meldete Oberingenieur Feldermann, daß die Schiffe ladefertig seien. Sie wurden an die Brambergschen Speicher verholt, und das Ladegeschäft begann. Ein chiffriertes Telegramm aus Madrid nannte Santiago de Cuba als Bestimmungshafen.

Da traf ein Brief Angèles ein, daß sie am Fieber erkrankt sei und sich nach dem Sohne sehne. Der Brief war aus einem so heftigen Impuls heraus geschrieben, daß Twersten sofort zurückkabelte und nach dem Stande ihres Befindens fragte. Die Kabelantwort lautete nicht günstig. Der Ruf der Erkrankten nach dem Sohne wurde wiederholt.

Auch Robert hatte einen Brief seiner Mutter erhalten, in dem er dringend aufgefordert wurde, mit der nächsten Schiffsgelegenheit zu ihr zu eilen und sie zu trösten. Er hatte den Brief seinem Vater übergeben und um Urlaub gebeten.

„Deine Ausbildungzeit ist beendet," sagte Twersten, „und du bist inzwischen mündig geworden. Aber du weißt auch, daß ich die Forderung nach deiner technischen Ausbildung im Interesse der Werft aufrechterhalten muß. Der Verlust des kurzen Sommersemesters würde nicht allzu schwer wiegen. Willst du pünktlich zurück sein, so will ich mich mit dir über die Reise freuen und den besten Weg erwägen."

Tags darauf besprach er sich mit Bramberg.

„Was meinen Sie, wenn wir meinen Sohn Robert als unseren geschäftlichen Beauftragten mit hinausschicken? Es scheint mir nicht unwichtig, daß eine Repräsentationsperson an Bord ist, falls Zwischenfälle eintreten sollten. Wir haben unseren Abnehmern gegenüber zwar keine weiteren Verbindlichkeiten, aber gewisse moralische Verpflichtungen. Denn sie verlassen sich auf unsere Flagge, und nach dem Kontrakt fungieren wir bis zur Ankunft der Schiffe in Santiago als Eigentümer."

Bramberg war ohne weiteres einverstanden. Die Ausweispapiere für Robert Twersten wurden hergestellt.

Am Sonnabendabend sollten die „Ingeborg" und „Theodor Bramberg" den Hamburger Hafen verlassen. Den beiden erfahrensten Kapitänen der Brambergschen Reederei war die Führung anvertraut worden. Sie hatten Befehl, die Segelordern erst nach dem Passieren von Cuxhafen auf hoher See zu öffnen. Beiden waren hohe Prämien zugesichert worden.

Die beiden Twersten, Vater und Sohn, saßen sich gegenüber. Lange betrachtete Twersten den Sohn. Er fühlte, wie lieb er ihn hatte.

„Du wirst nun bald deine Mutter wiedersehen, Robert, und du wirst dich sehr darauf freuen."

„Ja, Papa, unsagbar."

„Sorge, daß sie sich schont. Sie mutet sich im Überschwang gern ein wenig zu viel zu. Das tut auf die Dauer nicht gut."

„Ach, Papa — bei Mamas elastischer Natur —"

„Man muß seine Grenzen kennen, Robert."

Einen Augenblick dachte er daran, mit dem Sohn über die Mutter weiterzureden, ihm einen Einblick in den Verlauf ihrer Ehe zu gewähren und ihm die Ursachen ihrer Stellung zueinander klarzulegen. Es konnte lehrreich für den Sohn sein. Aber es konnte auch als eine Beeinflussung ausgelegt werden. Denn — er war auch ihr Sohn. Er mußte selbst das Rechte finden.

„Blick dich gut um in der Welt, Robert, es gibt für dich viel zu lernen. Gerade die verwickelten kriegerischen Verhältnisse eröffnen dem Zuschauer oft die überraschendsten Perspektiven. In der Stunde der Gefahr lassen die Menschen die konventionelle Maske fallen und geben sich, wie sie sind. Und diese Studien nützen uns bei der Beurteilung von Menschen dann fürs ganze Leben."

„Ich bin dir sehr dankbar, Papa."

Karl Twersten strich sich über die Stirn. „Es wird mir nicht leicht, dich gerade jetzt und gerade dorthin reisen zu lassen. Aber zunächst bist du Hamburger und hast dich an die Gefahr zu gewöhnen, und außerdem hat deine Mutter einen Schutz nötig. Ich denke, du wirst mir Ehre machen."

Robert Twersten schwieg. Seine Gedanken waren schon weit voraus, bei der angebeteten Mutter, im festefrohen Santiago.

Published 8. V. 1909. Privilege of copyright in the United States reserved under the Act approved 3 March 1905 by August Scherl G. m. b. H., Berlin.



Original from
CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 09:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Sieh," fuhr Twersten fort, „es ist nicht damit getan, als Sohn eines reichen Mannes, als Erbe einer großen Firma auf die Welt zu kommen. Jeder hat sich so einzurichten und in Wirksamkeit zu treten, als finge er erst von vorne an. Sonst überdauert ein Werk selten die zweite Generation. Die Jungens, Robert, die blasiert herumlaufen, von Kunst schwatzen, ohne zu können, und von Lebenswerten ohne eigenes Lebensmark, die von den Champagnerpfropfen die Kellerei abzuriechen vermögen, ohne den Wein selbst vertragen zu können, sie sind, und trügen sie die ältesten Hamburger Namen, nicht Hamburger. Und morgen hat sie ein stärkeres Geschlecht, ein Geschlecht, das Hamburg *ist*, in den Staub getreten. Sang- und klanglos. Das bedenke. Und bedenke auch, daß, wenn wir auch nur ein kleines Staatswesen sind, wir für Deutschland die Vorhut zu bilden haben, die auf immer neuen Bahnen in die Welt marschiert und die Türen für das nachrückende Gros der Armee öffnet."

Er erhob sich und Robert mit ihm.

„Na, mein Junge, du wirst dich wohl bei deinen Freunden Vanheil verabschieden wollen?"

Er legte ihm die Hände auf die Schulter und blickte ihm tief in die Augen.

„Wir wollen Abschied nehmen. Heute abend, auf dem Dampfer darf keine Weichheit mehr aufkommen. Des guten Beispiels wegen. Na also, Junge, und nun geh und komm wieder als — mein Sohn."

Er zog ihn an sich, strich ihm über das dunkellockige Haar und küßte ihn.

„Bring deiner Mutter meine Grüße. Lebe wohl, Robert."

„Lebe wohl, Papa."

Noch einmal ging er über die Werft und hörte die Hämmer klingen und hörte das Eisen knirschen und sah die Funken stieben und den alten Schürmeister Matthes verliebt den Spieß in der Weißglut drehen. Und sein Blick flog über die Hellinge und die Docks und über das raunende Hafengewässer und die Menschenmassen, die hier und dort und überall bei der Arbeit waren. Und er kehrte über die Werft zurück und fuhr mit der Barkasse hinüber nach der Stadt, und keiner wußte, daß er Abschied genommen hatte.

Er kam nach Hause und ging in sein Zimmer. Doch es war nichts mehr für ihn zu tun. Die Koffer waren bereits abgeholt und die Schränke verschlossen. Er ging in die Zimmer seiner Mutter, die stumm und verhangen dalagen, und fand auch hier nichts, das mit lebendiger Stimme zu ihm sprach. Und er öffnete das Arbeitzimmer seines Vaters, in dem er bis in die Nacht still mit dem Vater gesessen hatte, als die Mutter in die Heimat zurückgekehrt war. Und plötzlich war ihm, als sprächen die Wände und Decken, als wäre die Luft voll lebendigen Hauchs, und er mußte sich losreißen, um sich nicht in eine Ecke zu setzen und einem jäh aufwallenden Schmerz zu unterliegen.

„Komm wieder als mein Sohn", hatte ihm der Vater gewünscht.

In diesem Augenblick nahm er sich vor, dem Namen des Vaters keine Schande zu machen.

Er nickte dem Zimmer zu und ging weiter durch das ganze Haus. Und endlich nahm er Abschied von den Dienstboten, denen gesagt worden war, daß er eine Auslandreise antreten werde.

Auf der Straße wandte er sich noch einmal um und sah das Haus still und verlassen liegen. Und als hätte er Angst, daß es ihn zurückrufen könne, ging er schnell die Straße entlang, suchte den nächsten Droschkenhalteplatz und fuhr zum Millerntor. —

Der alte Vanheil kränkelte. Ein leichter Schlagfluß hatte ihn vor wenigen Wochen betroffen, und er konnte nicht aus der Wohnung in die Kontorräume hinab. Tagsüber saß er im Wohnzimmer, bequem in den Lehnstuhl verpackt, und Marga und der alte Rochus kamen zu ihm hinauf, um ihm über die Geschäfte Vortrag zu halten und seine Willensmeinungen einzuholen.

Schneller, als die Seinen erwartet hatten, hatte er sich in seine mißliche Lage geschickt und ihre Sonnenseiten herauszufinden gewußt. Er ließ sich die guten Nachrichten, die vom Kontor zu ihm heraufgetragen wurden, munden und genoß die Muße, die ihm so selten geworden war, mit innerem Behagen. Die Enkel spielten zu seinen Füßen, Frau Henriette sang ihm ein Liedchen am Klavier, oder Erika las ihm die Zeitung vor, da seine Augen gelitten hatten und ihm vom Arzt bis auf weiteres jede Lektüre untersagt worden war.

Behäbig in den Lehnstuhl geschmiegt, ruhte er aus mit einem kinderfröhlichen Gesicht.

Aus der Zeitung beschäftigten ihn die Nachrichten aus Kuba am meisten. Er konnte nicht genug davon hören, und wenn neue Meldungen einen Tag lang ausblieben, ließ er sich die Nachrichten vom Tage vorher noch einmal vorlesen. Und er rieb sich vergnügt die Hände, wenn er vernahm, wie sich die Verhältnisse drüben zuspitzten und Handel und Wandel daniederläge.

„Mann," sagte dann Frau Henriette kopfschüttelnd, „wenn ich dich nicht schon an die dreißig Jahre als den friedfertigsten Menschen kennte, müßte ich wirklich glauben, ich hätte einen Nero geheiratet. Ganz blutdürstig bist du ja plötzlich geworden, und sonst wirst du schon blaß, wenn du nur von solchen Sachen hörst."

„Hohe Politik, Frau Henriette," pflegte er zu erwidern, „hohe kaufmännische Politik, weißt du? Man zieht seine Schlüsse, und was ein richtiger Kaufmann ist, der hört den Wind von Westen wehen. Verstehst du? Von Westen?"

„Nein, das verstehe ich nun aber wirklich nicht."

„Tut nichts, Frau Henriette. Ich habe ihn gehört, als ihn andere nicht hören wollten. Und ich bin nur der kleine Vanheil im großen Hamburg."

Und seine Augen lachten dazu, als sei er der große Vanheil. Gerade wurde Robert Twersten gemeldet. Die Kinder stürzten ihm entgegen, um die Taschen des Onkels auf Geschenke zu untersuchen, und führten ihn im Triumph herein.

„Nun, Robert, wollen Sie auch mal nach dem alten Invaliden Ausschau halten? Das ist brav. Setzen Sie sich zu mir, und erzählen Sie mir, wie es dem Papa geht. Das ist ein Freund, ja — das ist ein Freund."


Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Ich komme, um Ihnen Lebewohl zu sagen, Herr Vanheil, und ich freue mich, daß ich Sie wohl und guter Dinge treffe."

„Lebewohl —? Davon weißt ich ja nichts. Weiß es denn Marga?"

„Es weiß keiner darum", erwiderte Robert Twersten. „Mein Vater und ich beschlossen die Reise erst vor kurzem. Es kam alles so schnell, und ich hatte so sehr viel mit den Vorbereitungen zu tun, daß mir die Tage nur so durch die Finger liefen."

„Soll es denn weit gehen, Robert?" Der Alte fing Feuer. „Hinauf nach Skandinavien oder hinunter nach dem Süden? Geben Sie acht, ich kann Ihnen Ratschläge geben. Nennen Sie nur irgendeinen Namen."

„Ich will amerikanische Städte bereisen", berichtete Robert Twersten und errötete über seine ausweichende Antwort.

„Amerikanische Städte —?" erwiderte Vanheil, und es war ein Ton des Bedauerns in seiner Stimme. „Freilich, da fehlen mir die Kenntnisse. Das tut mir aber leid, Robert, daß ich in Gedanken nicht mit Ihnen reisen kann. Also eine Vergnügungsreise?"

Robert Twersten bejahte. „Meine Ausbildungzeit auf der Werft ist um. Da gestattete es mein Vater."

„Hm," machte Martin Vanheil, „also nach Amerika. Tja — da werden Sie augenblicklich nette Verhältnisse vorfinden. Gehen Sie nur nicht zu tief nach dem Süden. Da ist der Deubel los."

„Es wird nicht so ängstlich sein, Herr Vanheil."

„Was? Nicht so ängstlich? Da spricht die Jugend. Hier, da, in den Zeitungen, da sprechen erfahrene Männer. Haben Sie mal was von der Explosion der ‚Maine' gehört? Schade, sonst hätte ich sie Ihnen geschildert, als ob ich dabei gewesen wäre. Seit der Zeit ist der wilde Rummel im Gang. Die Monroedoktrin ist oben auf. Amerika den Amerikanern! Kuba gehört dazu, und wenn es nicht dazu gehörte, so liegt es ihnen doch vor der Nase und beherrscht den Handelsweg zu ihren südlichen Häfen. Ich sage Ihnen, Robert, die ganze Masse des amerikanischen Volkes ist vom Kriegsenthusiasmus wie von der Tarantel gestochen, und wenn sie jetzt noch auf dem Kongreß schöne Redensarten machen von der Erlösung der Völker und der Überbringung einer freien Konstitution für das freie Kuba — lehrt mich die Amerikaner kennen. Kaufleute sind sie, und die gesalzene Rechnung haben sie schon in der Tasche."

„Sie begeistern sich ja sehr für die Amerikaner, Herr Vanheil."

„Ich begeistere mich nur, weil ich der Versuchung widerstand, schlechte Geschäfte mit Kuba zu machen."

Er brach ab. Und der Zug der Verlegenheit, der über des Alten Gesicht zog und es knabenhaft rötete, rührte Robert Twersten.

„Was haben Sie, Herr Vanheil?" fragte er freundlich.

„Ich bin ein alter Dummkopf", murrte der Alte. „Entschuldigen Sie nur, Robert. Ihre Frau Mama ist Kubanerin und steht durch ihre Familie im spanischen Lager. Ich hatte das vergessen. Natürlich begeistere ich mich jetzt nicht mehr für Amerika."

Robert Twersten lachte ihn an. „Unsere Privatbeziehungen haben doch nichts mit unseren Geschäften zu tun. Nein, Sie dürfen sich beruhigen, Herr Vanheil. An solche Empfindlichkeit bin ich nicht gewöhnt worden."

Aber Vanheil ging auf das Thema nicht wieder ein.

„Tja, Robert, aus Kindern werden Leute. Da merkt man, daß man alt wird. Nun haben auch Sie schon Ihre Ausbildungzeit hinter sich und gehen in die Welt, und der Fritz hat wirklich und wahrhaftig doch noch sein Ingenieurexamen gemacht, und er wird uns über kurz oder lang auch wieder davonschwimmen. Das ist der Lauf der Welt."

„Was? Fritz ist hier? Und sein Examen hat er?"

„Kinder, Kinder!" rief Martin Vanheil mit seiner mächtigsten Stimme. „Er weiß noch nichts! Er weiß nicht, daß Fritz sein Examen bestanden hat! Daß er es mit Auszeichnung bestanden hat! Nichts weiß er, gar nichts! Und er weiß nicht mal, daß Fritz sich schon seit einer Woche im Hamburger Hafen herumtreibt!" Und bei jedem Satze schlug er schallend auf die Lehne seines Sessels.

„Da gratuliere ich von Herzen", sagte Robert Twersten erfreut.

„Und es geht zu Herzen, Robert, verlassen Sie sich darauf. Nun ist mir erst ganz wohl."

Und er kroch vor Behagen ganz tief in seinen Sessel hinein. Frau und Tochter wechselten einen strahlenden Blick. Die Enkel spielten zu seinen Füßen. Das Gemach war voll Friede.

Plötzlich horchte der alte Vanheil auf und winkte den anderen zu. „Sie kommen. Das ist die Stimme unseres Fritz. Und die andere — ja, die gehört Kapitän Jessen."

Die Tür ging auf, und die Erwarteten standen im Zimmer.

„Hier bring ich euch den großen Seeräuber", rief Fritz und schwenkte seinen Hut. „Gerade faßte ich ihn, als er, das Enterbeil schwingend, zur Plünderung in den Hafen einlief. Sämtliche Jungfrauen St. Paulis standen palmenschwingend am Bollwerk."

„Schlepp ihn vor den hohen Rat, Fritz. Wir wollen ihm die Beichte verhören."

„Guten Tag, Herr Vanheil. Wenn der Junge in Hamburg ist, ist man seines Lebens nicht sicher. Ich sage Ihnen, knapp konnte ich noch die Huldigungen entgegennehmen, da hat mich schon der Junge bei der Büx. Und wie Sie mich so sehen, da bin ich."

Er begrüßte die Damen mit weltmännischer Verbeugung und drückte ihnen, so zart er es vermochte, die Hand. Robert Twerstens Finger aber spürten den entstandenen Überschuß.

„Sett di dal", forderte Vanheil ihn auf und wies auf einen Stuhl. „Fürs Kontor sind Sie doch wohl erst Montag zu gebrauchen."

„Ich habe schon im Vorbeigehen Fräulein Marga meinen Kratzfuß gemacht und ihr die Ladebriefe übergeben. Eine bannig fixe Deern, Vanheil. Wächst uns mächtig über die Schulter."

„Hab nix dagegen, Jessen. Sitz hier oben ganz mollig."

„Darüber brauch ich mich nicht zu wundern. In



Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 09:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957 Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

einer so ehrenwerten wie angenehmen Gesellschaft. Ließ ich mir auch schon gefallen."

Er saß auf dem Stuhl, die Hände in die Seiten gestemmt, und blickte sich schmunzelnd um.

„Und der Valdemar Atterdag, Jessen? Immer vorneweg wie sein Kapitän?"

„Mobil, wie sich das gehört, Herr Vanheil. Wenn er nach Hamburg kommt, schnaubt er schon in Kuxhafen vor lauter Lumpenfreude."

Robert Twersten hatte den Freund beiseite gezogen. „Fritz," sagte er, „wie mir das Spaß macht, daß du Wort gehalten hast. Ich beglückwünsche dich aufrichtig. Nun bist du ein freier Mann."

„Schwindle nicht, Robert. Ich besitze jetzt einen Zylinder, der einem sämtliche Illusionen raubt."

„Was wirst du zunächst beginnen, Fritz?"

„Irgendeine Reise machen, wenn ich ein billiges Schiff finde. Am liebsten rund um die Welt."

„Ich bin hier, um euch Adieu zu sagen, Fritz. Heute abend neun Uhr fahre ich aus. Nach Amerika."

Fritz Vanheil sah ihn fragend an. „Du fährst —? Urplötzlich? Nach Amerika? Du, das ist ein dehnbarer Begriff."

„Es ist ein kleines Geheimnis dabei, das mir nicht gehört", gestand Robert Twersten. „Ich war froh, daß dein Vater mich nicht genauer befragte."

Fritz Vanheil ließ den prüfenden Blick nicht von ihm. „Deine Geheimnisse haben im Vanheilschen Hause nichts zu befürchten. Wir sind keine Plaudertaschen und wissen genau, was bei einem weitergegebenen Wort an Geschäften auf dem Spiel stehen könnte." Er lachte. „Sag mir doch mal den Steamer, mit dem du fährst? Na, bemühe dich nicht. Es fährt nämlich heute abend überhaupt keiner nach Neuyork."

„Es braucht ja nicht Neuyork zu sein."

„Meine ich auch. Amerika besteht aus Nord-, Zentral- und Südamerika. Du, um von was anderem zu sprechen: Weißt du, daß heute abend die ‚Ingeborg' und der ‚Theodor Bramberg' in See gehen?"

„Woher — weißt d u das?" fragte Robert Twersten erstaunt.

„Nicht vom Luftballon aus. Ganz gewiß nicht. Einfach mit dem Boot bin ich herangesegelt. Um vier Uhr wurden die Luken geschlossen. Die Kessel sind geheizt. Famose Schiffe übrigens. Machen der Werft K. R. Twersten alle Ehre, Junge. Auch im Ausland."

„Ja, die Elbe herauf werden sie wohl nicht fahren."

„Denke dir, das sagte ich mir auch. Nach Dresden gehen Äppelkähne. Und da werden denn die beiden Brambergs — na, was meinst du?"

„Wie soll ich das wissen?"

„Ich denke, du fährst mit, Robert?"

„Ich —?

„Es sind die einzigen Schiffe im Hafen, die heute abend unter Dampf gehen. Wenn du also nicht mit einem Motorboot nach Amerika willst, wirst du schon einen der beiden Brambergs benutzen müssen. Ist das wirklich so rätselhaft, Robert?"

„Schweig still, ich bitte dich."

„Marga und mir könntest du es sagen. Mein heiliges Ehrenwort, Robert, daß es kein Mensch von uns eher erfährt als von dir. Aber ich habe solch eine Unruhe im Blut. Wie eine Wandersehnsucht. Und ich denke immer, auch dir geht es so. Und nun fährst du — zu deiner Mama. Zu Frau Angèle. Wohin könnte es dich sonst wohl treiben . . ."

Und die Wandersehnsucht war in seiner Stimme und ein heißes Wünschen in seinen Augen.

„Ich vertraue dir," sagte Robert Twersten, „und ich vertraue auch Marga. Und ich freue mich nun, daß du es erraten hast. Du hast mir dein Wort gegeben, Fritz. Also ja, ich reise auf der ‚Ingeborg' nach Santiago. Soll ich Mama von dir grüßen?"

Fritz Vanheil preßte des Freundes Hand. Eine starke Aufregung arbeitete in ihm. „Daß ich das jetzt erst erfahre", stieß er hervor. „Natürlich sollst du sie grüßen, und ich würde eher meinen Kopf vergessen als mein Versprechen. Donnerwetter, wie mich das aufregt. Wo steckt denn nur Marga? Es ist doch sechs Uhr vorbei und Feierabend. Warte, ich werde sie dir rufen."

Er tat ein paar Schritte und kam noch einmal zurück.

„Ich will doch lieber gleich von dir Abschied nehmen. Ich bin kein Freund von langwierigem Händedrücken. Wir wollen sagen, ‚auf Wiedersehen', Robert. Halte dich munter, alter Junge. Des Lebens Mai blüht einmal und nicht wieder. Adios!"

„Ja," meinte er und trat an den Tisch zu den andern, „da muß ich nun nochmal in den Hafen. Ich muß doch dabei sein, wenn Robert Twersten in die Neue Welt abdampft! Hier geht's ja auch ohne mich. Amüsiert euch." Und er schüttelte allen die Hände.

Nach wenigen Minuten kam Marga. Der alte Rochus trabte hinter ihr drein.

„Guten Abend, Robert. Fritz sagt mir, du bist hier, um Abschied zu nehmen? Wie viel Zeit hast du denn noch für mich erübrigt?"

„Eine Stunde noch, Marga."

„Warte, die soll uns allein gehören. Ich werde nur Vater noch Bericht erstatten."

Martin Vanheil hatte schon den Prokuristen herangewinkt. „An den Tisch, Rochus. Ich muß Ihnen den Monatslohn wieder abjagen. Sie sollen dies Haus nicht verlassen, es sei denn um fünfzig Pfennig ärmer! Kapitän, einen Männerskat, was?"

„Soll mir bei den schlechten Zeiten sehr angenehm sein, Herr Vanheil."

„Oho, schlechte Zeiten! Da sollen Sie einmal Marga hören! Nun, Döchting," und er gab die Karten aus: „fünf, Skat, nochmal fünf. Wat is mi dat mi di, mien Deern?"

Marga trat hinter seinen Stuhl, und während sie sprach, blickte sie über seine Schulter hinweg den alten Rochus fest an. Und der alte Freund saß ganz still und geduckt und ließ die Kartenblätter durch die Finger rascheln.

„Der Wochenabschluß ist wieder einmal bedeutend besser, als wir erwartet hatten. Und für die nächste Zeit stehen mit aller Bestimmtheit gleich günstige zu erwarten. Du darfst also mit Ruhe heute abend sogar eine Mark verlieren."

Über Martin Vanheils Gesicht zuckte die Freude. „Mein altes, braves Geschäft. Trotz ‚altfränkisch'! Ja,



Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 09:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957 Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ja, es geht auch so. Was? So ein altes, braves Geschäft . . ."

Und er lachte glücklich in sich hinein und spielte den ersten Trumpf aus, der ihm gestochen wurde.

Frau Henriette und Erika begaben sich in die Küche, und das Kindermädchen holte die strampelnden Enkel ab.

Marga winkte dem Freunde zu. „Komm, wir wollen uns ins Nebenzimmer setzen."

Sie saßen sich gegenüber und sahen sich schweigend an. Und dann sagte Robert Twersten, um die Stille zu verscheuchen: „Es freut mich, daß die Geschäfte so gut bei euch gehen."

„Sie gehen nicht besser als sonst."

„Aber ich hörte doch selbst — ja — du sagtest doch vorhin deinem Vater — —"

„Daß die Geschäfte glänzend gingen? Natürlich sagte ich das. Hast du denn nicht bemerkt, wie das den kranken Mann freute? Glaubst du denn, er würde sonst auch nur eine Minute Ruhe hier oben haben? Und er muß sie haben, und ich sorge dafür. Das ist alles."

„Marga —" fragte Robert Twersten, „ist das nicht sehr viel gewagt?"

Marga Vanheil gab den staunenden Blick zurück. „Es handelt sich doch um meinen Vater, Bob!"

„Und wenn er nun wieder gesund wird und wieder ins Kontor hinunter darf? Dann merkt er es doch sofort?"

„Dann merkt er es? Dann wollen wir uns freuen, daß er wieder gesund ist! Alles andere ist Nebensache. Im übrigen —" und ihr blasses Gesicht belebte sich, „ich habe dafür gesorgt, daß die Kasse einen günstigeren Bestand aufweisen wird."

„Du bist — auf eigene Hand — Geschäfte eingegangen?"

„Ja, Bob. Und sie werden glücken. Denn der Kompagnon, den ich dabei neben mir habe, ist erstklassig."

„Was für seltsame Menschen ihr seid", sagte Robert Twersten nach einer Weile. „Ich komme mir ganz klein neben dir vor."

„Ach," erwiderte sie lebhaft und setzte sich gerade auf, „das ist ja dummes Zeug. Der zukünftige Chef von K. R. Twersten tritt seine erste Weltreise an. Das ist eine andere Sache. Und eine bedeutungsvollere, weiß Gott. Nun sollst du mir aber auch dein Programm entwickeln, Bob."

„Ich habe deinen Eltern mitgeteilt, daß ich nach Amerika reise."

„Und du gehst nicht hin?"

„Doch, ja, aber — Marga, zwischen uns soll nie ein Geheimnis sein. Fritz hat es erraten. Und du sollst es wissen. Dir allein wollte ich es sagen, und du wirst es für dich bewahren, weil es vorläufig noch meinem Vater gehört. Ich fahre mit der ‚Ingeborg' und dem ‚Theodor Bramberg' nach Santiago de Cuba."

Marga Vanheil beugte sich vor. „Du —?" fragte sie. „Du bringst die Schiffe hin?"

„Weil ich zu meiner Mutter reise, Marga."

Sie faßte seine Hände und hielt sie in den ihren. „Dein Vater muß ein großes Vertrauen in dich setzen. Herrgott, Bob, wie muß dir zumute sein."

„Ich würde mich noch mehr freuen, Mama wiederzusehen, Marga, wenn ich dich nicht so lange entbehren müßte."

„Ach was," und das große, blonde Mädchen lachte ihn fröhlich an, „wer spricht jetzt davon? Ich spreche von deinem Vater. Bob, daß du die Probe bestehst und als fertiger Mann wiederkommst!"

„Als Mann oder überhaupt nicht!"

„Recht so, Bob."

„Es scheint dir nichts daran zu liegen, wenn ich ganz wegbleibe."

„Nur wenn du nicht als Mann wiederkämst, wie dein Vater es wünscht!"

„Ich will nur wissen, was du wünschest."

„Den Mann, Bob!" und ihre Augen blitzten.

Er warf mit einer Bewegung, wie sie Karl Twersten hatte, den Kopf zurück. „Hast du mich lieb, Marga?"

„Viel zu lieb für deine einundzwanzig Jahre. Genügt dir das?"

„Nein. Das genügt mir nicht. Denn so spricht man mit Kindern. Ich will wissen, was ich zu erwarten habe, wenn ich wiederkomme."

„Komm erst wieder. Dann bin ich eine alte Jungfer. Das geht furchtbar schnell mit mir. Und du dankst Gott und deiner Freundin Marga, daß du heute ohne eine Antwort weggekommen bist."

„Weich mir nicht aus. Ich geh nicht von der Stelle, bis ich eine Antwort von dir habe."

„Gut. Hier hast du sie. Ich bin dreiundzwanzig Jahre und habe für eine Familie und eine Firma zu sorgen."

„Wenn du meine Frau bist, übernehme ich das alles. Und jetzt poche nicht immer auf den lächerlichen Altersunterschied. Ich habe dich lieb und will dich."

„Du willst mich. Das ist ein starkes Wort."

Nun war auch sie blaß und erregt wie er. Aber sie hatte eine Freude an ihm.

„Geh jetzt, Bob. Es ist Zeit, daß du aufs Schiff kommst. Es gibt augenblicklich nichts Wichtigeres als das."

„Es gibt noch viel Wichtigeres", murmelte er, schlang den Arm um ihren Hals und ließ seine Lippen nicht von den ihren.

Erst saß sie ganz still vor Überraschung. Dann hob sie den Arm. Aber sie stieß ihn nicht weg. Mit einer ganzen weichen Bewegung legte auch sie den Arm um seinen Hals.

„Lieber, dummer Junge . . ." brachte sie hervor. „Komm wieder . . . Aber bis dahin sollst du frei sein. Ich will auf dich warten, ja, wenn du es nun einmal nicht anders willst. Aber du sollst frei sein. Wer ein Mann werden will, wie dein Vater ist, Bob —"

„Nein! Ein Mann, wie ich werden will! Und wenn es Jahre dauert."

„Also werde ein eigener. Das ist das selbe. Jeder echte Mann ist es. Aber wir küssen uns wahrhaftig wie die Kinder."

„Sind wir auch, du Liebe du!" rief er übermütig. Wie gut ihn der Wagemut kleidete.

„Zum letztenmal, Kinder — —" Sie sagte es wie für sich. Und sie betastete sein Gesicht und sein Haar mit einer



Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 09:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957 Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ganz frauenhaften Bewegung, und küßte ihn noch einmal leise. „Lebe wohl, Bob. Nun habe ich dir nichts mehr zu sagen als — lebe wohl!"

Er zog ihre Hände an seine Lippen. Seine Wangen glühten.

„Lebe wohl, Marga."

Und nun schüttelten sie sich kräftig die Hände und nickten sich zu. Und sie stand noch in der Haustür, als er sich an der Straßenecke nach ihr umwandte und hoch seinen Hut schwenkte. Dann eilte er zum Hafen hinab und fuhr zu Brambergs Ladekai. Dort traf er seinen Vater und Herrn und Frau Bramberg.

„Pünktlich auf die Minute," sagte Twersten, „das lob ich mir." Er faßte ihn zutraulich unter den Arm und ging im Gespräch mit ihm auf und ab.

„Instruktionen brauche ich dir keine mehr zu geben. Du führst den Namen Twersten hinaus wie ein Schiff, das zum erstenmal an fremder Küste seine Flagge zeigt. Und was es mit einer Flagge auf sich hat, das weißt du selber als Hamburger Kind."

Sie gingen an Bord der „Ingeborg". Der Kapitän trat grüßend heran. „Alles klar."

„Dann lassen Sie in Gottes Namen den Anker heraufholen." (Fortsetzung folgt.)

Diät und Küche in diätetischen Sanatorien.

Von Dr. Curt Pariser, Homburg v. d. Höhe.

Die Rolle, die eine wissenschaftliche Diätetik in der Behandlung aller Krankheiten spielt, ist heute allgemein als eine der wichtigsten anerkannt. Es ist begreiflich, daß in einem Sanatorium je nach der Art der vorwiegend in ihm zur Behandlung kommenden Erkrankungen ein oder der andere Heilfaktor — wohl meist physikalischer Natur — im Vordergrund steht, wie z. B. Freiluftliegekur, Wasserbehandlung in ihren verschiedenen Arten, Luft- und Sonnenbäder, Elektrizität, Uebungsbehandlung, instrumentelle Behandlung usw. Aber in keinem kann nach den heute geltenden Anschauungen — wenn es sich nicht um operative Maßnahmen handelt — die Diätetik so weit zurücktreten, daß sie neben den erwähnten Momenten einen Faktor nur zweiten Ranges bilde. Sie ist ihnen in Wahrheit ebenbürtig; zur Erzielung eines wirklichen Erfolges sind beide Arten von Heilpotenzen, mehr oder minder vereint mit medikamentöser Beeinflussung, untrennbar nötig.

Darum bezieht sich das Thema praktisch auch auf alle wissenschaftlich geleiteten Sanatorien: und ist die Einschränkung, diätetische Sanatorien, eine scheinbare, mag es auch eine Reihe von Häusern geben, die als eine besondere Spezialität die Behandlung solcher Krankheitsgruppen pflegen, deren Therapie — ohne einen der genannten anderen Faktoren zu vernachlässigen — auch schon nach Laienkenntnis von jeher in erster Reihe eine diätetische ist, die Gruppe der Erkrankungen der Verdauungsorgane und der Stoffwechselstörungen.

Diät und Küche — das heißt: Theorie und Praxis der Diätetik.

Als Theorie müßte eigentlich ein Grundriß der Diätetik für die hauptsächlich in Betracht kommenden Erkrankungen und Indikationen gegeben werden. Davon muß hier Abstand genommen werden. Das würde an sich eine fachmedizinische Abhandlung werden, leicht verwirren und gar viel Platz fortnehmen. Nur so viel sei gesagt: Die Diätetik des Sanatoriums muß den besten wissenschaftlichen Grundsätzen, die für die einzelnen Erkrankungen gelten, Rechnung tragen; sie muß alle Möglichkeiten und Nuancierungen berücksichtigen und hat eine belehrende Verpflichtung, indem sie den Klienten ein brauchbarer Wegweiser werden soll für ihr diätetisches Verhalten fürderhin.

Welche allgemeinen diätetischen Grundsätze und Folgerungen ergeben sich nun aus der wissenschaftlichen Diätetik für die ärztliche Leitung der Sanatorien?

1. Wir brauchen eine gewürzarme Kost. Gewürzte Kost ist nirgends erforderlich, ja, wir können sie im ganzen Gebiet der eben entwickelten Diätetik nicht einmal dulden. Die einzige Ausnahme ist vielleicht die Diät der Obstipation, bei der mäßige Mengen von Gewürzen erlaubt, vielleicht sogar zu empfehlen sind. Gewürzarme Kost, aber keineswegs eine geschmacklose! Im Gegenteil, bei dieser Kost wird die Stelle der eigentlichen starken Gewürze aufs feinste und vornehmste ersetzt durch den Eigengeschmack und durch das Eigenaroma der verschiedenen Suppen-, Fleisch-, Fisch- und Geflügelsorten, der verschiedenen Gemüse, grünen Salate, Obstsorten, der warmen und kalten Süßspeisenkunstwerke, nur leicht bereitet, nur angedeutet im Geschmack und doch belebend durch die geschaffene Abwechslung. Von Gewürzen kommt sonst nur in Betracht etwas Salz, einige Suppenkräuter in diskretester Anwendung, Zitronensaft, eventuell etwas Zimt, in Verbindung mit Zucker über ein Mehlgericht usw. gegeben. Unsere Küche darf nichts von der Krankenküche haben und hat dies, wenn sie richtig geleitet, auch nicht, selbst nicht in den kompliziertesten Fällen. Es ist eine vornehm heitere Diät. Der Klient darf nie merken, was ihm entzogen werden muß, weil er ausgleichende Befriedigung empfindet über das, was ihm geboten wird. Wir brauchen uns nicht irremachen zu lassen, wenn Patienten, draußen scharfe Kost gewöhnt, die milde Diät des Sanatoriums zunächst als geschmacklos empfinden; deren Geschmack ist unrichtig erzogen, verdorben und verbildet. Unsere Aufgabe ist vor allem, unseren Patienten das Richtige in der Diät zu geben; wir geben ihnen in gewürzarmer Kost nebenbei auch in bezug auf kulinarische Aesthetik das Beste. Mein trefflicher Chef hat einmal nach dieser Richtung hin ganz in meinem Sinn ein Wort geprägt, das für alle Sanatorien Gültigkeit hat: „Naturel ist immer das natürlichste!" Die erwähnten Klienten gewöhnen sich übrigens schnell an die zwar gewürzarme, aber keineswegs geschmacklose Kost.

2. In der Diät soll die Fleischernährung zurücktreten, das heißt zurücktreten vor allem im Verhältnis zu den Fleischrationen, die das Menü der Hotels zu



Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 09:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

häufen liebt. Eine Darbietung von Fisch-, Fleischbeilage zum Gemüse, Geflügel, Braten hintereinander ist, auch selbst ohne Geflügelgang, viel zu viel Fleisch. Ein Fleischgang mittags und ein Fleisch-, Fisch oder Geflügelgang oder eine Eierspeise abends genügen vollvollkommen. Alle Diätformen haben neben dem lokalen Wirkungzweck noch den allgemeinen: sie sollen auch beruhigend wirken, und viel Fleisch in der Diät wirkt nun einmal erregend, beunruhigend, zum mindesten Unruhe erhaltend und ihr Abklingen verzögernd. Eiweißträger wird der Körper auch in diesen Fleischrationen genug zugeführt erhalten, und wünscht man mehr, so ist dieses leicht durch Darreichung von Eiern oder Milch zu erreichen.

3. Wein. Bezüglich des Weines stehen wir wohl alle auf dem Boden zwar nicht der Abstinenz, wohl aber ausgesprochener Temperenz. In unseren Häusern ist der Wein wohl meist nur als Geschmackskorrigenz für Wässer in Gebrauch bzw. rein genossen als Geschmacksanregungsmittel in sehr kleinen Quantitäten.

4. Zahl und Art der Mahlzeiten. Die Sanatorien sollten fünf Mahlzeiten bieten: Erstes und zweites Frühstück, Mittagbrot, Vesper und Abendbrot. Da, wo Indikation zu Gewichtsvermehrung besteht, sollte noch vor dem Schlafengehen etwas dargeboten werden, ein kleines kaltes oder warmes Mehlgericht oder Milch oder Sahne. Auch bei Entfettungskuren empfiehlt es sich, vor dem Zubettgehen noch eine Kleinigkeit zu bieten, vielleicht einen Apfel, eine Birne. Die Pause ist sonst leicht zu groß, und die peinlich empfundene Magenleere stört den Schlaf und macht nervös.

Was und wie viel zum zweiten Frühstück geboten wird, hängt von den Erfordernissen des Einzelfalls ab.

5. Material: Das ganze Gebäude unserer subtilen Diätetik, die große Reihe unserer Erfolge, Heilungen oder Besserungen beruht auf der Verwendung des allerbesten Materials, das überhaupt erhältlich. Das ist ein Fundamentalsatz für unsere ganze Diätetik und Küche. Surrogate erfüllen nie auf die Dauer den Zweck einer wirklichen Stellvertretung, erfüllen diesen Zweck selbst nicht für kürzere Zeit. Die Zitrone ist wesentlich teurer als der Essig, aber man lasse die zartesten Salate mit Essig statt mit Zitronensaft bereiten, und man wird sehen, daß, von geschwächten und empfindlichen Verdauungsorganen gar nicht erst zu reden, alsbald Verschiedenes nicht mehr zusammenzustimmen beginnt, daß Kompotte, Süßspeisen, besonders kalte, mit Schlagsahne bereitete, daß vor allem Milch und Sahne nicht mehr vertragen werden. Man nehme minderwertige Fette oder nicht ganz erstklassiges und schon beim Fleischer sorgsam behandeltes Fleisch und auch davon nur bestimmte Sorten oder geringere Sorten von Gemüsen und nicht die frischesten und zartesten und vor allem nicht die geeignetsten oder geringere Sorten von Kompotten usw., und man sieht das gleiche. Man sieht das gleiche, wenn man alles gut nimmt, bis auf eine Einzelheit, die vernachlässigt sei. Es ist dann ein falscher Ton in der Harmonie, und diese ganze Harmonie ist gestört und bricht in sich zusammen.

Zum Kapitel des guten Materials gehört auch ein guter Koch.

Diese Gedanken sind allen Sanatorienbesitzern geläufig; es wäre aber durchaus wünschenswert, daß sie auch bei dem Publikum und einer Heilung suchenden Klientel Eingang fänden. Und darum möge es denn noch einmal betont werden, daß eben nur auf Grund des besten Materials eine gute Diätetik möglich ist.

Wenden wir uns nun dem eigentlichen Küchenrayon zu, so erhebt sich praktisch aus wichtigen Dispositionsgründen zunächst die Frage: Ist bei den so komplizierten Ansprüchen, die jedem einzelnen individuell gerecht werden sollen, die Schaffung eines Durchschnittsmenüs, wenn ich so sagen darf, möglich? Die Küche muß ja für eine Reihe von Tagen mit den Bestellungen vorsorgen können; das trifft überall zu, insbesondere bei Sanatorien, die etwas isoliert liegen. Die Frage ist zu bejahen. Es gibt eine mittlere Linie, auf der die Mehrzahl der sich ergebenden Notwendigkeiten vereinigt werden kann, von der aus mit nicht unerschwinglicher Mühewaltung die speziellen Berücksichtigungen genommen werden können. Der Wege, wie man zu einem Durchschnittsmenü gelangt, das noch kompliziert genug aussieht, gibt es sicher mehrere. Ein solches Menü wird wohl immer für eine Woche entworfen. Der Entwurf ist meiner Meinung nach rein ärztlicher Dienst und wird in einer Konferenz der Aerzte und Köche fertiggestellt, eine Arbeit von mindestens zweieinhalb bis drei Stunden. Die Schwierigkeiten ergeben sich stets erst bei der Arbeit selbst und resultieren aus dem immerhin recht engen Gebiet, auf dem man sich nur bewegen kann, aus der wechselnden Reichhaltigkeit der Möglichkeiten je nach der Jahreszeit, aus der wechselnden Zusammensetzung der Klientel und den vielen persönlichen Wünschen und ihren Idiosynkrasien, die, abgesehen von den diätetischen Notwendigkeiten, berücksichtigt werden wollen, und dazu kommt die große und gar nicht genug zu beachtende Forderung der Abwechslung. Damit aber noch nicht genug; der Küchenchef und die Küchenwirtschafterin müssen genau und frühzeitig besprechen können, für wie viel Personen z. B. weißes Fleisch oder haschiertes Fleisch oder statt des Fleisches Fisch oder Eierspeise oder Gemüse oder Kompottpüree, für wie viel Personen zuckerfreie Kompotte oder zuckerfreie Mehlspeisen oder neben kalten Süßspeisen warme Süßspeisen oder zuckerfreie Süßspeisen oder Obst usw. vorbereitet werden müssen. Die Küche muß stets wissen, wer auf seinem eigenen Zimmer ißt, und was jeder einzelne zu bekommen hat; im Speisesaal müssen die servierenden Mädchen oder Diener genau über die Diät jedes einzelnen Tischgastes informiert sein bzw. sich jeden Augenblick informieren können, und schließlich — keine unwichtige Angelegenheit — muß Sorge getragen werden, daß Küche und Speisesaal unverzüglich von allen diätetischen Veränderungen benachrichtigt werden, die bei den einzelnen Patienten in der Sprechstunde oder beim Besuch auf den Zimmern angeordnet werden.

Wir gelangen nun an eine Stätte, die bei der Erörterung des Themas: „Diät und Küche in Sanatorien" nicht minder eine eingehende Besprechung erfordert — in den Speisesaal. Der Speisesaal an sich muß heiter sein, in behaglich lichten Farben gehalten, die aber — ein Fehler, der leicht begangen wird — nicht frostig wirken dürfen. Am Tage hell durch die Sonne — am Abend strahlend hell durch reichliche Beleuchtung; reiche Beleuchtung gibt etwas Festliches, Festliches stimmt anregend, froh, übt eine unzweifelhafte Massensuggestion in diesem Sinn und löst dadurch das Einzelindividuum wohltätig vorübergehend los von seinen Beschwerden, macht es aufnahmefähig. Des Tisches erster und hauptsächlichster Schmuck ist unbedingte Sauber-



Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

keit; für stets peinlich weiße Tischwäsche ist natürlich Sorge zu tragen, geschmackvolles Service und Glas und schöne Bestecke, dauernd in tadellosem Zustand gehalten, sind ein Erfordernis, das nicht umgangen werden darf. Bunte Läufer oder Milieus die Tische entlang, Tischdekorationen und dann vor allem Blumen auf den Tisch, Blumen in wirklich schmückender Fülle, reizvollem Arrangement und in häufigem Wechsel! Blumen gehören zum Tisch und zum Mahl! Ihr Anblick, ihr feiner Duft wirkt beim Betreten des Saales wie eine lieblich heitere Einführungsmusik, wirkt, um im Bilde zu bleiben, während des ganzen Mahles wie ein entzückendes stummes und doch klingendes Konzert.

Zum behaglich festlich einladenden Tisch gehört auch eine etwas festlich gekleidete Tischgenossenschaft, besonders am Abend, um die erheiternde, belebende Wirkung voll zu machen. Nicht, daß ich einem großen Aufwand an Toilette das Wort reden will; das wäre nirgends weniger angebracht als in einem Sanatorium, wo alles auf möglichst große Bequemlichkeit der erholungsuchenden Gäste hinzielt. Aber Bequemlichkeit ist nicht das gleiche wie Nonchalance. Es läßt sich sehr wohl durch die Aerzte wie durch andere Organe der Häuser ein sanfter und doch meist wirksamer Einfluß nach dieser Richtung hin erzielen, wenn es überhaupt nötig sein sollte. „Angezogen zu sein" wirkt in doppelter Hinsicht. Einmal persönlich. Der Leidende fühlt sich gehoben, zusammengerafft, er ist ein anderer Mensch, und dann kommt wieder aus dem Rundblick auf ebenso mit leichter Festlichkeit Gekleidete die Massensuggestion der Allgemeinheit zugute, und es schmeckt dem einzelnen wie allen besser.

Zur Behaglichkeit des Speisesaals und zum geräuschlosen schnellen Servieren gehört bei den so zahlreichen Extraverordnungen ein reichliches, gutes und geübtes Servierpersonal. Eine Frage von Bedeutung für die Organisation im Speisesaal ist es, ob an großen gemeinsamen oder an kleinen separaten Tischen gegessen werden soll; beides hat seine Vorzüge und seine Nachteile. Viele Klienten wünschen mit einem oder mehreren begleitenden Familienmitgliedern allein oder mit einem oder dem anderen neu gewonnenen, besonders sympathischen Bekannten an einem besonderen Tisch zu essen, aus gesundheitlichen oder persönlichen Gründen; andere fühlen sich in der gleichen Situation peinlich allein. Am sichersten scheint sich ein gemischtes System zu empfehlen, das sich den einzelnen Wünschen und Notwendigkeiten bequem anpaßt.

Zum Schlusse dieses Abschnittes möge noch die Frage zur Diskussion gestellt werden, ob die Aerzte den Mahlzeiten als aktive Teilnehmer beiwohnen sollen oder nicht. Ich halte die Frage für recht wichtig. Es ist gar nicht zu verkennen, daß die Bejahung dem Arzt eine große, fernere Last auferlegt, denn sein Familienleben wird ihm hart beeinträchtigt, und die Stunden der Mahlzeiten sind ihm dann keine Erholung, sondern ein Exerzitium angespanntester Aufmerksamkeit, eine fast ununterbrochene Reihe von kleinen Anfragen. Und trotz dieser starken Ansprüche an die Selbstverleugnung der Aerzte möchte ich die Bejahung dringend empfehlen. Mit der Anwesenheit des Arztes ist ein Ruhepunkt von größtem Werte im Speisesaal geschaffen, den keine Hausdame usw. in ähnlicher Weise erbringen kann. Trotz der detailliertesten Kurordnung hat so mancher unserer Tischgenossen Zweifel, Sorgen und Fragen genug — ob notwendig, ob überflüssig, ist ganz gleich — im Herzen. Ein guter Teil von ihnen ist schon beschwichtigt durch den Gedanken, daß der Arzt, der ihrer aller Vertrauen besitzt und für sie alle Verantwortung zu tragen hat, gegenwärtig ist, daß er alles angeordnet hat und alle Ausführungen sieht.

Und nun „hinab zu den Müttern!" — zum letzten Kapitel, zu den Kosten! Ein sehr ernster Punkt. Die Normierungen aller Sanatorien sind gegenüber den Preissätzen vor noch zehn Jahren wesentlich höher geworden, mußten höher werden, und ich glaube nicht, daß die Bewegung nach oben schon als abgeschlossen gelten kann. Zum mindesten muß als sicher hingestellt werden, daß eine rückläufige Bewegung nicht möglich ist, so gern die Sanatorienbesitzer selbst sie schon aus begreiflichen Rücksichten des Wettbewerbes inszenieren würden.

Das Publikum setzt die Normierungen von Sanatorien gern in den Vergleich zu den sogenannten Pensionspreisen von Hotels und ist dann geneigt, die ersteren zu hoch zu finden; in Wirklichkeit liegen die Verhältnisse umgekehrt, wenn man nur Gleiches mit Gleichem vergleicht — sie liegen selbst dann tatsächlich umgekehrt, wenn sogar die Sanatoriensätze den Zahlen nach höher sein sollten. Man betrachte nur folgendes: Das Hotel kann wesentlich größer sein, die Rohmaterialien des Hotels können gute Darbietungen sein und brauchen doch nicht skrupulös und ausgesucht zu sein, wie es die Heiltendenzen des Sanatoriums nötig machen, und gerade das letztere macht die Teuerung. Die Hotelpension umfaßt nur drei Mahlzeiten; eventuelles zweites Frühstück und Nachmittagstee werden extra und nicht niedrig berechnet, ebenso jedes Ei und jedes Glas Milch oder Sahne, Positionen, die in nötiger Reichhaltigkeit in jedem Sanatorium ohne besondere Rechnung gereicht werden. Das Menü der Hauptmahlzeiten ist ein uniformes; jeder Extrawunsch muß extra honoriert werden. Eine Mittag- oder Abendmahlzeit à la carte ist bekanntlich ein sehr kostbarer Genuß, wie vollkommen begreiflich, während die Sanatorien sich bemühen, die Extrawünsche und Erfordernisse unausgesprochen und ohne besondere Berechnung zu erfüllen. Und dann haben die Hotels eine sehr erhebliche Einnahme aus Wein und sonstigen Getränken, die bei Sanatorien so gut wie ganz wegfällt. Die Betonung und Durchführung moderner Diätetik ist heute für alle Sanatorien, wie ich einleitend ausführte, eine Existenzbedingung geworden, und diese moderne Diätetik ist außerordentlich teuer. So teuer, daß es durchaus begreiflich erscheint, wenn Häuser, die auf mittlere Preise halten müssen, sich damit begnügen, diätetische Sanatorien in dem allgemeinen Sinne zu sein, und die Behandlung der die kompliziertesten, nuanciertesten und kostspieligsten Diätetik erfordernden Krankheiten der Verdauungsorgane und des Stoffwechsels speziellen Sanatorien, den diätetischen Sanatorien im engeren Sinne überlassen — die Behandlung und mit ihr das Odium notgedrungen höherer Preise. Sei es darum, wenn nur jeder an seinem Platze seine Pflicht tut!

Wir können es mit Stolz sagen: Unser deutsches Sanatoriumswesen in seiner Ganzheit steht mustergültig da und bisher unerreicht von den gleichgesinnten Bestrebungen in anderen Ländern, und nicht das letzte Ruhmesblatt in seinem Kranze wird gebildet durch: Diät und Küche in deutschen Sanatorien.



Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Das russische Hofballett.

Hierzu 10 Abbildungen.

Das Ballett in seiner traditionellen Form ist von der deutschen Bühne verschwunden seit den Tagen einer Fanny Elsler, einer Adele Grantzow, der beiden Taglioni und der vielbewunderten Lucile Grahn. Der Gegenwart ging das Verständnis für den holden Lug und Trug verloren, mit dem silberbeflügelte Elfen und neckische Kobolde kühne Ritter und schmachtende Prinzessinnen umgaukelten, und statt der Phantasie spricht nackte Wirklichkeit, die Traum und Poesie als Kulisseneffekte heranzieht, mehr zu den Sinnen als zu den Herzen. Und doch muß in der einst „klassisch" genannten und dann „geziert" gescholtenen Tanzkunst von Anno dazumal eine eigene Anziehungskraft schlummern! Wie wäre es sonst denkbar, daß sie bis heute in der Erinnerung und noch heute in Wahrheit weiterlebt, gestützt und begünstigt von dem prachtliebendsten aller Höfe und einer über jedes Maß verwöhnten und verschwenderisch spendenden Gesellschaft. Die Tänzer und Tänzerinnen des Kaiserlichen Marientheaters, die jetzt aus dem alten heiligen Rußland in die Welt ziehen, gleichen den schillernden Vögeln, die in immer neuer sieghafter Schönheit einem versinkenden Boden entsteigen, den verklärenden Schimmer einer ruhmreichen Vergangenheit und das Licht des anbrechenden Tages auf ihrem leuchtenden Gefieder — eine Verschmelzung des wehmütigen „es war" mit dem zwingenden „es ist". Diese anmutigen, feingliedrigen Frauen, diese behenden Männergestalten in teils charakteristischen, teils prunkvoll phantastischen Kostümen fesseln nicht nur durch das Eigenartige, uns Fremde ihrer Leistungen, sie reißen auch den kühlen Kritiker durch das Feuer und die Hingebung für und an ihre Kunst mit sich fort. Es verrät nicht nur gute Schule, wie die Landestänze in farbenprächtiger und kostbarer Nationaltracht von den Damen und Herren ausgeführt werden — das Sichhineindenken dieser Künstler in Aufgaben, die ihrem Naturell gar nicht entsprechen, das ist das eigentlich Moderne in diesem vieux jeu, denn die kurzen Tüllröckchen, die Pirouetten, die Pas, die Posen sind eben halbvergessenes Spiel. Die Tanzszenen in altrussischem Stil des Fräuleins Ewgenia Eduardowa (Abb. nebenstehend) und ihres Partners, des ersten Charaktertänzers Iwan Kusoff (Abb. S. 806), atmen die ganze Leidenschaftlichkeit, fast möchte man sagen: Wildheit des slawischen Temperaments, und lassen das Gegenstück dazu, den englischen Matrosentanz Alexander Schirajeffs (Abb. S. 808), noch schärfer hervortreten. Die anmutige, schlanke Erscheinung der Prima Ballerina Anna Pawlowa



Ewgenia Eduardowa, erste Charaktertänzerin, im Kopfputz einer russischen Bojarin.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Elsa Will, erste Solistin.



Iwan Kusoff, erster Charaktertänzer.

(Abb. S. 807) mit ihren dunklen, eindrucksvollen Augen, die rassige Schönheit einer Njesluchowskaja (Abb. S. 808), die katzenartige Geschmeidigkeit der Gorschkowa (Abb. S. 808), das alles spricht eine Sprache, die wir nicht oft vernehmen, begleitet von den Melodien russischer Opern und Gesänge. Ueber dem Ganzen schwebt etwas wie das Bewußtsein ununterbrochenen Triumphs in Beruf und Leben, die Ahnung einer über Jugend und Fröhlichkeit strahlenden Sonne. —

Organisation und Leitung der Ballettaufführungen des Kaiserlichen Marientheaters in Petersburg sind einzig in ihrer Art. Wohl nirgends spielt das Ballett noch eine so große Rolle wie im Petersburger Theaterleben. Die Grundlage des russischen Hofballetts bildet die Ballett-

Nicolai Legat, erster Solotänzer.



Frl. Konjetzkaja im Phantasiekostüm.

Digitized by Google

Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 09:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Anna Pawlowa, die Prima Ballerina.



Digitized by Google
Original from
CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Ballettmeister Alexander Schirajeff
im englischen Matrosenkostüm.

schule, deren Erhaltung zusammen mit den Ausgaben für die Bühne der kaiserlichen Schatulle jährlich mehr als vier Millionen Mark kostet. Diese Ballettschule ist eigentlich ein Mädchenpensionat, denn schon im fünften Lebensjahr müssen die Kinder in das Institut eintreten, das sie im siebzehnten, körperlich und geistig für ihre Lebensaufgabe herangebildet, verlassen, um nun öffentlich aufzutreten und, entsprechend ihren Fähigkeiten und Anlagen, sich eine Stellung zu ertanzen, die häufig weit über das Bereich der bemalten Leinwand hinwegragt. Die Damen dieser Ballettschule erfreuen sich gesellschaftlichen Ranges und wissen in allen Fällen ihre Zeit auszunutzen. Nach zwanzig aktiven Tanzjahren werden sie vom Repertoire abgesetzt, nach Riesengagen mit sehr auskömmlicher Pension, zu der sie sich, fern von Madrid, noch ein „Taschengeld“ mit ihrer Kunst erwerben dürfen. Tanzmatronen und ehrwürdige Greisinnen auf Zehenspitzen kennt das glückliche Marientheaterpublikum also nicht. Das Lächeln der Lippen und die rosigen Wangen sind echte Schätze — nicht Gewohnheit geworden und angeschminkte Theaterleihgabe. T. D.



Fräulein Eduardowa im Kostüm
einer kleinrussischen Bäuerin.



Maria Gorschkowa, erste Solistin.



Inna Njesluchowskaja im Probekostüm.


Digitized by Google
Original from
CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google


Markthalle in Daressalam.

Leben der Europäer in Deutsch-Ostafrika.

Hierzu 12 photographische Aufnahmen von A. Halwas.

Wohl allgemein herrscht die Ansicht, daß ein längerer Aufenthalt in den Tropen meist ungünstig auf den Gesundheitzustand des Europäers einwirkt. In manchen Fällen ist dies allerdings richtig, doch kann man in der deutschen Kolonie ganz gut längere Zeit leben, ohne Schaden an seiner Gesundheit zu nehmen, allerdings muß man sich vor allen Dingen genau der besonderen Lebensweise im Tropenklima anpassen.

Selbst in Daressalam, der Hauptstadt Deutsch-Ostafrikas, wo doch die Vorbedingungen am ehesten hierzu vorhanden sein sollten, wird noch allzu wenig Gewicht auf richtige Körperpflege und Ernährung gelegt. Die Zubereitung der Speisen in den Gasthäusern geschieht durch schwarze Köche, die wohl nicht immer das richtige Verständnis für europäische Sauberkeit haben; außerdem bietet die Speisekarte zu wenig Abwechslung und enthält meistens für die Tropen wenig geeignete Speisen, die mehr oder minder auf den Durst berechnet sind. Die Verheirateten und alle die, die eigene Messe machen, sind entschieden besser daran, da sie sich ihre Speisekarte selbst zusammenstellen und der schwarze Koch nach ihren Angaben die Speisen für die verschiedenen Mahlzeiten bereiten muß.


Ein Hausbesitzer in Ostafrika: Beim Morgenkaffee.

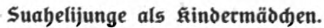
Und nun das gesellige Leben!

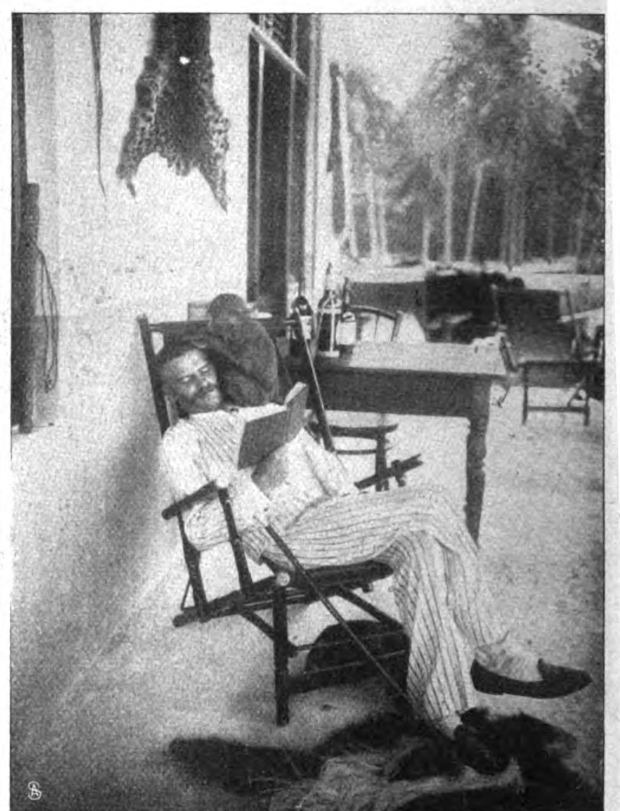
Außer dem Männergesangverein bestehen keine weiteren Vereinigungen, die Sport oder Geselligkeit pflegen. Interessante Abwechslung dagegen bietet die Jagd, aber sie ist gefahrvoll und anstrengend, daher auch nicht jedermanns Sache.

Erfolgreiche Jagd ist nur möglich, wenn einem mehrere freie Tage zur Verfügung stehen, damit man die entferntere Umgebung der Stadt abstreifen kann, denn in der Nähe gibt es kaum noch etwas zu jagen. Auch schöne Sonntagsausflüge lassen sich von Daressalam

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957 / Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google




Suahelijunge als Kindermädchen.



Ein Junggesellenidyll.

machen. Entweder zu Boot Rundfahrten im Hafen oder in das Meer hinaus nach der Leuchtturminsel. Das sind immer lohnende und prächtige Fahrten.

Außer diesen Ausflügen bietet Daressalam selbst Gelegenheit zu schönen Spaziergängen, so z. B. längs des Strandes sowie in den wohlgepflegten schattigen Alleen der Kulturparkanlagen. Auch das Leben auf den Straßen ist sehr rege und abwechslungsreich. Man sieht Inder und Araber im bunten Durcheinander mit Eingeborenen (Suahelis) in den verschiedensten Trachten

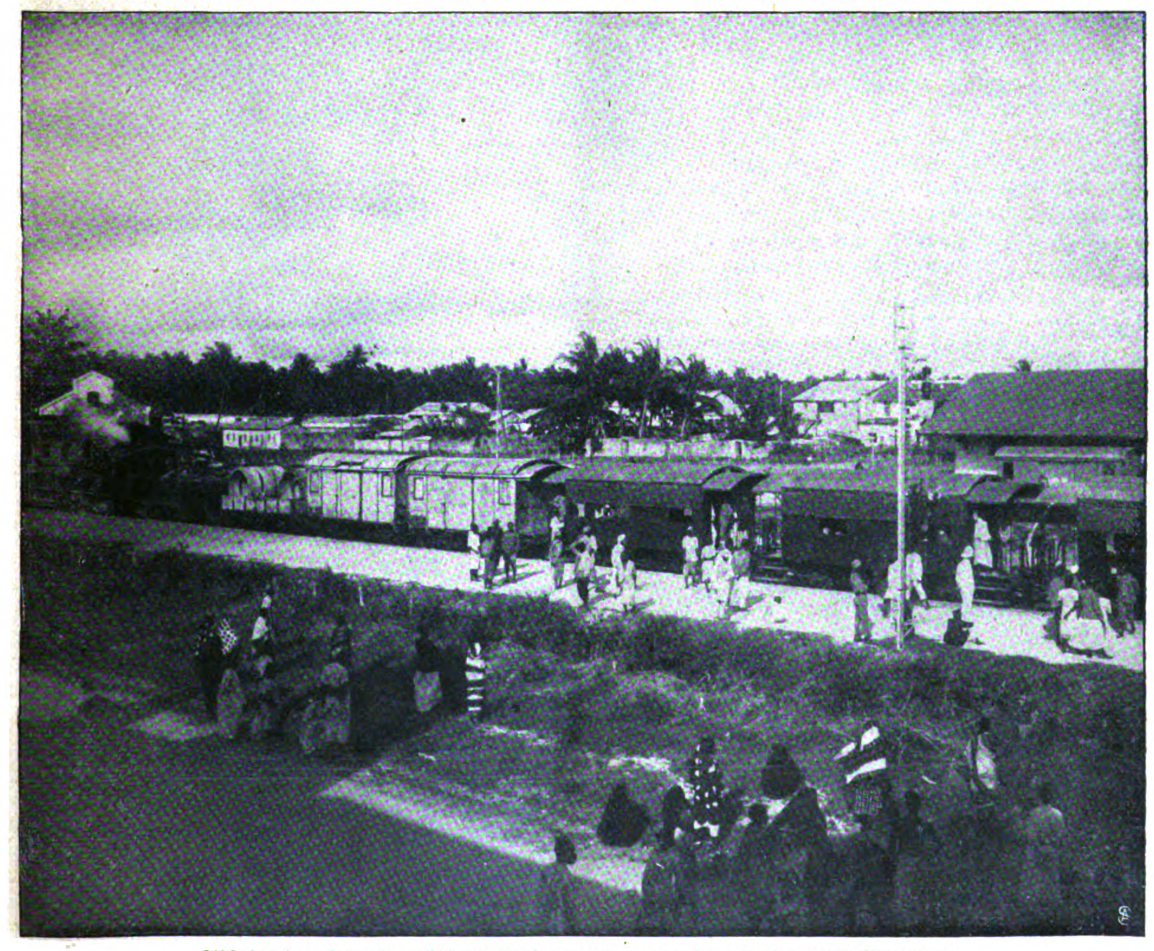


Brandung an der ostafrikanischen Küste.


Digitized by Google
Original from
CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Besuch schwarzer Schönheiten.



Abfahrt des fahrplanmäßigen Personenzuges von Daressalam nach Morogoro.


Digitized by Google

Original from
CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 09:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Blick in das Gouvernementsbureau.

Suahelis in der Häuslichkeit

Am Zoll: Aufstapelung der Waren.

und Farben — ein fesselndes Bild für jeden. Einen drolligen Anblick gewähren die Suahelimädchen in ihrer Eigenschaft als europäisches Kinderfräulein, wenn sie den Wagen mit dem weißen Baby vor sich herschieben und so durch die Straßen ziehen. Suaheliknaben als Kindermädchen sind auch nichts Seltenes und versehen diesen Dienst willig und gern. Das Leben zwischen Europäer und Eingeborenen ist im allgemeinen freundlicher, als man es in der Heimat annimmt. Der Inder dagegen ist in unserer Kolonie wenig beliebt; seine ihm angeborene große kaufmännische Begabung sichert ihm stets eine Ueberlegenheit über die Schwarzen, und dieses Talent nützt er denn weidlich aus. Hierbei kommt dem Inder auch die völlige Beherrschung der Suahelisprache zugute, so daß er den Deutschen gegenüber im Vorteil ist. Leider ist aber der Europäer in mancher Beziehung von den Indern abhängig, so zum Beispiel mit der Wäsche, die von ihnen allein besorgt wird, denn europäische Waschanstalten gibt es nicht in Daressalam. Die Art und Weise, wie das braune Volk mit der Wäsche umgeht, würde jede deutsche Hausfrau empören. Denn das schönste Leinen wird wie ein Stück Holz behandelt. Die Wäsche wird kalt eingeweicht, geseift, zusammen=

Generated on 2019-06-06 09:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY

gerollt und dann mit aller Gewalt auf einen großen Stein geschlagen, bis sie nach Ansicht des Inders sauber ist. Da dieses etwas eigenartige Verfahren die Wäsche natürlich in kürzester Zeit verdirbt, lassen die Verheirateten deshalb auch im Hause von ihrer schwarzen Bedienung waschen. Abgesehen von dem Schmerzenskind unserer Kolonie, dem Inder, läßt sich doch im allgemeinen sagen, daß auch unser Deutsch-Ostafrika mit der gegenwärtigen Eingeborenenpolitik zufrieden sein kann. Eine Besserung im Verkehr zwischen Weiße und Eingeborene ist entschieden zu vermerken. Hoffentlich bringt auch die Zukunftspolitik unserer Kolonie neues Blühen und Gedeihen.

A. H.



Auf der Veranda eines Beamtenwohnhauses.

Das blaue Licht.

Skizze von Katharina Hedwig von Sanden.

Vor fünf Tagen war ich von St. Malo gekommen, und nun hielt mich das kleine Fischerdorf fest. Auf den hohen Dünen lagen die wenigen Häuser und lugten ängstlich ins Meer hinaus, die Dachgiebel ein wenig in die Höhe gereckt wie ein banger Mensch, der sehnsüchtig hinausstarrt in das endlose Grau.

Das Meer hatte seine Winterfarbe angenommen, dies stumpfe, fast schwarze Grün, das selbst das Morgenlicht nicht mehr rosig färben konnte. Der Wind, der geradeswegs von den eisigen Meeren kam, stieß hart gegen die unterwühlte bretonische Küste — die Zeit, vor der die Frauen zittern, war wieder da.

Schwer ist der Himmel in diesem seltsamen Lande und die Blumen selten, die traurigen Weisen des Binion (bretonische Sackpfeife) sind hier entstanden. Sie singen den Himmel und das Meer und den kurzen glühenden Sommer, der wie ein Rausch vorüberfliegt. Man kann sie nicht vergessen.

In einem der Fischerhäuser, das sich wie ein Schwalbennest an den Dünenfelsen klammert, wohnte ich. Der große Fremdenstrom zieht hier nicht vorüber, es ist ein Ort zum Einsamsein. Mein Dachstübchen, mit dem Blick auf Wolken und Wasser, war ein behagliches Fleckchen bei aller Einfachheit. Die junge Hausfrau Yonne ging ab und zu und gab mir kleine Beweise ihres Wohlwollens — bald eine selbstgewebte bunte bretonische Decke auf meinem Bett, bald eine Riesenmuschel, in der es „rauscht", auf dem Tischchen. Die Leute sind im Anfang nicht zu freundlich gegen Fremde, und ich glaube, Yonne wollte mir im stillen abbitten. Sie waren beide ganz jung, sie und mein Wirt, der Fischer, zurückhaltend und schweigsam wie alle Bretonen — selbst zueinander sprachen sie kaum. — Der Wind hatte sich gedreht und wehte stark von Süden her. Auf dem Strande war Leben. Die Boote, die im Sand gelegen hatten wie ungeschlachte Riesentiere, wurden herabgelassen, und eins nach dem anderen stieß ab und wühlte sich durch die Brandung. Auch meinen Wirt sah ich in See stechen, sein braunes, scharfgeschnittenes Profil hob sich von dem grauen Himmel ab wie eine Bronzemedaille.

Es dämmerte stark, der Abend fiel rasch.

Yonne war mit zum Strand hinabgegangen und hatte das Boot klarmachen helfen, wie es den Frauen zukam. Ehe er in das Boot sprang, wandte er sich einen Augenblick zu ihr — seltsam nahmen sie Abschied. Die Hände krampften sich ineinander, aber nur kurz, wie scheu — sie sahen sich nicht an. Dann sprang er in das Boot und machte das Segel los. Der Wind warf sich hinein, und es schnitt zischend durch die Brecher. Yonne stand und sah ihm nach, bis die Nacht da war und das Segel nur noch ein matter Schatten. Dann wandte sie sich um und schritt mit schweren Schritten über die Düne fort dem Haus zu.

Keine von den Frauen hatte sie begrüßt — mit keiner hatte sie gesprochen.

Als ich heimkam, stand sie und wusch die bunten Teller sorgfältig in der großen Holzwanne. Und, was selten geschah, sie sprach mich an.

„Der Wind heult um Ihr Fenster oben," sagte sie, „ich habe es zugemacht. Wenn Sie noch nicht schlafen wollen, bleiben Sie ein wenig hier am Feuer. Es ist kein Wetter zum Schlafen."

Ich versuchte zu lächeln bei den letzten Worten, aber in ihren Augen lauerte das Entsetzen. Ich blieb.

Sie schob mir einen der niedrigen geflochtenen Binsenstühle an das Feuer, das offen unter dem gewaltigen Rauchfang prasselte. Ein schwerer, rußiger

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Kessel hing an Ketten darüber. Yonne arbeitete wieder und schwieg. Ich hörte auf die seltsamen Laute, die der Wind fand, wenn er über unser einsames Haus jagte und es ganz einspann in sein klingendes Netz. Ein Teufelsfisch mit aufgesperrtem Rachen schaukelte unter der Balkendecke hin und her und warf bizarre Schatten an die Wand. In der Ecke zwischen Herd und Mauer stand der Hausaltar, geschmückt mit der phantastischen Andacht der Bretonen. Sainte Anne d'Auray, die große Schutzheilige der bretonischen Schiffer, stand auf ihrem erhöhten Platz in lichtblauem Kleid und lächelte weltentrückt.

Ihr zu Füßen lag etwas in wirren, bräunlichen Falten, grobe Maschen, ein Büschel Seetang — ein Fischernetz. War es eine Votivgabe? Ich ging näher. Da war noch mehr. Eingeknüpft in die Fransen des Altartuchs hing ein Stück von einer groben Fischerjacke und ein gedrückter Südwester — geschmückt mit den blauzackigen Sternen der Stranddistel, wie man etwas Totes schmückt. In den Maschen des Netzes schimmerte es goldig in den aufzuckenden Flammen: ein Ring — ein Trauring.

Hingegeben zu den Füßen der milden Heiligen als Opfer — als Sühnopfer —?

Unwillkürlich gingen meine Augen zu der stillen Frau hinüber, die neben der Feuerstelle an der Wand lehnte und mich ansah. Unsere Augen fanden sich. Die ihren glitten weiter zu dem Netz und zu dem Ring.

„Loïc!" sagte sie und nickte schwer. Es schien etwas zwischen uns gefallen — eine Schranke. Wir waren uns nicht mehr fremd.

„Wer war Loïc?" fragte ich.

„Sein Bruder." Mit einer Kopfbewegung zeigte sie nach der See, die wir brüllen hörten.

„Er war mein Mann." Sie sah zu der Heiligen hinüber, aber Sainte Anne lächelte weltentrückt.

„Es war in einer Nacht im März — sie alle kamen wieder, nur er nicht. Sein Boot war das beste, und er war sehr stark — ich habe Sainte Anne gebeten — gebeten!! Aber nach ein paar Tagen fanden sie das am Strand —" sie zeigte auf die Reliquien am Altar „und das Steuer von der ‚Marie-Yvonne' trieb in Quermel ans Land. Er ist tot."

Oft, oft mochten die alten Hausbalken Aehnliches gehört haben. Und doch, hier war noch etwas — in den Augen da war noch etwas.

„Er ist nicht ans Land gekommen, ihn hat man nicht gefunden. Er ist noch da draußen — irgendwo da draußen —"

Der Wind stieß durch den Rauchfang hinab mit einem zornigen Laut und jagte das Feuer auf.

„Er irrt — er muß irren wie die armen Seelen über das Meer — weil wir — wir — —" und plötzlich lag sie am Boden neben mir auf den Knien, und ihr ordentliches, zierliches, weißes Häubchen, das nie auch nur um einen Zentimeter verrückt war, lag zurückgeschoben auf den dunklen Zöpfen.

„Ich bin schuld — Sainte Anne verzeiht mir nicht. Hier waren wir zusammen, Bastian und ich — während der Sturm zu Loïc kam auf der See. Bastian hatte sich den Fuß verletzt und konnte nicht mit Loïc fahren wie sonst. Wir hatten uns lieb — — es war eine Nacht wie diese — o mein Gott — ich konnte nicht mehr —" Sie preßte ihr Gesicht auf meine Knie, vom Weinen geschüttelt. „In der Nacht ertrank Loïc — während — während — wir —" Der Teufelsfisch tanzte und schien Fratzen zu schneiden.

„Und Bastian auch wird nicht wiederkommen — Loïc wird ihn holen. Er muß ihn holen. Es ist sein Recht — Wenn er ausfährt, wissen wir es beide — einmal wird er nicht wiederkommen —"

Von den Knien fuhr sie plötzlich auf: „Loïc —" Ein heftiger Windstoß hatte die Tür aufgerissen und heulte durch das Zimmer. Yonne stand da, die Hand auf meine Schulter gekrampft, und starrte —

„Da — bist — du —" sagte sie.

Ueber die Schwelle zur Tür hinein rieselten feine Wasserfäden, das Feuer schien sich zu ducken.

Einen Augenblick saß ich starr, dann sprang ich auf und schloß die Tür.

„Yonne!" sagte ich herzlich und wandte mich zu ihr. Sie hörte nicht. Sie sah über mich hinweg auf eine Stelle an der Wand. Dort hing ein altes Kruzifix aus bemaltem Holz. Sie sah unaufhörlich darauf mit weiten Augen. Ich legte meinen Arm um sie. „Yonne — was ist —?"

Sie drängte sich an mich. „Sehen Sie ein Licht um sein Haupt — ein helles blaues Licht —?"

„Yonne, du träumst —"

Sie schüttelte leise den Kopf und sah mich an. Ihre Lippen waren weiß.

„L'apercevance!" sagte sie.

Ich wollte sie zu ihrem Stuhl führen, aber sie machte sich frei und warf sich Sainte Anne zu Füßen. Dort blieb sie, und der Morgen kam langsam — langsam —

Ich kannte den alten Glauben der Bretonenfrauen, den Glauben an eine geheimnisvolle Helligkeit, ein blaues Licht, das ihnen den Tod ihrer Lieben auf See anzeigt —

„L'apercevance!" nennen sie es.

Wochen vorher kann es ihn anzeigen, und die das Licht gesehen haben, gehen einher wie unter dem Schwert. Bat sie dort zu Sainte Annes Füßen um eine solche Frist —?

— Früh schon mit dem Dämmer waren die Frauen in den kleinen weißen Mützen am Strande. Gruppen mit windverwehten Röcken und überwachten Augen. Auch Yonne war dort. Sie saß abseits auf einem Stein, die Arme um die Knie geschlungen, kalt und ruhig.

Der Wind hatte sich gelegt, der Nebel wallte, zögerte und hob sich endlich. Nicht sehr fern tauchten braune Segel auf und nieder. Die Frauen wirbelten durcheinander, man zählte, erkannte — Sie kamen alle, alle — Sainte Anne war gnädig gewesen.

Yonne saß nicht mehr, sie stand, beide Hände an den Schläfen, und sah —

Ein schluchzender Atemzug und zwei schwere Tropfen, die zitternd über die Wangen liefen —

Dann ging sie hinab und zog mit ihrem ruhigen, unbewegten Gesicht sein Boot vollends ans Ufer und half das Segel einnehmen. Ich sah nicht, daß sie sich begrüßten, nur sein Blick irrte scheu über ihr weißes Gesicht mit den heruntergeschlagenen Wimpern.

Dann nahm er die Ruder und das zusammengerollte Segel auf die Schulter und schritt schwer und müde dem Hause zu.

Yonne folgte, die Hände unter der Schürze, den Kopf gebeugt, langsam, Schritt für Schritt — wie unter dem Schwert. Die Frauen sahen ihr nach.



Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Spitzenjacken und Mäntel.

Hierzu 6 Aufnahmen von H. Manuel und Félix, Paris.

Schon jetzt im Frühjahr sieht man auf den Straßen von Paris die dünnsten sommerlichen Hüllen. Man bereitet sich auf einen tropisch heißen Sommer vor; denn nicht allein die kleinen Stolas, Schulterkragen, Boas usw. bestehen aus ganz dünnen Geweben; man fertigt auch die langen und halblangen Mäntel, die Jacken und Paletots loser und enger Schnittarten, die zu Ueberwürfen der dünnen Sommergewänder bestimmt sind, aus den durchsichtigsten, leichtesten Stoffen. Spitzen und Tüll laufen allen Konkurrenten erfolgreich



1. Straßenmantel aus Gipüre und venezianischer Spitze.



2. Abendmantel aus Cluny- und venezianischer Spitze.

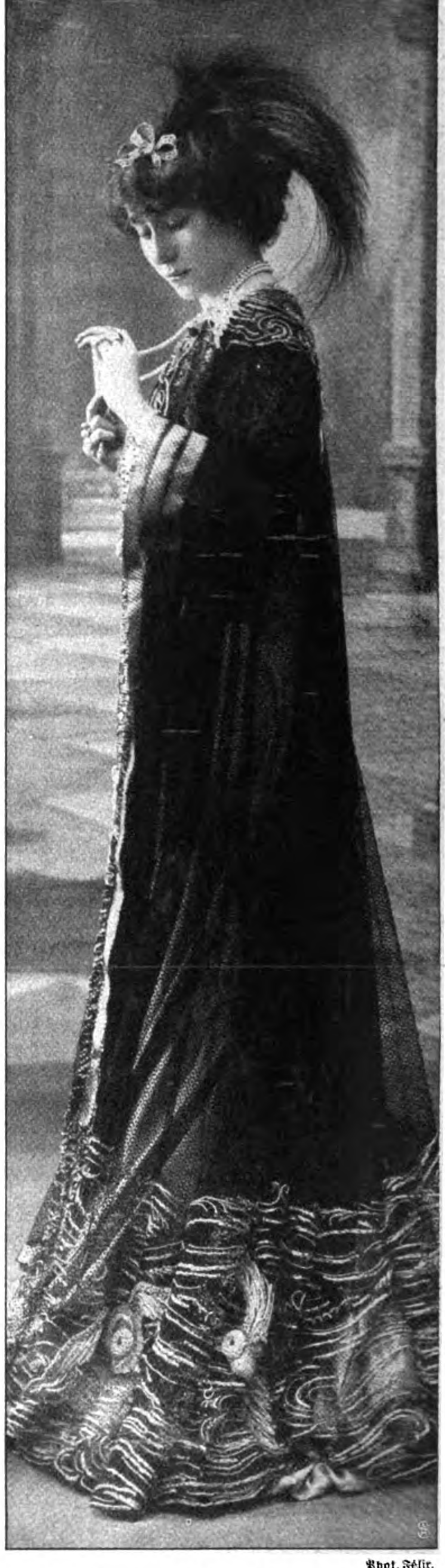
den Rang ab. Besonders die Jacken aus Spitzen gehören schon jetzt bei vielen Anlässen so völlig zu einer guten Toilette, daß an ein Ablegen, selbst im geschlossenen Raum, nicht zu denken ist. Abb. 6 veranschaulicht ein anmutiges, ganz sommerliches Straßengewand aus gefälteltem Batist, über das eine lose, der Figur folgende Jacke aus Clunyspitze gebreitet ist, die im Muster die letzterzeit so sehr beliebten Kirchenspitzendessins zeigt. Ein Florentiner Strohhut mit hohem, von vielfarbig rosa schattierten Rosen überdecktem Kopf krönt den hellen Anzug. Nicht ungewöhnlich ist eine Anordnung der Spitzenjacken, wie sie Abb. 5 versinnbildlicht, wo sich der Paletot aus irischer Spitze über ein dunkelsmaragdgrünes Kleid breitet, zu


Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



3. **Langer Paletot aus Cluny- und irischer Spitze**
mit geknüpften Fransen.

dem der gleichfarbig grüne Hut mit den weißen Straußenfedern und die grünen Handschuhe passen. Wirklich elegante verwerfen sie jedoch als dem Sinn des Anzugs nicht entsprechend, da fast alle dunklen Kleider, wie dies auch hier der Fall ist, aus dickeren Stoffen bestehen. Für geschmackvoll gilt die weiße Spitzenjacke deshalb nur auf weißen, leichten Sommergewändern — so wie sie Abb. 3 in einem etwas längeren Modell zeigt. Die Jacke besteht aus Cluny- und irischer Spitze mit einem Abschluß von geknüpften Fransen Auf einem langschleppenden altrosa Foulardkleid mit altrosarosengeschmücktem Kiepenhut, dessen Samtbandgarnierung eine dunklere Schattierung der gleichen Farbe zeigt, werden auch Fransen getragen, weil hier die Leichtigkeit des Kleiderstoffs ihnen Existenzberechtigung verleiht. Ueberdies hat das letztgenannte Modell bis zu dem angesetzten schrägen Abschlußstreifen herab ein Futter von weißem Seidenmusselin, das der Jacke durch die Undurchsichtigkeit, das es der Spitze verleiht, mehr den Charakter eines wärmenden Kleidungstückes gibt. Mehr dem Genre Straßenmantel, wie er von älteren, besonders starken Frauen bevorzugt wird, nähert sich das Modell auf Abb. 1. Hier laufen Streifen von schwergestickter Gipüre neben solchen aus zarter venezianischer Spitze mit der Steifheit einer Chorrockanordnung neben-



Phot. Félix.

4. **Schwarzer Tüllmantel mit Goldstickerei.**

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google


5. Irische Spitzenjacke über smaragdgrünem Tuchkleid.


6. Straßenjacke aus moderner Clunyspitze.

einander her. Der seitliche Verschluß wird durch irisch gehäkelte Spitzenknöpfe und Schlingen hergestellt. Das mattblaue Schantungkleid und der Strohhut mit dem Kranz von bläulich getönten, vollerblühten Rosen heben noch das Weiß der Spitze. Abb. 2 u. 4 zeigen Abendmäntel. Der Mantel auf Abb. 2 besteht aus Cluny mit Einsätzen von venezianischer Spitze, der zweitgenannte aus schwarzem Tüll mit Libertyfutter. Klementine.

Frühjahrsarbeit auf der Rennbahn.

Von Kurt Doerry. — Hierzu 9 photographische Aufnahmen.

Man könnte den grünen Rasen des Turfs am Tage eines großen Rennens mit der Bühne eines Theaters vergleichen. Hier wie dort sehen wir eine große, festlich gestimmte Menge der Vorgänge harren, die Auge und Sinn erfreuen sollen; hier wie dort aber auch sind zur Inszenierung des Ganzen Vorbereitungen erforderlich, die von den Akteuren wochen-, ja oft monatelange angestrengte Arbeit verlangen. Auch im Rennsport gehen die „Proben“ — das Training — auf jener Bühne vor sich, die für die jungen Vollblüter später, wenn sie sich


Traber bei der Morgenarbeit in Weißensee.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Traber an der Longe.

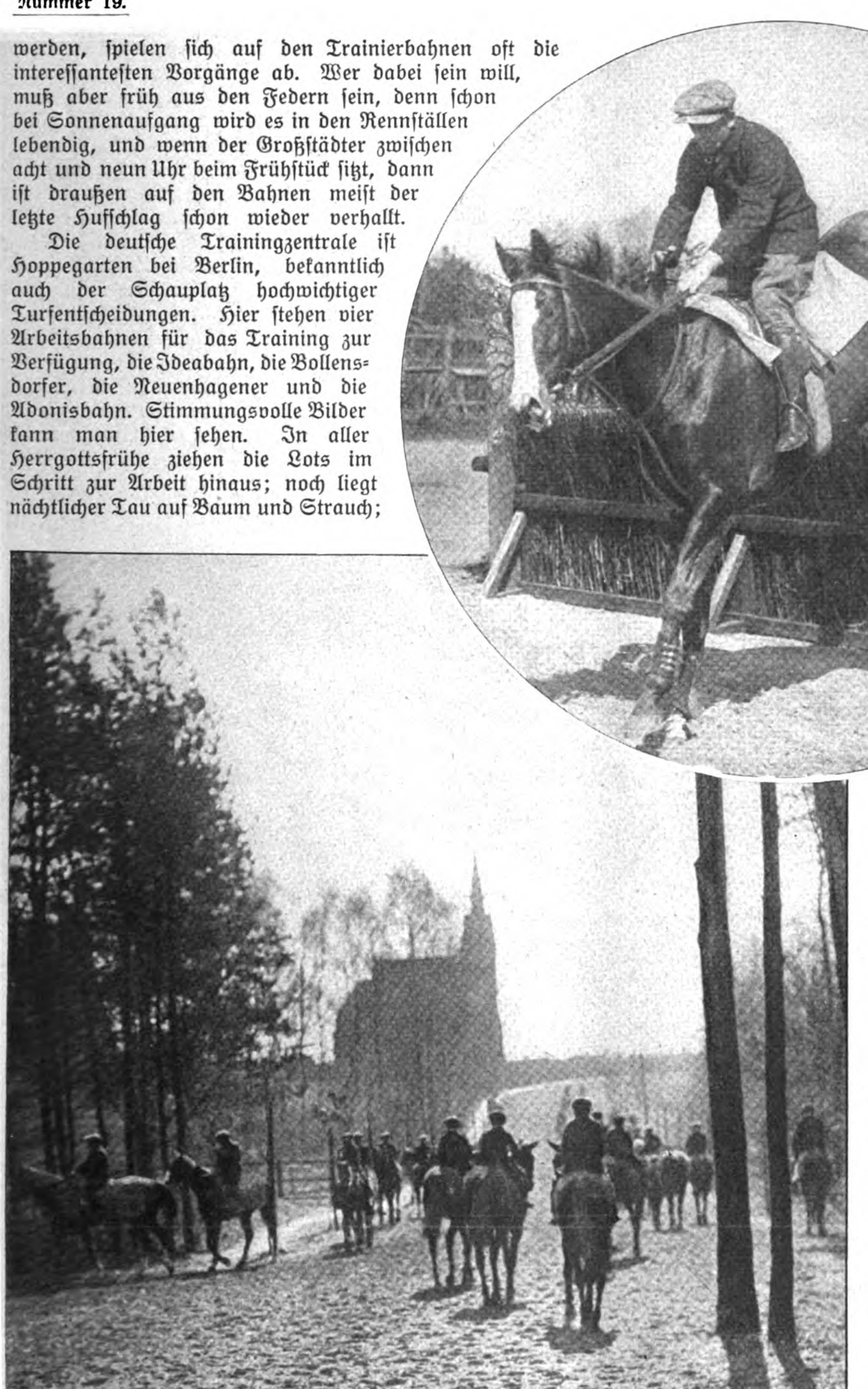
erst ihres Berufes bewußt sind, die Welt bedeutet. Und wie der echte Gourmet des Theaters häufig lieber das intimere Schauspiel der Generalprobe genießt als das rauschende Massenfest der Premiere, so findet auch der passionierte Sportsman manchmal mehr Geschmack daran, der Morgenarbeit auf taufrischer Heide beizuwohnen als inmitten eines ungebundenen sowie geräuschvollen Schwarmes der Tausende einem wirklichen Rennen, wenn ihm dieses auch als tatsächliche Rennprüfung unentbehrlich ist. Besonders im Frühjahr, wenn die Ställe nach der langen Winterruhe ihre Pferde für die ersten wichtigen Ereignisse der Saison vorbereiten und vor allem die Zweijährigen schärfer angefaßt

Ein halbschneller Galopp auf der Bollensdorfer Seite. In der Mitte: **Beim Grabenspringen.**

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

werden, spielen sich auf den Trainierbahnen oft die interessantesten Vorgänge ab. Wer dabei sein will, muß aber früh aus den Federn sein, denn schon bei Sonnenaufgang wird es in den Rennställen lebendig, und wenn der Großstädter zwischen acht und neun Uhr beim Frühstück sitzt, dann ist draußen auf den Bahnen meist der letzte Hufschlag schon wieder verhallt.

Die deutsche Trainingzentrale ist Hoppegarten bei Berlin, bekanntlich auch der Schauplatz hochwichtiger Turfentscheidungen. Hier stehen vier Arbeitsbahnen für das Training zur Verfügung, die Ideabahn, die Bollensdorfer, die Neuenhagener und die Adonisbahn. Stimmungsvolle Bilder kann man hier sehen. In aller Herrgottsfrühe ziehen die Lots im Schritt zur Arbeit hinaus; noch liegt nächtlicher Tau auf Baum und Strauch; durch dünne Frühnebelschleier ragt ein schlanker Kirchturm in die Lüfte empor, und ringsum vereinigen sich die Stimmen der Vögel zu klangvollen Harmonien. Die zwerghaften Bürschchen, die auf den Rücken der schlanken Vollblüter hocken, schauen frisch und stolz in den Morgen hinaus, gerade als wüßten sie genau, daß sie auf einem Derbykandidaten oder einem Sieger anderer großer Rennen im Sattel sind. So ein Dreikäsehoch weiß das Pedigree, die Abstammung, der ihm anvertrauten Pferde bis in die frühesten Geschlechter anzugeben; ziemlich geringschätzend blickt er auf alles herab, was nicht zum Turf gehört; auch für ihn gilt Mirza Schaffys Wort: „Die höchste Lust dieser Erde liegt auf dem Rücken der Pferde.“



Vorbereitung für den Sport zwischen den Flaggen.

Ausritt der Lots zur Morgenarbeit in Hoppegarten.

Auf der Trainierbahn draußen nimmt der Trainer, im Sattel eines behäbigen Ponys sitzend, die Parade seiner Pflegebefohlenen ab. Er gibt an, über welche Distanzen und in welcher Gangart die einzelnen Pferde gearbeitet werden sollen, und besonders wichtig und ernst blickt sein Auge, wenn er einen Probegalopp angeordnet hat und die Vollblüter nun in windender Fahrt über

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Ein ruhiger Galopp in Hoppegarten.

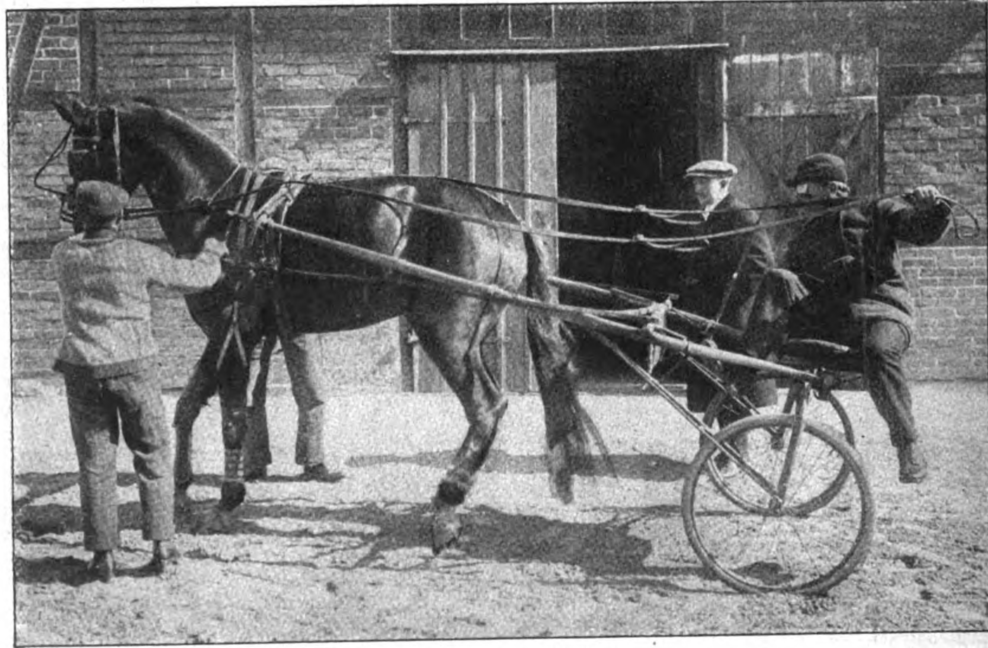
den Rasen fliegen. Dann tritt ein mächtiges Rennglas in Aktion, und wenn der Trainer zum Schluß befriedigt nickt und die dampfenden Tiere mit frohem Schmunzeln empfängt, dann kann man sich darauf gefaßt machen, daß der Stall an einem der nächsten Meetings ein gutes Handikap oder sonst ein einträgliches Rennen gewinnt. In nicht ganz so bedeutungsvollen Formen wie im Galoppsport bewegt sich das Training der Traber. Deren Sammelpunkt ist die Weißenseer Bahn im Nordosten Berlins. Schon im frühesten Frühjahr, als noch hoher Schnee lag, begannen hier die Ställe mit der Arbeit, und schwere Wochen ange-



Schulung
im Springen über den Wall.



strengter Tätigkeit kostet es, ehe die Traber ihre vorjährigen besten Leistungen erreichen. Ganz allmählich werden die täglichen Anforderungen erhöht, und wenn die Rennuhr nach einiger Zeit den Beweis erbringt, daß dieses oder jenes Pferd im Besitz seines vollen Könnens ist, dann weiß der Trainer, daß seine Schützlinge bald schon ein gewichtiges Wörtchen mitreden können.



Vor den Ställen in Weißensee.



Digitized by Google

Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 09:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Was die Richter sagen.

Die Rechtsverhältnisse der Untermieter.

Durch den Untermietvertrag vermietet der Mieter einer Sache (Wohnung usw.) diese an einen dritten — Untermieter — weiter. Wenn nun der § 549 BGB. die Untermiete ohne Erlaubnis des Vermieters verbietet, so bedeutet das nicht etwa, daß die Gültigkeit des Untermietvertrages von der Genehmigung des Vermieters abhängt. Vielmehr schafft der Untermietvertrag, der der gleichen Form wie ein Hauptmietvertrag unterliegt (§ 566), nur unmittelbare Rechte und Pflichten zwischen Mieter und Untermieter, und die erteilte oder verweigerte Erlaubnis wirkt direkt nur im Verhältnis zwischen Vermieter und Mieter. Erteilt also der Vermieter dem Mieter die Erlaubnis zur Untermiete, so erwirbt hierdurch der Untermieter gegen den Vermieter keinen Anspruch auf Gewährung des Wohnungsgebrauchs, verweigert der Vermieter die Erlaubnis, so wird hierdurch der Untermieter direkt nicht betroffen. Ueberläßt trotz der Weigerung der Mieter dem Untermieter den Gebrauch der Sache, so verletzt der Mieter seine Vertragspflicht dem Vermieter gegenüber (§ 553), der alsdann berechtigt ist,

a) das Mietverhältnis ohne Einhaltung einer Frist zu kündigen,
b) eventuell vom Mieter Schadenersatz zu verlangen,
c) die Sache vom Untermieter herauszuverlangen (§ 556), wodurch freilich eine Beziehung zwischen Vermieter und Untermieter hergestellt wird.

Ueberläßt der Mieter die Sache dem Untermieter mit Erlaubnis des Vermieters, so hat er trotzdem dem letzteren gegenüber ein dem Untermieter bei dem Gebrauch zur Last fallendes Verschulden zu vertreten (§ 549). Das Gesetz schützt aber nicht nur die Interessen des Vermieters, sondern auch des Untermieters. Verweigert nämlich der Mieter infolge der Erlaubnisweigerung dem Untermieter den Gebrauch der Sache, so ist der letztere berechtigt, das Mietverhältnis ohne Frist zu kündigen (§ 542) und eventuell Schadenersatz vom Mieter zu verlangen (Planck, Anm. zu 549). Um nun den Mieter in die Lage zu versetzen, seinen Vertragspflichten dem Untermieter gegenüber nachzukommen, entzieht das Gesetz die Erlaubniserteilung der Willkür des Vermieters. Verweigert nämlich der Vermieter die Erlaubnis, ohne daß ihm ein wichtiger, in der Person des Untermieters liegender Grund zur Seite steht, so kann der Mieter unter Einhaltung der gesetzlichen Frist das Mietverhältnis kündigen. Die Angabe des Grundes ist zwar bei Erlaubnisweigerung nicht immer erforderlich, doch kann die Nichtangabe gegen Treu und Glauben verstoßen und den Vermieter eventuell schadenersatzpflichtig machen (Dernburg S. 201). Natürlich entscheidet darüber, ob im Einzelfall ein wichtiger Weigerungsgrund, den der Vermieter zu beweisen hat, vorliegt, das richterliche Ermessen. Die Besorgnis, daß der Untermieter von der Sache einen unsittlichen oder schädlichen Gebrauch machen werde, gibt u. a. einen solchen Grund ab.

Die Erlaubniserteilung, die zwar wegen Irrtums anfechtbar, aber sonst unwiderruflich ist, erfolgt formlos dem Mieter gegenüber, im allgemeinen für den einzelnen Fall, sie kann aber auch im voraus für gewisse gekennzeichnete Fälle oder Personen stattfinden, und zwar auch stillschweigend (Planck l. c.). Wird z. B. eine Schute (Fahrzeug zur Entlastung großer Schiffe) an jemand vermietet, der, wie Vermieter weiß, gewerbsmäßig Schuten vermietet, so liegt darin eine stillschweigende Erlaubnis zur Untermiete (OLG. Hamburg). Es ist dies die Folge einer fingierten, die Bestimmung des § 549 BGB. abändernden Vereinbarung, die aus Ortsgebrauch und Verkehrssitte konstruiert wird (Rspr. 10 S. 166). Die Erlaubnis nachzusuchen, ist im übrigen Sache des Mieters; einer Nachsuchung im Einzelfall bedarf es aber nicht, wenn der Vermieter die Erteilung ein für allemal verweigert hat (RG. 41, S. 247). Zum Schluß ist noch zu erwähnen, daß das Verbot des § 549 sich nicht auf den Mitgebrauch von Familienmitgliedern, Gesinde usw. bezieht, wohl aber auf die Aufnahme von Pensionären und Schlafburschen und endlich, daß dem Pächter ein Kündigungsrecht dem Verpächter gegenüber auch bei grundloser Weigerung der Erlaubnis zur Unterpacht versagt ist. Dr. L.

Bilder aus aller Welt.



Aus dem Gemäldeschmuck des Speisesaals: Alt-Berlin, Klosterstraße.
Rechts oben: Der Dampfer „Berlin".

Der neue Ozeanriese „Berlin" des Norddeutschen Lloyd.

Die stolze Flotte des Norddeutschen Lloyd ist durch einen schönen Riesendampfer vermehrt worden, der den Namen der Reichshauptstadt trägt. Das Schiff hat einen Rauminhalt von 18 000 Brutto-Registertonnen; seine Maschinenstärke beträgt 16 000 Pferdekräfte. Es ist gänzlich aus deutschem Material erbaut. Die prächtigen Passagierräume, in denen 304 Fahrgäste erster, 211 zweiter und 2252 dritter Klasse Platz haben, sind von den Malern Otto Bollhagen und Friedrich Jacobsen mit stimmungsvollen Gemälden geschmückt, deren interessante Motive Alt-Berliner Straßen und Plätzen entnommen sind.

Die zweite Tochter des Kaisers von Japan, Prinzessin Fusako Kanenomiya, hat sich mit einem Verwandten ihres Hauses, dem Prinzen Kitashirakawa, vermählt. Das japanische Volk beging diese Hochzeit im Hause des Mikado durch ein großes, mit vielem Pomp gefeiertes Nationalfest.

Königin Natalie, die Mutter des ermordeten Königs Alexander von Serbien, beging am 2. Mai ihren fünfzigsten Geburtstag. Die unglückliche Frau hat ihr serbisches Vaterland seit Jahren nicht besucht. Sie lebt in Biarritz, wo sie eine schöne Villa besitzt, sehr zurückgezogen.

Der Kaiser hat den Grafen Alexander zu Münster, den zweiten Sohn des verstorbenen Fürsten Georg Münster von Derneburg, in den Fürstenstand erhoben. Fürst Georg hatte seinerzeit den Fürstentitel nur für seine Person erhalten und ihn auf seinen seither verstorbenen ältesten Sohn nicht vererbt.

Digitized by Google
Original from
CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Fürst Alexander steht im 51. Lebensjahr; er ist mit Lady Muriel Hay aus dem Hause der Earls of Kinnoull vermählt.

Das edle Hockeyspiel, dem in England viele Damen huldigen, wird auch in den deutschen Hansastädten seit längerer Zeit von aufblühenden Damenklubs gepflegt. In Hamburg fand vor kurzem ein großes Wettspiel zwischen den Vertreterinnen des Bremer Klubs Zur Bahr und des Klubs von Harvestehude statt, das glänzend verlief und sportlich viel hochinteressante Momente darbot.

Die kürzlich gewählten weiblichen Stadtverordneten Kopenhagens haben sich rasch in den ihrem Geschlecht so ungewohnten Wirkungskreis gefunden. Schon in den ersten Sitzungen, denen sie beiwohnten, beteiligten sie sich aktiv an den Verhandlungen; zwischen ihnen und ihren männlichen Kollegen herrscht das denkbar beste Einvernehmen.



Prinz Kitashirakawa,
Gemahl der japanischen Prinzessin.

Die Leipziger Verlagsfirma J. J. Weber, eine der führenden Firmen des deutschen Buchhandels, feiert am 8. Mai das Jubiläum ihres 75jährigen Bestehens. Das bekannteste Verlagswerk des Hauses Weber ist die „Illustrierte Zeitung"; doch hat sich der Verlag auch durch die Herausgabe vieler wertvoller Bücher, so der mehr als 250 Bände zählenden Sammlung von Webers Illustrierten Handbüchern, große Verdienste erworben. Die Leitung des angesehenen Unternehmens liegt jetzt in den Händen der Herren Horst und Siegfried Weber, der Enkel des Begründers der Firma.



Zwei Töchter des Mikado: Prinzessin Fusako Kanenomiya, die kürzlich den Prinzen Kitashirakawa heiratete, und ihre Schwester Tsune.

Eine Hochzeit im Hause des Mikado.



Exkönigin Natalie von Serbien
auf der Terrasse ihrer Villa in Biarritz.
Zu ihrem fünfzigsten Geburtstage.

Der älteste Dresdner Männerchor, der Gesangverein Orpheus, feierte jüngst das Jubiläum seines 75jährigen Bestehens. An der Spitze des Vereins, der im deutschen Musikleben stets eine ruhmvolle Rolle gespielt hat, steht seit dem Jahr 1893 der Dirigent Albert Kluge, unter dessen Leitung der Orpheus glänzende musikalische Taten vollbracht hat. Anläßlich der Jubelfeier findet in der Dresdner Hofoper ein Konzert statt, bei dem Erika Wedekind zum letztenmal auf der Hofbühne singen wird.

Bei einem der letzten Sinfoniekonzerte der Berliner Musiksaison hat der Kapellmeister Selmar Meyrowitz großen Erfolg errungen. Er bewies an der Spitze des Philharmonischen Orchesters ein tiefes Verständnis für Dirigententechnik und ein feuriges Temperament.



Hofphot. T. H. Voigt, Homburg v. d. H.

Alexander Fürst Münster von Derneburg,
anläßlich seiner Erhebung in den Fürstenstand.



Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Damen-Hockey-Match in Hamburg: Der Bremer Verein Zur Vahr gegen den Hockey-Club Harvestehude.

Eine Sitzung der Kopenhagener Bürgerrepräsentation mit den ersten weiblichen Stadtverordneten.

Neue Errungenschaften der Frauenbewegung.

Phot. Schaumburg.

Digitized by Google

Original from
CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 09:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Horst Weber,
Mitinhaber des Verlagshauses J. J. Weber in Leipzig, das sein 75jähriges Jubiläum feierte.



Phot. Adler.

Albert Kluge,
Chormeister des 75 Jahre bestehenden Männerchors Orpheus in Dresden.



Phot. Kant.

Fürst Wolfgang zu Castell-Rüdenhausen und Gemahlin
Emma, geb. Prinzessin zu Ysenburg und Büdingen, feiern das Fest ihrer goldenen Hochzeit.



Siegfried Weber,
Mitinhaber des Verlagshauses J. J. Weber in Leipzig, das sein 75jähriges Jubiläum feierte.



Phot. Gottheil & Sohn.

Selmar Meyrowitz
dirigierte mit großem Erfolg ein Konzert des Philharmon. Orchesters in Berlin.

Fürst Wolfgang zu Castell-Rüdenhausen, das Haupt des angesehenen fränkischen Dynastengeschlechts, begeht am 17. Mai d. J. mit seiner Gemahlin Emma, einer geborenen Prinzessin zu Ysenburg und Büdingen, das Fest seiner goldenen Hochzeit. Der Ehe des fürstlichen Paares, das bei hoch und niedrig größter Beliebtheit sich erfreut, entstammen acht Kinder.

Charlottenburg, Berlins schöne Schwesterstadt, hat in einer neuen Brücke über den Landwehrkanal eine monumentale Zierde erhalten. Die Brücke ist ein Werk des Architekten Professor Schaede; sie wird durch zwei Denkmäler der Begründer Charlottenburgs, des ersten preußischen Königspaares, geschmückt und macht einen imposanten Eindruck.



Eine neue monumentale Zierde Groß-Berlins: Die von der Stadt Charlottenburg erbaute Brücke über den Landwehrkanal.
Spezialaufnahme für die „Woche"



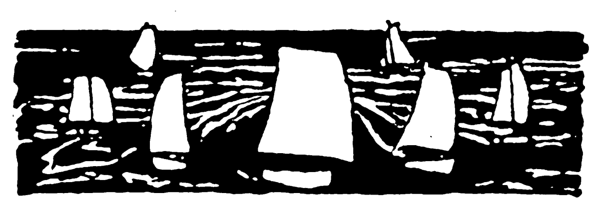
Schluß des redaktionellen Teils.

Digitized by Google
CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

DIE·WOCHE

Nummer 20. | Berlin, den 15. Mai 1909. | 11. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 20.



Die sieben Tage der Woche.

6. Mai.

Die Budgetkommission des Reichstags beendet die erste Beratung der Besoldungsordnung für die Reichsbeamten.

Der französische Ministerpräsident Clemenceau weigert sich, eine Abordnung, die ihm das Ultimatum der Post- und Telegraphenbeamten überbringen soll, zu empfangen. Dadurch wird die Gefahr eines erneuten Poststreiks in die Nähe gerückt.

7. Mai.

Da die Christenverfolgungen in Anatolien immer blutiger werden, ordnet das türkische Kriegsministerium die Mobilisierung von 40 Bataillonen an, die auf den Schauplatz der Unruhen entsandt werden sollen.

Die Wahlprüfungskommission erklärt die Mandate der bei den letzten Landtagswahlen in Berlin gewählten vier sozialdemokratischen Abgeordneten wegen der Ungesetzlichkeit der Wählerlisten und wegen der geübten terroristischen Beeinflussung für ungültig.

8. Mai.

Der österreichische Landesverteidigungsminister kündigt im Wehrausschuß des Abgeordnetenhauses ein Gesetz an, durch das die zweijährige Dienstpflicht in der Monarchie eingeführt werden soll.

In Düsseldorf tagt die Generalversammlung des Deutschen Bühnenvereins (Abb. S. 839). Die Vertretung der deutschen Bühnenleiter zeigt sich zum Friedenschluß mit der Schauspielerschaft geneigt, nimmt aber scharf gegen die Leitung der Bühnengenossenschaft Stellung. Ferner beschließen die versammelten Bühnenleiter, auch nach Ablauf der gesetzlichen Schutzfrist die Aufführung von Wagners „Parzival" dem Baireuther Festspielhaus allein zu überlassen.

9. Mai.

Der Schah von Persien gibt den Forderungen Englands und Rußlands nach und ernennt ein reformfreundliches Ministerium, das die neue Verfassung durchführen soll.

Der Reichsballon Zeppelin I. wird von der schwimmenden Ballonhalle in Manzell in die auf festem Boden errichtete Zelthalle der Luftschiffbaugesellschaft gebracht.

Im Golf zu Alexandrette dauern die Armeniermetzeleien fort, obwohl europäische Schiffe an dem Schauplatz des Massaker angelangt sind.

10. Mai.

Das deutsche Kaiserpaar trifft auf der Rückreise von Korfu in Malta ein und wird dort von den Behörden und der Bevölkerung festlich begrüßt.

In der Ejubmoschee in Konstantinopel findet die Schwertumgürtung Mohammeds V. in den überlieferten feierlichen Formen statt.

11. Mai.

In einer Nachtversammlung beschließen 5000 Pariser Postbeamte einstimmig, in den Streik einzutreten.

In St. Petersburg beginnt der Prozeß gegen den gewesenen Polizeichef Lopuchin, der hochverräterischer Verbindungen mit den Revolutionären beschuldigt wird.

Die Finanzkommission des deutschen Reichstags beschließt die Einführung der Wertzollzuschläge auf Tabak.

12. Mai.

Der Streik der französischen Post- und Telegraphenbeamten bricht aus und gewinnt sofort einen großen Umfang. Ein Teil der Verbindungen zwischen Paris und dem Ausland ist gestört.

▫ ▫ ▫

Sonne und Seele.

Von Wilhelm Bölsche.

Bei dem Wiederaufbau des alten Römerkastells der Saalburg ist auch das kleine Heiligtum möglichst stilgerecht wieder hergestellt worden, in dem Soldaten der römischen Kaiserzeit einst auf deutscher Erde den iranisch-persischen Gott Mithra verehrt hatten. Die Mysterien des Mithra sind uns heute dunkel und verworren wie andere religiöse Mythen, die der lebendige Geist verlassen hat, der sie ursprünglich trug. Nur ein schlichter Gedanke hebt sich noch heraus, den auch das winzige Kapellchen rührend zum Ausdruck bringt. In eine finstere Höhle ist der arme duldende Mensch verbannt. Mühsam tastet er sich durch einen kalten schwarzen Schacht. Aber im tiefsten Grunde ragt bei blassem Ampelschein ein wunderbares Bild: der Lichtgott, der nach oben weist. Und der Fromme wendet sich und sieht fern hinter sich im Eingangspalt der Höhle den blendenden Lichtsaum. Dort ist die Sonne ...

Es gibt gewisse Kerngedanken, die immer wiederkehren, mögen sie sich nun in die dunkle Sprache von Mysterien oder in die helle des Naturforschers kleiden. Und ein solcher Gedanke ist die ewige Sonnenkindschaft des Menschen. Das Leben, in dessen geheimnisvolles Reich der Mensch gehört, ist in mehrfachem Sinn ein Geschenk der Sonne; das ist heute für uns nicht mehr bloß ein dumpfes Ahnen, sondern es beginnt wissenschaftliche Sicherheit zu werden. Vielleicht ist es schon in seinen allerersten Anfängen ein Erzeugnis eines selbst sonnenhaften Urzustandes unseres Planeten gewesen. Ein bedeutsame Aehnlichkeit verknüpft noch heute

Published 15. V. 1909. Privilege of copyright in the United States reserved under the Act approved 3. March 1905 by August Scherl G. m. b. H., Berlin.


Digitized by Google

Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 09:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

den Stoffwechselvorgang in einer lebendigen Zelle mit seinem ewigen Selbstzersetzen und Wiederaufbauen gerade mit einer Flamme, die beständig verbrennend, beständig sich doch selbst wieder entfacht. Wie Flamme an Flamme sich anzündet, so läuft auch in der Fortpflanzung das Leben von Zelle zu Zelle. Ernste Forscher haben erwogen, ob nicht in dem innersten Herz alles Zellebens, dem lebendigen Eiweißmolekül, als eigentlich treibende Macht seiner rastlosen Verwandlung, seiner ruhelosen Entwicklung ein Stoff stecken könne wie das Cyan, der seine eigene chemische Herkunft nur einer außerordentlichen Glühhitze verdanken könnte. Ein Stück Urglut unseres Planeten glimmte also im Sinn dieser Hypothese geradezu bis heute fort in uns, ewig neue Glut fortzeugend vor sich her entzündend; wenn aber auch die Theorie recht hat, die diese Urerde mit ihrer Glut unmittelbar für ein einstmals losgelöstes Stück Sonne hält, so wäre es echte Sonne, die wir noch immer im Herzen führen, die in uns auf der Kette des Lebendigen nie ganz erloschen ist, während sonst auf unserer Erdrinde allenthalben das eigene Feuer versiegte und die mineralische Fläche von sich aus fortan dunkel und kalt wurde wie ein abgeglühter, rostender Eisenblock.

Ganz gewiß aber ist, daß auch dieses feine Weiterglimmen des Lebens von Zellflämmchen zu Zellflämmchen durch so viel Aeonen der Urwelt bis heute selbst wieder nicht möglich gewesen wäre ohne Sonnenwärme und Sonnenlicht. Nur wo Sonne und Erde sich berührten, regte sich das Zellenleben; wo die Erde allein ihm ihren eisigen schwarzen Fels bot, da sank es zumeist in lähmenden, fakirhaften Schlaf. Wie eine Wasserfläche, die auf dem Punkt des Gefrierens doch noch zaudert, durch einen feinen Schlag erschüttert, augenblicklich zu Eis kristallisiert, so hat das Sonnenlicht unausgesetzt durch alle die Zeiten hindurch in all den Myriaden grüner Pflanzenzellen immer wieder den entscheidenden letzten Stoß gegeben, der auch hier die Eigenkraft des Lebens gleichsam zur Explosion brachte. An dieser Arbeitsleistung des Pflanzengrüns, die allein die entscheidenden organischen Nährwerte schafft, an dieser heiligen Sonnenmühle, die auch unser Korn mahlt, hängt bis heute auch unsere ganze Menschenexistenz. Kein noch so hoher Geist auf dieser dunklen Erde könnte einen Gedanken produzieren, wenn nicht die Sonne, herübergreifend über einen Raum von zwanzig Millionen Meilen, unausgesetzt mit unzählbaren Schlägen diese unzählbaren winzigen Nährmühlen des grünen Pflanzenchlorophylls in Betrieb hielte.

Aber auch an dieser Gedankenproduktion selbst hat die Sonne noch wieder ihren besonderen geschichtlichen Anteil. Nicht bloß Entzünder des Lebens ist die Sonne in all der Vorwelt gewesen, sondern auch Erzieher. Jegliches Erziehen ist in gewissem Maß eigentlich ein Herauslocken. Wenn das Leben nicht durch urgegebene Gabe so gewaltige Fähigkeiten der Anpassung, der Fortentwicklung, der Selbstregulierung besessen hätte, so hätte auch keine kosmische Erziehung je aus ihm machen können, was wir heute mit ehrfürchtigem Staunen auf der Bahn von einer schlichten Bakterienzelle bis zur Intelligenzleistung einer Ganglienzelle im höchsten Gehirn getan sehen. Aber wie jene grünen Chlorophyllkörnchen von der Sonne den letzten Anstoß brauchten, daß ihre Mühle lief, so hat dieses Leben sich doch ersichtlich immer auch nur nach der Richtung in seiner ganzen Kraft produziert, wohin eine gewisse Erziehung leise zog. Ein solcher Erzieher ersten Ranges war nun wieder die Sonne, als sie zuerst das Auge schuf.

Der Urorganismus, wie er noch heute in der Pflanze fortlebt und für das ganze Lebensreich die Nahrung produziert, brauchte zu dieser Arbeit das Sonnenlicht. So stellte er die Radplatten seiner Mühle möglichst scharf auf dieses Licht ein, und wo es sich nach kosmischem Gesetz verschob, folgte er ihm. Das grüne Blatt orientiert sich zum Sonnenstande. Heute wissen wir, daß schon dabei eine Sinnestätigkeit mithilft. Augenähnliche Stellen für Lichtempfindung helfen dem Blatt bei seinem Zuge zum Licht. Bei dem Leuchtmoos in schwach erhelltem Felsenspalt dienen linsenartige Gebilde als wahre Lichtfänger, Lichtkonzentrierer, die das grüne Mooszellchen aufglühen lassen wie ein Katzenauge im Halbdunkel. Beim Tier ist das dann zum echten Auge geworden, das nicht mehr des Lichtes selbst als einer maschinellen Triebkraft bedarf, sondern in diesem Licht fremde Formen und Farben unterscheiden lernt. Formen und Farben zunächst anderer Organismen, vor allem eben der grünen Pflanzen selbst, die dieses Tier verzehren muß. Im Moment aber, da das Sonnenlicht diesen wirklichen Sehapparat für Fernblick, für Körperunterscheidung, für Orientierung in die Weite hinaus durch reines Lichttasten, das in weniger als zwei Sekunden bis zum Mond lief, herausgelockt hatte, war die eigentlich höhere Intelligenz begründet, die Intelligenz, die bis zu unserem Weltblick steigen sollte, der fernste Sternensysteme mit dem Licht besucht, ohne die Erde zu verlassen, und der über die Welträtsel nachdenkt, ohne die Ganglienzellen innerhalb einer menschlichen Schädelkapsel zu verlassen. Wie Zellflämmchen an Zellflämmchen sich fortglimmend in der Generationenfolge entzündete, so entfachte sich an diesem Augenlicht jetzt das tiefinnerliche Geisteslicht. Mit dem Auge hat das Leben auf seinem erstarrten und erkalteten Planeten nicht nur die Sonne selbst zurückerobert; es hat alle die Fixsternsonnen, unter denen sie nur eine Welle im Strom ist, über sie hinaus erobert; mit ihm ist der Gedanke ein freier Bürger im All geworden. Im Blick auf die Sterne ist die Religion, die Philosophie gegründet worden. Im Blick auf die Formen und Farben der Welt ist die Kunst entstanden. Mit dem Auge ist der Begriff des Ziels erfaßt worden, der Ueberschau auf bestimmten Zweck hin und damit die Urgrundlage unserer menschlichen Technik, die mit einem in der Sehlinie des menschlichen Auges geschleuderten Stein zur Abwehr begann und bei Telegrammen ohne Draht und bei Zeppelins Luftsteuer heute angelangt ist.

Die Sonne als Erzieher! Sie leuchtet fort, aber das Leben ist mit der menschlichen Intelligenz jetzt erst auf der Höhe, alle ihre feinsten Winke zu verstehen. Wenn wir Utopien spinnen wollen, so werden wir prophezeien, daß wir vielleicht einmal mit künstlich aufgefangener und gesparter Sonnenstrahlungsenergie alle Maschinen unserer irdischen Technik so spielend treiben werden, wie seit Aeonen jedes grüne Chlorophyllkörnchen mikroskopischer Pflanzenzellen mit Lichtenergie seine Spaltung und Verarbeitung der Kohlensäure betrieben hat. Theoretisch streift uns ja heute erst ein leises, dämmerndes Ahnen, welcher unfaßbar kolossale Strom von unverbrauchter Energie von diesem fernen Glanzpunkt unseres Systems ständig und ständig auf uns herniederstürzt. Man beugt das Haupt vor den



Original from CORNELL UNIVERSITY

Wundern dieser Perspektive, wenn man hört, daß selbst die scheinbaren Trübungen darin, die Sonnenflecken, von denen schon behauptet wurde, sie seien Anfänge eines Kraftversagens dort, aller Wahrscheinlichkeit nach nicht anderes sind als ungeheure, die ganze Erde um ein vielfaches an Größe übertreffende, magnetische Felder, von denen aus magnetische Batterien uns gewissermaßen bombardieren, bis unter der Wucht unser Planet in allen seinen Tiefen erzittert. Oder wir werden träumen, daß zu dem Auge, das auf konzentrierten Lichtwellen bis in die Sternschwärme der Milchstraße eindringt, ein technischer Apparat einst treten werde, der uns wirklich auf Lichtwellen mit Lichtgeschwindigkeit durch den Raum trüge.

Es bedarf aber der Utopien nicht, um uns die Rolle der Sonne als Erzieher auch in unserm Leben von heute immerfort noch deutlich genug vor Augen zu halten. Gerade durch unsere Stunde von heute geht, wie mir scheint, eine ganz besondere Krisis unserer Kultur, in der auch die Sonne wieder eine gewaltige und glückliche Rolle spielt. Wir Menschen sind nicht umsonst auf unserm Planeten die Inkarnation, die Zusammenfassung und Erfüllung alles dessen, was bisher im Leben als Ganzem an Möglichkeiten steckte. Wie wir jetzt dieses Leben allmählich ganz in unsere Hand bringen, wie wir von Tier und Pflanze unter uns bis zum kleinsten Vögelchen auf dem Baum und bis zum Unkraut am Rain, ja bis zum Bazillus, je nachdem er uns schadet oder nützt, mehr und mehr in einem großen Endgericht nur noch das bestehen lassen, was uns erwünscht ist und unsern Zielen dient — so steckt auch von früher her alles, was an tausend und tausend Wegen und Experimenten geschichtlich in diesem Leben war, uns noch im Blut. Seit alters hat aber dieser erfindungsreiche Odysseus, das Leben, versucht, auf zwei Wegen die gegebene Situation seines Planeten, der nun einmal seine Robinsoninsel sein mußte, zu bestehen. Einmal eben, indem es sich der Sonne als treuer Schüler hingab, wo es sie finden konnte. Dann aber doch auch auf eigene Faust als Pionier dort, wo der heimische Planet verstockt in seiner Kälte und Finsternis verharrte. Es hat am letzteren Fleck doch nicht bloß geschlafen wie eine Bakterienspore im Kühlapparat. Schon als Tier hat es Vorstöße in ewig finstere Höhlen, in die ewig abgrundschwarze Tiefsee, in die Weltraumskälte des Polarwinters, in die periodische Nacht der Erdumdrehung und den periodischen Winter der Erdachsenschiefe gemacht. Staunenswert, was es auch da sich abgerungen hat. Als Leuchttier hat es sich selbst Licht angezündet. Als Wärmetier hat es sich in Pelz und Federn gehüllt und innerlich durch Blutwärme geheizt. Keiner aber hat nun auch das so ins Große getrieben wie der Mensch. Er hatte ganz spezielle Ursachen von früh an. Noch in der ersten Jugend seiner beginnenden Kultur wurde er vor die Schauergletscher der Eiszeit gejagt. Ein ganzes Anfangskapitel dieser Kultur führt in dunkle Höhlen hinab. Dort, gegen Finsternis und Kälte, hat der prähistorische Mensch jene grandiose Waffe gefunden, die Licht und Wärme zugleich für immer auch im schwärzesten Schlund garantieren: die künstlich erzeugte und ernährte rote Herdflamme. Mit dieser Tat entstand für ihn aber die erste Möglichkeit einer gewissen wirklichen Emanzipation von der Sonne. Und von hier kommt nun ein Zug herauf, besonders in unserer ja immer mehr dominierenden Nordkultur, den ich geradezu noch den Höhlenzug bis heute nennen möchte.

An die Stelle der Höhle tritt zwar auch das künstliche Gemach, das Haus, die Burg, die Stadt, zuletzt die Weltstadt. Immer bleibt als das Charakteristische aber die Abkehr von der Sonne. Sie scheint mehr und mehr ein überwundener Standpunkt. Weit draußen, fern der Stadt, muß ja diese Sonne noch immer die Menschennahrung kochen auf endlosem Saatengrün und Saatengold. Aber der Mensch selbst zieht Mauern um sich, baut Decken über sich. Er wohnt im künstlich geheizten Raum, sein Haus ist selbst eine Art blutwarmen Geschöpfs geworden. Zu jeder Zeit kann er sich künstliches Licht schaffen. In der Großstadt von heute, im Warenhaus, in der Fabrik, in der Mietkaserne, verwischen sich immer mehr die ganzen Gegensätze von Nacht und Tag. Wir gewöhnen uns an Untergrundbahnen, wo ewig Licht brennt. Je höher die Stockwerke der Häuser werden, desto mehr ähneln unsere Großstadtstraßen Schächten im Bergwerk. Und Hand in Hand damit wird im Leben, im Denken dieser Kulturmenschen der Tag eine künstlich erhellte Dauernacht, die Nacht ein willkürlicher Knopfdruck, der die Lichtleitung abstellt. Bis in unsere modische Philosophie macht sich das fühlbar. Nicht das Licht, das urgegebene, immer wiederkehrende Weltenlicht, ist das Ewige, zu dem wir vertrauend kehren: Licht, Kultur, Ethik, Intelligenz erscheinen als vergängliche Flämmchen in der Grundnacht der ewigen bangen Weltenhöhle; ein Druck, und alles versinkt wieder. Ein gespenstischer Zug unserer Kultur liegt hier, erwachsen zwar aus dem ganzen Titanentrotz des Menschen, sich auch ohne Sonne zu helfen, aber zuletzt doch eine Quelle des Nervösen, Ueberreizten in uns. Wir sind auf dem Punkt, im Arbeiten, im Denken, im Genießen die ganze helle Nacht durchzuhalten, und erkaufen damit einen Dauerzustand des Uebernächtigten.

Doch auch in uns waltet die alte Grundgabe des Lebens fort, sich immer wieder selbst zu regulieren, diese eigentliche Gnade, ohne die es keine Entwicklung gäbe. Durch unsere Welt der Großstädte mit ihren elektrischen Lichtfluten, ihrer rastlos nervös fortpulsenden Dauerarbeit, durch unsere Welt des überreizten Gehirns zittert eine seltsame Empfindung: Sonnensehnsucht. Auf allen Gebieten macht sie sich heute geltend. Sie lebt in dem leidenschaftlich wachsenden Verlangen des Städters, aus der Großstadthöhle wieder hinauszukriechen in die echte Natur, zwischen die grüne Sonnenschöpfung des Waldes, dorthin, wo noch echter Tag mit seiner ganzen sieghaften Kraft und wo noch ebenso echte, friedenvolle, beruhigende Nacht existieren. Der Arzt predigt sie uns in seiner Sprache, indem er uns die gefahrdrohenden Bakterien im engen Dunstkreis der Höhle weist, unseren nackten Leib für Licht und Luft reklamiert, uns von den geheimnisvollen Heilwirkungen der Sonne erzählt, gegen die wir uns hermetisch mit Mauer und Kleid abgeschlossen hatten; er fordert ein Geschlecht neuer Sonnenmenschen mit anderen Muskeln und Nerven als nötigste physische Grundlage eines geistigen Kulturfortschritts. Eine ganze unhemmbare Zeitbewegung drängt nach Gartenstädten, Freibädern, Sonnenbädern, Spiel- und Turnplätzen unter hellem offenem blauem Himmel — fort aus der Höhle, heim zur Sonne! Die Künstler streben hinaus, hinein in die alte, ewig verjüngende Formen- und Farbenwelt: man debattiert, ob sich nicht die vergra-



Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957 Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

benste künstlerische Höhlenstätte des „Lampenlichts", unsere Bühne, sogar wieder nach uralter Weise in die Sonne verlegen ließe. Vielleicht ist das der neue, frische Luftzug, der dort von allen Besten längst so sehnlich erwartet wird! Der Forscher, der Techniker selbst rufen nach hellen, unverbildeten Augen, nach Menschen ohne Höhlenblick und Brillengläser, die beobachten können; es ist die alte Sonnenhaftigkeit des Auges, von der Goethe redet, die selbst die schlichteste praktische Arbeit zuletzt nicht entbehren kann. Die Schule schreit nach Licht. Sie war am allerärgsten in den Schacht, in die Höhle geraten. Mit der Axt möchte man ihre Decke einschlagen, der Sonne im physischsten Sinne Eintritt zu schaffen. Es ist ja zuletzt doch immer auch die geistige Sonne, die mit der physischen eindringt. Philosophische und religiöse Tiefenmenschen empfinden, daß wir noch ein anderes Licht brauchen als bloß das künstliche der abstrakten kalten Wahrheit; eins, das noch unverbrauchte Urkräfte fort und fort zu uns trägt, die aus dem Schatz der Tiefe in allem Dasein strömen wie jene juvenilen Wasser unserer tiefsten Heilquellen, die noch nie im Kreislauf der Oberfläche waren und gerade deshalb geheimnisvolle Segnungen zu uns herauftragen dürfen.

Und sie glänzt wie einst, die alte Sonne da draußen, bereit, abermals unser Erzieher zu sein.

*

Das englische Kinderschutzgesetz.

Von Amtsgerichtsrat Dr. Paul Köhne.

Zu den Aufgaben, die gegenwärtig fast in allen Kulturländern besprochen, studiert und in Angriff genommen werden, gehört das Problem eines erhöhten Kinderschutzes. Die Entwicklung der Industrie mit ihrer Tendenz nach Ausbreitung des Großbetriebs und erhöhter Verwendung der Maschinenkraft, das rasche Wachstum der Großstädte, das Bestreben, billige Arbeitskräfte heranzuziehen, hat eine große Anzahl jener Schutzwehren niedergerissen, die in früheren Zeiten Kinder und jugendliche Personen vor schädlichen Einflüssen bewahrten und ihre gedeihliche Entwicklung sicherten. Der Familien- und Arbeitsverband ist gelockert, die Berührung mit der Natur ganzen Volksschichten fast unmöglich gemacht, die Freude an der Arbeit, die früher Ganzprodukte schaffte, infolge der Arbeitsteilung herabgesetzt. Fast in allen Kulturländern wird nach Mitteln gesucht, diesen Gefahren zu begegnen, die natürlichen Verbände, die der heranwachsenden Nation Halt und Erziehung gewähren, zu stärken und, wo dies nicht möglich ist, für wirkungsvolle Ersatzmittel zu sorgen. In Deutschland stehen Jugendfürsorge und Jugendschutz seit langem im Mittelpunkt öffentlicher Erörterung. Sie beschäftigen auch die Gesetzgebung seit geraumer Zeit. Gegenwärtig liegen dem Reichstag Gesetzentwürfe vor, die sowohl die Behandlung jugendlicher Rechtsbrecher als auch den strafrechtlichen Schutz von Kindern und jugendlichen Personen gegen Mißhandlungen seitens ihrer Erziehungspflichtigen zu regeln bestimmt sind. Es verlohnt sich daher wohl, einen Blick auf das stammverwandte England zu richten, das seit vielen Jahren in Gesetzgebung und Verwaltung bestrebt ist, den Jugendschutz und die Jugenderziehung wirksam auszugestalten. Und da fällt rein äußerlich eine eigentümliche Erscheinung auf. Die englische Gesetzgebung in ihrer geschichtlichen Entwicklung unterscheidet sich grundsätzlich von der deutschen dadurch, daß in England die Kodifikation selten, das zur Befriedigung eines Einzelbedürfnisses bestimmte Spezialgesetz die Regel ist, während in Deutschland umgekehrt das Prinzip herrscht, ganze Rechtsmaterien systematisch durch Kodifikationen zu ordnen. Die Kinderschutzbestimmungen des deutschen Rechts sind nicht unter gemeinsamen Gesichtspunkten kodifiziert. Sie finden sich vielmehr als Sonderbestimmungen in den sonstigen Kodifikationen: im Bürgerlichen Gesetzbuch, im Strafgesetzbuch, in der Strafprozeßordnung, in der Gewerbeordnung usw. Nur zur Ergänzung der Gewerbeordnung ist ein besonderes gewerbliches Kinderschutzgesetz erlassen. Wiederholt ist gefordert worden, ein großzügiges, den gesamten Kinderschutz ordnendes Gesetz für Deutschland zu erlassen, d. h., die Sonderbestimmungen aus allen oder einzelnen der großen Kodifikationen herauszunehmen und in einem Spezialgesetz zu harmonischer Einheit zu verbinden. Solche Forderungen haben noch keine Aussicht auf Erfolg. In England hingegen hat eine Zusammenfassung einer großen Anzahl bisher geltender Einzelgesetze, die der Jugendfürsorge dienten, in dem Kinderschutzgesetz vom 21. Dezember 1908 stattgefunden. Freilich ist diese Kodifikation keine ganz vollständige. Wenn man von anderem absieht, so ist schon auf das eine hinzuweisen, daß die strafrechtliche Behandlung nicht nur nach diesem Gesetz, sondern auch ergänzend nach dem Gesetz über die Verhinderung von Verbrechen (Prevention of Crime Act) von dem gleichen Jahr zu erfolgen hat. Das Kinderschutzgesetz bezieht sich freilich nur auf Personen unter 16 Jahren und versteht unter Kindern Personen unter 14 Jahren, unter jugendlichen Personen solche zwischen 14 und 16 Jahren, während die Prevention of Crime Act unter Jugendlichen die Personen zwischen 16 und 21 Jahren begreift und auch diesen gegenüber noch die Unterbringung in Besserungshäuser zuläßt.

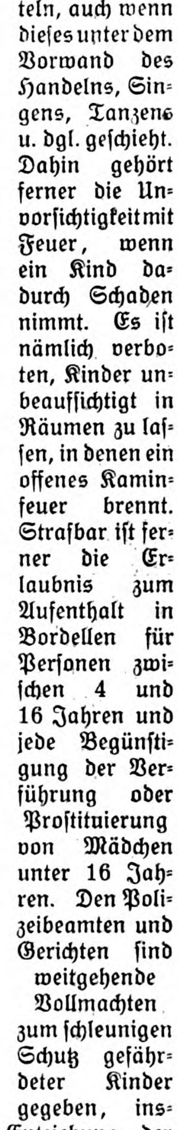
Immerhin stellt das Kinderschutzgesetz eine beachtenswerte Kodifikation dar, deren leitender Gesichtspunkt die Fernhaltung aller Schädlinge ist, die der gedeihlichen Entwicklung der Kinder bis zum 16. Lebensjahr entgegenstehen. Dies ergibt sich schon aus den Ueberschriften der sechs Abschnitte des Gesetzes. Der erste Abschnitt handelt vom Schutz des Lebens kleiner Kinder, der zweite vom Schutz der Kinder und jugendlichen Personen vor Mißhandlung, der dritte vom Rauchen der Jugend, der vierte von Besserungs- und Erziehungsanstalten, der fünfte von jugendlichen Rechtsbrechern, während der letzte noch einige Ergänzungen und allgemeine Vorschriften enthält.

Die Vorschriften zum Schutz des Lebens kleiner Kinder beziehen sich auf die außerhalb des Elternhauses untergebrachten, die sog. Haltekinder. Das Schutzalter ist auf sieben Jahre festgesetzt, während bei uns im allgemeinen das sechste Lebensjahr die Schutzgrenze bildet. Die Unterhaltung fremder Kinder gegen Ent-

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gelt ist ein genehmigungspflichtiges Gewerbe; die Kinder selbst müssen angemeldet werden. Die Pflegestellen werden behördlich überwacht; den Ortsbehörden liegt es ob, Ueberwachungsbeamte zu ernennen. Verstöße gegen hygienische oder gesetzliche Anordnungen haben die Fortnahme des Kindes und eventuell die Strafbarkeit der Pflegeeltern zur Folge. Strafbar ist auch der, der ein anmeldepflichtiges Kind hält und dessen Leben mittelbar oder unmittelbar zu seinen Gunsten versichert; ebenso sind die Versicherungsgesellschaften und deren Vertreter strafbar, wenn sie Versicherungen auf das Leben der Kinder zugunsten der Pflegeeltern bewirken. Eine gleiche Bestimmung enthält das deutsche Recht nicht, offenbar weil dafür ein Bedürfnis bisher sich nicht gezeigt hat.

Der Schutz der Kinder und jugendlichen Personen vor Mißhandlungen ist ein sehr weitgehender. Die Bedeutung des englischen Wortes Mißhandlung (cruelty) ist nicht ganz übersetzbar; sie begreift jede schlechte und die Persönlichkeit mißachtende Behandlung. Die auch bei uns strittige Frage, inwieweit Pflichtverletzung der Eltern kriminell strafbar sein soll, ob nur die vorsätzliche oder die fahrlässige, ist im englischen Gesetz in der Hauptsache zugunsten der ersten Alternative beantwortet worden. Es wird mit Strafe bedroht, wer unter 16 Jahre alte Personen, die er in Gewahrsam oder Pflege hat, vorsätzlich körperlich verletzt, mißhandelt, vernachlässigt, im Stich läßt, aussetzt oder duldet, daß solches in einem Grade geschehe, daß dadurch dem Pflegling in unzulässiger Weise Schmerz oder Schaden an der Gesundheit zugefügt wird. Als Vernachlässigung gilt es, wenn Eltern oder Erzieher unterlassen, den ihnen Anvertrauten Nahrung, Kleidung, Wohnung, ärztliche Hilfe zu gewähren oder im Fall des Unvermögens dafür zu sorgen, daß das Erforderliche auf Grund der bestehenden Armengesetzgebung beschafft werde. Als Vernachlässigung gilt es auch, wenn jemand mit einem Kinde unter drei Jahren in einem Bett schläft und es in der Trunkenheit ersticken läßt. Unter den Begriff der Cruelty fallen aber auch andere an Kindern und Jugendlichen begangene und unter Strafe gestellte Handlungen. Dahin gehört


die Verwendung zum Betteln, auch wenn dieses unter dem Vorwand des Handelns, Singens, Tanzens u. dgl. geschieht. Dahin gehört ferner die Unvorsichtigkeit mit Feuer, wenn ein Kind dadurch Schaden nimmt. Es ist nämlich verboten, Kinder unbeaufsichtigt in Räumen zu lassen, in denen ein offenes Kaminfeuer brennt. Strafbar ist ferner die Erlaubnis zum Aufenthalt in Bordellen für Personen zwischen 4 und 16 Jahren und jede Begünstigung der Verführung oder Prostituierung von Mädchen unter 16 Jahren. Den Polizeibeamten und Gerichten sind weitgehende Vollmachten zum schleunigen Schutz gefährdeter Kinder gegeben, insbesondere auch, soweit dafür die Entziehung der elterlichen Rechte Voraussetzung ist. Ist ein Kind durch Trunksucht seiner Eltern gefährdet, so kann der schuldige Elternteil zwangsweise in einem Trinkerasyl untergebracht werden. Auch das Mitschleppen von Kindern durch Landstreicher, wenn die Kinder dadurch dem ordentlichen Schulunterricht entzogen werden, ist strafbar und löst behördliche Schutzmaßregeln aus. In den Schulen müssen sich Kinder einer Leibesvisitation durch Medizinalbeamte oder andere geeignete Personen unterziehen. Ergibt sich bei der Untersuchung, daß sie schmutzig, mit Ungeziefer behaftet oder völlig



Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ungeeignet gekleidet sind, so werden die Eltern davon benachrichtigt und bestraft, wenn sie nicht das Erforderliche tun, um dem Uebelstande abzuhelfen. Auch ist die zwangsweise Reinigung der Kinder seitens der Schulbehörde zulässig und vorgeschrieben.

Besonders eingreifend sind jene Bestimmungen, die die Kinder vor den schädlichen Wirkungen des Alkohols und des Nikotins bewahren sollen. Strafbar ist, wer einem unter fünf Jahren alten Kinde ein berauschendes Getränk verabreicht oder verabreichen läßt. In Schanklokalen dürfen Kinder unter 14 Jahren während des Betriebs der Schankwirtschaft überhaupt nicht geduldet werden. Zigarren und Zigaretten dürfen an Personen unter 16 Jahren bei Vermeidung empfindlicher Geldstrafe nicht verkauft werden. Automaten, die Zigarren oder Zigaretten herausgeben, sind zu schließen, wenn sie von jugendlichen Personen benutzt werden. Alle Beamte, die solche Personen an öffentlichen Orten rauchen sehen, sind verpflichtet, ihnen den Tabak und das Zigarettenpapier, das sie bei sich führen, wegzunehmen.

Sehr eingehend sind die Vorschriften des Gesetzes über die Erziehungs- und Besserungsanstalten. Erstere sind in der Hauptsache bestimmt für die gefährdeten und leicht verwahrlosten Kinder im Alter unter 12 Jahren, letztere für die schwerer Verwahrlosten und verbrecherischen Elemente zwischen 12 und 16 Jahren. Eine besondere Abart der Erziehungsanstalten sind die Tagesarbeitschulen, in denen die Kinder unterrichtet, erzogen und verpflegt werden, während sie nachts bei ihren Angehörigen schlafen dürfen. Alle Erziehungs- und Besserungsanstalten, die Kinder auf behördliche Anordnung aufnehmen, bedürfen staatlicher Genehmigung und unterliegen staatlicher Aufsicht. Diese Aufsicht wird durch einen vom Staatssekretär des Innern ernannten Generalinspektor mit einer Anzahl Inspektoren und Gehilfen geübt. Sie ist also eine rein bureaukratische im Gegensatz zu den Vereinigten Staaten von Amerika, in denen die Aufsicht Kommissionen übertragen ist, denen auch Laienelemente beigesellt sind. Eine lebhafte Bewegung fordert auch für Deutschland die Beseitigung der bureaukratischen Aufsicht und ihren Ersatz durch Kommissionen nach amerikanischem Muster. Die Ueberweisung in die Erziehungs- und Besserungsanstalten erfolgt durch Gerichtsbeschluß. Den äußeren Anlaß zu diesem Gerichtsbeschluß kann die Begehung einer strafbaren Handlung durch die jugendliche Person geben. Es ist aber besonders hervorzuheben, daß das englische Gesetz ausdrücklich verbietet, auf eine Gefängnisstrafe zu erkennen, wenn die Ueberweisung in eine Anstalt beschlossen wird. Die in England und Amerika gemachte Erfahrung, daß sowohl der Straf- als der Erziehungzweck leidet, wenn Strafe und Fürsorgeerziehung kombiniert wird, haben wir in Deutschland uns leider noch immer nicht zunutze gemacht. Die Unterbringung in Erziehungs- und Besserungsanstalten kann von dem Richter auch auf Antrag der Schul-, der Waisen-, der Armenbehörde sowie der Eltern erfolgen, wenn das Kind sich als besonders widerspenstig oder schwer erziehbar erweist. Statt der Ueberweisung in Anstalten ist auch in solchen Fällen die Unterbringung in eine geeignete Familie unter Aufsicht eines Fürsorgers zulässig. Der Ueberweisungsbefehl hat die Dauer der Unterbringung anzugeben. Diese Dauer beträgt für die Besserungsanstalten mindestens drei, höchstens fünf Jahre, darf aber nicht über das Alter von 19 Jahren hinaus fortgesetzt werden, für die Erziehungsanstalten so lange, als der Gerichtshof für notwendig erachtet, aber nicht über das 16. Lebensjahr hinaus. Trotz der gerichtlichen Festsetzungen können die Leiter der Anstalt mit Zustimmung der Schulbehörde bzw. des Staatssekretärs, nach 18 Monaten selbst ohne diese Zustimmung, den Zögling in einer geeigneten Familie unterbringen. Jeder Zögling bleibt aber, wenn er einer Besserungsanstalt überwiesen war, bis zum 19. Lebensjahr, wenn er einer Erziehungsanstalt überwiesen war, bis zum 18. Lebensjahr unter Aufsicht des Leiters der Anstalt. Vorzeitige völlige Aufhebung der Fürsorgeerziehung kann durch den Staatssekretär angeordnet werden. Verstöße gegen die Hausordnung, Widerspenstigkeit, Entweichungen werden durch das Gericht mit einer Verlängerung der Fürsorgedauer, mit Versetzung aus einer Erziehungs- in eine Besserungsanstalt, äußerstenfalls mit Gefängnisstrafe geahndet. Die Kosten der Fürsorgeerziehung werden zwischen den Unterhaltspflichtigen, den Kommunalbehörden, freiwilligen Spenden und einem Staatszuschuß geteilt.

Der fünfte Abschnitt enthält in buntem Durcheinander strafrechtliche, strafprozessuale und den Strafvollzug betreffende Bestimmungen. Die Todes- und Zuchthausstrafe ist für Kinder und jugendliche Personen absolut ausgeschlossen. Kinder dürfen auch nicht mit Gefängnis bestraft werden, jugendliche Personen nur dann, wenn sie nach Ansicht des Gerichts so verdorben oder so unbotmäßig sind, daß sie in einer Erziehungs- oder Besserungsanstalt nicht gehalten werden können. Die Umwandlung einer wegen Unvermögens nicht bezahlten Geldstrafe in eine Freiheitsstrafe ist verboten. Wegen der schwersten Verbrechen, für die die Todesstrafe angedroht ist, hat das Gericht auf Gewahrsam für unbestimmte Zeit zu erkennen. Im übrigen sind den Gerichtsbehörden die weitesten Vollmachten für die Behandlung von Kindern und jugendlichen Personen gegeben. Haben sich solche einer strafbaren Handlung schuldig gemacht, so kann das Gericht die Anklage zurückweisen oder den Täter gegen Sicherheitsleistung entlassen, ihn auch der Aufsicht eines Fürsorgers, eines Verwandten oder einer andern geeigneten Person anvertrauen, ihn einer Erziehungs- oder Besserungsanstalt überweisen; es kann auf Prügel- oder Geldstrafe erkennen, den Täter über 14 Jahren zu Gefängnis verurteilen, aber auch statt des Täters seine Erziehungspflichtigen zu Sicherheitsleistung, Geldstrafe, Schadenersatz und Kosten verurteilen. Für die Aburteilung der Kinder und Jugendlichen werden besondere Jugendgerichte eingerichtet, die in andern Räumen oder zu andern Zeiten tagen als die gewöhnlichen Gerichte. Die Verhandlungen der Jugendgerichte haben nur beschränkte Oeffentlichkeit. Die Mitglieder und Beamten des Gerichts, die Parteien, Advokaten und sonst unmittelbar Beteiligte sowie zuverlässige Preßvertreter haben ein Recht auf Anwesenheit, andere Personen nur mit Genehmigung des Gerichts. Zu den Verhandlungen sind die gesetzlichen Vertreter zu laden; ihre Anwesenheit kann erzwungen werden. Daß sie selbst statt der Täter bestraft werden können, wenn sie sich grober Vernachlässigung ihrer Erziehungspflichten schuldig gemacht haben, ist schon oben erwähnt. Besondere Beachtung verdient die Vorschrift, daß Kinder und jugendliche Personen, deren Festhaltung erforderlich ist, sei es, um sie selbst zu schützen, sei es, um sie zur

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957 Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Verfügung des Gerichts zu halten, nicht in Untersuchungsgefängnisse gebracht werden dürfen, daß vielmehr für sie besondere Verwahrungsanstalten errichtet werden müssen, in denen den erzieherischen Gesichtspunkten Rechnung getragen wird.

Dies sind die wesentlichsten Bestimmungen des neuen Kinderschutzgesetzes, das eine Ergänzung durch die Prevention of Crime Act zugunsten der noch besserungsfähigen Rechtsbrecher zwischen 16 und 21 Jahren erfährt. Jedem Leser, der mit den entsprechenden deutschen Einrichtungen bekannt ist, wird die Aehnlichkeit in vielen Punkten auffallen. Auch an grundlegenden Verschiedenheiten fehlt es nicht. Diese Verschiedenheiten sind in dem vorstehenden Bericht weniger scharf hervorgehoben, weil sie mehr technischer Art sind und in der Verschiedenheit der Verwaltungsorganisation diesseit und jenseit des Kanals ihren Grund haben. In manchen Bestimmungen aber ist uns England voraus, und wir können nichts Besseres tun, als ihm folgen. Dazu rechne ich den Ersatz der Untersuchungshaft durch einen erzieherisch gestalteten Gewahrsam, die größere Freiheit des Strafrichters in der Wahl zwischen Straf- und Erziehungsmitteln, das Verbot einer Kombination zwischen Gefängnisstrafe und Fürsorgeerziehung, die straffe Zentralisation der Aufsicht über die Besserungsanstalten, wenngleich diese weniger bureaukratisch gestaltet werden müßte; ferner gehört dahin der Versuch, die Eltern für die Straftaten ihrer Kinder verantwortlich zu machen, und endlich das scharfe Einschreiten gegen den Gebrauch des Alkohols und Tabaks durch Unerwachsene.

Vielleicht kommt auch bei uns der Gesetzgeber dazu, die Bestimmungen über den Jugendschutz in einem großen Gesetz systematisch zusammenzufassen; in der Gesetzgebungstechnik würden wir sicherlich den Engländern überlegen sein.

Unsere Bilder

Die Mittelmeerreise des deutschen Kaiserpaares (Abb. S. 833 u. 834) ist nun beendet. Die schönen, der Erholung und dem Naturgenuß geweihten Tage des Aufenthalts auf Korfu gingen rasch vorbei wie alles Schöne. Die hohen Herrschaften und ihr Hof verließen das herrliche Schloß und die gesegnete Insel mit dem größten Bedauern und traten an Bord der „Hohenzollern" die Heimfahrt an. In Malta wurde ein kurzer Aufenthalt genommen. Die Bevölkerung und die Behörden wetteiferten miteinander in dem Bestreben, den erlauchten Gästen einen festlichen Empfang zu bereiten. Von den imposanten alten Bastionen donnerten die Salutschüsse, und die Menge drängte sich in den Hafenstraßen, um dem Kaiserpaar, das zum Schloß des Herzogs von Connaught fuhr, durch laute Ovationen seine Sympathien zu bezeugen.

Der Besuch der deutschen Volksvertreter beim Luftschifferbataillon in Tegel (Abb. S. 835). Die Parlamente aller Kulturstaaten zeigen in der letzten Zeit viel Interesse für die Fragen der Landesverteidigung zur Luft. Die deutsche Kriegsverwaltung, die zum heftigen Mißvergnügen mancher anderen Macht bereits über eine stattliche Luftflotte und über gute geschulte aeronautische Truppen verfügt, hat jüngst die Mitglieder des Reichstags eingeladen, sich durch den Augenschein von der trefflichen Organisation der deutschen Militärluftschiffahrt zu überzeugen und dabei ein Urteil über die künftige Ausgestaltung dieses Teils der nationalen Wehrmacht zu gewinnen. Etwa dreihundert Abgeordnete mit dem Reichstagspräsidenten Grafen Stolberg an der Spitze begaben sich auf diese Einladung hin nach Tegel und besichtigten dort die von dem Luftschifferbataillon geschaffenen Einrichtungen, die Funkenspruchstation, die Ballonhallen und die Lenkballons Groß II. und Parseval II. Major v. Groß gab den Besuchern jeden wünschenswerten Aufschluß; leider konnte wegen des widrigen Windes nur ein kurzer Flugversuch des Groß-Ballons vorgeführt werden.

Der Wirkliche Geheime Rat Friedrich August von Holstein (Abb. S. 836), der nach langem Leiden in Berlin verschieden ist, war, so wenig er im Leben öffentlich hervortrat, lange Jahre hindurch einer der einflußreichsten Beamten des deutschen Auswärtigen Amtes. Herr von Holstein, der dem mecklenburgischen Uradel entstammte, trat im Jahre 1857 in den Staatsdienst. Im November 1860 trat er zur Diplomatie über und wurde der Petersburger Gesandtschaft attachiert, der damals Otto v. Bismarck vorstand. Im Kriegsjahre 1870 begleitete er den eisernen Kanzler nach Frankreich. Im Jahre 1876 wurde der Legationsrat in die politische Abteilung des Auswärtigen Amtes berufen, der er dann ein volles Menschenalter hindurch angehörte. In dieser Stellung war er die rechte Hand der vier Reichskanzler, die während dieser Zeit am Ruder waren. Im Jahre 1906 wirkte Herr von Holstein noch an der Beendigung der Marokkoaffäre mit, dann trat er in den Ruhestand. Ein organisches Leiden hat seine letzten Jahre verdüstert.

Die Brüder Wright in London (Abb. S. 838). Die „fliegenden Brüder" haben sich nach ihren erfolgreichen Flugversuchen in Rom in ihre amerikanische Heimat begeben, die sie im Hochsommer wieder verlassen werden, um, ihrem Vertrag mit dem „Berliner Lokalanzeiger" gemäß, ihre erstaunlichen Leistungen dem Berliner Publikum vorzuführen. Auf der Heimreise hielten sie sich einige Tage in London auf. Dort wurden die kühnen Aviatiker wie überall mit Ehrungen überhäuft. Die Aeronautische Gesellschaft, der eine große Anzahl bedeutender Persönlichkeiten angehört, verlieh ihnen in feierlicher Festsitzung die Goldene Medaille, die höchste Ehrung, die einem englischen Luftschiffer zuteil werden kann. In Amerika wartet auf die Brüder eine ähnliche Auszeichnung: am 12. Juni wird der Präsident Taft ihnen im Weißen Hause die Medaille des amerikanischen Aeroklubs überreichen.

Die Feier zu Ehren der Jeanne d'Arc in Orleans (Abb. S. 837). Orleans, der Schauplatz der bedeutendsten Waffentat der französischen Nationalheldin, hat das Andenken der Jungfrau dieser Tage in imposanten Festen begangen. Angesichts des Konfliktes zwischen Kirche und Staat war es nicht tunlich, die gottselige Kriegerin zugleich durch ein kirchliches und ein militärisches Fest zu feiern. So fand denn am Vorabend des 8. Mai eine große Parade und ein Fackelzug der Garnison statt; am Tage darauf wurde mit großem Gepränge ein Umzug der Geistlichkeit abgehalten, dem sich die Mitglieder der Patriotenliga anschlossen. Am Denkmal Johannas wurden einige Reden gehalten; doch nur die des Bischofs von Nancy hatte eine politische Spitze, und so verlief das imposante Fest in vollster Harmonie.

Ein weibliches Sanitätskorps (Abb. S. 838) ist eine der neuesten Institutionen des englischen Heeres, in dem in der letzten Zeit so viel erneuert wird. Die Truppe besteht aus Damen, die nicht nur im Samariterdienst völlig Bescheid wissen, sondern die auch eine regelrechte kavalleristische Ausbildung durchgemacht haben. Nicht nur die Uniform dieses Korps, sondern auch seine Disziplin und Organisation sind streng militärisch. Die Uniform besteht aus einer scharlachfarbenen Tunika mit gelben Litzen und Schulterstücken, einem blauen Rock, einer Dienstmütze und Reiterstiefeln. Das Frauenkorps hat einen männlichen Rittmeister, aber einen weiblichen Leutnant, Lady Ernestine Hunt, eine durch ihre Energie bekannte und in der militärischen Krankenpflege bereits erprobte Dame. Wenn sie ihre Reiterinnen oder die Wagenkolonne des Korps durch die Straßen Londons führt, erregt das ungewohnte Schauspiel vorläufig noch viel Aufsehen. Vielleicht werden aber solche weiblichen Sanitätssoldaten einmal eine durchaus gewöhnliche Erscheinung werden.

Die Generalversammlung des Deutschen Bühnenvereins (Abb. S. 839), die dieser Tage in Düsseldorf stattgefunden hat, stand im Zeichen des Konfliktes zwischen den deutschen Bühnenleitern und der Standesvertretung der Schauspielerschaft. Fast alle Redner betonten die Geneigtheit der Direktoren, mit ihren Schauspielern im Frieden zu leben; aber es herrschte eine große Erbitterung gegen das gegenwärtige Präsidium der Bühnengenossenschaft. Bei dieser Stimmung der Versammelten konnte auch ein vermittelnder Antrag des Direktors Brahm vom Berliner Lessingtheater nicht durchdringen. Uebrigens beschäftigte sich die Generalversammlung auch mit



Digitized by Google

Original from
CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 09:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

minder unerquicklichen Fragen: sie beschloß, Wagners „Parzival“, dessen Urheberrechtsschutz im Jahre 1913 erlischt, auch nach diesem Jahre allein dem von Wagners Erben geleiteten Baireuther Festspielhaus zu überlassen, so daß dieses hohe Werk im Sinne des Meisters auch weiterhin nur in der von seinem Geist durchwehten Kunstanstalt aufgeführt werden wird.

Die Pariser Kostümausstellung (Abb. S. 840). Die Pariser Gesellschaft für Kostümkunde, die die Gründung eines Kostümmuseums anstrebt, hat im Pavillon de Marsan, einem Flügel des Louvre, eine ungemein reiche Ausstellung veranstaltet, die außer stilgerecht kostümierten lebensgroßen Figuren und historischen Kostümen aller Art auch allerlei interessantes Beiwerk, wie Karossen, Möbelstücke und Bibelots, enthält. Die ausgestellten Stücke sind nicht nur künstlerisch und als Beispiele des Zeitgeschmacks wertvoll; so manches der prunkvollen Gewänder und Requisiten hat eine bedeutsame Rolle in der Weltgeschichte gespielt, so der kostbare Ornat, in dem der letzte legitime König Frankreichs in Rheims zur Krönung schritt, das Brautkleid Maria Antoinettes, der Degen Klebers und manche andere unschätzbare Erinnerung an ferne Zeiten. Das gelungene Arrangement der Ausstellung versucht mit Erfolg, den schönen Dingen den Schein des Lebens wiederzugeben, zu zeigen, wie sie wirkten, als sie noch neu waren und von ihren Besitzern gebraucht wurden.

Die Börsenwoche.

In den deutschen Industrie- und Handelskreisen beschäftigt man sich gegenwärtig weit lebhafter als bisher mit der Frage, ob die an den ausländischen Märkten eingetretene Besserung sich als nachhaltig und kräftig genug erweisen werde, um auch die vorläufig noch wenig günstigen einheimischen Industrie- und Handelsverhältnisse zu beeinflussen. Wenn man nach früheren ähnlichen Vorgängen schließen und dazu die Erfahrung zu Rate ziehen darf, so ist wohl kaum zu bezweifeln, daß sich der deutsche Markt auf die Dauer jenen befruchtenden Einwirkungen nicht verschließen kann. Sind doch die Vorbedingungen für eine endlich eintretende wirtschaftliche Besserung in mehrfacher Hinsicht vorhanden, und ist doch vor allem die wesentlichste Grundlage, nämlich Geldüberfluß, was gleichbedeutend ist mit günstigen Bedingungen zur Erlangung von Krediten, seit geraumer Zeit an unserem Markt in Permanenz. Am nachhaltigsten und kräftigsten tritt die wirtschaftliche Besserung in den Vereinigten Staaten auf, die ja erfahrungsmäßig vermöge der ihnen innewohnenden großen Elastizität die Folgen einer auch starken Depression in verhältnismäßig kurzer Zeit zu überwinden pflegen. Die wesentlichste Grundlage des gegenwärtigen Aufschwunges der Union bildet die eingetretene Besserung an den dortigen Metallmärkten, wie ja auch der letzte scharfe Rückschlag, der in eine Krise ausartete, durch den starken Preisfall einiger Metalle und besonders des Kupfers den ersten Anstoß erhalten hat.

Nachdem der amerikanische Stahltrust in der letzten Zeit im Kampf mit den Outsiders und dabei auch, der Not der Zeit gehorchend, seine Verkaufspreise scharf reduziert hatte, wurde endlich der Konsum wieder angeregt, der ja ohnehin durch die lange Zurückhaltung ausgehungert war. Dies gilt auch für die als Hauptfaktor für die Befruchtung der gewerblichen Tätigkeit zu betrachtenden amerikanischen Eisenbahnen, die gegenwärtig mit Materialbestellungen aller Art die Eisen- und Stahlindustrie wieder beschäftigen. Mehr aber noch zur Ermutigung der Spekulation trug der eklatante Umschwung bei, der förmlich über Nacht am amerikanischen Kupfermarkt eintrat und dann seine Wirkungen auf London und den Kontinent auszuüben begann. Es ist nicht zu verkennen, daß bei diesen Erscheinungen die Spekulation eine große Rolle spielt, daß man also bei Beurteilung der Elemente dieser Bewegung ein besonderes Maß von Vorsicht anzuwenden hat. Es ist aber auch zu beachten, daß die reelleren Faktoren des Wirtschaftslebens nicht selten den Pionieren der Spekulation nachfolgen, so wie ja auch diesmal solche Anzeichen jenseit des großen Wassers bereits vorhanden sind.

An den europäischen Märkten, insbesondere bei uns, lassen sich verläßliche Anzeichen einer Besserung, wie schon oben bemerkt, vorläufig nur in geringem Maß konstatieren. Am deutschen Eisen- und Kohlenmarkt, dem wichtigsten Gradmesser der gewerblichen Lage, erweisen sich die Nachwirkungen des letzten Rückschlages als so bedeutend, daß sie dem Markt noch immer das Gepräge verleihen. Die vorliegenden Statistiken, so die Außenhandelsziffern und die Ausweise der Verbände, bieten noch keine Handhabe zu einer zuversichtlicheren Beurteilung, wenn auch an die Stelle des unausgesetzten Rückganges ein Stillstand, hie und da auch eine leichte Besserung getreten ist. Vielleicht würde eine kräftigere Ermunterung der gewerblichen Unternehmungslust die raschere Uebertragung der günstigeren internationalen Verhältnisse auf unseren Markt beschleunigen. Als eine solche Stimulierung wäre wohl eine endliche Erledigung der Sanierung unserer Reichsfinanzen zu betrachten, die ja leider, ungeachtet der langwierigen Verhandlungen in der Finanzkommission des Reichstages, noch immer nicht so weit geklärt ist, daß man die Umrisse der angestrebten Reform sicher zu erkennen vermag. Lange kann es allerdings nicht mehr währen, bis diese wichtige Entscheidung fallen wird, und es deutet auch alles darauf hin, daß in der nächsten Zeit die Spannung mit ihren bedauerlichen Rückwirkungen auf Handel und Wandel endlich gelöst wird. Die Reichsfinanzreform wird und muß zustande kommen, und da in den weitesten Volkskreisen diese Auffassung geteilt wird, so wird auch der zähe Widerstand im agrarisch-konservativen Lager der Macht der öffentlichen Meinung weichen müssen.

Verus.

Die Toten der Woche

Oberforstmeister a. D. Gebhard Nikolaus v. Alvensleben, † in Potsdam im 85. Lebensjahr.

Marquis Julio de Arellano, spanischer Botschafter in Wien, † in Madrid am 5. Mai.

Geh. Medizinalrat Professor Dr. Albert Guttstadt, bekannter Medizinalstatistiker, † in Wilmersdorf bei Berlin am 5. Mai im 70. Lebensjahr.

Generalleutnant z. D. v. Jena, † in Naumburg im 83. Lebensjahr.

Wirkl. Geh. Rat Friedrich v. Holstein, ehem. Direktor der politischen Abteilung im Auswärtigen Amt, † in Berlin am 8. Mai im Alter von 72 Jahren (Portr. S. 836).

Geh. Hofrat Professor Dr. Hermann Osthoff, bekannter Sprachforscher, † in Heidelberg am 7. Mai im Alter von 62 Jahren.

Ferdinand Freiherr von Reznicek, bekannter Zeichner und Illustrator, † in München am 11. Mai im Alter von 40 Jahren.

Professor Ludwig Thiersch, bekannter Historienmaler, † in München am 10. Mai im 84. Lebensjahr.

Man abonniert auf die „Woche“:

in Berlin und Vororten bei der Hauptexpedition Zimmerstr. 37/41 sowie bei den Filialen des „Berliner Lokal-Anzeigers“ und in sämtlichen Buchhandlungen, im

Deutschen Reich bei allen Buchhandlungen oder Postanstalten und den Geschäftsstellen der „Woche“: Bonn a. Rh., Kölnstr. 29; Bremen, Obernstr. 16; Breslau, Schweidnitzer Str. 11; Cassel. Obere Königstr. 27; Dresden, Seestraße 1; Elberfeld, Herzogstr. 38; Essen (Ruhr), Kastanienallee 98; Frankfurt a. M., Kaiserstr. 10; Görlitz, Luisenstr. 16; Halle a. S., Große Steinstraße 11; Hamburg, Neuerwall 2; Hannover, Georgstr. 39; Kiel, Holtenauer Str. 24; Köln a. Rh., Hohe Str. 148/150; Königsberg i. Pr., Weißgerberstr. 3; Leipzig, Petersstr. 19; Magdeburg, Breite Weg 184; München, Bayerstraße 57; Nürnberg, Kaiserstraße, Ecke Fleischbrücke; Stettin, Große Domstraße 22; Straßburg (Els.), Gieshausgasse 18/22; Stuttgart, Königstr. 11; Wiesbaden, Kirchgasse 26,

Oesterreich-Ungarn bei allen Buchhandlungen und der Geschäftsstelle der „Woche“; Wien I, Graben 28,

Schweiz bei allen Buchhandlungen und der Geschäftsstelle der „Woche“: Zürich, Bahnhofstr. 89,

England bei allen Buchhandlungen und der Geschäftsstelle der „Woche“: London, E. C., 30 Lime Street,

Frankreich bei allen Buchhandlungen und der Geschäftsstelle der „Woche“: Paris, 18 Rue de Richelieu,

Holland bei allen Buchhandlungen und der Geschäftsstelle der „Woche“: Amsterdam, Keizersgracht 333,

Dänemark bei allen Buchhandlungen und der Geschäftsstelle der „Woche“: Kopenhagen, Kjöbmagergade 8,

Vereinigte Staaten von Amerika bei allen Buchhandlungen und der Geschäftsstelle der „Woche“: Neuyork 83 u. 85 Duane Street.



Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Bilder vom Tage

Phot. Th. Jürgensen an Bord S. M. J. „Hohenzollern“.

1. Der Kaiser. 2. Die Kaiserin. 3. Prinz Oskar. 4. Oberstlt. v. Friedeburg. 5. Ehrendame Frl. v. Veltheim. 6. Generallt. Frhr. v. Lyncker. 7. Hofstaatsdame Gräfin Keller. 8. Generaladjutant v. Plessen. 9. Stabsarzt Dr. Niedner. 10. Lt. Graf v. Finckenstein. 11. Gesandter Frhr. v. Jenisch. 12. Chef des Zivilkabinetts v. Valentini. 13. Vizeadmiral v. Müller. 14. Fürst Fürstenberg. 15. Oberhofmarschall Graf zu Eulenburg. 16. Kapitän z. S. v. Rebeur. 17. Kammerherr v. Winterfeldt.

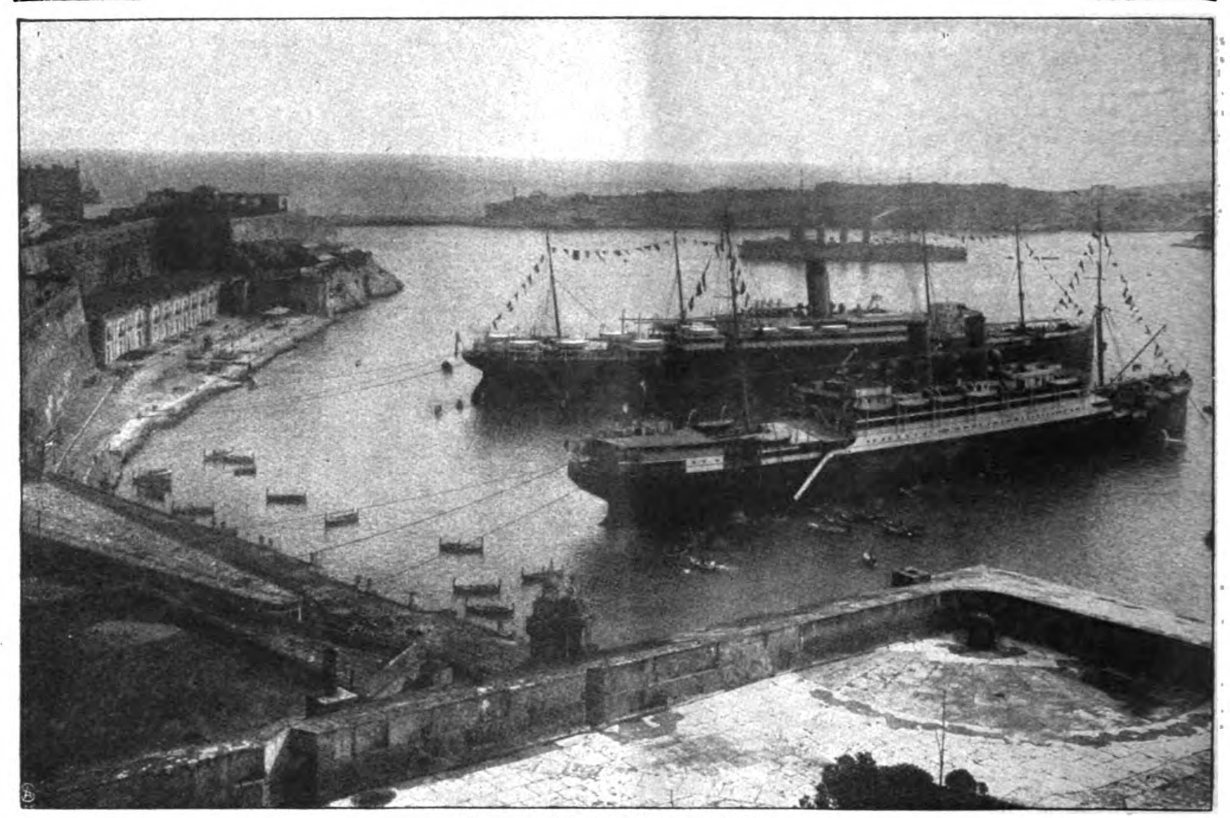
Das Kaiserpaar mit Gefolge auf der Terrasse des Schlosses Achilleion.



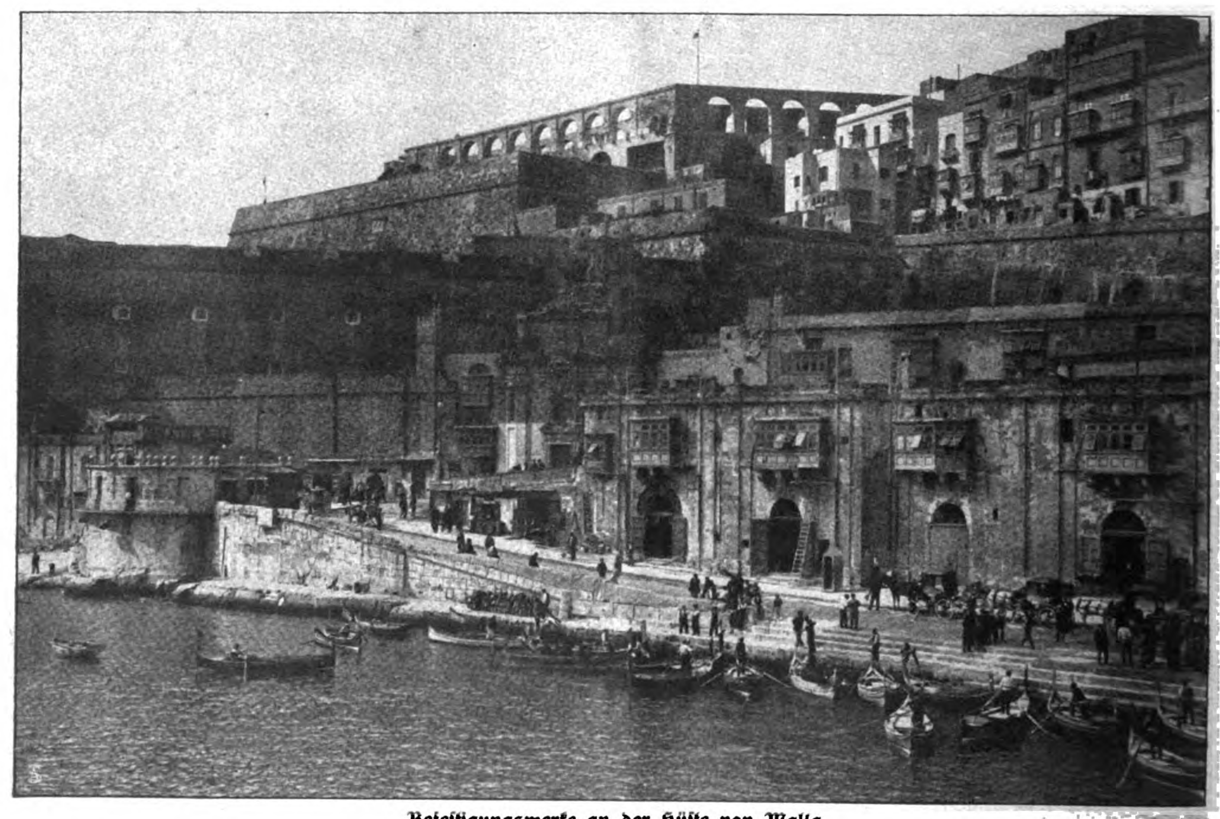
Digitized by Google

Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 09:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Blick auf den Hafen von Malta.



Befestigungswerke an der Küste von Malta.

Zum Besuch des deutschen Kaiserpaares auf Malta.

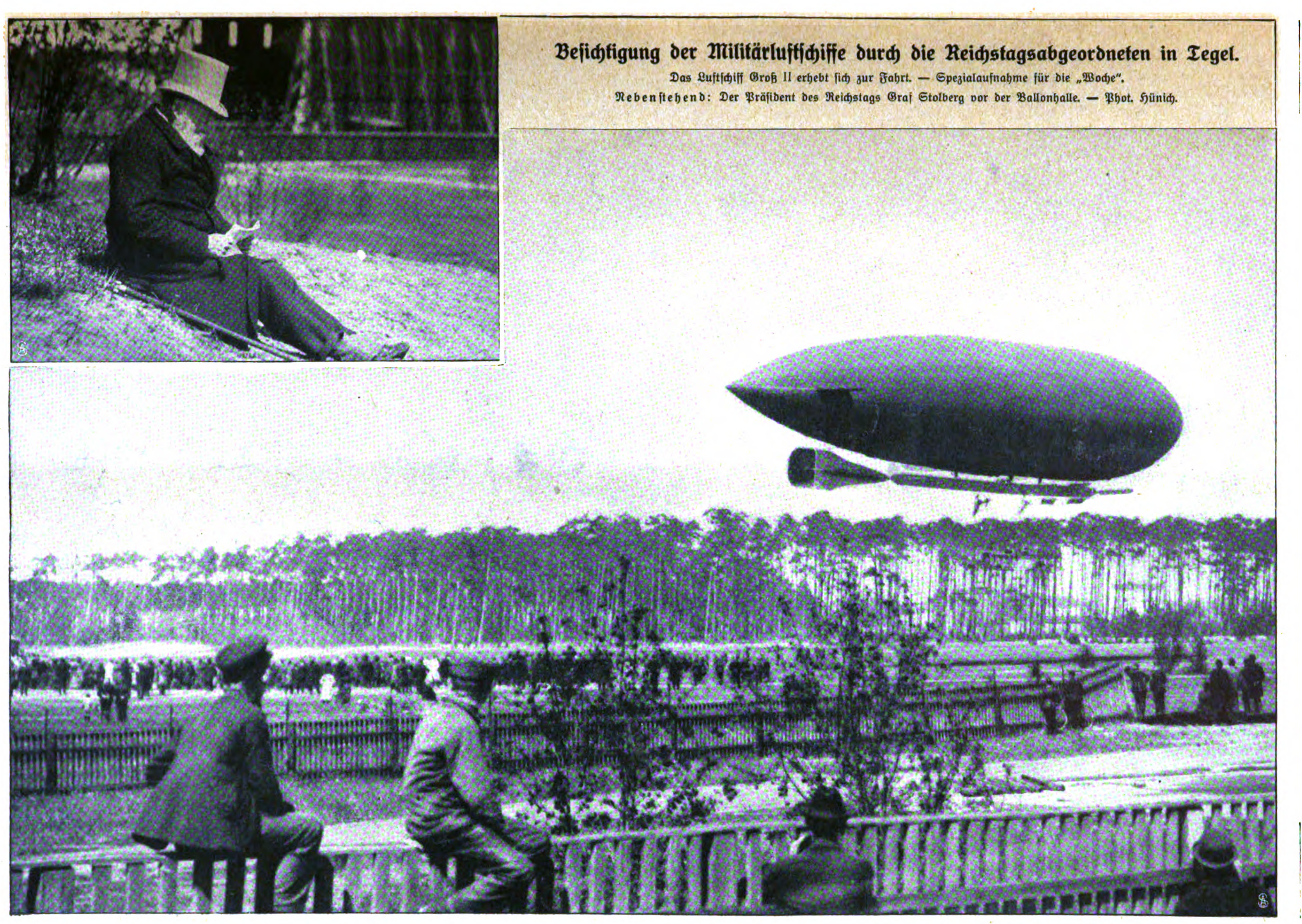
Phot. Atelier Schaul.


Digitized by Google
Original from
CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Besichtigung der Militärluftschiffe durch die Reichstagsabgeordneten in Tegel.

Das Luftschiff Groß II erhebt sich zur Fahrt. — Spezialaufnahme für die „Woche“.

Nebenstehend: Der Präsident des Reichstags Graf Stolberg vor der Ballonhalle. — Phot. Hünich.



Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Unter vier Reichskanzlern im Auswärtigen Amt:

Wirklicher Geheimer Rat Friedrich August von Holstein †

Digitized by

Original from
CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Feier zu Ehren der französischen Nationalheldin in Orleans: Phot. Théodoresco & Cie.

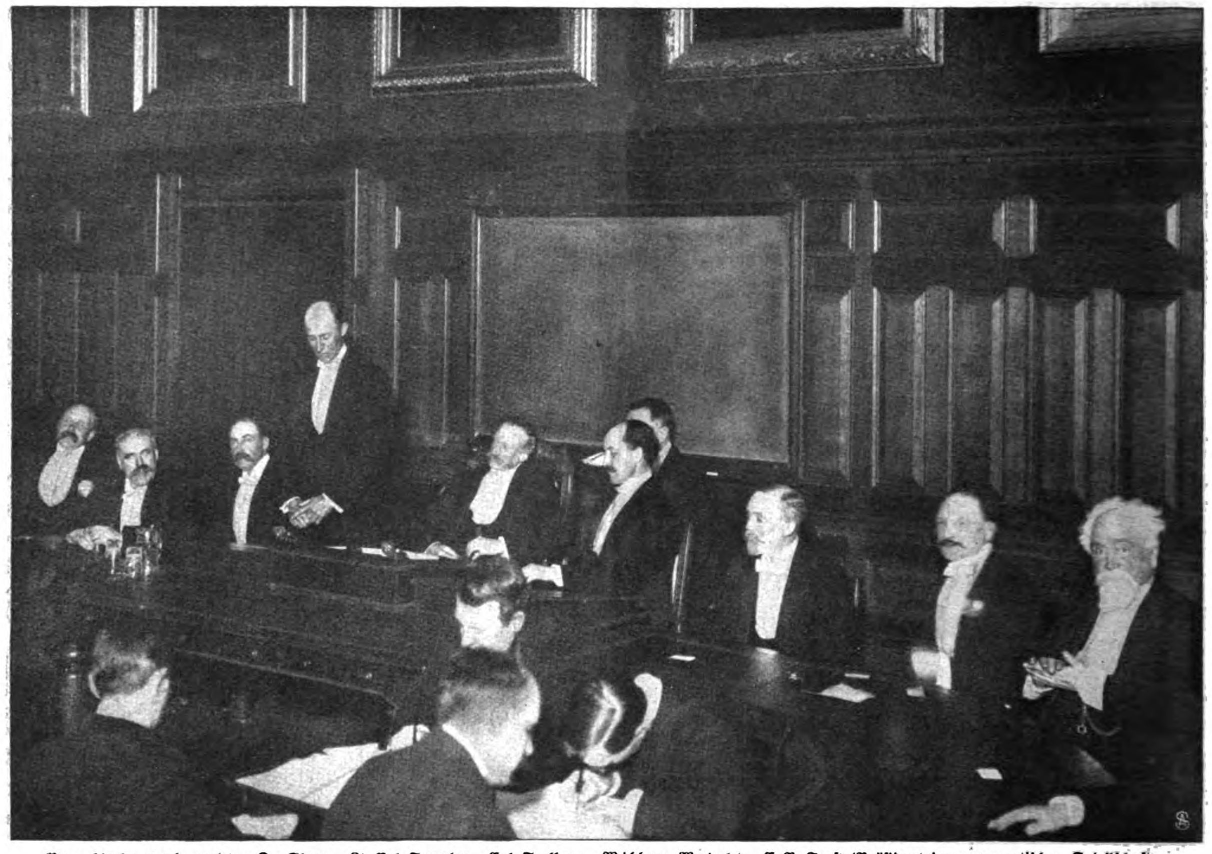
Der kirchliche Festzug mit dem Banner der Jeanne d'Arc an der Spitze.

Digitized by



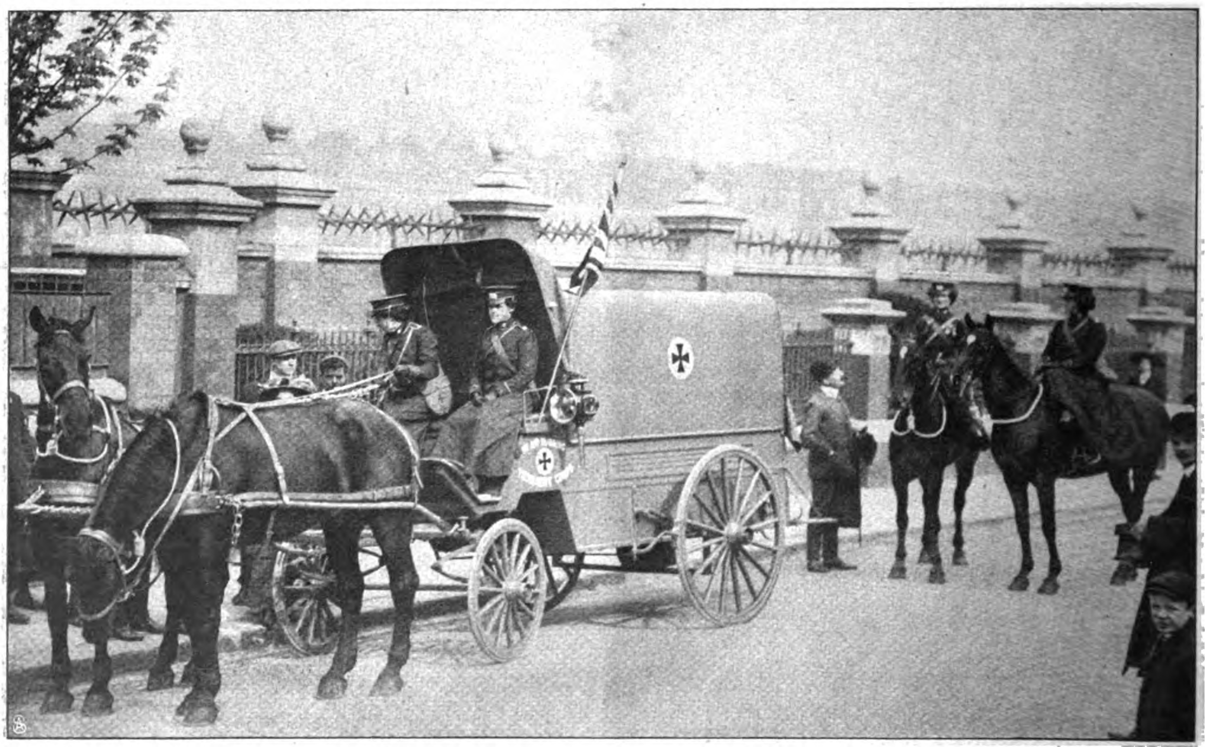
Original from
CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 09:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Von links nach rechts: Dr. Shaw. Lt. Col. Templer. Col. Trollope. Wilbur Wright. E. B. Frost (Präsident der aeronautischen Gesellschaft). Orville Wright. J. E. Inglis. Major Baden-Powell. Sir Hiram Maxim. Phot. Gebr. Haeckel

Eine Ehrung der Brüder Wright in London: Ueberreichung der goldenen Medaille der aeronautischen Gesellschaft.



Ambulanzwagen auf einem Marsch des Korps durch London.

Die englische Frau im Dienst ihres Vaterlandes: Das erste weibliche Sanitätskorps.

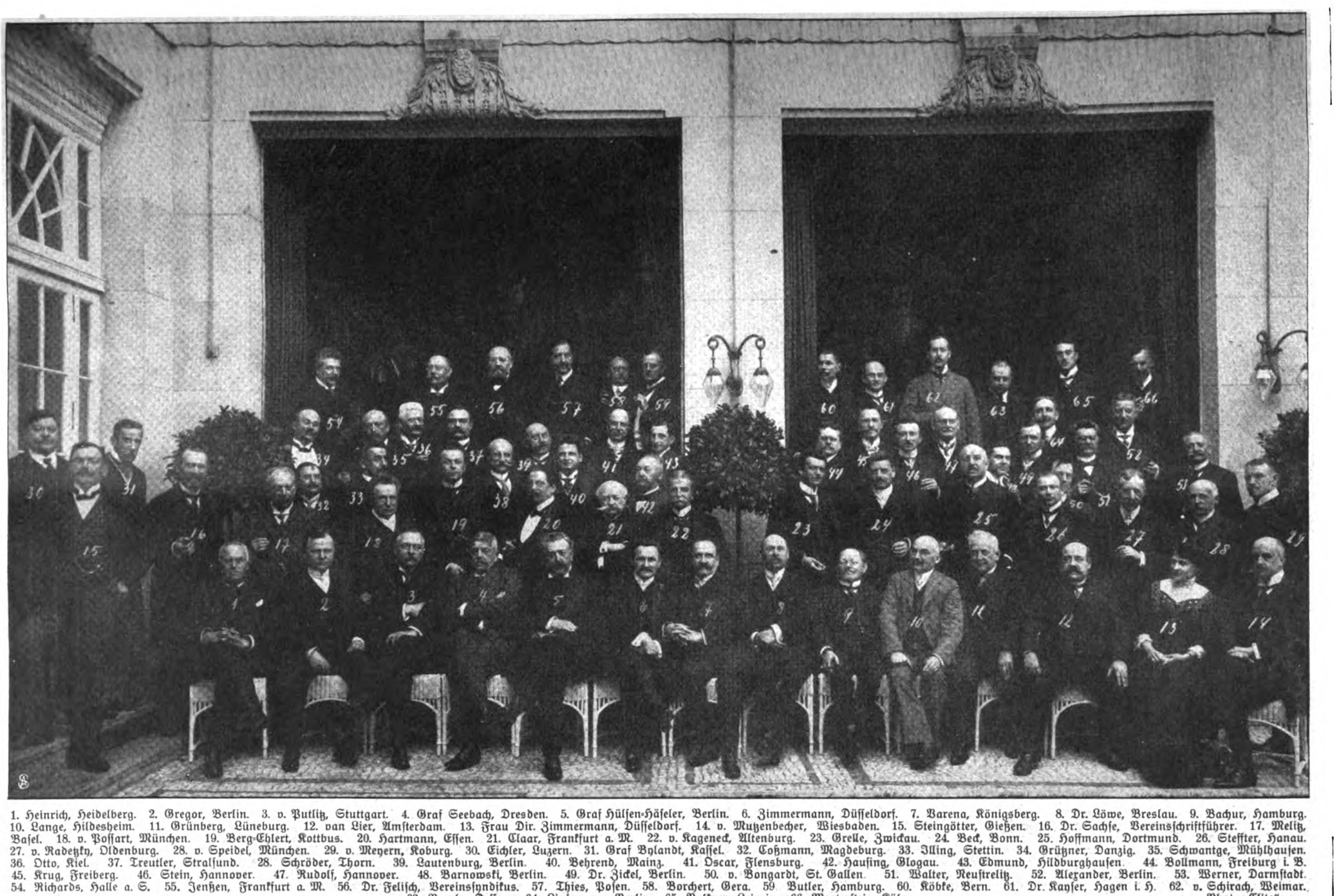
Digitized by Google



Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 09:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-06-06 09:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



1. Heinrich, Heidelberg. 2. Gregor, Berlin. 3. v. Putlitz, Stuttgart. 4. Graf Seebach, Dresden. 5. Graf Hülsen-Häseler, Berlin. 6. Zimmermann, Düsseldorf. 7. Varena, Königsberg. 8. Dr. Löwe, Breslau. 9. Bachur, Hamburg. 10. Lange, Hildesheim. 11. Grünberg, Lüneburg. 12. van Lier, Amsterdam. 13. Frau Dir. Zimmermann, Düsseldorf. 14. v. Mutzenbecher, Wiesbaden. 15. Steingötter, Gießen. 16. Dr. Sachse, Vereinsschriftführer. 17. Melitz, Basel. 18. v. Possart, München. 19. Berg-Ehlert, Kottbus. 20. Hartmann, Essen. 21. Claar, Frankfurt a. M. 22. v. Kageneck, Altenburg. 23. Grelle, Zwickau. 24. Beck, Bonn. 25. Hoffmann, Dortmund. 26. Steffter, Hanau. 27. v. Radetzky, Oldenburg. 28. v. Speidel, München. 29. v. Meyern, Koburg. 30. Eichler, Luzern. 31. Graf Bylandt, Kassel. 32. Coßmann, Magdeburg. 33. Illing, Stettin. 34. Grützner, Danzig. 35. Schwantge, Mühlhausen. 36. Otto, Kiel. 37. Treutler, Stralsund. 28. Schröder, Thorn. 39. Lautenburg, Berlin. 40. Behrend, Mainz. 41. Oscar, Flensburg. 42. Hausing, Glogau. 43. Edmund, Hildburghausen. 44. Bollmann, Freiburg i. B. 45. Krug, Freiberg. 46. Stein, Hannover. 47. Rudolf, Hannover. 48. Barnowski, Berlin. 49. Dr. Zickel, Berlin. 50. v. Bongardt, St. Gallen. 51. Walter, Neustrelitz. 52. Alexander, Berlin. 53. Werner, Darmstadt. 54. Richards, Halle a. S. 55. Jenßen, Frankfurt a. M. 56. Dr. Felisch, Vereinssyndikus. 57. Thies, Posen. 58. Borchert, Gera. 59 Butler, Hamburg. 60. Köbke, Bern. 61. Dr. Kayser, Hagen i. H. 62. v. Schirach, Weimar. 63. Bomly, Dessau. 64. Linsemann, Berlin. 65. Volkner, Leipzig. 66. Martersteig, Köln.

Phot. „Elite“.

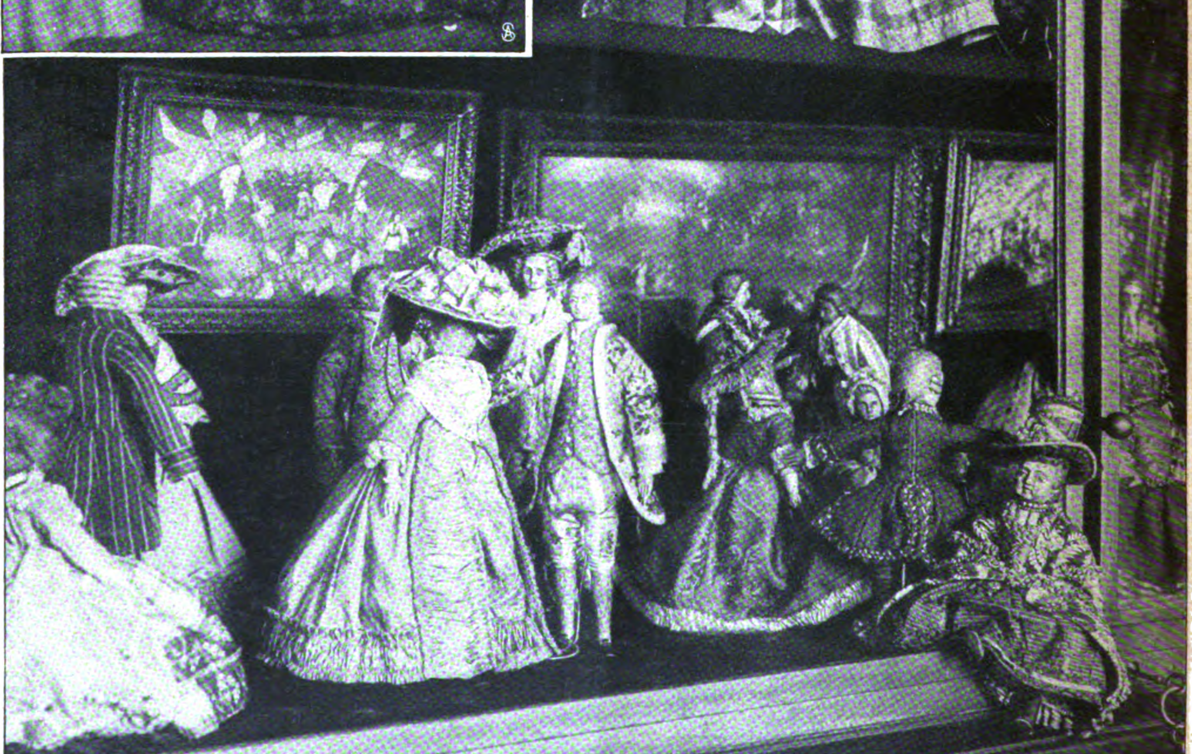
Gruppenbild der Mitglieder des deutschen Bühnen-Vereins auf der XXXIX. Generalversammlung in Düsseldorf.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY





Der Krönungsmantel König Karls X. von Frankreich.



Damen und Pagen des XVIII. Jahrhunderts. Oberes Bild: Große Hoftoilette einer spanischen Infantin des XVII. Jahrhunderts.

Von der Ausstellung alter Kostüme im Kunstgewerbe-Museum in Paris.

Phot. M. Rol & Cie.

Digitized by Google

Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 09:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Hanseaten.

Roman von

Rudolf Herzog.

13. Fortsetzung.

Robert Twersten verabschiedete sich von Herrn Bramberg, der ihm ein Witzwort zum Geleit gab, das verloren ging, und küßte Frau Bramberg die Hand. Sie hielt seine Hand fest und zog ihn hastig an sich. Ganz wunderlich wurde ihm zu Sinn in der kurzen schnellen Umarmung der sonst so kühlen Frau. Und ihre Augen hatten feucht geschimmert — —. Was war das nur?

Aber es war keine Zeit mehr, darüber nachzudenken. Der Anker schwebte hoch. Das Signal pfiff: Alles von Deck!

Karl Twersten umarmte den Sohn, wie Ingeborg Bramberg es getan hatte. „Viel Glück, mein Junge!" —

Der Mond kam früh herauf, und Robert Twersten stand noch immer am Heck und sah die Türme Hamburgs schwinden und als letzten Gruß die Lichter seiner Vaterstadt. In dunklen Farben tauchten die hohen bewaldeten Ufer der Unterelbe auf, die weißen Schlösser Hamburger Handelsfürsten geisterten aus märchenstillen Parkumrahmungen, von steiler Klippe winkte das alte Fischerdorf Blankenese. . . .

Kräftiger kam die Luft vom Meere her. Hinter Brunshausen ließ ein aufkommender Dampfer warnend die Dampfsirenen tönen. Jetzt passierte er die „Ingeborg" und den im Kielwasser fahrenden „Theodor Bramberg". Ein schimmernder Palast, in Licht gebadet, von Tausenden froherregten, heimatverlangenden Menschen bevölkert, glitt vorüber und schwand fern im Dunkel.

Die Nacht stieg höher und sank. Der erste Morgenwind wachte auf. Da lag Kuxhaven, und die „Alte Liebe" träumte in die offene See hinaus von Abschiednehmen und Wiederkehr.

Die offene See! Vorn am Bug stand Robert Twersten und sah um sich her das weite Meer, die weiten rätselhaften Fernen. . . .

Und eine Stimme hinter ihm sprach:

„Gott grüße dich. Kein andrer Gruß
Paßt so zu jeder Zeit."

Er fuhr herum. Entgeistert. Vor Staunen sprachlos. Und starrte in Fritz Vanheils lachendes Gesicht.

„Ein blinder Passagier, Robert, bittet um eine milde Gabe."

„Du hier — Fritz?"

„Bist du gewaltig böse? Sei's nicht mehr, Robert. Wenden lassen, geht nicht, und über Bord werfen, wäre gemein. Also nimm meine Gesellschaft in Gnaden an. Ich hab's deiner Mutter versprochen zu kommen."

„Fritz," sagte Robert Twersten, und er glaubte noch immer zu träumen, „das ist unverantwortlich."

„Laß mich noch dies eine Semester Student sein. Student des Lebens, wenn du so willst. Aber nun runzle nicht mehr die Stirn und nimm mich dem Kapitän gegenüber unter deine schützenden Fittiche. Sag ihm, ich wäre dein Sekretär, dein Kammerdiener meinetwegen, und fluche greulich, daß die Kabine für mich nicht in Ordnung ist. Ich will dir die Überfahrt zeitlebens danken."

Noch immer betrachtete Robert Twersten kopfschüttelnd den Freund.

„Mir bleibt wahrhaftig nichts anderes übrig, Fritz. Aber ich denke an deine Eltern und an Marga —"

„Morgen früh, beim Erwachen, haben sie meinen Abschiedsgruß. Dumme Streiche sind sie an mir gewöhnt. Gönne ihnen noch diesen letzten. Denke an meinen armen Vater, wie er lachen wird. Herrgott — ist das nicht der Kapitän?"

Robert Twersten begab sich zum Kapitän der „Ingeborg" und setzte ihm in kurzen Worten die Anwesenheit des unerwarteten Passagiers auseinander. Dem Vertreter des Eigentümers hatte der an Disziplin gewöhnte Seemann nichts zu bemerken.

„All right?" fragte Fritz Vanheil den Zurückkehrenden.

Robert nickte. Aber bevor er sprechen konnte, schwang sich schon Fritz Vanheils jugendselige Stimme hoch in die Lüfte hinaus und den Wellen, den Fernen entgegen:

„Ein Kuß von rosigen Lippen,
Und ich fürchte nicht Sturm und Klippen.
Brause, du See!
Sturmwind, weh!
Wenn ich mein Liebchen nur wiederseh!"

Da hielt auch Robert Twerstens Jugend nicht länger zurück. Und den Kehrreim sang er mit. Und der eine legte dem andern den Arm um die Schulter, und so blickten sie der aufgehenden Sonne ins Gesicht.

12. Kapitel.

Durch die tiefblauen Fluten der Karaibischen See glitten die Schiffe dahin, den Kurs auf die Südostspitze Kubas. Und blau wie das Meer spannte sich der wolkenlose Tropenhimmel. In voller Majestät herrschte der Sonnenball, und Ströme von Licht und heißem Glanz breiteten sich blendend über die Wasserfläche. Durch goldgeädertes Blau zog sich die silberweiße Kielspur der Schiffe.

Einmal nur waren sie an der Küste Haitis von einem amerikanischen Kanonenboot gesichtet worden. Aber mit seinen zehn Knoten Fahrt tauchte es am Horizont spurlos wieder unter. Das Hauptgeschwader der Amerikaner sammelte sich bei Key West, wartete auf den Befehl, in die kriegerischen Operationen einzutreten, und suchte einstweilen Nachrichten über den Verbleib der spanischen Flotte einzufangen.

Published 15. V. 1909. Privilege of copyright in the United States reserved under the Act approved 3 March 1905 by August Scherl G. m. b. H., Berlin.



Original from
CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 09:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Während der ganzen Reise waren sich die beiden Hamburger Schiffe in Sehweite geblieben. Nachts blitzten und blinkten Signale hinüber und herüber. Und tags war das Wetter klar und durchsichtig.

In der Ferne dämmerten schattenhafte Umrisse, verstärkten sich und nahmen feste Linien an. Mächtige Gebirgsformationen wuchsen in den Himmel. Der steile Fels des Kaps Maisi drohte herüber.

Kuba — —.

Die ragende Küste entlang glitten die Dampfer durch die azurnen Wasser. Schweigend vor Bewunderung standen die Freunde auf dem Vorderdeck der „Ingeborg" und nahmen die Bilder der Tropenlandschaft in offenen Seelen auf. Wie ein Bollwerk hütete das Küstengebirge den Garten Eden, die Perle der Antillen. Aber das üppige Blühen und Drängen machte nicht halt vor dem Felsgestein, und aus den reichen Fruchttälern, die die Bai von Santiago umschlossen, schmeichelte sich der Pisang und Bambus bergan, Myrten und Oleander umdufteten den Berggürtel, träumende Orchideen, feurige Kakteen umspannen die Hänge, in schönheitsvollem Wuchs ragte die Königspalme, der mächtige Baumwollenbaum und der stolze Mahagoni, Olivenhaine und Lorbeerwälder breiteten sich aus, und in schwindelnder Höhe noch herrschte der Besieger des Felsen, der Farnbaum.

Noch deckte ein grün schimmerndes Vorgebirge die Bucht und die Stadt. Doch dort? Eine Burg? Ein Piratenschloß? Dort, wo das Gebirge wie die Flügel eines Tores auseinanderspringt? Einem Adlernest gleich, hochoben an die starrende Felswand geklebt, von eingehauenen Bastionen umgürtet, hielt Kastell Morro Wacht über die schmale Einfahrt.

Langsam stoppten die Schiffe ab. Flaggensignale stiegen auf und nieder. Ein Lotsenboot schoß heran und brachte einen Offizier an Bord.

Robert Twersten empfing ihn an der Seite des Kapitäns. Der Offizier erwies sich als informiert. Er sah die Papiere ein und drückte Robert Twersten herzlich die Hand.

„Dem Himmel Dank, daß Sie da sind. Es sieht böser aus in unsern Magazinen, als Sie ahnen können."

Die Lotsen übernahmen das Kommando. Nur in Kiellinie konnte der Engpaß durchfahren werden, und staunend gewahrten die Freunde das abenteuerliche Spiel der Natur, das in jähen Windungen einen Kanal durch die Felsenleiber gerissen hatte und ihn plötzlich, ohne Übergang fast, ausströmen ließ in die weite wunderreiche Bucht von Santiago.

Terrassenförmig aufgebaut an den bewaldeten Höhen der Sierra Maestra, lag die Stadt. Eingebettet in duftende Gärten die grellfarbigen Häuser, die Kirchen und Klöster, der ehrwürdig grüßende Turmbau der Kathedrale.

„Diese Stadt ist wie ein Gruß aus dem Mutterland", sagte der Offizier. Und leiser fügte er hinzu: „Deshalb lieben wir sie über alles."

Die Sonne sank, und das Leben in der Stadt erwachte. Auf der Reede wurde es lebendig. Aus den Gassen, von den Plätzen strömte es herbei, die Einfahrt der Schiffe zu sehen. Kopf an Kopf stand das Volk und betrachtete schwatzend das Manövrieren der Dampfer.

Der Lotse gab ein Kommando. Und der Kapitän der „Ingeborg" donnerte es in den Maschinenraum. Und auf dem „Theodor Bramberg" wie auf der „Ingeborg". In schlanken Bogen drehten die Schiffe bei, die Maschinen schwiegen, die Anker fielen.

Wieder reichte der Offizier Robert Twersten die Hand.

„Willkommen in Santiago. Ich freue mich unendlich, Sie begrüßen zu können. Hat doch auch Ihre Frau Mutter die Gnade, mich zu kennen."

„O," erwiderte Robert Twersten hastig und machte eine dankende Verbeugung, „so können Sie mir sagen, wie es ihr ergeht?"

„Ich bin glücklich, nur das Beste berichten zu können."

„Sie ist nicht mehr krank?"

„Krank? Das verhüte der Himmel. Sie war nie blühender als heute."

„Ich bin Ihnen sehr dankbar für diese gute Nachricht, Herr Leutnant", sagte Robert Twersten warm. „Mama hat eine elastische Natur. Gottlob, daß sie sich so schnell erholt hat."

Der Chef der Hafenbehörde kam an Bord. Bald nach ihm der Militärintendant. Der Telegraph von Kastell Morro hatte sie herbeigerufen. Robert Twersten überreichte ihnen das Schreiben, das er mit sich führte, und die Kapitäne präsentierten Schiffspapiere und Ladelisten.

Nur einen Blick warfen die Herren hinein. Dann widmeten sie sich mit echt spanischer Ritterlichkeit den Ankömmlingen.

„Sie sind unsere werten Gäste. Den Herren Kapitänen und den Mannschaften werden wir unseren Dank noch besonders ausdrücken. Sobald die Löscharbeiten beendet sind, können die Herren Kapitäne die Leute nach Havanna bringen und den auslaufenden Postdampfer nach Spanien benutzen. Sie, Herr Twersten, und Ihren Freund hoffen wir länger bei uns beherbergen zu dürfen, da Sie zum Besuch Ihrer verehrten Mutter kommen. Schenken Sie uns recht lange die Freude."

In fließendem Spanisch erklärte Fritz Vanheil lachend sich bereit. Ihm war so wohl, daß er ein Burschenlied in die Luft hätte schmettern mögen. Vom Wandern und Erwandern! In Sonnenlicht und Mondenschein.

Robert Twersten erbat einen Führer zum Telegraphenamt. Er hatte noch eine Kabeldepesche an den Vater aufzugeben, die die glückliche Ausführung der Mission meldete. Dann war auch er frei. „Frei!" Und er meinte es zum erstenmal im Leben zu sein.

In Begleitung des Freundes und der spanischen Herren schritt er dem Hause seines Großvaters zu, der noch immer einen der höchsten Verwaltungsposten der Insel bekleidete. Von den baumbeschatteten Plätzen drangen Mandolinenklänge in sein Ohr, Springbrunnen rauschten selig-verschlafen hinein, eine Liedstrophe flatterte auf, machte die Runde und verklang fern in einem silbernen Lachen.

Hinter den kunstreich vergitterten Fenstern lauschten dunkle Gesichter mit lässig verschleierten Augen, die eine Flamme versandten, wenn sie jäh und weit sich öffneten. Kreolenmädchen mit dunkelroten Lippen lustwandelten untergefaßt mit leisem Summen, wiegten sich in den



Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schlanken Hüften und ließen Blicke und Fächer spielen. Männer standen in Gruppen beieinander oder saßen vor den Kaffeehäusern, nahmen die Parade der Schönen ab, summten wie sie oder unterhielten ein tändelndes Gespräch.

Eine glückliche Sorglosigkeit lag über der Stadt und ihren Menschen, die vom Tage nippten und den Abend in schwelgenden Zügen genossen. Wer konnte arbeiten, wenn die Sonne brannte, wer, wenn der Mond so köstlich verliebt in den Gassen schäkerte? O — morgen, übermorgen, wenn es regnen würde, wenn Sonne, Mond und Sterne böse auf Santiago waren, wenn — nun wenn es nicht anders ging als mit der Arbeit!

Heute noch nicht — nein, heute noch nicht! —

Sie hatten das Haus erreicht. Der auf den Treppenstufen lungernde Neger sprang dienstbeflissen auf, den Besuch zu melden. Da stürmten Schritte über den hallenden Steinflur. Vorauf Frau Angèle im weißen Kleid, zum Ausgehen bereit, einen Spitzenschal um das tiefschwarze Haar geschlungen. Hinter ihr eine Gesellschaft lachender Herren und Damen.

Frau Angèle stutzte, als sie den Besuch vor dem Portal gewahrte. Dann schrie sie auf.

„Bob!!"

Und in wilder Ausgelassenheit, unbekümmert um die Zuschauer, fiel sie dem Sohn um den Hals, preßte sich an seine Brust und überschüttete ihn mit Küssen und Schmeichelnamen.

„Bob — Liebling — Herz — da bist du, und ich wollte zur Reede laufen, dich zu empfangen. Soeben kommt ein Hafenwärter angerannt und schreit ins Haus: Zwei Schiffe aus Hamburg, und der junge Herr! Alles Geld habe ich ihm geschenkt, was ich bei mir trug, und den Schal um den Kopf und dir entgegen! Nun bist du da. Nun hab ich dich. Bist du gesund? Bist du auch so glücklich? Bob — Liebling — Herz — —!"

Er kam nicht zu Atem unter ihren Worten und Liebkosungen. Und er vermochte nichts zu stammeln als „Ach du — meine Mama — meine Mama . . .!"

Sie zog ihn ins Haus. Sie rief ihre Eltern und Verwandten herbei und die Gäste des Hauses.

„Da ist er! Das ist Bob! Betrachtet ihn euch! Ist er nicht groß und schön?"

Tief beugte sich Robert über die Hand der stolzen Matrone, die ihm die freie Hand segnend auf den Scheitel legte. Er umarmte den hochgewachsenen Großvater, küßte den feurig blickenden Onkel José und reichte die Hand im Kreise. Ganz verwirrt war sein Sinn von dem stürmischen Empfang, aber sein Herz schlug hoch, und sein Blut war wie verwandelt. In seinem Ohr klangen die spanischen Laute wie Heimatlaute. Er war bei der Mutter. Er hatte sie wieder.

„Mama, ich bringe dir noch einen Gast!"

„Willkommen, willkommen, wer er auch sei!"

„Es ist dein heißester Bewunderer, Mama." — Sie scheuchte die Protestrufe ringsum mit einem Wink. — „Es ist Fritz Vanheil, Mama, mein Freund, dessen du dich entsinnen wirst."

Mit fragendem Gesichtsausdruck wandte sie sich um. Fritz Vanheil grüßte sie tief. Und in der Stille, die entstanden war, sagte er ruhig: „Fritz Vanheil, gnädige Frau, Vanheil aus Hamburg. Ingenieur der Schiffbautechnik. Ich komme, um mein Versprechen einzulösen."

Jetzt hatte sie ihn erkannt und reichte ihm mit rascher Bewegung die Hand.

„Ist es möglich? Sie halten Wort?"

„Ich habe mein ganzes Leben noch nichts anderes getan, als mein Wort gehalten, gnädige Frau."

„Sie suchen sich eine dunkle Stunde für Kuba, Herr Vanheil."

„Robert und ich haben so viel Licht mitgebracht, daß wir ganz Santiago damit illuminieren können. Befehlen Sie, und wir lassen vor Freude alle Raketen steigen!"

Frau Angèle lachte ihm in die hellen Augen.

„Sie können wir brauchen. Kommen Sie, daß ich Sie den Meinen bekanntmache." Und sie stellte ihn vor.

Ein Festabend wurde es. An langer, damastgedeckter Tafel saßen sie, Robert Twersten zwischen der stolzblickenden Großmutter und der sprühenden Mutter, Fritz Vanheil neben Frau Angèle, eine spanische Schönheit mit dunklen, zitternden Wimpern zur Linken. Der heiße Wein funkelte in den geschliffenen Gläsern, glühte im Blut und ließ die Augen schwatzhaft werden. Schwarze Diener in weißen Anzügen huschten herum, reichten die silbernen Platten, schenkten den Wein aus kristallenen Karaffen.

Und der hochgewachsene, silberweiße Hausherr erhob sich elastisch, hieß den Enkel herzlich willkommen unter seinem Dach, pries seine mutige Seefahrt, die von der Liebe zu Spanien, der Liebe, die das Blut bedingt, getragen worden sei, und erwähnte ritterlich des jungen, deutschen Schiffingenieurs, den die Sympathie für spanische Art hergeführt hätte trotz der Ungunst der Tage, ja vielleicht wegen der Ungunst der Tage. Denn der Mut stände zwischen den Brauen seiner Hanseatenaugen.

Und die Heilrufe der Tischgesellschaft klangen durch den Saal und feierten Robert Twersten und seinen Freund als die Helden des Tages.

„Ich glaube," sann Fritz Vanheil, als er sich zu später Nachtstunde in seinem Bette wohlig streckte, „irgend jemand hat mich zum Schluß geküßt. Wüßt ich nur, ob es von links oder von rechts kam — —?"

Acht Tage darauf stellten die Vereinigten Staaten Spanien eine Resolution zu, in der gefordert wurde, daß die Bevölkerung von Kuba frei und unabhängig sein solle, Spanien seine Herrschaft auf der Insel aufgebe und seine Streitkräfte zu Wasser und zu Lande zurückziehe. Bevor der amerikanische Gesandte in Madrid die Resolution überreichen konnte, schickte die spanische Regierung ihm seine Pässe zu. Der Krieg war erklärt.

Den Hamburger Kapitänen war es gelungen, mit ihren Leuten den Postdampfer in Havanna zu erreichen. Fritz Vanheil hatte es abgelehnt, sie zu begleiten. Im Banne von Frau Angèles wechselvollem Wesen vergaß er Ort und Zeit, sann er nur darauf, seiner Herrin zu gefallen.

Eine rauschende Festwoche war es gewesen. In den Häusern der hohen Beamten und Militärs hatte man die Überbringer der Hamburger Schiffe allabendlich festlich empfangen. Und Frau Angèle sonnte sich in dem Ruhm, den sie selbst zu verbreiten sich bemüht hatte, als



Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957 / Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sei sie es gewesen, die durch ihre Verbindungen das wichtige Unternehmen in die Wege geleitet hätte. Jetzt, da die amerikanischen Kreuzer die Zufuhr unterbanden, empfand die Verwaltungs- und Militärbehörde den großen Segen, der ihnen aus Hamburg gekommen war. Und Frau Angèle war die gefeiertste Dame der Stadt. Sich um sie zu bemühen, hieß Ehrenpflicht und Freude an der Schönheit zugleich.

Das gab ihrem Wesen die Grazie einer spendenden Fürstin. Und selbst Robert Twersten erlag nach wenigen Tagen schon so sehr der Macht, die sie ausströmte, war so erfüllt und benommen von der berauschenden Lebensführung um sich her, daß es für Frau Angèle ein leichtes war, seine durstige Seele sich ganz zu gewinnen.

„Siehst du nun, daß du zu uns gehörst, Bob? Du bist nicht wieder zu erkennen seit Hamburg."

„Es ist herrlich in deiner Heimat, Mama. In Hamburg war ich nie recht jung. Hier bin ich es und weiß selbst nicht wie?"

„Weil auch deine Heimat hier ist. Lerne sie erst in ihrer ganzen Glückseligkeit kennen. Was will ein ritterlicher Mensch wie du noch auf der Schulbank? Bleibe hier und trete in Onkel Josés Geschäft ein, auf ein, zwei Jahre, solange es dir behagt. Und dein Leben wird einen Frühling gehabt haben, wenn du einmal in Hamburg die Zügel ergreifen mußt. In Hamburg!"

Jeden Morgen seit seiner Ankunft wiederholte sie das Gespräch. Dann schrieb Robert Twersten seinem Vater, daß es ihm, wie er schon immer erklärt habe, nicht möglich sei, die technische Hochschule zu besuchen, und er es für richtiger halte, zu seiner weiteren Ausbildung sich einige Jahre im Auslande aufzuhalten. Zu diesem Schritte erbäte er die nachträgliche Genehmigung.

Nun erst hatte Frau Angèle die Höhen der Fröhlichkeit erreicht. Nicht von ihrer Seite ließ sie ihren großen schönen Jungen, dem die Frauen und Mädchen heimliche und offene Blicke nachsandten, wo sie mit ihm erschien, während der Männer Augen voll Bewunderung an der graziösen Frauengestalt hafteten, die das Geheimnis unaufhörlich blühender Jugend in sich barg. Voll bewußt war sie sich des herausfordernden Bildes, das sie bot, und zuweilen funkelte es hastig in ihren Augen auf, wenn sie daran dachte: jetzt — ah, jetzt hält Karl Twersten des Sohnes Brief in den Händen.

Das Kabel brachte die Antwort an Robert Twersten. Sie forderte die sofortige Rückkehr des Sohnes und die Unterwerfung unter die väterliche Autorität, bei Verlust aller Ansprüche, später wieder in die Firma eintreten zu können, falls nicht gehorsamt würde.

Frau Angèle bebte vor Erregung.

„Empörend ist sie, diese Brutalität. Wir sind nicht er, und er ist nicht wir. Gott sei es gedankt, nein! Wer kann wagen, dem andern ein Leben vorschreiben zu wollen, das ihn unglücklich machen wird. Wir wollen das Glück! Und hier haben wir es."

„Das bedeutet," sagte Robert Twersten, und seine Brauen zogen sich dicht zusammen, „ich werde auf das Pflichtteil gesetzt, wenn ich nicht gehorche."

„Bist du ein Kind, das man gängeln kann, oder bist du ein Mann? Ich denke, man beweist es dir hier, wer du bist. Und das Geld? Pah, was will das besagen? Du hast deine Mutter, die ihre Ansprüche behält, und überdies" — sie nahm sein Gesicht in ihre Hände — „die reichsten Mädchen Santiagos würden sich gebenedeit preisen, wollte Bob Twersten die Hand nach ihnen strecken."

„Laß das, Mama", wehrte Robert. Aber die Worte der Mutter, die der Eitelkeit wohltaten, stärkten seine Selbstschätzung.

„Nein, ich bin kein Kind mehr. Ich habe die Bevormundung satt und weiß selbst, was ich will."

„Ah — mein stolzer Bob . . ."

„Ich kabele zurück, daß ich das Recht für mich in Anspruch nehme, selber die Entscheidungen über mich zu treffen. Selbst auf die Gefahr hin, mit meinen Maßnahmen die väterliche Mißbilligung zu erregen. Die Konsequenzen würde ich zu tragen wissen."

„Nichts anderes hatte ich von dir erwartet."

„Wir beide werden uns nie ineinander täuschen, Mama. Nun verstehe ich auch, was du gelitten haben mußt."

Sie küßte ihn ganz fest auf beide Augen. Als wollte sie seine Augen schließen. —

Noch einmal traf ein Kabeltelegramm Karl Twerstens ein. Jetzt wurde es ohne Besinnen wie das erste beantwortet. Robert Twersten hatte sein eigenes Leben begonnen. —

Er kam von einem heiteren Besuch, den er in der Stadt bei guten Freunden gemacht hatte, als er auf der Straße Fritz Vanheil traf.

„Wo kommst du her?" rief er ihn an. „Sind denn nicht Neger genug im Haus vorhanden, daß du dich wie ein Maultier beládst?"

„Was weiß ein Neger von den Einkäufen für eine schöne Dame, mein Junge. Ich bin avanciert. Zum Hofmarschall Ihrer Königlichen Majestät Frau Angèle!" Und er schwenkte lustig seine Pakete.

„Gratuliere, Fritz. Aber ich lege mir lieber selber eine Hofhaltung zu."

„Mein Junge, Männer sind zum Ritterdienst bestimmt. Bis zum Pascha brauche ich siebzig Jahre. Übrigens — weißt du schon?"

„Was soll ich wissen? Neuigkeiten?"

„Ich vermute: sehr weittragende. Das spanische Geschwader unter Admiral Cervera war bei Martinique, um Kohlen zu nehmen. Aber der französische Gouverneur hat es davongejagt. Bis Havanna reichen die Vorräte nicht. Gib acht, in wenigen Tagen werden wir die Herrschaften im Hafen begrüßen können. Es ist eine Meldung über Europa gekommen."

„Das kann lustig werden", rief Robert Twersten erregt. „Kein Tag ohne neue Bilder und Geschehnisse."

„Das kann sogar sehr lustig werden", meinte Fritz Vanheil gelassen. „Aber ich fürchte: mehr für die Amerikaner."

„Du bist eben kein Patriot, Fritz!"

„Nee," sagte der Freund, „ich bin Hamburger." Und er machte, daß er mit seinen Paketen weiter kam.

Aber bei Frau Angèle gab er seinen Befürchtungen keinen Ausdruck. Er erstattete Bericht über seine Einkäufe, legte die erhandelten Gegenstände zur Begutachtung vor und ließ sich loben.



Original from
CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 09:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Sie sind der aufmerksamste Kavalier, den ich je gehabt habe, Herr Fritz. Ich möchte Sie nie wieder verlieren.“

„Ist auch keine Aussicht vorhanden, gnädige Frau“, schmunzelte er vergnügt.

Sie lachte belustigt.

„Aber ich kann Sie doch nicht ewig bei mir behalten. Bedenken Sie das doch.“

„Weshalb nicht. Ich halt's aus.“

„Also müßte ich Ihnen einen Posten schaffen. Welche Beschäftigung würde Ihnen wohl das meiste Vergnügen gewähren?“

„Ihnen die Hände zu küssen, gnädige Frau.“ Und er tat es.

„Kindskopf“, murmelte sie und ließ es geschehen. Seine Jugendfrische war so schön. Sie mußte ihm erhalten bleiben.

„Haben Sie nun bald genug, Herr Fritz?“ fragte sie, ohne sich zu regen.

„Ich könnte das stundenlang fortsetzen. Bitte, bitte, noch nicht fortnehmen.“

„Ein Dutzend Narben im Gesicht“, spöttelte sie, „und so bescheiden.“

Mit einem Ruck erhob er sich. Sein Gesicht war blaß geworden, aus den Augen alles Pagentum verschwunden.

Und sie sah die Veränderung mit einem seltsamen Schreck und wurde sich ihrer Worte bewußt.

„Ich genieße Gastfreundschaft in diesem Hause“, sagte er und atmete tief. „Es ist nicht an mir, die Grenzen zu erweitern.“

„Wer behauptet, daß es von Ihnen gewünscht wird?“

„Der Ausdruck der Verwunderung soeben erst, gnädige Frau, ist die halbe Verleitung zu meiner Annahme —“

„Und die andere Hälfte?“ Sie konnte nicht anders. Es reizte sie, sein junges Temperament sprühen zu lassen.

„Ist mein Wunsch.“

„O — Ihr Wunsch! Das ist unter deutschen Männern soviel wie ein Befehl! Und was befehlen Sie über mich?“

Fritz Vanheil schwankte auf den Füßen. Vor seinen Augen tanzten blitzende Sterne. „Frau Angèle,“ stammelte er, „das ist nicht gut.“ Und sie streckte ihm die Hände hin, um ihn zu halten, und er sank ganz still vor ihr in die Knie. Sie war fassungslos und beugte sich über ihn. Die Erregung war auch in ihr.

„Was wollen Sie denn, Kind? Kommen Sie zu sich. Was wollen Sie denn?“

„Ihre Hände küssen, Frau Angèle. Verzeihen Sie mir. Die Erlaubnis, Sie weiter lieben zu dürfen.“

„Die haben Sie ja. Herrgott, es ist ja kein Blutstropfen in Ihrem Gesicht. Sie sind der liebste Mensch, den ich kenne. Zufrieden?“

„Versprechen Sie mir, daß ich es bleibe. Daß kein anderer es besser haben soll als ich —“

„Sagte ich nicht schon, daß Sie ein Kindskopf sind?“ Und die Lippen auf seinem Haar, flüsterte sie: „Ja, ja, ich verspreche es, lieber deutscher Dummkopf. Ein anderes Gesicht! Auf der Stelle!“

Da sprang er auf und lachte aus hellen Augen, als hätte er eine Komödie gespielt.

„Das war der erste Pagenunterricht“, sagte sie, und ihre Stimme streichelte ihn.

„Auch der Page wird einmal zum Ritter geschlagen. Haben Sie noch weitere Befehle für mich?“

„Heute —? Nein! Vielleicht morgen — vielleicht übermorgen. Wer kann das vorher bestimmen.“

„Wissen Sie, daß aller Wahrscheinlichkeit nach die Flotte Santiago anlaufen wird?“

„Es ist ein Märchen. Sie geht nach Havanna. Ein schönes Märchen freilich.“

„Weshalb? Wünschten Sie es? Der Hafen wäre eine Mausefalle für die Schiffe, wenn die Katz Amerika Witterung bekäme.“

„Aber es wäre herrlich und spannungsvoll. Wovon leben wir? Von den Nerven. Nun also — leben wir!“

Sein Jugendübermut schnellte wie eine Feder empor.

„Ha, wenn sie sich prügeln wollten! Vor unseren Augen! Wahrhaftig, das wäre ein Schauspiel für Götter und Menschen.“

„Ah, ich möchte Sie dabei sehen. Als Helden! Auszeichnen müßten Sie sich, und ich setzte Ihnen vor aller Welt den Kranz auf und sagte: Wundert's euch? Es ist mein Page!“

„Gut“, erwiderte er. „Ich werde Ihnen den amerikanischen Admiral fangen. Und mir einstweilen mal den Dinerfrack anziehen.“

Als er aus der Tür trat, eilte er an Robert Twersten vorüber, ohne ihn zu gewahren. Wie erhitzt er ist, dachte Robert, und als er seine Mutter begrüßte, sagte er verwundert: „Du bist gerade wie Fritz. Ganz heiß. Habt ihr euch gezankt?“

Frau Angèle trat vor den Spiegel und betupfte mit ihrem Batisttüchlein sacht die Stirn.

„Kann man sich mit deinem Freunde zanken? Gelacht haben wir miteinander. Denn er will mir den amerikanischen Admiral fangen.“ Sie sagte es mit ihrer süßen Kinderstimme. Aber zum erstenmal schien es dem Sohn, als hätte das Glöckchen in ihrer Stimme nicht den reinen Klang. Daran mußte er, gegen seinen Willen, den ganzen Abend denken. Und es verdarb ihm die goldene Stimmung. —

Das Gerücht sollte recht behalten. An einem Morgen durcheilte der Ruf die Stadt: „Die Flotte kommt! Cervera läuft ein!“ . . . Ganz Santiago war zur Begrüßung am Hafen.

Langsam zogen die spanischen Panzerschiffe durch den Engpaß. In Kiellinie die „Infanta Maria Teresa“, der „Almirante Oquendo“, die „Viscaya“ und der „Cristobal Colon“. Der Befehl lautete: mit größter Beschleunigung Kohlen und Proviant auffüllen und nach Havanna weiter dampfen.

Das war ein Wort, das man im bequemen Santiago nicht verstand. Die „größte Beschleunigung“ zog sich bis Ende Mai hin. Wenige Tage vorher hatten die Geschwader der Amerikaner die Höhe von Santiago erreicht und den Hafen sofort unter strengste Blockade genommen. Die spanische Flotte war in Sicherheit, aber eine stumpf gewordene Waffe.

Während von der See her die Kanonen der Amerikaner vergeblich donnerten, um die Batterien der Einfahrtforts auszuschalten, während den Spaniern ange-



Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sichts des Hafens Kohlenschiffe weggefangen wurden und der amerikanische Admiral den tollkühnen Versuch unternehmen ließ, die enge Hafen-Ein- und Ausfahrt durch Versenken eines riesigen Kohlendampfers zu sperren, blieb den Spaniern Zeit, Maschinendefekte auszubessern und Atem zu holen für die kommenden Tage. Und Santiago half ihnen Atem holen. Man sah in ihnen die zukünftigen Helden, die Rächer spanischer Ehre. Jeder Tag konnte sie auslaufen sehen zur Vernichtung des Feindes. Und man süßte ihnen im voraus Wunden und Tod.

Frau Angèles Vaterhaus war zum Mittelpunkt der Gesellschaft geworden. Die Geschwaderoffiziere gingen aus und ein, als wollten sie sich noch einmal satt sehen an der Sonne schöner Frauenaugen, bevor das Ungewisse kam. (Fortsetzung folgt.)

Was ist Pazifismus?

Von Bertha v. Suttner.

In der letzten Zeit, da der Krieg so nahe vor den Toren stand, richtete sich, teils hoffend, teils höhnend, die öffentliche Aufmerksamkeit der Friedensbewegung zu. Die wenigsten übrigens wissen über diese Bewegung Bescheid. Ich will versuchen, in folgendem ein paar aufklärende Worte über den Gegenstand zu sagen.

Die Zeiten, in denen keine Kriege geführt werden, heißen Friedenszeiten. Aus dieser Gegenüberstellung der beiden Worte „Krieg" und „Frieden" ergibt sich die irrige Ansicht, daß die Friedensbewegung das Ziel verfolgt, die Zeiträume zu verlängern, in denen die Kanonen schweigen.

Und die Mittel, dieses Ziel zu erreichen, wie stellt man die sich vor? Ganz einfach: die guten Friedensfreunde predigen den bösen, streitsüchtigen Menschen, daß es viel schöner sei, sich zu vertragen, als sich zu bekriegen; sie schildern nebenbei in so grellen Farben als möglich, wie weh es tut, totgeschossen zu werden, damit die Mitwelt schon aus Wehleidigkeit das Schwert in der Scheide lasse; sie reden den Regierungen zu, bei etwaigen Streitfällen Verständigungen anzubahnen; ihr Hauptzweck besteht darin, die Leute zur Sanftmut, zur gegenseitigen Liebe, zur Unterdrückung von Groll und Leidenschaft zu ermahnen; und sie bestreben sich, der Ansicht immer mehr und mehr Geltung zu verschaffen, daß es angenehmer, bequemer, freundlicher und gesünder ist, in Frieden auszukommen, als miteinander zu raufen.

Kurz, ein wohlmeinendes Bäh-Bäh-Geblöke, dem gegenüber die kriegerisch Gesinnten sich voll Verachtung verhalten, die Historiker und Realpolitiker mitunter belehrende Gegenargumente vorbringen und die große Menge gleichgültig bleibt.

Diese ganze verachtete, widerlegte und ignorierte Schafgemeinde existiert aber gar nicht; sie ist nur ein Phantom, ist nur das Zerrbild, das sich die meisten Leute von der Friedensbewegung machen, weil sie sie nicht kennen.

Das Unverständnis kommt vielleicht von dem Begriff, der landläufig mit dem Wort Frieden ausgedrückt wird, und wie ich ihn in der ersten Zeile dieses Aufsatzes hingestellt habe, wonach der Zustand, der zwischen zwei Kriegen herrscht, „Frieden" heißt. Ein rein negativer, ein reiner Zwischenaktzustand.

Der Krieg ist seit jeher und ist noch heute — ob ausgebrochen oder latent — die herrschende Handlung der menschlichen Gesellschaft — der Frieden ist die Unterbrechung. Und was der Pazifismus will, ist, daß der Frieden zur konsolidierten Weltordnung werde und der Krieg, sofern er noch vorkommen könnte, zur außerlegalen Unterbrechung.

Die sogenannte Erhaltung des Friedens ist — in unserer auf der Kriegsordnung ruhenden Zeit — die Beschäftigung aller Diplomaten, der feierlich ausgesprochene Vorsatz aller Regierungen, der heiße Wunsch aller Mütter — das beteuerte Ziel aller Rüstungsvermehrungen. Uns aber ist nicht um die Erhaltung (obwohl wir sie natürlich auch dem Kriegsausbruch vorziehen) des Friedens zu tun, sondern um seine Einsetzung; nicht um die Hintanhaltung, sondern um die Abschaffung des Krieges als geltende Institution.

So viel historischen Sinn, so viel sozialphilosophische Einsicht haben die Pazifisten auch, um zu wissen, daß das Aufhören einer so tiefgewurzelten, jahrtausendalten Sache nicht auf einmal vor sich gehen kann und nicht auf Zureden — sondern wie alle Wandlungen in der Natur und in der Gesellschaft sehr allmählich und in Anpassung an neugeschaffene Notwendigkeiten.

* * *

Der Pazifismus hat sich in den letzten Jahren zu einer Wissenschaft herausgebildet. Wissenschaften erzeugen, erflehen, erzwingen keine Phänomene — sie beobachten und erkennen sie; und mit der Erkenntnis dienen sie allerdings ihrer Ausgestaltung. Die Pazifizierung der Welt vollzieht sich, indem die Welt sich organisiert, indem sie in immer größeren Einheiten sich zusammenschließt. Das ist ein naturgesetzlicher Vorgang.

Gegenseitige Bekämpfung und gegenseitiges Verbinden sind die beiden Faktoren des Fortschritts.

Das sind nicht zwei sich widersprechende, sondern zwei aufeinanderfolgende Formen der Entwicklung.

Zuerst bekämpfen sich die einzelnen Individuen (das ist der atomistische Zustand), dann verbinden sie sich zu Gruppen und bekämpfen sich nun gruppenweise, um dann wieder in größere Gruppen zu verschmelzen. In der Menschheitsgeschichte hat sich das so abgespielt: Wilder gegen Wilden; Horde gegen Horde; Clan gegen Clan; Burg gegen Burg; Stadt gegen Stadt; Provinz gegen Provinz; Staat gegen Staat; Staatenbunde gegen Staatenbunde — hier halten wir jetzt. Zwischen allen diesen Kämpfen liegen die in gegenseitiger Hilfeleistung eingegangenen Anschlüsse. Heute also stehen die einzelnen Menschen nicht mehr in Kriegsbereitschaft; nicht mehr die einzelnen Familien (wie Montecchi und Capuletti); nicht mehr die einzelnen Städte (wie Florenz und Mailand); nicht mehr die einzelnen Provinzen (wie Bourgogne und Normandie); nicht einmal die einzelnen Länder (wie noch vor vierzig Jahren Frankreich und Deutschland),



Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sondern die verschiedenen Bündnisse stehen sich gegenüber. Daß sich diese zu einem Rechtsbund zusammenschließen, ist der nächste Schritt. Und dieser Schritt wird getan werden.

Doch wenn man solches prophezeit, wird man leicht Utopist gescholten. Spricht man von Freiheit, Glück und Liebe, so kann man in den Verruf kommen, ein Idealist zu sein, und wagt man es gar, das Wort Güte in den Mund zu nehmen, protestiert man in aufgewühltem Mitgefühl gegen die namenlosen Grausamkeiten, unter denen die Opfer der Menschenschlachtung stöhnen müssen, läßt man sich gar bis zu einer Regung der Barmherzigkeit herab, so riskiert man, daß einem die Helden der Politik und der Industrie (namentlich der Eisen- und Sprengstoffindustrie) die Injurie „sentimental" an den Kopf werfen.

Da es sich nun in Sachen der Friedensbewegung um wissenschaftlich exakte Tatsachen handelt, so ist es auch gar nicht nötig, sentimental zu sein; die Zeiten sind längst vorbei, wo die Postulate der Friedensfreunde an das Herz und an das Gewissen der Mitwelt zu appellieren pflegten. Die Organisation der Welt ist ein Prozeß, der sich mit zwingender Gewalt unter unseren Augen vollzieht; die kleine Schar derer, die diesen Prozeß erkennen, die ihn mit Bewußtsein zu beschleunigen trachten, das sind eben die Pazifisten — eine große Schar von Kräften arbeitet aber unbewußt in der gleichen Richtung, und das sind die Faktoren, die die Internationalisierung aller Interessen herbeiführen: Handel, Kunst, Verkehr, die immer mehr internationale Bande flechten. Dann ist schließlich eine — ebenfalls kleine — Schar von Gegnern, die mit Bewußtsein entgegenarbeiten: das sind die Chauvinisten — die wirklichen Liebhaber des Krieges. Eine Liebhaberei, die vorzeiten die Normalgesinnung des ganzen Volkes darstellte, die aber — das muß jeder zugeben — gegenwärtig im Schwinden begriffen ist. Man liebt nicht mehr den Krieg, man nimmt ihn nur in stumpfer Ergebenheit als notwendiges Uebel hin. Und von denen, die ihn wirklich lieben, die ihn gegen die Angriffe der pazifistischen Schafherde schützen wollen, bekennt sich die Mehrzahl nicht zu dieser Liebe und tritt für die Beibehaltung des latenten Kriegszustandes im Namen des Friedens ein, indem sie das altrömische „si vis pacem, para bellum" hervorkehrt. Nur um dem kostbaren Frieden zu dienen, überbietet man sich an Kriegsdrohungen, nur durch eingeflößte Angst kann jeder böse Nachbar (man selbst ist ja nur ein Verteidiger, wenn man sich dabei auch den Hieb als beste Parade vorbehält) davon abgehalten werden, als Raubtierhorde verheerend einzubrechen. Dem Friedensgott kann man eben keine bessere Sitzgelegenheit bieten als ein paar Millionen Bajonette.

Systeme, die an solchen inneren Widersprüchen kranken, haben trotzdem ein langes Leben; denn die beiden Feinde, die den Widerspruch aufdecken und damit den Zusammensturz des Systems bewirken, die betätigen sich alten, eingewurzelten Institutionen gegenüber nur selten — diese beiden Feinde sind: die Kraft zu denken und der Mut, das Denkergebnis auszusprechen.

* * *

Neben den alten, nach außen immer wachsenden, aber im Innern schon erschütterten Institutionen sehen wir die neuen erstehen. Die Organe, die sich das Friedensbedürfnis — man kann wohl sagen die Friedensnotwendigkeit — schafft, ragen schon kennbar aus dem sozialen und politischen Boden hervor: Ein internationaler, ständiger Schiedsgerichtshof existiert und funktioniert; Schiedsverträge zwischen den Staaten — mit und auch ohne Einschränkungen — sind in den letzten Jahren in immer steigender Anzahl abgeschlossen worden. Freundschaften und Ententen zwischen früher in Antagonismus lebenden Staaten, deren kriegerischer Zusammenstoß als „unvermeidlich" galt (Italien mit Frankreich; Frankreich mit England; England mit Rußland; Nordamerika mit Japan), wurden geknüpft und können in ihrer weiteren Ausbreitung das pazifistische Ziel, die Föderation aller Kulturstaaten früher erreichen helfen, als man glauben mag.

Diese Dinge sind greifbare Tatsachen. Daneben arbeitet auch das „Unwägbare" in der gleichen Richtung; nämlich der Stand des öffentlichen Gewissens, das sich immer heftiger gegen die Anwendung der Gewalt, gegen den Ausbruch eines Weltbrandes sträubt. Das Gefühl der Zusammengehörigkeit, das vorzeiten nur innerhalb der Landesgrenzen die Menschen verband, beseelt nun die Angehörigen der gleichen Berufzweige, gleichgültig, welchem Lande sie entstammen. In allen Wissenschaften und Künsten, in Industrie und Gewerbe ist der Zusammenschluß ein internationaler, und die Gemeinschaft ihrer idealen Bestrebungen und materiellen Interessen gibt sich in den zahllosen internationalen Kongressen kund, bei denen sich diese verschiedenen Gruppierungen zu gemeinsamer Arbeit versammeln.

Daß dem gegenüber das alte System noch in gewaltiger Macht und Wucht dasteht, davon geben die Riesenkriegsbudgets, die immer wachsenden Rüstungen und der ganze offizielle Zuschnitt des politischen Lebens Zeugnis. Die Pazifisten sind auch nicht blind für diese Tatsachen; sie sehen genau, was besteht. Der Unterschied ist nur der: sie sehen auch, was sich vorbereitet, und arbeiten an der Vorbereitung nach Kräften mit, während die große Menge gerade dafür — für das Entstehende — blind ist.

Doch die Zahl der Sehenden mehrt sich und mehr noch die Zahl der Sehnenden. Die allgemeine Meinung, das universelle Gewissen, der öffentliche Wunsch und Wille bewegen sich in der Richtung des Friedens.

Eine große Belastungsprobe hat die Friedenssache in den letzten Monaten ausgehalten. Die am Balkan aufgetauchten Fragen, der Streitfall von Casablanca: das wäre vor dreißig, vor zwanzig Jahren noch genügender Anlaß gewesen, um die Schwerter aus den Scheiden springen zu lassen. Diesmal hat man gesehen, wie alle europäischen Staaten bemüht waren, durch Konferenzvorschläge, durch Ratschläge und Vorstellungen, durch Verhandlungen und Konzessionen den Ausbruch eines Balkankrieges zu verhüten, und die Casablanca-Frage wurde — ein Ergebnis der Friedensbewegung — dem Haager Schiedsgericht überwiesen. Man ist glücklich an dem Abgrund vorbeigekommen, von dem man schon fühlte, daß es ein Abgrund ist und nicht das pleasure-ground eines militärischen Spazierganges. Aber das genügt nicht; irgendein Stein, über den der eine strauchelt, und man kollert doch in die Tiefe. Das kann jeden Tag kommen, und darum ist, was nottut, nicht das geschickte Balancieren am Rande des Abgrundes, sondern das Aufrichten eines Geländers. Ohne Bild — was die Staaten Europas brauchen, um vor der Gefahr, sich gegenseitig abschlachten zu müssen, geschützt zu sein, ist die Föderation, ist die Ausdehnung der Ententen, die jetzt noch



Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957 Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

verschiedene Gruppen bilden, in ein das ganze Europa umfassendes Rechts- und Freundschaftsbündnis.

Dahin steuern wir!

Unter „wir“ verstehe ich nicht das Häuflein der organisierten Pazifisten, sondern die sich zu höherer Einheit entwickelnde menschliche Gesellschaft. Unsere Zeit wird in der Geschichte als die Uebergangzeit von der vieltausendjährigen Kriegsepoche zur folgenden, zur kriеglosen Epoche gelten.

Und dann? — Was bliebe da zum Bekämpfen übrig — da nun doch einmal der Kampf der Vater aller Dinge ist? —

Was zu bekämpfen bliebe, wenn man sich nicht mehr untereinander zerfleischte oder doch — mit ungeheuren Kosten — zu zerfleischen bedrohte?

Es bliebe der gemeinsame Feind: das Elend. Es blieben die Elemente, die Krankheiten und Laster. Schmerz und Trauer und Tod wird es ja immer noch geben, aber nicht mehr das sich und seinen Genossen selbst zugefügte Leid. Nicht mehr die künstlichen Feuersbrünste, die gewollten Erd- und Seebeben, die absichtlich losgelassenen Seuchen, die als ruhmreiche Schlachten in unseren Annalen stehen, und die vorzubereiten wir neun Zehntel unserer Reichtümer verwenden. — Es begänne der große Eroberungzug in das ersehnte, in das erreichbare Land des Glücks. Das hat keine territorialen Grenzen, keine Häfen, keine Kohlenstationen. — Das liegt überall zur Ausbeutung für alle bereit. Sein Boden ist die Arbeit, seine Sonne das Wissen, sein Klima die Freiheit. Und die Liebe seine Luft! —

Straßenleben im Orient.

Hierzu 14 photographische Aufnahmen.

Spurlos gleiten Jahrhunderte wie Jahrtausende am Orient vorüber. Wie die heiligen Schriften das Leben und Treiben der Bevölkerung Palästinas, wie „Tausendundeine Nacht“ die Verhältnisse in Kleinasien und Nordafrika schildern, so sieht es dort in vieler Beziehung noch heute aus. Vielleicht haben die öffentlichen Gebäude und Paläste der Großen ihre äußere Form etwas gewechselt, aber die Stein- und Lehmhäuser, in denen das Volk haust, sind die gleichen wie in grauer Vorzeit geblieben. Auch die Bekleidung der unteren Klassen in den Städten und die des Landvolks dürfte kaum gewechselt haben, und das Straßenbild, an dem sich heute der Orientreisende erfreut, ist im großen und ganzen wohl kaum ein anderes als in grauer Vorzeit! Aehnliche religiöse Grundsätze und Vorurteile, gleiche Rechts- und Staatseinrichtungen und die Eigenart des Klimas in den orientalischen Ländern sind die Ursache dieser Erscheinung. Die gleichmäßige Hitze, die viele Monate hindurch fast ohne Abwechslung hier anhält, der Wassermangel, die Trockenheit nötigen die Menschen, sich in Wohnung, Kleidung und Lebensart entsprechend einzurichten. Die im Orient von alters her unter verschiedenen Namen herrschenden eigenartigen religiösen Ideen, die auch das Christentum nicht völlig zu überwinden imstande gewesen ist, tun das übrige. So stark ist der Einfluß dieser Verhältnisse, daß auch allen modernen Neuerungen von ihnen ein besonderer Stempel aufgedrückt wird. Die Erbauung von Eisenbahnen, Trambahnlinien, Dampfschiffen und die Einführung von Gas-, elektrischem oder sonstigem modernem Licht haben ebensowenig wie das Eindringen moderner Fuhrwerke und Automobile oder die Anlage von Telephonnetzen und Wasserleitungen das Bild der orientalischen Städte wesentlich zu beeinflussen vermocht. Nur wenige Straßen haben hier in der Regel einen europäischen Charakter angenommen. Neben ihnen herrscht nach wie vor das alte, bunte und eigenartige hergebrachte Volksleben.

Wem das Glück beschieden war, in diesem Frühjahr an der vom Norddeutschen Lloyd auf dem „Großen Kurfürsten“ nach sorgfältiger Vorbereitung veranstalteten schönen Mittelmeerreise teilzunehmen, war in der Lage, sich hiervon so recht eingehend zu überzeugen. In dem eleganten modernen Athen wie in dem verwahrlosten schmutzigen Konstantinopel, in den eigenartigen kleinasiatischen Städten wie im musterhaft verwalteten und mit der Neuzeit in jeder Beziehung fortgeschrittenen Aegypten drängte sich dem Reisenden immer aufs neue die Beobachtung auf, wie zähe doch die unteren Volksklassen im Orient an ihren überlieferten Sitten und Bräuchen festhalten. Ueberall der gleiche Schmutz, aber überall auch das gleiche malerische Treiben! Ob der Handwerker oder Krämer in einem modern gebauten Laden oder in der offenen dunklen Nische eines Basarhauses haust, ob das orientalische Café in modernen, ja vielleicht sogar eleganten Räumlichkeiten untergebracht ist oder auf der Straße oder in einem engen Winkel zwischen zwei Häusern, ob der Barbier seine Tätigkeit in einem spiegelgeschmückten Raum oder auf offener Gasse ausübt, immer bietet sich dem Reisenden das gleiche eigenartige Bild. — Schier unbegreiflich ist die Mannigfaltigkeit der in den engen Straßen orientalischer Ortschaften sich durcheinander drängenden Massen. Da sind vor allem die zahllosen fliegenden Händler. Jeder läßt seinen besonderen Ausruf erschallen, jeder bietet seine Waren auf ganz besonders geformten Gestellen oder Schüsseln feil. Von weitem schon hört man die Limonaden- oder Eisverkäufer mit ihren Metallbechern klappern, um die Käufer anzulocken. Süßigkeiten verschiedener Art, Näschereien und Nahrungsmittel sind die Hauptgegenstände für den Handel. Je nach der Jahreszeit wechseln die Waren. In Aegypten werden im Frühjahr besonders massenhaft ausgeboten: kleine Gurken, Köpfe von römischem Salat und junge Saubohnen, die die Bevölkerung mit Vorliebe roh auf der Straße genießt. Wo es viele Fremde gibt, spielt auch der Handel mit Postkarten, Fliegenwedeln, Spazierstöcken und allerlei zum Mitbringen geeigneten Handarbeiten und dergleichen eine erhebliche Rolle. Nicht minder bemerkbar im Straßenbilde machen sich die häufig sehr zahlreichen Bettler. Außer den in schmutzigsten Lumpen gehüllten, oft an abschreckenden Gebrechen leidenden erwachsenen Bettlern, die besonders in der Nähe der zahllosen Moscheen, Bäder und dergleichen kauern, kommen noch die vielen Kinder in Betracht, die mit Bakschischrufen besonders die Fremden



Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Stand eines Geldwechslers in Port Said.

tere Teil des Gesichts ist unter den Augen mit einem Schleier verhüllt. Je höher der Rang der Damen, um so durchsichtiger ist der Schleier. In Konstantinopel kann man die Gesichter der Haremsdamen in ihren Equipagen ohne Schwierigkeit erumdrängen. Ebenso bunt ist das Bild, das die ihren Geschäften oder Einkäufen nachgehenden Eingeborenen bieten. Die Männer der unteren Klassen tragen fast alle den langen, oft buntfarbigen Kaftan, weite, unten geschlossene Beinkleider und den malerischen Turban. Die Beamten und die in modernen Anschauungen aufgewachsene jüngere Generation sind in Anzüge nach europäischem Schnitt gekleidet und tragen auf dem Haupt den roten Fes oder, wie man in Aegypten sagt, „Tarbusch". Der letztere hat allmählich die Höhe eines europäischen Seidenhutes erreicht und wird nicht weniger sorgfältig als ein solcher bei den zahlreichen Hutmachern immer neu in seine Form gepreßt und aufgebügelt. Die Frauen, denen man allenthalben auf den Straßen begegnet, sind regelmäßig in weite, unkleidsame, dominoartige Gewänder gehüllt; meist bedeckt eine Kapuze ihr Haupt. Der unkennen. In Aegypten hängt der Schleier an einem über der Nase angebrachten Rohrstückchen. Nur Jüdinnen, Christinnen und Dorffrauen gehen mit unverhülltem Gesicht aus. Besonders fallen dem Fremden die Dorfbewohner auf, die in ihren



Aegyptischer Militärposten.



Spazierritt von Kurgästen in der Wüste.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Linkes Bild: **Fellachenkind** beim Eselreiten.

Rechtes Bild: **Aegyptische Straßenreklame.**

selbstgewebten weißen groben Mänteln und mit ihren braunen charaktervollen Gesichtern zu Fuß oder auf Eseln, Pferden und Kamelen überall die Straßen beleben. Oft führen sie eine lange Reihe mächtiger schwerbeladener Kamele durch die engen Gassen. Ein andermal treiben sie Herden von Hammeln oder von Ziegen mit schweren Eutern, die vor den Häusern gemolken werden, mitten durchs Gewühl. Besonders eigenartig ist es, wenn sie Fettschwanzschafe bringen, bei denen die hintere Verlängerung des Rückgrats oft solchen Umfang gewinnt, daß sie auf einem kleinen Wagen ruht. — Wo eine freie Ecke ist, kauern Schlangenbeschwörer, Gaukler, Geschichtenerzähler oder gelegentlich Straßenmusikanten. In den Hauptstraßen

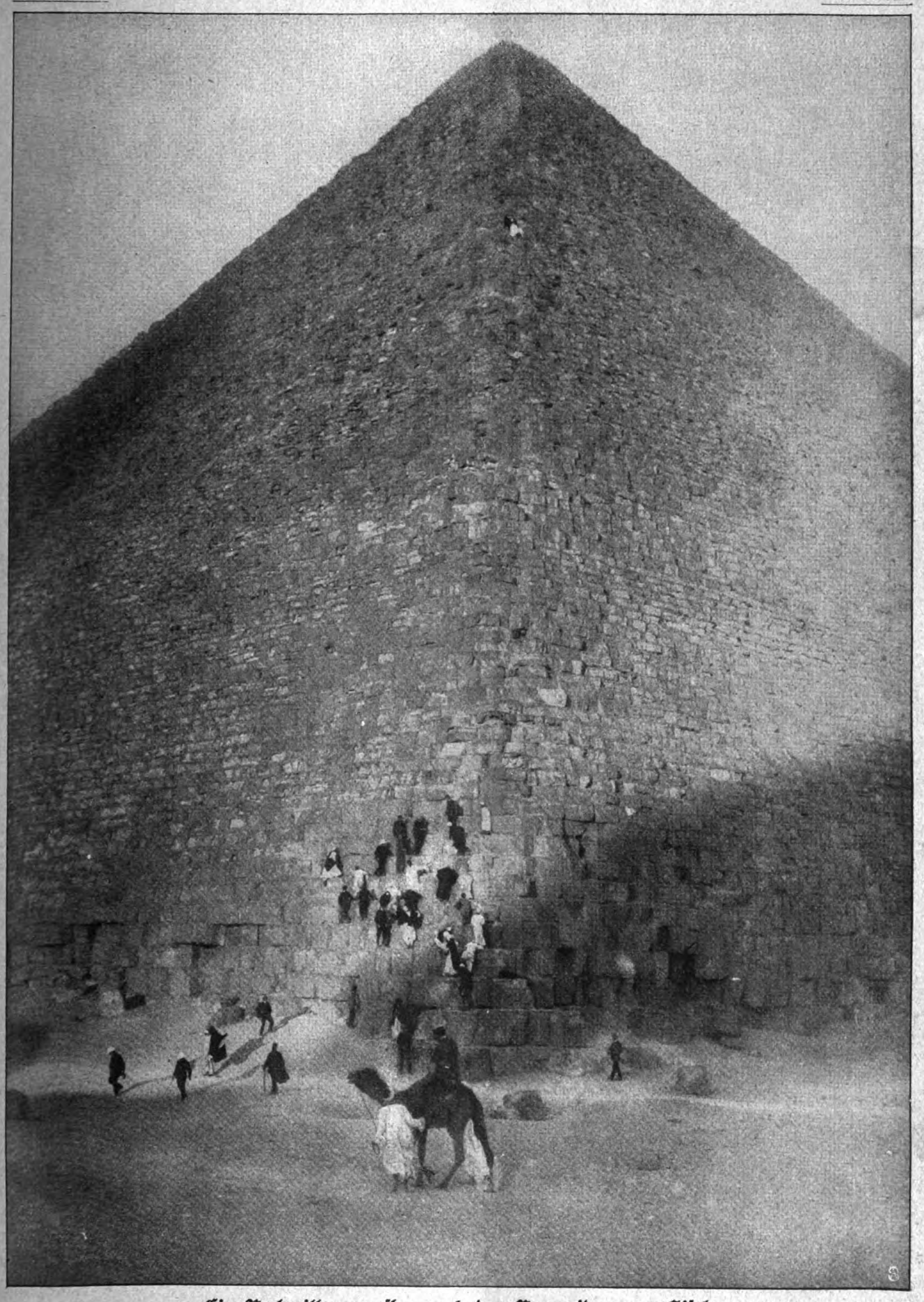
Große Wäsche bei den Fellachen.

Ein **Straßenmusikant** in Alexandrien.

Bilder aus dem orientalischen Leben.

Verkauf frischen Trinkwassers in Alexandrien.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Ein Nachmittagsausflug nach den Pyramiden von Giseh.

Generated on 2019-06-06 09:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY

sitzen, wo irgend der Platz es gestattet, Geldwechsler vor ihren mit allerlei Münzen gefüllten, auf Füßen ruhenden Glaskasten. Dann und wann begegnet man auch einem Tisch, an dem ein öffentlicher Schreiber den Briefwechsel einiger Bauern besorgt, oder man hört aus einem dichten Kreis von aufmerksam lauschenden Leuten jeden Alters die feierliche Stimme eines Märchenerzählers und die Klänge der Laute, mit der er sich an geeigneten Stellen begleitet. Mitten durch das Gewühl bahnt sich die elektrische Bahn ihren Weg, oder es erscheinen gutgehaltene und schön bespannte Gefährte, oder unter militärischer Musik zieht eine Truppe modern gekleideter Soldaten ihres Wegs. Unbekümmert darum lungern dazwischen in Türkei und Kleinasien noch ungezählte Hunde und Katzen. Jedermann macht ihnen Platz, nie tut man ihnen etwas zuleide. In Aegypten spielen ihre Rolle große und kleine Geier, die überall nach Abfällen ausspähen und mit ihrem Geschrei die Luft erfüllen. — In Konstantinopel und Kleinasien hört mit Sonnenuntergang dies Leben und Treiben auf der Straße auf. Sobald der Muezzin vom Turm der Moscheen die Gläubigen zum Abendgebet gerufen hat, verschwindet bei der rasch hereinbrechenden Nacht alles in den Häusern. Da diese nach der Straße zu in der Regel keine oder nur dicht vergitterte Fenster besitzen und die Straßenbeleuchtung meist mangelhaft ist, erscheint hier alles wie ausgestorben. Anders in Aegypten. Hier wird in den Abendstunden das Bild, wenn möglich, noch mannigfacher. Alle die zahllosen Cafés, Barbierläden und Geschäfte mit Früchten, Süßigkeiten usw. zünden zahlreiche große Laternen an, von der Form, wie sie in England die Bars kennzeichnen. Zu der Schar der Händler und der Leute, die zu geschäftlichen Zwecken

Ein Karussell am Rande der Wüste.



Gemüsehändler auf dem Wege nach Kairo.



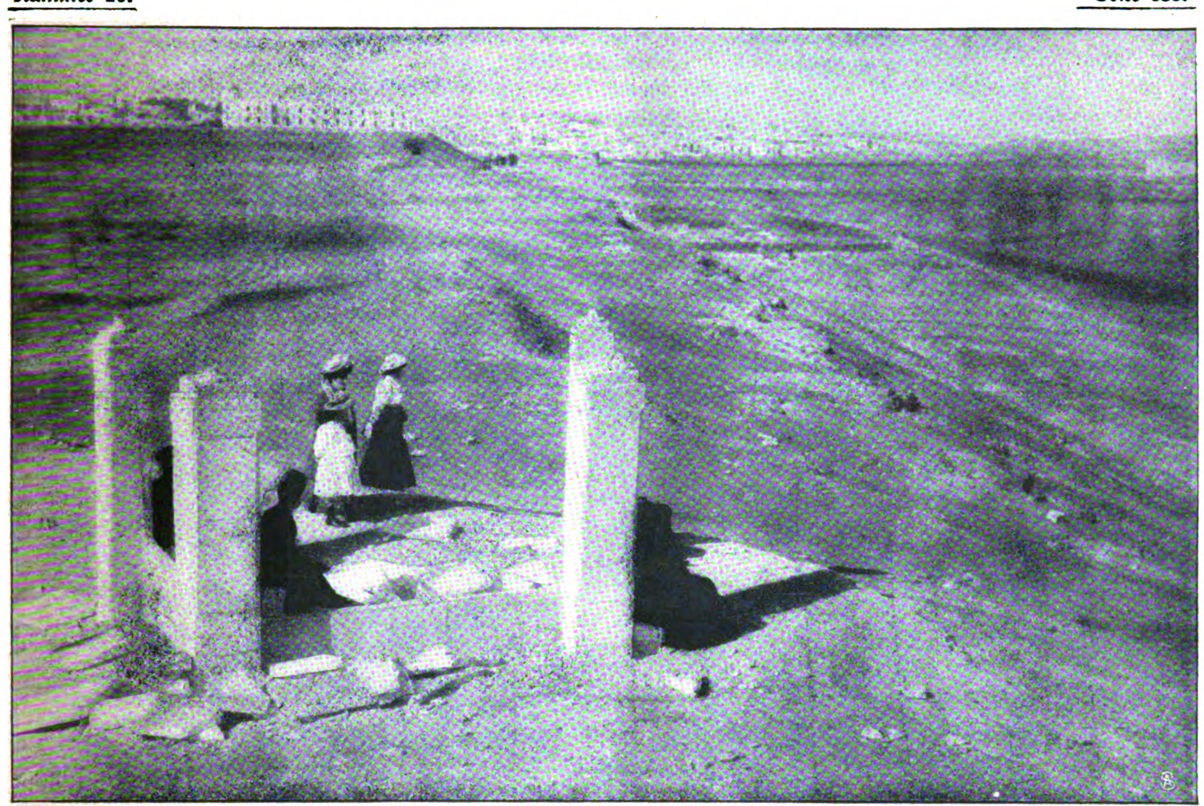
Arabischer Familientag bei einem Erbbegräbnis in Unterägypten.



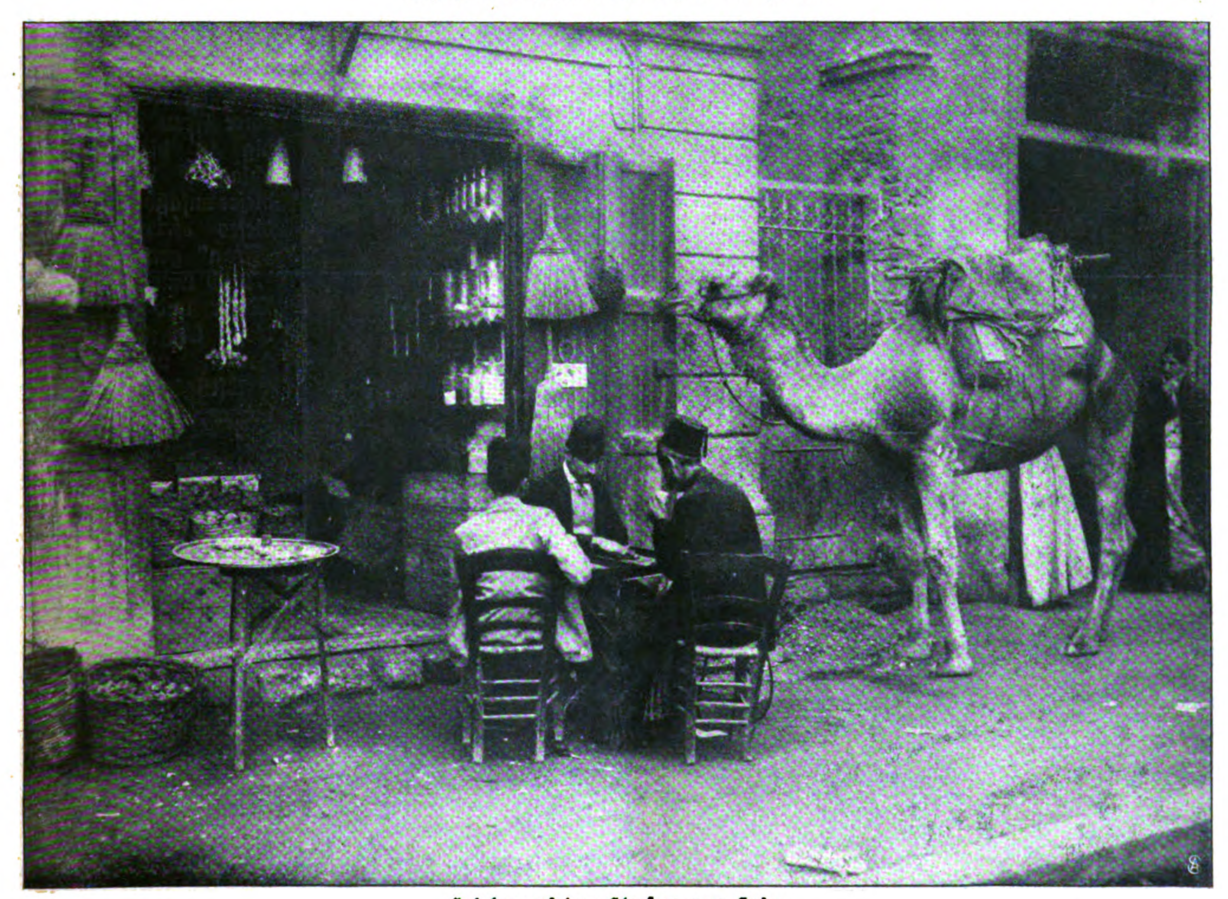
Digitized by Google

Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 09:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Besuch eines alten Gebettempels bei Heluan.



Spieler auf den Straßen von Kairo.



Digitized by Google

Original from
CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 09:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sich auf der Straße bewegen, gesellt sich dann noch die Masse der Neugierigen und derer, die zum Vergnügen herumpromenieren. Alle Cafés und Barbierläden sitzen voll. Die Kaffeeköche können gar nicht rasch genug die kleinen henkellosen Täßchen mit dem dicken duftigen Trank füllen, und die Zahl der begehrten Wasserpfeifen übersteigt oft den Vorrat. Ueberall kauern Erwachsene und Kinder beim Brettspiel, Schach und dergleichen, und überall ertönt arabische Musik, meistens heutzutage freilich hervorgebracht durch einen Phonographen. Während des Fastenmonats Ramadan, wo der Moslem während des Tags keinerlei Nahrung berührt, zieht sich das bunte Leben und Treiben bis in die Morgenstunden hin. Legationsrat Dr. Zimmermann.

Frauenbildnisse im Pariser Salon 1909.

Hierzu 5 photographische Aufnahmen.



Am Kamin. Von Hubbell. Phot Em. Crevaux.

Die Frauenmaler haben ein leichtes Spiel. Sie haben sich ein Sujet gewählt, für das die große wie die kleine Welt in gleicher Weise erglüht: die Frau. Le frisson vêtu wird es von den galanten Franzosen genannt, das unfaßbare Etwas, das die Männerherzen bald himmelhoch aufjauchzen läßt, bald zu Tode betrübt macht. Seufzer der Sehnsucht werden ihm nachgeschickt, und Freudentränen werden um seinetwillen geweint. Und wir wissen, die Zahl derer ist Legion, die ihr Leben um einer Frau willen freudig in die Schanzen schlagen. Alles wegen dieses unfaßbaren Etwas, dieses „frisson vêtu", „Frau" genannt.

Und nun kommen die Maler und malen uns diese Engel in ihrer ganzen verführerischen Holdseligkeit, mit allen Reizen, mit denen sie eine verschwenderische Natur so reich ausgestattet hat. Heftet sich dem der Ruhm nicht leichter an die Sohlen, der uns die Züge einer schönen Frau schildert, der als künstlerischer Verherrlicher der Frauenschönheit auftritt? Sie haben stets mehr Ehren eingeheimst als die anderen, diese begeisterten Troubadoure des Pinsels. Wie viel weibliche Schönheit und Jugend hat zum Beispiel ein Lenbach über die Schwelle seines Ateliers kommen

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 09:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957 Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Studie. Von A. de la Gandara.



Frau Simone. Von Henry Caro-Delvaille.

Digitized by Google



Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 09:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und gehen sehen! Er verdankt den Frauen mehr, als man gemeinhin anzunehmen gewohnt ist. Oder Fritz August von Kaulbach oder László. Sie alle sind in weiteren Kreisen erst genannt worden, als die Aristokratin, die schöne Aristokratin, den Weg zu ihnen fand. Wenn die Kunst eines Malers das Interesse der Frauen, besonders der aristokratischen Frauen besitzt, und wenn dieser — das ist die zweite Bedingung — seinerseits als Künstler in der Seele der Frau zu lesen weiß, dann tritt er bald in jenes hellstrahlende Licht, das die Ruhmesgöttin um ihre Lieblinge verbreitet.

Dazu kommt noch ein zweites: jener geheimnisvolle Zauber verschwiegener Atelierromantik, der das Leben des Künstlers leicht mit einer eigenartigen Gloriole umflicht. Was hat Frau Fama, die tückische, neidische Frau Fama, nicht schon alles erdichtet, wenn eine schöne, junge Frau die besondere Gunst dieses oder jenes Malers genoß! Aphrodite war sie ihm, und in den pikantesten Situationen hatte sie den Maler mit ihrer Anmut begeistert. Dann sah er wieder in ihr die demutvollen Züge einer Heiligen, wie es der Zufall gerade fügte. Bis der Traum ausgeträumt war und eine zweite, weit schönere Frau an ihre Stelle trat.

Im diesjährigen Pariser Salon, wo den Künsten traditionell gerade auf den Altären der Grazien unzählige Opfer dargebracht werden, nimmt auch das Frauenporträt wieder einen großen Platz ein. Man sieht dort die Anmut der Frau in allen Nuancen ihren Glanz verbreiten. Vom unschuldsvollen Duft der knospenden Mädchenblüte bis hinauf zur Dame, die, auf der Lebenshöhe angelangt, mit ihren Reizen als Wissende spielt, findet der Beschauer jede Schattierung vertreten. Die Bilder, die wir hier unseren Lesern vorführen, greifen aus dem reichen Kranz von Frauenschönheiten einige besondere charakteristische Blüten heraus.

Da ist eine junge Dame von dem bekannten Frauenmaler A. de la Gandara. Der Künstler schildert uns diesmal ein Mädchen in einem dünnen Phantasiekostüm, in ungezwungener Pose auf einer Chaiselongue kauernd. Reichgestickte Kissen geben dem Bild einen



Damenbildnis. Von Jacques Blanche. Phot. Em. Crevaux



Phot. H. Manuel.

Spanische Frauen. Von Henri Zo.

dekorativen Rahmen von fast exotischer Pracht. Fragend schauen die großen, dunklen Augen den Betrachter an. Ein erlesener Schmuck trägt das Seinige dazu bei, um das rosige Inkarnat des jugendlich zarten Körpers noch pikanter erscheinen zu lassen. Auch der Pariser Henry Caro-Delvaille bringt eine Frau auf einem Diwan, das „Bildnis der Frau Simone". In einer weitausgeschnittenen Gesellschaftstoilette hat sich die Dame lässig niedergelassen, um dem Maler zu posieren. Während der hochfrisierte Kopf auf die Rechte sich stützt, berührt die Linke die Pfötchen ihres Pinschers. Beide, Herrin und Hund, sind sich der

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 09:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957 Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Würde voll bewußt, die das eigenartige Gefühl mit sich bringt, für den Pariser Salon porträtiert zu werden.

Der in Deutschland ebenfalls von zahlreichen Ausstellungen her bekannte Pariser Maler Jacques Blanche schuf in dem hier ebenfalls abgebildeten Damenporträt ein weibliches Repräsentationsbild von aristokratischen Allüren. Hier ist alles darauf angelegt, ein möglichst ähnliches Porträt zu schaffen. Die etwas derben Gesichtzüge sind nirgends retuschiert, so daß in jeder Hinsicht der Eindruck der Lebenstreue gewahrt bleibt.

Etwas komplizierter tritt uns der Engländer Hubbell entgegen mit einem Gemälde, das zwei Frauen — wohl zwei Schwestern — vor einem Kaminfeuer darstellt. Der Liebreiz feinverlaufender Profile bringt hier in diese ganz im Träumen aufgehende Stimmung eine höchst anmutvolle Note.

Und in dem Bild von Henri Zo werden wir gar auf die Straße hinausgeführt. Der Schauplatz ist Spanien. Karossen rollen, Reiter traben. Vorn sehen wir zwei Frauen in Begleitung eines Mannes zu irgendeinem Schauspiel gehen. Das ganze Gemälde ist auf scharfe Helligkeiten gestimmt. Die farbige Pracht einer spanischen Großstadt liegt festlich darüber ausgegossen. H.

Neuer Frühling.

Die süßen Düfte gleiten
Durchs Land in lindem Lauf,
Es blühn die alten Zeiten
Aus jungen Rosen auf.

Wenn still der Tag entschwunden,
Steh ich oft wie im Traum
Und denk viel lange Stunden
An dich und weiß es kaum;

Bis Nacht das Tal umdüstert,
Von Duft und Knospen schwer,
Und deine Stimme mir flüstert
Traumhaft überallher . . .

Gisela Freiin von Berger.

Wieso ich meinen Bart habe stehn lassen.

Eine Erinnerung von Walter Harlan.

In einer Weinstube mit hellgescheuerten Tischen saß ich gar trefflich, füllte zum zweitenmal den blitzenden Glasbecher mit jenem offenen, unvergeßlichen Markgräfler und wartete auf den Gutsbesitzer, der mich hierherbestellt hatte. Mit einem wunderlichen Augenflackern hatte er noch gesagt, daß es „um eine lebenswichtige Sache“ sich handle.

Erst hier in Baden-Baden, vor wenigen Tagen, war dieser Brave mir vorgestellt worden, seine lebenswichtige Sache interessierte mich nicht stärker als eben alles, was menschlich ist.

Einsam saß ich gewissermaßen; der Windfang, der an der Eingangstür hereingebaut war ins Gastzimmer, trennte mich von dem knobelnden und lachenden Frühschoppen der Honoratioren; ein ganz glücklich gewählter Ort war es, um irgendeine Sorge unbelauscht bei einem Glas Wein zu besprechen.

Ich sah an der Wanduhr, daß ich zu zeitig erschienen war — recht gut noch hätte man zum Barbier gekonnt! Und eine allgemeine Betrachtung über die Narrheit des Rasierens schlenderte mir durchs Hirn. Ein Korpsstudent mag sich rasieren lassen oder ein Leutnant, ein Bücherschreiber aber von siebenundzwanzig Jahren sollte sich eigentlich mal ausrechnen, wie viel das ausmacht in einem Menschenleben, wenn täglich ein Viertel von einer Stunde verloren geht, Sommer und Winter, jahraus, jahrein, von lauter schönen, unersetzlichen Morgenstunden . . .

Da trat der Hüne aus dem Windfang — so hatte ich den Gutsbesitzer für meinen Privatbedarf getauft, da er sich unter hängenden Beleuchtungskörpern meist bücken mußte — mit einem halben Liter versorgte er sich, düster sagte er „Prosit“.

Und über dem kupferroten Gesicht erröteten jetzt auch Stirn und Glatze. Eine wunderliche Anfrage stellte er: Ob ich mit Fräulein Frida Ankersmith „ernstere Absichten“ hätte. —

Jetzt erst und hier erst merkte ich, daß er dies schmachtselige, offenbar bleichsüchtige Gänschen liebte. Er mochte nahe vor dem vierzigsten Jahre stehen, als einen Hagestolzen hatte ich ihn in meinem Unbewußten empfunden.

Eilig und ehrlich antwortete ich auf seine erregte Anfrage, mir wäre diese junge Dame ja erst seit einigen Tagen bekannt, mit einem wahren und wahrhaftigen Eisherzen säße ich zwischen ihr und ihrer Schwester bei unseren Mahlzeiten. Lachend fügte ich an: „Falls ich gezwungen wäre, zwischen diesen zwei Schwestern zu wählen, so würde ich überhaupt die freche Kleine der elegischen Heiratsfähigen vorziehen, auch wenn ich zwölf oder fünfzehn Monate warten müßte.“

Und noch etwas fiel mir ein, was ja den Gutsbesitzer am gründlichsten beruhigen würde: daß ich — in meinem Gewissen wenigstens — längst schon gebunden sei, in Leipzig, wo ich herkam . . . Sollte ich diesem fremden Menschen mein Privatherz aufschließen? . . .

Doch schon wieder trank er mir zu. Zwar erleichtert, freundlicher bereits erklang sein „Prosit“, dies aber verlangte er nun — und ein Akkord von Flehen und Säbelrasseln war seine Stimme — daß ich von meinem Eisherzen dieser Dame — „Notiz geben“ sollte. Wenn ich ein „Ehrenmann“ wäre! Dies war sein Original-Ausdruck: „Notiz geben!“

Ich saß und grübelte. Zum Verständnis nämlich — wenn es auch noch so dumm klingt — muß ich hier einfügen, daß ich in jenen Jahren ein ausreichend schöner junger Mensch war mit einer gutmütigen, lustigen Stimme — eine hysterische, sonst aber treffliche Matrone in Dresden war diesem Zauber verfallen, als ich mit einem Dachshund redete! — Nun aber, nun war ich ja eben gebunden! Ich wollte nicht mehr erobern!

Nochmals ließ ich die fünf oder sechs Tage, seit ich die Blasse kannte, in meiner Erinnerung vorübergleiten — was hatte ich verbrochen? Ich hatte dem Oberkellner in unserem Hotel zwei Mark gegeben als-



Original from CORNELL UNIVERSITY

bald nach meiner fröhlichen Ankunft dahier in Baden-Baden, auf daß er mir an einer der langen Tafeln einen „recht guten Platz“ anweisen sollte — wer hätte nicht gerne Licht auf seinem Teller und ein noch leidlich warmes Stück Roastbeef! — Der Eifrige hatte mich mißverstanden: er hatte mich zwischen zwei junge Mädchen gesetzt, die nach dem Geschmack eines Oberkellners ohne Zweifel sehr schön waren. Im übrigen war es ein Platz, wo ich die Fische und Braten in einem nur noch lauen Zustand erhielt, und wo ich meinen Schatten stets auf dem Teller hatte. — Meiner linken Nachbarin linker Nachbar aber war eben der Hüne. Die Eltern der beiden Mädchen saßen uns gegenüber, wo das Licht auf die Teller fiel. Am zweiten Tag meiner Anwesenheit waren wir in ein leidlich vergnügtes Gespräch gekommen, dann hatte sich Papa Ankersmith über den „mehlpapsigen“ Flammeri erzürnt, hatte dem Oberkellner für sich und seine Familie erklärt, daß er von heute abend an im Konversationshaus essen würde, und hierauf hatte die urwüchsige Frau Ankersmith uns fröhlich aufgefordert, den Gutsbesitzer und mich, an diesem Halbauszuge doch teilzunehmen. Seitdem speisten wir sechs Personen also im Konversationshaus, auf der Terrasse, an einem blumengeschmückten, behaglichen Sondertisch, zweimal täglich. Hier aber, beim nächsten Zwölfuhrfrühstück, hatte mich Fräulein Frida zu der Tennispartie einmal für allemal hinzugebeten, die sie, die Kleine und der Gutsbesitzer, allnachmittäglich zu spielen pflegten. — Was hatte ich verbrochen?

Und auf das Ansinnen des Hünen, daß ich dem Fräulein Frida Ankersmith von meinem Eisherzen „Notiz geben“ sollte, auf dieses bauernhafte und jämmerliche Ansinnen antwortete ich und fragte, was er sich denn in meinen Verkehr mit anderen Leuten mische? Mit wechem Recht? Da gab Max Lämmerzahl, so hieß der Hüne, mir die Erklärung ab, daß er „drei Wochen früher dagewesen“ sei als ich — und ja: „so gut wie verlobt“ sei er mit Fräulein Frida Ankersmith, ich könne ihn „ruhig als ihren Bräutigam betrachten“.

Ich war schon wieder in einer heiteren, ganz kurgemäßen Gemütsverfassung, nur dies noch stellte ich fest, daß von den Rechten eines So-gut-wie-Bräutigams wohl nirgends etwas geschrieben stände, auch nicht in meinem sittlichen Bewußtsein.

Aber da sprach er sein drittes „Prosit“, und in einer neuen, treuherzigen Tonart begann er: Das könnte mir doch nicht schwer fallen, daß ich der Dame von meinem Eisherzen Notiz gäbe! Wenn ich mir doch nichts aus ihr machte! Was ja Geschmacksache wäre, gottlob! Er wäre so froh gewesen, noch vorige Woche, daß er das Mädchen gehabt hätte! Fast einen Monat hätte er aufgewendet, um sich an sie „heranzupürschen!“ Und eine verfluchte Schwierigkeit wäre es doch für einen Mann auf dem Lande, sich eine passende Frau zu suchen! Zum viertenmal wäre er schon in Baden-Baden! Er wäre nun mal kein Süßholzraspler und Wortesetzer! Mit Getreidehändlern könne er reden, mit jungen Damen könne er nicht reden.

Während er dieses und Weiteres in immer weicheren Tönen mir vortrug, sann ich nun schon und suchte, wie ich der Frida Ankersmith von meinem Eisherzen rasch und wirksam Notiz gäbe — rasch — taktvoll und — wirksam.

Ueber ein Weilchen aber versprach ich dem Hünen, ihm seinen wunderlichen Wunsch zu erfüllen, binnen fünf oder sechs Tagen. Wegen des Wie verweigerte ich jedwede Auskunft, und er beschied sich. Ueber dem weißgescheuerten Tisch mußte ich in die überlebensgroße Hand einschlagen.

Wobei die Bosheit meiner Seele schon schmunzelte. Lustig und prachtvoll simpel war meine Idee! Ohne Kofferpacken würde ich auskommen! Und ohne seelische Unbequemlichkeiten! Ja, zum Wesen meiner Idee gehörte es geradezu, daß meine Kurortfreundschaft mit der Familie Ankersmith vorläufig noch warmblieb. Und mit ansehen würde ich so das langsame Wirken meiner notwendigen und sittlichen Grausamkeit, mit ansehen! —

Am Nachmittag, als der Vater der beiden Mädchen seine Frühstücksruhe beendet hatte, zogen wir wieder zum Tennisplatz; am plaudernden Oosflüßchen schritten wir auf dem gelben Spazierweg, Frida an meiner Seite, die Eltern hinter uns, in einem Abstand, der jedes geschmacklose Lauschen ausschloß; wenige Schritte vor uns aber sabbten der Hüne und die Kleine auf ihren Gummisohlen, ein wunderliches Paar: in einer höflichen, immer gebeugten Haltung seiner Bismarckfigur lauschte er ihrem unermüdlichen Klugreden, das nur durch das natürliche, herzliche, fünfzehnjährige Lachen bisweilen unterbrochen wurde.

An diesem Nachmittag erst, da mich Herr Lämmerzahl um meine Unbefangenheit gebracht hatte, fiel es mir auf, daß mich die Schmachtselige seit etwa vorgestern durchaus zu ihrem Ritter erkoren hatte. Wie eine Nachtwandlerin lief sie dahin, mit beinahe starren, träumenden Augen, die einen seltsamen Gegensatz zu ihrem fußfreien, sportgerechten Kostüm bildeten! Veilchenfarbene Strümpfe trug sie! Beinahe stumm war sie wie eine Priesterin! Oder wie eine Ziege! Ganz unfrei aber, armselig war heute die Konversation, die ich an ihrer Linken besorgte. Auf Schönheit und Mißklang mancher Namen kam ich zu reden, und ich erzählte ihr, daß ich schon etwa in Sexta das mir vom Vater mitgegebene „h“ in meinem Vornamen getilgt hätte, um ihn nur ja auf die sechs Buchstaben des Familiennamens zu kürzen — aus einer angeborenen Gleichwägerei und Symmetriefreude; da sprach sie wehmütig: „Ich heiße Frida! — — Ich habe nur fünf Buchstaben.“ Gleich hierauf aber tat sie den leisen Jubelruf, der mir nun zwei Jahrzehnte lang im Ohr geblieben ist: „Herr Doktor, soll ich mich mit ‚ie‘ schreiben?“

Beim Tennis spielte sie als meine Partnerin alle Gänge, zu keiner Parteienverschiebung war sie zu bringen; und ich bin heute der Meinung, daß meiner damaligen Eitelkeit auch diese veilchenfarbene Gänschenliebe doch wohl geschmeichelt hat. Dann aber traten die Eltern, die während des Spiels auf der benachbarten Lichtentaler Allee langsam gewandelt waren, zeitweise auch von einer Bank aus uns mit den Augen behütet hatten, an unser weißumgrenztes Rechteck, und heftig drängte der Vater zur Heimkehr. Um sechs Uhr wäre im Konversationshaus das Essen bestellt! Dreiundfünfzig Minuten lang hätte Frida sich gestern umgezogen!

„Papa ist hungrig!“ rief die freche Kleine. „Als wir im Herbst in Florenz waren, war er auch immer hungrig! Vor Langweile!“

Dann packte sie mich am Arm, verkündete laut, daß sie „ein ernstes Wort“ mir mir zu reden hätte,


Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und ganz zufrieden war ich über den Damenwechsel. Mit raschen Schritten eilten wir beiden voraus.

Ueber die folgende Zwiesprache zwischen mir und Lottchen kann ich besonders genau berichten, da ich sie mir am nächsten Morgen ins Reisetagebuch aufnotiert habe, in frischer Erinnerung, auf einer einsamen, sehr vergnügten Bahnfahrt.

Die Kleine begann, und von einer offenbar echten Gemütsnot zeugte nun ihre Stimme: „Es handelt sich um das Lebensglück meiner Schwester, etwas fast Unpassendes muß ich Ihnen erzählen. Sie brauchen mich für kein Kind zu halten, ich bin jetzt konfirmiert, und eigentlich hätte ich schon voriges Jahr konfirmiert werden sollen. Also ich trat mit Frida in unser Schlafzimmer gestern abend, ich zog mich aus, nämlich ich schlafe mit meiner Schwester zusammen, in dem gleichen Hotelzimmer, es kann niemand hereinsehen. Aber Frida sah sich den Mond an, stundenlang kann sie den Mond ansehen. Gerade Sie sollten das doch begreifen als Schriftsteller!"

Ich machte eine unbestimmte, doch freundliche Bewegung. Viel zu pikant für meine siebenundzwanzig Jahre fing diese Geschichte mir an, als daß ich sie hätte gleich unterbrechen mögen, mit belanglosen Einwänden.

Die Kleine fuhr fort: „Schon lange lag ich im Bett, da sagte ich, sie soll das Fenster zumachen, es windet, und ich kann nicht einschlafen, sie soll doch Rücksicht nehmen. Aber da kehrt sie sich plötzlich um, sie sitzt auf meinem Bett, sie küßt mich ab, sie weint mir auf das Gesicht. Ich wußte ja längst, was es geschlagen hat. Ja, es gibt Männer, die sind blind für ihr Glück; auf eine Gottesgabe, die sich ihnen darbietet, müssen sie mit der Nase gestoßen werden! Da muß eben . . . eine Schwester sich Mut fassen! Oder sonst jemand! Und muß mal stoßen!"

Was sollte ich diesem Kinde antworten? Taktvoll antworten? Auf diese plötzliche Werbung?

Schon aber redete Lottchen weiter, und einen Kiesstein pritschte sie an den nächsten Baumstamm. „Aus einem zufälligen, lächerlichen Gespräch mit unserem Oberkellner weiß ich, daß Sie hier eine Frau suchen. Und warum spielen Sie mit uns Tennis, alle Tage! Wollen Sie etwa mich heiraten? Ein Mädchen mit Baumelzöpfen? Ach, überhaupt: Das fühlt man doch, wenn jemand in jemand verliebt ist!"

Also mit einer fixen Idee hatte ich hier zu kämpfen, mit einem Wahn! Und ja, mit einer schwesterlichen, rührenden Zärtlichkeit, die — eitel war für die Schwester! Ich sagte die grobe Wahrheit: Beinahe gleichgültig wäre es mir, mit wem ich umgehe, alle Menschen wären mir interessant! Was wären doch zwei junge Mädchen aus einem Vorort von Hamburg für eine unerschöpfliche Fundgrube für einen Menschenliebhaber! Nebst ihrer Mama und ihrem Papa! Einem Teehändler und doppelten Hausbesitzer!

Aber da lachte die rührende Werberin, ich solle doch keine so dummen Flausen machen! Und einen Rat gab sie mir nun: „Machen Sie jetzt nur keinen Fehler. Jetzt gleich zum Beispiel müssen Sie sich rasieren lassen! Noch vor dem Essen! Zehn Minuten lang hat Papa gescholten, heut mittag nach dem Frühstück, weil Sie sich so an unseren Tisch gesetzt haben, mit einem so kratzbürstigen Kinn! Weil es sich nicht gehört! Und weil es eine Nichtachtung wäre, ‚grobe Nichtachtung' sagte er. Fast wütend war er. Und er ist es ohnehin gegen Sie! Er sagte, Sie hätten keinen Beruf. Das läßt er sich nicht ausreden! Ziehen Sie sich um, dann lassen Sie sich rasieren!"

Da schwoll eine Siegesfreude in meinem guten Gewissen. Ah, schon bewährte sich meine bequeme und lustige Idee!

Als wir nachher durch die Hoteltür traten, bat ich die Rührende, die Ihren freundlichst von mir zu grüßen, auch Herrn Lämmerzahl, ich wolle das herrliche Wetter zu einer längst geplanten Rucksackwanderung im nahen Schwarzwald benutzen, noch heute abend müsse ich abreisen; zum Essen im Konversationshaus also würde ich — dann erst wiederkommen, in vier Tagen, also am Sonnabend, abends um sechs Uhr.

Und alsbald lief ich in meinem Zimmer eilig umher, ich packte den Rucksack. Ein kleines Opfer brachte ich dem Gutsbesitzer aus Schlesien, daß ich mein schönes, absolutes Ausruhen jetzt unterbrach um seinetwillen! Jawohl, ein Opfer! Gerade war ich warm geworden in Baden-Baden! Ein Gedicht hatte ich gestern gemacht, als ich den kleinen, dampfenden Brunnen in der Langen Straße gesehen hatte!

Und aus der Herztasche nahm ich mein Tagebuch, setzte mich auf den Lehnstuhl am offenen Fenster — reichlich durchwärmt war der Plüsch, denn die Sonne des ersten Juni hatte seit Stunden darauf geschienen — und überlas noch einmal jene Verse, abschiedswehmütig:

„Ein Kelch in Bergen, tannengrün,
Am Grunde leuchtet ein Gartenblühn —
Dies ist das Kleinod im badischen Land,
Neunmal gesegnet von Gottes Hand.
Gnade sendend ans Licht der Sonnen
Dampfen in Marmor die Jugendbronnen;
Hier nahm der Mai sein Hauptquartier,
Viel Wunderkuren vollbringt er hier —
Und wer auch niemals krank gewesen,
Meint doch, er müßte hier genesen!"

Vier Tage lang, wie ich der Kleinen gesagt hatte, stieg ich im nördlichen Schwarzwald umher, die halbe Höhenluft gründlich und fröhlich einatmend. Auch den altehrwürdigen, fastvergessenen Kurort Rippoldsau besuchte ich damals, hier haben die Schweden im Dreißigjährigen Krieg die Kurgäste in ihrer Wanstpflege gestört, was immer gut ist — doch hiervon ein andermal! Also am Sonnabend, pünktlich um sechs Uhr, fand ich auf der Terrasse des Baden-Badener Konversationshauses mich wieder ein, Papa Ankersmith wartete einsam an unserem blumengeschmückten Stammtisch vor den hochgebauten Servietten, und schon von weitem sah ich, daß auch für mich heut wieder gedeckt war.

Ich hatte Herzklopfen. Seit nun fünf Tagen war ich bei keinem Barbier gewesen! —

Zur festen Ueberzeugung war freilich inzwischen meine simple und taktvolle Idee von damals geworden: Wer sich um Kinn und Wangen die schauderhaftesten Stoppeln stehn läßt, den kann auch die verliebteste Jungfrau, den kann auch das verblendetste, zärtlichste Schwesterherz für keinen verschämten, heimlich sehnsüchtigen Freier halten. —

Beim ersten Blick sah Papa Ankersmith meine Stoppeln; bis unter die Haare stieg ihm die Zornröte. Ich war im übrigen sorgfältig gekleidet, wohl auch für Hamburger Ansprüche. Das damals neumodische, schwarze Frackjäckchen trug ich, und über die Stuhllehne legte ich einen hübschen, ganz kurzen, seidengefütterten Havelock von gleichem Tuch, aber ich sah doch wohl gemein aus.


Digitized by Google


Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 09:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ich hatte beschlossen, den Bart, der nun unterwegs war, gleich weiterwachsen und auf Lebenszeit stehn zu lassen — mein allzu rundes Gesicht konnte ja nur gewinnen, wenn ich durch einen mäßigen Spitzbart dem apfelförmigen Kopfe die ohne Zweifel edlere Form einer schräggestellten Birne verschaffte.

Ueber Schönheit und Wert eines Rucksacks sprach ich vorläufig mit Papa Ankersmith. Selbstverständlich wollte ich wegen des stachligen Antlitzes mich auch entschuldigen, ich wollte eben die Wahrheit sagen, daß ich die Absicht hätte, mir den Bart stehn zu lassen, doch warum sollte ich diese Entschuldigung mehrmals vorbringen! Also ich wartete auf die Damen. Und als ein Sinnbild von Ferien und Freiheit pries ich den Rucksack.

Als dann Mutter und Töchter sich einstellten, in Begleitung des treuen Lämmerzahl, da öffneten sich die schmalen, scharfroten Lippen der Schmachtseligen vor Schrecken über mein Aussehen; sie sagte nichts. Und als ich wagte, der jüngeren Schwester ins Gesicht zu sehen, lag nun die Stirne der braven Kleinen in dräuenden Falten.

Meine Entschuldigung ließ ich sofort vom Stapel — im Plauderton — daß ich „wohl etwas ruppig" aussähe. Jeder Mensch, der einen Vollbart trüge, hätte ihn irgendeinmal sich stehn lassen.

Hierauf war ja zunächst nichts Stichhaltiges einzuwenden, ich empfahl den Damen, doch ja die herrlichen Lindenalleen von Rippoldsau gelegentlich zu besichtigen. Ausführlich sprach ich alsdann von der Fröhlichkeit des Bergsteigens.

Die Mutter, die sonst so muntere, schien sich für heute nicht an den Tischreden beteiligen zu wollen.

Ich fühlte wohl auch, daß ich ganz arm war an Gedanken und Worten; die Peinlichkeit dieses Diners, trotz der vorzüglichen Forellen, die wir soeben verzehrten, hatte wohl doch meinen Geist ganz eingenommen; ich mußte den Hünen und Papa Ankersmith reden lassen. Und immer wieder mußte ich denken, daß diese Leute aus Hamburg nicht einmal richtige Hamburger waren, kein Vollblut, keine Hanseaten! Sondern aus Elsterwerda, wie mir die Mutter am zweiten Tage unserer Bekanntschaft erzählt hatte, aus Elsterwerda waren sie hingezogen, „aus eigener Kraft" hatte sich Papa Ankersmith „emporgearbeitet" — ich fühlte immer wieder die größte Hochachtung vor diesen Leuten, aber sie hatten doch eben keine Rasse, noch keine echte Kultur! Eine Unverschämtheit war es doch eigentlich, mich, einen Dichter, zu begehren für ein Gänschen aus solchem Hause! Für eine Bleichsüchtige!!! Für eine Schmachtselige!!! —

Vor uns unter den blühenden, alten Kastanien spielten die Kurmusikanten etwas aus „Tannhäuser"; sehr tüchtig spielten sie wohl, wie immer; wenn aber bei einem peinlichen Mittagessen auf dreißig oder vierzig raffinierten Werkzeugen gefiedelt wird und getutet, kann auch das letzte Restchen von Appetit vernichtet werden.

Was dieser Gutsbesitzer für Blech redete! Ueber Lessings „Minna von Barnhelm" sprach er, die er gestern kennen gelernt hatte im Kurtheater, in der Gesellschaft dieser Leute aus einem Vorort von Hamburg! Der Teehändler aber und doppelte Hausbesitzer hatte nun einen spöttischen, auftrumpfenden Ton angenommen, gleichviel wovon gerade gesprochen wurde. Immer klang es, als wollte er sagen: Wer hat von Anfang an zu diesem Flegel aus Leipzig keinen Fiduz gehabt? Zu diesem beruflosen, unappetitlichen Flegel? Wer hat nun recht? —

Da fing die Kleine mit mir einen Streit an. Die ausgediente Wichsbürste sollte ich mir mal ansehen, die unser Hausknecht im Hotel hätte, in einen Spiegel sähe ich da! Auf ihren Teller ließ sie Messer und Gabel hinklirren und fügte hinzu mit flammenden Augen, mit einem gar nicht mehr versteckten, heiligen Zorn: „Es gibt ein Tier, das hat — auch Borsten!"

Verweisend riefen Vater und Mutter: „Lottchen!"

Da fragte Lottchen und höhnte: „Warum denn . . . warum läßt er denn seinen Bart gerade jetzt stehn, warum gerade in Baden-Baden?"

Und ich beleidigte den ganzen Tisch; absichtlich und mit einem leidlich echten Aerger. Leichthin sagte ich: „Die meisten Männer lassen sich ihren Bart auf Reisen stehn, wo sie kein Mensch etwas angeht."

Der kluge Lämmerzahl war es, der diesem unerquicklichen Wortwechsel ein Ende machte. Ob wir nicht wiederum ins Theater wollten, fragte er an, ein Stück würde gegeben, das einen ausgezeichneten Titel hätte: „Kyritz-Pyritz"! Sicher würde es noch viel netter sein als „Minna von Barnhelm", moderner! —

Am Schluß dieses Tages aber, heimgekehrt aus der Vorstellung von Kyritz-Pyritz, standen der Hüne und ich im Vorraum unseres Hotels zwischen den fremden Koffern, die Familie Ankersmith hatte sich eben nach ihren Schlafräumen aufziehen lassen, da lud Herr Lämmerzahl mich ein, doch noch mit ihm einen Pfropfen knallen zu lassen, einen französischen Pfropfen würde er stiften. Und freudig ließ ich mich wieder hinausschleppen. Nach jener Weinstube strebte der Gute, wo wir die Lebensangelegenheit zuerst besprochen hatten.

Lauter ging es in der Weinstube her als damals am Morgen, mehr Tische waren besetzt, just aber den unsrigen am Windfang fanden wir erfreulicherweise freistehend.

Und alsbald perlte vor uns der Sekt. Da hob der Hüne seine Augenbrauen, und mit einem verheißungsvollen, offiziellen Tone begann er: „Sie haben es ja gewiß bemerkt, vorhin auf dem Heimwege vom Theater nach unserem Hotel, daß ich mit . . . mit Frida etwas zurückblieb, von der Brücke an." Nicht „Fräulein Frida" sagte er, sondern er sagte „Frida". Und in einer offenbaren, wunderschönen Seligkeit fing er an zu erzählen: „Als wir über die Brücke gingen, sprachen wir noch von Ihnen, ich meine: Frida sprach von Ihnen. Ehrlich gesagt: sie schimpfte mächtig! Weil es Ihnen nur darauf ankäme, soviel wie möglich weibliche Köpfe zu verdrehen! Also sie schimpfte! ‚Blaubart' sagte sie und noch etwas Schlimmeres! Da faßte ich mir ein Herz" . . . Doch die Erzählung wollte nicht weiter. Nach seinem vollen, angelaufenen Spitzglas griff der Hüne und sagte: „Ich bin verlobt." —

Viel später in Leipzig einmal, nach einem Jahr und mehreren Monaten, habe ich einen Brief bekommen, der mich zu einer Kindtaufe nach Schlesien einlud, zu einer Kindtaufe bei „Max Lämmerzahl und Frau". — Sollte ich einem hübsch abgerundeten Lebensschwänklein einen banalen Schluß geben? Ich sagte ab und habe alle diese Leute nie wiedergesehen. Der Bart aber, den ich damals in Baden-Baden mir habe stehn lassen, ist heute grau.



Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

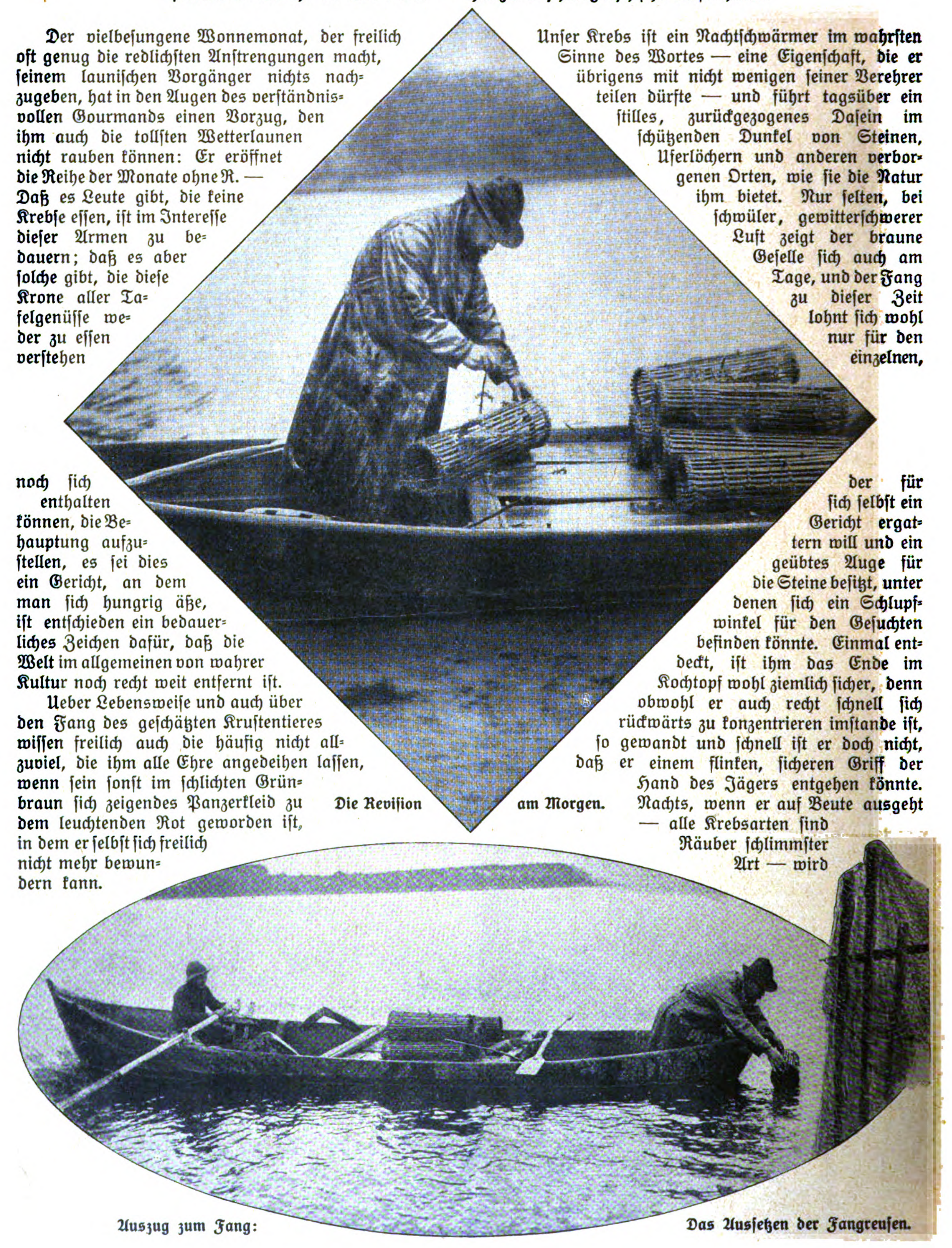
Der Krebs und sein Fang.

Plauderei von H. de Méville. — Hierzu 5 photographische Aufnahmen.

Der vielbesungene Wonnemonat, der freilich oft genug die redlichsten Anstrengungen macht, seinem launischen Vorgänger nichts nachzugeben, hat in den Augen des verständnisvollen Gourmands einen Vorzug, den ihm auch die tollsten Wetterlaunen nicht rauben können: Er eröffnet die Reihe der Monate ohne R. — Daß es Leute gibt, die keine Krebse essen, ist im Interesse dieser Armen zu bedauern; daß es aber solche gibt, die diese Krone aller Tafelgenüsse weder zu essen verstehen noch sich enthalten können, die Behauptung aufzustellen, es sei dies ein Gericht, an dem man sich hungrig äße, ist entschieden ein bedauerliches Zeichen dafür, daß die Welt im allgemeinen von wahrer Kultur noch recht weit entfernt ist.

Ueber Lebensweise und auch über den Fang des geschätzten Krustentieres wissen freilich auch die häufig nicht allzuviel, die ihm alle Ehre angedeihen lassen, wenn sein sonst im schlichten Grünbraun sich zeigendes Panzerkleid zu dem leuchtenden Rot geworden ist, in dem er selbst sich freilich nicht mehr bewundern kann.

Unser Krebs ist ein Nachtschwärmer im wahrsten Sinne des Wortes — eine Eigenschaft, die er übrigens mit nicht wenigen seiner Verehrer teilen dürfte — und führt tagsüber ein stilles, zurückgezogenes Dasein im schützenden Dunkel von Steinen, Uferlöchern und anderen verborgenen Orten, wie sie die Natur ihm bietet. Nur selten, bei schwüler, gewitterschwerer Luft zeigt der braune Geselle sich auch am Tage, und der Fang zu dieser Zeit lohnt sich wohl nur für den einzelnen, der für sich selbst ein Gericht ergattern will und ein geübtes Auge für die Steine besitzt, unter denen sich ein Schlupfwinkel für den Gesuchten befinden könnte. Einmal entdeckt, ist ihm das Ende im Kochtopf wohl ziemlich sicher, denn obwohl er auch recht schnell sich rückwärts zu konzentrieren imstande ist, so gewandt und schnell ist er doch nicht, daß er einem flinken, sicheren Griff der Hand des Jägers entgehen könnte. Nachts, wenn er auf Beute ausgeht — alle Krebsarten sind Räuber schlimmster Art — wird



Die Revision am Morgen.

Auszug zum Fang: Das Aussetzen der Fangreusen.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Gute Beute.

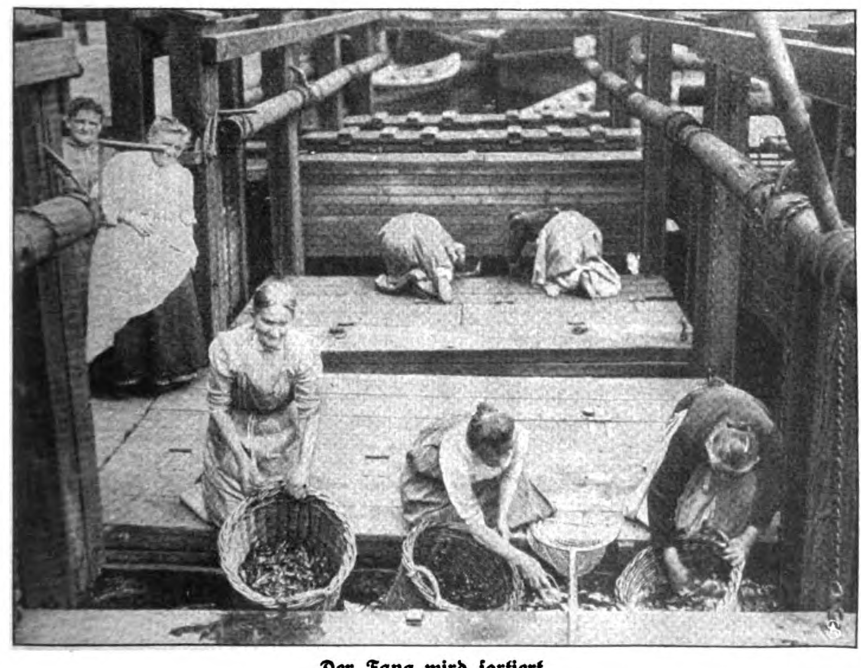
ebenso schlechtes wie seinem Appetit ein gutes Zeugnis ausstellt, daß man die denkbar einfachsten Fangapparate, flache Netze, in deren Mitte der Köder liegt, einen ebenso hergerichteten Korb, ja selbst ein einfaches Reisigbündel verwenden kann. Oder aber er wird, kein schlechtes Geschäft, in besonders geeigneten Gewässern in Kasten gezüchtet. Es ist dies ein um so lohnenderes Geschäft, als kaum irgendeine nennenswerte Arbeit damit verbunden ist und jeder Bach, der klares Wasser und einen steinigen Grund besitzt, sich für diesen Zweck sehr gut eignet.

ihm in gleicher Weise bei Fackelbeleuchtung nachgestellt, für deren Schein er eine Vorliebe zeigt, die der größere und gefährlichere Räuber, der Mensch, geschickt zu seinem Verderben ausnützt. Zum Fang dient häufig ein gespaltener und durch ein Querholz offen gehaltener Stab, mit dessen Hilfe der gewandte Fänger sein Opfer, das leicht eingeklemmte Holz mit dem nackten Fuß entfernend, einklemmt und nach oben befördert. Wohl jeder Wassertourist kennt das eigenartige, reizvolle Bild, das ein solcher Krebsfang bei Nacht aus der Ferne gewährt. Daß man die gleich Irrlichtern auf dem Wasser tanzenden Fackeln gelegentlich auch wie durch Zauber verschwinden sehen kann, sei nebenbei erwähnt. Es gibt eben auch Menschen, die unser Schalentier mehr lieben, als ihnen von Rechts wegen gestattet ist.

Im Großen wird der Krebs mit dem Köder, zu dem ein toter Fisch oder Frosch oder auch ein Stück Fleisch dient, gefangen, wobei es seiner Intelligenz ein

Man bringt einen der bekannten, mit Löchern versehenen Fischkasten im Wasser an und setzt im Frühjahr hier die Krebse ein — empfohlen wird von erfahrenen Züchtern ein Verhältnis von etwa fünfzehn Männchen auf etwa sechzig ausgewachsene weibliche Krebse — die mit Fleischabgängen gefüttert werden, sonst aber keinerlei Wartung erfordern. Die Jungen finden durch die Löcher des Kastens bald den Weg in die Freiheit, und im Herbst werden dann auch die Alten ausgesetzt. Eine einzige Wiederholung des Verfahrens genügt, um dem Züchter einen ausreichend starken Stamm zu schaffen. Allerdings ist zu berücksichtigen, daß der Krebs sehr langsam wächst und ziemlich viel Zeit vergeht, bevor er die zur Erfüllung seines endlichen Daseinszweckes erforderliche Größe erreicht und — mit mehr oder weniger Recht — als „Riesenkrebs" auf der Speisenkarte verzeichnet werden kann.

Unsere Bilder, die den Fang des wohlschmeckenden Krustentieres zeigen, sprechen wohl für sich selbst und bedürfen kaum einer besonderen Erläuterung. Da sehen wir, wie die Fischer zum Fang ausziehen und die Reusen aussetzen; am Morgen wird von den Fischern untersucht, ob die Nacht gute Beute gebracht hat, und wohlgefällig werden die schönen Exemplare betrachtet. Nach größeren und ergiebigen Fängen werden die begehrten Krustentiere sortiert,



Der Fang wird sortiert.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

das heißt, die kleinen werden von den großen gesondert und endlich zum Versand fertig gemacht. Nebenst. Abb. führt uns in eine Konservenfabrik. Hier werden die Krebse ihrer Schalen und Scheren entledigt, bevor sie in wohlverschlossenen Büchsen ihre irdische Laufbahn beenden. Die Bilder werden sicherlich all den Lesern ein liebevolles, behagliches Schmunzeln entlocken, die den Monaten ohne R das nötige gastronomische Verständnis entgegenbringen, die auch bei Tafelgenüssen die Abwechslung lieben und nach den Austern die Krebse freudig begrüßen. Daher ist es auch zu erklären, daß die Krebszucht, die ja verhältnismäßig so geringe Kosten und Mittel verursacht, immer allgemeiner betrieben wird. Die Nachfrage wird von Jahr zu Jahr bedeutender, und es ist eine ziemlich zahlreiche Gemeinde in aller Welt, die der Krebssaison, die leider nicht allzu lange Zeit dauert, mit stiller, aber tiefer Sehnsucht entgegenharrt.



In der Konservenfabrik.

Diskretion.

Plauderei von Dr. Ernst Franck.

Unter den mancherlei Pflichten, die der gesellige Verkehr mit Menschen uns auferlegt, erscheint die Pflicht zur Diskretion vielleicht als die schwerste. Höflich zu sein und gute Manieren zu bewahren, ist viel leichter, weil jede Ungezogenheit bei andern und jede üble Gewohnheit unserer Mitmenschen uns selbst verletzt oder häßlich erscheint. Auch Hilfsbereitschaft und Opferwilligkeit in kleinen und größeren Dingen fällt uns meist nicht allzu schwer, sei es, daß wir dabei aus rein menschlichem Drange handeln oder in selbstsüchtigerer Weise auf jene Gegenseitigkeit rechnen, auf die wir im Leben oft angewiesen sind. Aber in der richtigen Weise Diskretion zu üben, allerorten, wo sie erforderlich ist, verlangt so viel Einsicht und Taktgefühl, daß man fast ein Weiser und ein Engel zugleich sein müßte, um nie gegen die Pflicht der Diskretion zu verstoßen.

Was ist Diskretion? Diskretion ist Ehrensache, antwortet die Heiratsannonce. Aber Diskretion ist in erster Linie eine unsichtbare Schutzmauer, die im Verkehr mit Menschen jeden umgibt. Sie ist vergleichbar der zarten Hülle aus Seidenpapier, in der die Apfelsinen versandt werden, damit sie nicht Schaden leiden. Diskretion bedeckt im Privatleben des einzelnen wie einer Firma, eines Instituts das, was verborgen bleiben muß. Und diese Schutzmauer zu respektieren, ist allerdings Ehrensache und Anstandspflicht. Eine wie bedeutende Rolle die Diskretion im täglichen Leben spielt, geht schon daraus hervor, daß den Vertretern verschiedener Berufe, Aerzten, Anwälten, Priestern, durch das Gesetz, andern durch die Standesehre Diskretion zur Pflicht gemacht wird. Freilich ist diese Pflicht zur Diskretion nicht unbegrenzt. Handelt es sich zum Beispiel darum, ein Verbrechen zu verhüten, dann wird Indiskretion Pflicht für alle, die sich nicht zu Mitschuldigen machen wollen. Auch dann wird Indiskretion Pflicht, wenn es sich darum handelt, einen uns nahestehenden Menschen vor Schaden zu bewahren, einem Freunde, der in Not ist und das aus falschem Stolz verbergen möchte, zu helfen oder jemand, dem arglistig eine Falle gegraben wird, zu warnen. Das ist nicht immer eine angenehme Aufgabe und hat für den aufrichtigen Warner oft Unannehmlichkeiten im Gefolge; auch ist nicht immer deutlich zu erkennen, wo das Recht zu freundlicher Warnung aufhört und die unbefugte Einmischung in fremde Privatangelegenheiten beginnt. Wer sich aber entschieden hat, soll dann nicht auf halbem Wege stehenbleiben, nämlich bei einer halben Diskretion: das ist die bekannte Unart, jemand zu sagen: ich habe dies und das von dir gehört, aber ich habe versprechen müssen, meinen Gewährsmann nicht zu nennen.

Um uns eine Vorstellung von der ungeheuren Bedeutung der Diskretion zu machen, brauchen wir uns nur einmal auszumalen, wie es um die Geselligkeit stehen würde, wenn eines Tages alle allen alles, was sie von sich und andern wüßten, ausplaudern würden. Das ist nun freilich nicht zu befürchten. Aber wer viel mit Menschen zusammenkommt, dem werden Tag für Tag eine Menge persönlichster Dinge erzählt, bald harmlose, bald bedenkliche, bald solche, die man ruhig weiter berichten kann, und oft genug andere, die zu verschweigen als Ehrenpflicht der Diskretion erscheint. Trotzdem ist die Versuchung, diese Pflicht in solchen

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 09:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957 Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Fällen zu verletzen, für viele Menschen sehr groß. Wie man ihnen solche interessanten Neuigkeiten zuträgt, verlangt man auch von ihnen, daß sie dergleichen mitzuteilen wissen. Wer nichts anderes zu sagen weiß, auch nicht schweigen möchte oder eitel genug ist, sich mit dem Besitz solcher Neuigkeiten brüsten zu wollen, muß wohl oder übel in den Schatz seines Wissens greifen und wird sich dabei nicht selten vergreifen, indem er Dinge mitteilt, die er besser im Busen bewahrt hätte.

Denn zur vollendeten Diskretion gehört auch Einsicht und Geistesgegenwart. Einfältige Menschen können nicht diskret sein. Sie können wohl etwas verschweigen, aber ihre Verschwiegenheit ist immer zufällig und oft nur dadurch bedingt, daß sie sich der vertraulichen Tatsache nicht entsinnen. Im entscheidenden Augenblick werden sie straucheln, werden sich verplappern, werden sagen: „Der X. hat auch —" und sich dann bestürzt auf den Mund schlagen: die Indiskretion ist fertig. Es gehört eben Intelligenz dazu, im rechten Augenblick den Mund zu halten. Man muß Verständnis für die Lage des andern haben, muß beurteilen können, was Diskretion verlangt, was ihm schaden, ihn lächerlich machen könnte. Und nicht bloß den Mund muß man halten können, man muß auch verstehen, mit den Augen, mit den Gebärden zu schweigen. Wie das Schicksal einer Firma davon abhängen kann, daß eine entscheidende, über ihre Kreditwürdigkeit befragte Persönlichkeit fast unmerklich die Augenbrauen emporzieht, so kann die gröbste Indiskretion von uns dadurch begangen werden, daß wir auf eine Frage, eine Mitteilung über einen andern auch nur ein bißchen verlegen werden und nicht gleich eine unbefangene Antwort finden. Es sind sogar Fälle denkbar, in denen wir indiskret sein müssen, um die Pflicht der Diskretion in vollendeter Weise zu erfüllen. Insofern haben wir uns stets als Verwalter der fremden Geheimnisse zu betrachten, die uns anvertraut wurden. So wenig wir daran denken, Geld, das uns zur Bewahrung übergeben wurde, aus Eitelkeit unter die Leute zu streuen, so wenig sollten wir auch freigebig mit unserm Wissen um die Privatangelegenheiten anderer sein. Die Diskretion ist auch ein Prüfstein wahrer Freundschaft. Wer über deine internen Angelegenheiten nicht schweigen kann, ist dein Freund nicht.

Wer die schwierige Kunst der Diskretion gelernt hat und sie mit Feingefühl und Gewissenhaftigkeit übt, bleibt nicht unbelohnt. Die Menschen fühlen das und erfahren es. Und die Menschen sind in der Mehrzahl so mitteilsam und suchen immer wen, dem sie ihr Herz ausschütten und alle ihre Geheimnisse anvertrauen möchten. Selbst die verschlossensten Charaktere haben zuweilen ihren „Moment der Ergießung", wie Schiller ihn an Goethe vermißte, und wenden sich dann mit unbegrenztem Zutrauen an den, dessen Diskretion ihnen verbürgt erscheint. Ich finde das nicht langweilig, ich finde solche Ohrenbeichte, die dem Menschen nicht nur auf religiösem Gebiet oft genug Bedürfnis ist, fast immer lehrreich und interessant. Sie bereichert die Menschenkenntnis und lehrt manches rätselhafte Handeln verstehen. Das aber wiegt, dünkt mich, bei weitem die kleinen Reize der Eitelkeit auf, die uns ein indiskretes Ausplaudern allenfalls verschaffen könnte.

Morgenfrische.

In Tau und Duft das stille Tal —
Ein Turmknauf blitzt im Sonnenstrahl.

Der Kuckuck ruft im Wald allein,
Bachstelze wippt am Uferstein.

Wiesfrisch und kühl der Wiesenbach —
Die Sonne küßt Libellen wach,

Läßt Margeriten voll erblühn,
Im Herzgold Tau-Brillanten sprühn.

Ganz fern ein Marsch mit munterm Klang,
Ein Hufschlag klappt den Weg entlang —

Ein Wandrer pfeift im Weiterschritt —
Durch roten Klee ein Sensenschnitt — —

Melanie Freifrau v. Puttkamer.

Bilder aus aller Welt.

Bei Aylesbury in England gibt es eine große Farm, die nur von Frauen bewirtschaftet wird. Nach dem Tode ihres Vaters haben die sechs jungen Misses Scott ohne die geringste männliche Hilfe alle Arbeiten bewältigt, die ein größerer landwirtschaftlicher Betrieb mit sich bringt, haben die sechs Pferde, acht Schweine und vierzig Kühe gepflegt und sind hinter dem Pfluge einhergegangen. Die Farm hat sich unter der Leitung der starken und energischen Damen zu einer Musterwirtschaft entwickelt, die von Landwirten aus nah und fern viel besucht und bewundert wird. In einem Lande, in dem die Frauenemanzipation so zahlreiche unfruchtbare Blüten treibt, ist eine solche weibliche Betätigung praktischen Sinnes und gesunder Kraft ganz besonders bemerkenswert.

Die achte Internationale Kunstausstellung der Stadt Venedig, die kürzlich in Gegenwart des Prinzen von Udine und des Unterrichtsministers Rava durch eine Ansprache des Bürgermeisters Grafen Grimani in feierlicher Weise eröffnet wurde, reiht sich ihren Vorgängerinnen nicht nur würdig an, sondern übertrifft sie noch bei weitem an Größe und Glanz. Sie enthält Kollektivausstellungen der Werke von Anders Zorn, Theodor Kroyer, A. Besnard, Cairati und Stuck; außerdem zahllose bemerkenswerte Einzelarbeiten, unter denen sich Bilder der Berliner Künstler Klein-Chevalier, Sandrock, Liebermann, Kollwitz und Orlik befinden. In abgesonderten Pavillons werden Werke bayrischer, belgischer, englischer und ungarischer Maler gezeigt. Die Ausstellung dauert bis Ende Oktober.

Portugal ist von einem Erdbeben betroffen worden, das zwar nicht annähernd so schreckliche Folgen hatte wie die große Katastrophe in Süditalien, dem aber dennoch viele Menschenleben zum Opfer fielen. Besonders die Provinz Estremadura wurde durch den Erdstoß verheert. In dem Städtchen Benavente (Bezirk Santarem) blieb kaum ein Stein auf dem andern. Die armen Einwohner mußten auf die Felder flüchten und dort elende Wohnstätten improvisieren. Die portugiesischen Behörden, an deren Spitze König Manuel, beeilten sich, die Not dieser Obdachlosen zu lindern, doch werden Jahre vergehen, ehe der Schaden wieder gänzlich gut gemacht sein wird.

Die Berliner Philharmonie feierte am 29. April ein Jubiläum. An diesem Tage hatte vor 25 Jahren der Leiter des Kunstinstituts Direktor G. Landeker das Etablissement erworben, das damals als — Rollschuhbahn diente und auch als Ballokal verwendet wurde. Seither ist die Geschichte der Philharmonie mit dem Musikleben Berlins innig verknüpft. Der verdienstvolle Leiter der Philharmonie empfing an seinem Jubeltage viele Beweise der Wertschätzung namhafter Künstler, die er in ihrem Schaffen gefördert hat. Ein schönes Konzert


Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Von einer englischen Frauenfarm: Hinter dem Pfluge. Phot. Carke u. Hyde.

Morgenritt im Tiergarten: Damen bei einem improvisierten Hindernisrennen. Phot. Hünich.

Amazonen auf dem Lande und in der Stadt.

Digitized by 
Original from
CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Phot. A. Tivoli.

Staatsbarken und Gondolieri in Gala auf dem Canale di San Marco.

Wie la bella Venezia Feste feiert: Die Eröffnung der VIII. Internationalen Kunstausstellung in Venedig.

Digitized by Google

Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 09:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



öffentlichen Arbeiten in Berlin ernannt. Unter seiner Leitung wurden die meisten Wasserstraßen Deutschlands nach einem von ihm erfundenen Feinnivellierverfahren nivelliert.



Phot. Wertheim.
S. Landeker,
feierte sein 25jähr. Jubiläum als Direktor der Philharmonie in Berlin.

Die englischen Suffragettes lassen in ihrem eigenartig geführten Kampf nicht nach. Die Mitglieder der Regierung sind nirgends davor sicher, von einigen dieser energischen Damen angehalten zu werden und einen längeren Vortrag über die Frage des Frauenstimmrechts anhören zu müssen.



Geh Reg.-Rat Prof. Dr. Wilhelm Seibt.
Zu seinem 25jährigen Jubiläum als Professor.

gab der Feier die rechte Weihe.

Der Geheime Regierungsrat Professor Dr. Wilhelm Seibt beging am 12. Mai den 25. Jahrestag seiner Ernennung zum Professor. Der berühmte Gelehrte steht im 63. Lebensjahr. In den Jahren 1874—90 wirkte er am Königlichen Geodätischen Institut in Potsdam; dann wurde er zum Vorsteher des Bureaus für die Hauptnivellements und Wasserstandsbeobachtungen im Ministerium der



Phot. J. Benoliel.
Partie aus dem vollständig zerstörten Orte Benavente. — **Links oben:** Obdachlose aus Benavente kampieren im Freien.

Von der Erdbebenkatastrophe in Portugal.



Phot. Underwood u. Underwood.

Im Kampf um das Frauenstimmrecht:
Zwei Londoner Suffragettes sprechen den englischen Minister Asquith auf der Straße an und tragen ihm ihre Wünsche vor

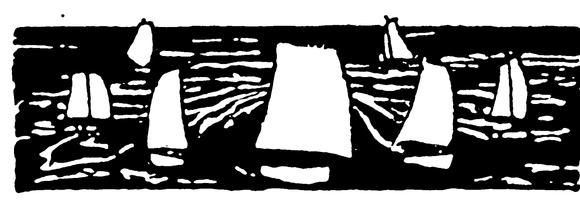
Schluß des redaktionellen Teils.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

DIE·WOCHE

Nummer 21. Berlin, den 22. Mai 1909. 11. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 21.



Die sieben Tage der Woche.

13. Mai.

Der Pariser Poststreik macht keine weiteren Fortschritte. Infolge der energischen Maßregeln der Regierung funktioniert der Dienst fast normal. Die Kammer erteilt dem Kabinett nach einer großen Lärmszene ein Vertrauensvotum.

In München wird das hundertjährige Bestehen der Akademie der Bildenden Künste in Gegenwart des Prinzregenten durch einen Festakt gefeiert (Abb. S. 881).

Infolge eines Konflikts mit der neugebildeten klerikal-konservativen Majorität legt Dr. Paasche sein Amt als Vorsitzender der Finanzkommission des Reichstags nieder. Dadurch wird die Blockkrise von neuem akut.

Der Prozeß Lopuchin schließt mit der Verurteilung des der Zugehörigkeit zu einem revolutionären Verbande angeklagten ehemaligen Polizeichefs zu fünfjähriger Zwangsarbeit.

In Berlin wird eine Gesellschaft „Flugmaschine Wright" zur Verwertung von Aeroplans des Wrightschen Systems gegründet.

14. Mai.

Das deutsche Kaiserpaar trifft in Wien ein und wird von dem Jubel der Bevölkerung begrüßt. Die Wiener Presse feiert in ihren Festartikeln das Bündnis zwischen den beiden Reichen. Die Trinksprüche der beiden Monarchen beim Galadiner in der Hofburg betonen ebenfalls die Festigkeit des Dreibunds und seine Bedeutung für den Weltfrieden.

Der D-Zug Basel-Köln entgleist bei Herlisheim im Oberelsaß (Abb. S. 881). Die Katastrophe vernichtet einige Menschenleben und richtet einen riesigen Materialschaden an.

In Persien wird eine Kommission zur Ausarbeitung eines neuen Wahlgesetzes konstituiert.

Zwischen dem Kaiser Franz Josef, Kaiser Wilhelm und dem König von Italien findet ein freundschaftlicher Depeschenwechsel statt.

15. Mai.

Das deutsche Kaiserpaar verläßt Wien und begibt sich nach Wiesbaden.

Der ungarische Ministerpräsident Wekerle wird von Kaiser Franz Josef mit der Bildung eines neuen, der Einigung mit Oesterreich geneigteren Kabinetts beauftragt.

Die französische Regierung entsetzt neuerdings über 300 der streikenden Postbeamten ihres Amtes. Trotzdem die Streikenden den Anschluß der gesamten Arbeiterschaft an ihre Bewegung erwarten, macht der Poststreik keine Fortschritte.

16. Mai.

Der Verkehrsstreik in Frankreich ist fast gänzlich behoben. Obwohl in vielen Orten die Telegraphenlinien gewaltsam zerstört werden, ist der Verkehr fast normal, und der größte Teil der Beamten arbeitet. Die Syndikate der Bauhandwerker, Gärtner und Angestellten der Lebensmittelbranche beschließen, ebenfalls in den Generalstreik zu treten.

17. Mai.

Der französische Ministerrat berät ein neues Beamtenstatut, das das vielumstrittene und von den streikenden Postbeamten geforderte Recht der Staatsbeamten anerkennt, Standesvereinigungen und Syndikate zu bilden. Trotz dieses Erfolges der Streikenden dauert der Ausstand fort. Der allgemeine Arbeiterbund beschließt, den Generalstreik vorzubereiten; dagegen lehnt das Syndikat der Eisenbahner die Proklamierung des Ausstandes ab.

Der Reichskanzler begibt sich nach Wiesbaden, um dem Kaiser über die immer noch ungelösten Probleme der Reichsfinanzreform Vortrag zu halten.

Aus Persien wird von einer heftigen Bewegung berichtet, die sich gegen die Russen richtet. Die Provinziallandtage protestieren gegen die Invasion russischer Truppen.

Aus Konstantinopel wird gemeldet, daß es gelungen sei, Abdul Hamid zu bewegen, sein in auswärtigen Banken deponiertes Vermögen dem Staat zu überlassen.

18. Mai.

Der Reichstag vertagt sich bis zum 15. Juni, ohne seine wichtige Aufgabe, die Reichsfinanzreform, erledigt zu haben.

Die Finanzkommission des Reichstags wählt den konservativen Abgeordneten v. Richthofen zu ihrem neuen Vorsitzenden.

Nach Mitteilungen aus Konstantinopel soll Generaloberst von der Goltz-Pascha mit der Reorganisation der türkischen Armee betraut werden.

▫ ▫ ▫

Luftveränderung.

Von Geh. Med.-Rat Prof. Dr. A. Eulenburg, Berlin.

„Luftveränderung" — das überall gern und gläubig vernommene ärztliche Orakelwort, das jetzt bei der herannahenden Reisesaison wieder seine alljährliche völkerbewegende, länderumwälzende und bergeversetzende Wirkung zu äußern beginnt, wenn es auch bei der hochgesteigerten Entwicklung der modernen Verkehrs- und Reisetechnik eigentlich das ganze Jahr hindurch nicht mehr außer Kurs gesetzt ist! „Luftveränderung" gilt nun einmal heutzutage fast ebensosehr dem (noch) Gesunden oder doch „relativ" Gesunden als zur Auffrischung und Erhaltung zeitweise unentbehrlich — wie nach alter feststehender Tradition als längstbewährtes, geheimnisvolles Allheilmittel aller möglichen langwierigen und erschöpfenden Krankheitzustände und Siechtümer. Mit ihrer Verordnung beruhigen wir schon die besorgten Eltern schwächlich angelegter, gebrechlicher oder irgendwie in ihrem zarten Organismus

Published 22. V. 1909. Privilege of copyright in the United States reserved under the Act approved 3. March 1905 by August Scherl G. m. b. H., Berlin.


Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 09:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

verletzter und verletzbarer Kinder; mit ihr vertrösten wir das blutarme junge Mädchen so gut wie die von den Leiden und schmerzlichen Erlebnissen ihres Geschlechts heimgesuchte Frau, den von schweren Berufsanstrengungen und Berufsunfällen überwältigten Mann wie den von harter Lebensarbeit zermürbten Greis; von ihr verspricht sich der Herz- und Brustkranke, der Asthmatiker, der Schwindsüchtige (und gerade dieser oft fast bis zu seinem letzten verröchelnden Atemzug) — versprechen sich noch so unzählige andere, deren Leiden einzeln aufzuführen einen Auszug der gesamten menschlichen Krankheitslehre erfordern würde, zum mindesten Linderung, wenn nicht Wiederherstellung und Genesung. Und nun vollends erst der unserer Zeit eigene Massentypus der konstitutionell „Nervenschwachen", der reizbar Nervösen oder nervös Erschöpften, das Heer der „Neurasthenischen" und „Hysterischen", der von „Angst- und Zwangsneurosen" Ergriffenen! Aber neben so vielen wahrhaft beklagenswerten Opfern des zu unheimlicher Höhe gesteigerten modernen Erwerbs- und Daseinskampfes finden wir unter den nach „Luftveränderung" Drängenden und einer solchen (wenigstens nach ihrer eigenen Meinung) im höchsten Maße Bedürftigen glücklicherweise auch andere minder tragisch zu nehmende Märtyrer und Märtyrerinnen eigener, für Zeitforderung ausgegebener Unrast, vor allem die von den Anstrengungen der Wintervergnügen, der überstandenen gesellschaftlichen Genüsse, Theaterpremieren, Wohltätigkeitsbasare usw. mehr oder minder hart mitgenommenen Vertreterinnen des schönen Geschlechts, die mit dem Erwachen des Frühlings und der Frühjahrsmoden meistens auch den Drang ins Freie oder vielmehr nach Abwechslung, nach neuen An- und Aufregungen und abhetzenden Zerstreuungen in sich erwachen fühlen. Für sie ist der Schrei nach „Luftveränderung" eigentlich mehr der nach „Lustveränderung"; die ärztliche Aufgabe beschränkt sich ihnen gegenüber in vielen Fällen darauf, ihnen das selbstgewünschte Rezept dazu nach ihrem eigenen Diktat niederzuschreiben. Eine köstliche Illustration dieser ärztlichen Tätigkeit fand ich kürzlich — in Frankreich scheint es nicht anders zu sein — in einem „La consultation" überschriebenen Artikel der „Vie Parisienne"; der erfahrene Docteur mondain verordnet der Dame, nachdem er ihr alle Klagen und Wünsche geschickt abgefragt und übrigens sowohl die „Sensibilitätsschwelle" mit dem Aesthesiometer gemessen als den Kniesehnenreflex herausgeklopft hat, der Reihe nach erst eine Kur in Vichy, dann Gebirgsaufenthalt in der Schweiz, dann Seeaufenthalt in Trouville, und — ihrer Schlaflosigkeit wegen — alle Reisen im Automobil zurückzulegen, da das Automobilfahren gleichzeitig als „Ozonkur" schlafmachend wirke. Und da sie für den Ehemann schriftliche Ausfertigung der Verordnung begehrt, kann er nicht umhin anzufragen, ob sie selbst oder er diese unterzeichnen solle — worauf die Dame die Antwort erteilt: „ce sera Vous, docteur, c'est plus régulier".

Man mag über den tiefen Sinn dieser noch dazu mit hübschen Zeichnungen versehenen, allerliebsten Anekdote denken, wie man will: jedenfalls haben wir da alles beisammen, was modernen Ansprüchen an „Luftveränderung" Genüge zu tun pflegt, Badekur, Gebirgs- und Seeaufenthalt und endlich gar das Nonplusultra heutiger Reisetechnik, das Autofahren „à cause de l'ozone". Den ironischen Reiz dieser letzten Pointe kann eigentlich nur der völlig empfinden, der aus der Lektüre alljährlich um diese Zeit ins Haus regnender Bade- und Kurortprospekte den ganzen Unfug kennt, der mit dem Prädikat besonderen „Ozonreichtums" der Luft allenthalben getrieben wird. — Wie ist es denn nun aber mit dieser aus den mannigfaltigsten Motiven so viel begehrten und immer an erster Reihe geforderten „Luftveränderung"? Man darf das Wort ja nicht allzu wörtlich nehmen wollen; sonst käme man leicht auf unsinnige oder wenigstens recht unklare und dem wirklichen Sachverhalt keineswegs entsprechende Vorstellungen. Die Zusammensetzung unserer der Erdkugel in einer Höhe von ungefähr zehn bis zwölf Meilen als Gashülle umschwebenden atmosphärischen Luft ist ja im wesentlichen überall die gleiche; überall finden wir sie, beinahe 21 Volumsprozent Sauerstoff und 79 Stickstoff, oder ungefähr 23 Gewichtsteile Sauerstoff und 77 Stickstoff, mit den ihrer Menge nach schwankenden, aber geringfügigen Beimengungen von Wasserdampf, Kohlensäure, Ammoniak (von dem ganz unmeßbaren Argon, Helium usw. nicht zu reden). Nun kann aber trotz dieser im wesentlichen überall gleichen chemischen Zusammensetzung die physikalisch-chemische Beschaffenheit der Atmosphäre dennoch mannigfaltige und für gesundheitliche Zwecke in Betracht kommende Unterschiede darbieten, die als solche bei der ärztlicherseits verordneten „Luftveränderung" allerdings nicht selten in bedeutsamer Weise mitsprechen. So kann es, um an den Witz mit der „Ozonkur" anzuknüpfen, natürlich von Bedeutung sein, wenn der Sauerstoff zum Teil in der sogenannten tätigen (aktiven) Form, die man als Ozon bezeichnet, der Luft beigemischt ist — was übrigens, wenn auch im geringsten Grade, im Freien fast immer, innerhalb der Wohnräume dagegen fast niemals der Fall zu sein pflegt — und noch mehr kommt die Menge der Kohlensäure in Betracht, die, normalerweise nicht über dreitausendstel des Volumens hinausgehend, unter Umständen, in menschenerfüllten, schlechtventilierten Räumen, z. B. in der verdorbenen Luft starkbesetzter Schulklassen, bis auf fast ein Prozent steigen kann, nicht ohne Gefahr für die Gesundheit der Insassen. Für die der eigentlichen Klimatologie angehörigen, der Auswahl und Verordnung eines bestimmten klimatischen Aufenthalts zu gesundheitlichen Zwecken zugrunde liegenden Verhältnisse handelt es sich aber, soweit die Luftbeschaffenheit dabei eine Rolle spielt, doch meist noch um andere Dinge. Hier muß vor allem die der Luft örtlich und zeitlich in sehr verschiedener Menge beigemischte Feuchtigkeit in Form von Wasserdampf in Betracht kommen — also die Maßbestimmung der mit der Temperatur veränderlichen „absoluten" und „relativen" Luftfeuchtigkeit und der zwischen diesen beiden Größen obwaltenden Differenz, des sogenannten Sättigungsdefizits, das für klimatologische und gesundheitliche Verhältnisse von besonderer Bedeutung ist, weil dadurch die Wärmeabgabe und die gesamte Wärmeökonomie des Körpers unmittelbar in erheblicher Weise beeinflußt wird. Außerdem wirkt aber bei Beurteilung der atmosphärischen Einwirkungen noch eine ganze Reihe physikalischer Faktoren maßgebend mit: so zunächst die Luftwärme, die sich bekanntlich als zum Teil von der Atmosphäre absorbierte und zurückgehaltene Sonnenwärme, zum größeren Teil als von der Erdoberfläche durch Leitung und Strahlung übertragen herausstellt; sodann der Luftdruck, der der Meereshöhe proportional abnimmt und, während er,

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

am Meeresspiegel gemessen, einer Quecksilbersäule von 760 Millimeter Höhe entspricht, schon bei 1000 Meter (also etwa der Höhe von Semmering, Gastein, Engelberg) nur noch 670, bei 2000 Meter (also etwa den höchsten Punkten des Oberengadin) nur noch 591,5, bei 4000 Meter (also in Höhe der nächstens auf dem Bahnwege erreichbaren Jungfrau) nur noch 460 Millimeter beträgt und bei 11 000 Meter (den höchsten der Luftschiffahrt bisher erreichbar gewesenen Zielen) bereits bis auf 191 Millimeter absinkt; eine Abnahme, die, wie es scheint, für den menschlichen Organismus direkt lebensgefährliche Wirkungen infolge des Sauerstoffmangels bekundet. In geringerem Grad machen sich die dahingehörigen Erscheinungen bekanntlich für manche Personen schon auf niederen Höhen in Form der sogenannten „Bergkrankheit" vorübergehend recht unangenehm fühlbar — während anderseits Höhen von 1000 bis 2000 Meter, also innerhalb der sogenannten alpinen Zone liegende klimatische Kurorte, durch Anregung der Atem- und Herztätigkeit und der Blutbildung in zahlreichen Krankheitsfällen äußerst günstig einwirken. — Daneben kommt ferner als ein kaum minder wichtiger Umstand die von der ungleichmäßigen Verteilung des Luftdrucks und von den Temperaturdifferenzen herrührende Luftbewegung, die Windströmung, in Betracht, die gleich der Luftfeuchtigkeit für die Wärmeabgabe und Wärmeregulierung des Körpers eine maßgebende Rolle spielt, da bewegte Luft dem Körper im allgemeinen mehr Wärme entzieht als ruhende (daher die — übrigens so oft überschätzte — nachteilige Einwirkung von „Zugluft"). Endlich aber — und das ist in gewissem Sinn sogar das bedeutsamste Moment — handelt es sich um die größere oder geringere Reinheit der Luft, um das Maß gasförmiger und vor allem staubförmiger Verunreinigungen, die der Atmosphäre in örtlich sehr verschiedenem und zeitlich wechselndem Gehalt beigemischt sein können, und unter denen für gesundheitliche Zwecke vor allem die Keime kleinster, als Krankheitserreger wirksamer Lebewesen (pathogene Mikroorganismen) in Form von Bakterien, Schimmel- und Hefepilzen usw. wesentlich in Betracht kommen. Eine ideale Luft wäre nach dieser Seite hin also eine solche, die sich durch gänzliche Staub- und Keimfreiheit auszeichnet, ein Ideal, das mehr oder weniger annähernd im Hochgebirge, absolut fast nur in der eigentlichen „Seeluft", d. h. in der über weiten Meeresflächen lagernden Luftschicht, seine Verwirklichung findet. — So kommen wir hier schon zu den für die Klimatologie grundlegenden Unterscheidungen von Land- und Seeluft, von Luft der Ebene, des Mittel- und Hochgebirges oder von Land- und Seeklima, von Tiefen-, Mittelgebirgs- und Hochgebirgsklima; woran aber sich noch zahlreiche weitere und feinere, hier im einzelnen nicht auszuführende Unterscheidungen anschließen. So müssen wir beim „Seeklima" wieder das Klima der Küsten, der Inseln und der die spezifischen Wirkungen am vollsten repräsentierenden hohen See, aber auch das der verschiedenen kühleren und wärmeren, nördlichen und südlichen Meeresgebiete auseinander halten; und noch viel mannigfaltiger sind die regionären Unterschiede, die sich bei näherer Betrachtung sowohl für das Höhenklima oder Gebirgsklima wie für das Flachlandklima (Niederungsklima) ergeben. Hier sei nur noch des neuerdings für gewisse Zwecke vielgerühmten Wüstenklimas gedacht, das als eine besondere, durch intensive Wärme und Trockenheit sowie auch durch relative Reinheit ausgezeichnete Form des Binnenlandklimas anzusehen ist; es wird bekanntlich aus diesem Grunde für manche chronische Krankheitzustände (von Lungentuberkulose abgesehen, namentlich für Nierenkrankheiten, Gicht und Rheumatismen, die Krankheiten feuchter Länder) besonders empfohlen.

Schon aus diesen flüchtigen Andeutungen läßt sich entnehmen, daß das Programm „Luftveränderung" nur einen ganz allgemeinen und weitgehaltenen Rahmen darstellt, innerhalb dessen der gewissenhafte Arzt die dem jedesmaligen Heilzwecke, den Interessen und Verhältnissen seiner Kranken anzupassenden Einzeichnungen erst vorzunehmen hat. Ganz allgemeine Hauptziele und bei der heutigen Verkehrsentwicklung in Nähe und Ferne immer leichter erreichbare Massenreiseziele werden stets Gebirge und See bleiben, deren Wirkungen im vorstehenden kurz charakterisiert wurden, und die zu Kurzwecken übrigens nicht nur während der sommerlichen Reisesaison, sondern fast ebensogut im Frühjahr und Herbst und innerhalb gewisser Grenzen neuerdings sogar in winterlicher Jahreszeit vielfache Benutzung finden. Aber wenn es sich um Auswahl und Verordnung bestimmter Reiseziele zu gesundheitlichen Zwecken handelt, wie vieles ist da außer und neben den allgemeinen klimatologischen Faktoren im einzelnen oft noch zu erwägen und, will man bei geringstem Aufwand von Zeit und Mitteln den größtmöglichen Nutzen erzielen, eingehend zu berücksichtigen! Jahreszeit, Reisedauer, Einzel- oder Gesellschaftsreise, längeres Verweilen oder häufigere Unterbrechung und Ortswechsel, Aussuchung der Reiseziele wie nach der klimatischen, so auch nach ihrer gesellschaftlichen, ökonomischen, hygienisch-ärztlichen, bei weiter Entfernung selbst nach ihrer kulturellen und ethnologischen Sonderbeschaffenheit, nach Zugänglichkeit und Verkehrsmöglichkeit usw. Das alles sind Dinge, von denen der schließliche Erfolg ganz oder zum großen Teile abhängig sein kann, und die daher gar nicht sorgfältig und gründlich genug vorgeprüft und vorerwogen sein können. Aber nach dem Wägen — dann auch das Wagen! Wir Deutschen sind ja als das historische Wandervolk par excellence in die Weltgeschichte eingetreten; wir haben, solange man von uns weiß, eigentlich immer nach Ortswechsel, nach „Luftveränderung" getrachtet und haben uns sogar von Anfang an dieselben Reiseziele, die uns auch jetzt noch am meisten anlocken, wenn auch damals mit Benutzung anderer, primitiverer Reisebeförderungsmittel (und unter geringeren, meist nicht von uns selbst getragenen Transportkosten), erkoren. Daß wir auch bis jetzt unserem geschichtlichen Rufe oder Berufe nicht ganz untreu geworden sind, lehren die Verhältniszahlen deutscher Reisenden zu denen aller übrigen Nationen — wenigstens in der Mehrzahl der näher gelegenen, europäischen Kulturländer. Darüber hinaus zieht es bisher nur erst eine sehr kleine Minderzahl von uns, und wir könnten in dieser Richtung von unseren englischen Vettern noch recht viel lernen — namentlich auch, soweit meine Erfahrung reicht, was die Ausnutzung des Wassers, des eigentlichen Meeresklimas, in Form längerer Schiffsaufenthalte, weit ausgedehnter Seereisen zu Gesundheitzwecken betrifft (die u. a. gerade bei „Nervösen" vielfach von außerordentlichem Wert sind). Hier begegnet man bei uns oft noch einem bei reichlichem Zugebotstehen von Zeit und Mitteln kaum verständlichen

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Widerstreben, einem wohl auf der Ungewohntheit und der verbreiteten Seekrankheitsfurcht beruhenden, schwer überwindbaren Mißtrauen. Gewiß wird es darin mit der Zeit anders werden — und es werden, wie jetzt die beliebten Wintersportaufenthalte im Gebirge, so auch nach und nach längere, im gesundheitlichen Interesse unternommene Seereisen mehr und mehr in Aufnahme kommen, zumal zu ihrer Erleichterung und bequemen Ausgestaltung von unseren großen einheimischen Dampfergesellschaften so anerkennenswerte und auch schon bisher nicht erfolglose Anstrengungen gemacht werden. — Also immer höher und weiter und zugleich in gesundheitlichem Sinne rationeller gesteckte Reiseziele — immer mehr „Luftveränderung" in guter und vernünftiger Weise — das sei und bleibe auch in Zukunft für uns die alte, nur auf neuen Wegen, neuen Bahnen und mit immer vollkommeneren Hilfsmitteln der Wissenschaft und Technik ins Werk zu setzende Losung.

Die Fortschritte der Photographie

im Rahmen der Internationalen Photographischen Ausstellung Dresden 1909.

Von Karl Weiß, Dresden.

Die Fortschritte auf dem Gebiet der Photographie in den letzten Jahrzehnten sind weniger in der Entwicklung der Photographie selbst als in ihren mannigfaltigen Anwendungsformen zu suchen. Soweit die photographische Bildentstehung mit ihrem Negativ- und Positivprozeß in Betracht kommt, läßt sich sogar behaupten, daß grundlegende Neuerungen, abgesehen von der Verbesserung des Materials, nicht eingetreten sind. Es ist bekannt, daß mit der Ablösung der alten Daguerreotypie durch das Kollodiumverfahren und die Papierkopie und später noch durch das Hinzukommen der Bromsilbertrockenplatte bzw. des Films alle Grundlagen für die moderne photographische Technik gegeben sind. Eine Ausnahme läßt sich bis zu einem gewissen Grad nur bei der Naturfarbenphotographie konstatieren; bei dieser sind durch die Einführung der Dreifarbenphotographie und mehr noch durch das Lumièresche Autochromverfahren, das durch Verwendung der Dreifarbenkörnerschicht eine Zwischenstufe der direkten und indirekten Naturfarbenaufnahme darstellt, grundlegende Neuerungen gegeben.

Ganz anders ist es dagegen mit den Anwendungsformen der Photographien. Hier sind durch die Entdeckung der Röntgenstrahlen, die Entwicklung des Reihenbildes — der Kinematographie — der Mikroskopie und Stereoskopie wie der gesamten photographischen Apparatur, speziell der Optik, und die Entwicklung der Photochemie gigantische Fortschritte zu verzeichnen, die durch Kombinationen unter sich, wie z. B. der Stereo-, Mikro- und Röntgenkinematographie, deren Grundlagen wiederum mit der Ausbildung des Projektionswesens in unmittelbarem Zusammenhang stehen, Perspektiven gegeben, die zu dem Ideal aller auf Illusion beruhenden Bilddarstellung: der farbengetreuen Wiedergabe der lebendigen Natur, zurückführen.

Zweifellos haben diese Anwendungsformen der Photographie einen Umfang erreicht, der einen Ueberblick nahezu unmöglich macht. Es war daher an der Zeit, eine bildliche Inventur der Photographie und ihrer Neuerscheinungen ins Werk zu setzen, einesteils, um wenigstens eine annähernde Uebersicht über ihre zahlreichen Verwendungsformen zu erhalten, hauptsächlich aber, um die Photographie und ihre Anwendungsformen zum Wohle der gesamten Menschheit nach Möglichkeit zu popularisieren. Diese Gesichtspunkte waren für die Entstehung und Entwicklung der Dresdner Internationalen Photographischen Weltausstellung maßgebend. Es lag in der Natur der Sache, daß das Programm der Ausstellung eine mehrfache Erweiterung erfahren mußte, um das schier unerschöpfliche, vielfach unbekannte Material zu umfassen. Gedrängt von dem Wunsch nach möglichst leichter Uebersicht der auszustellenden Objekte, ergab sich von selbst eine Gliederung in die Anwendungsgebiete der Photographie nach ihren künstlerischen, wissenschaftlichen und technischen Gesichtspunkten.

Ueberraschend ist nun das Resultat. Auf allen Gebieten finden wir Fortschritte und Neuheiten. In der von Amateuren und Berufsphotographen geübten bildmäßigen Photographie kann man beobachten, wie es gelingt, mit Hilfe der verschiedenen Kopierverfahren, besonders des Platin- und Gummidruckes, bei letzterem durch Kombination mit der Dreifarbenmethode, Ausdrucksformen zu finden, die in einzelnen Arbeiten den besten Erzeugnissen der Griffelkunst um nichts nachstehen. Als besondere Neuheit dürften u. a. individuell aufgefaßte und in eigenartiger Technik behandelte Autochromaufnahmen auffallen, die bemerkenswerte Perspektiven für die künstlerische Verwendung der Farbenphotographie zulassen.

Hervorragende Fortschritte zeigt auch die Reproduktionstechnik des In- und Auslandes, die in einer seltenen Vollständigkeit nach ihren zahlreichen Techniken wohl geordnet in Verbindung mit der dazu gehörigen Industrie (Reproduktionskameras, Schnellpressen in Betrieb u. dgl.) instruktiv vorgeführt wird. Aus der Fülle der zahlreichen Verfahren sind besonders die Ergebnisse des Drei- und Mehrfarbendruckes hervorzuheben, die auf dem Wege der Mehrfarbenautotypie, des Mehrfarbenlichtdruckes und der Mehrfarbenheliogravüre erreicht wurden, ferner die Möglichkeit, Autotypien in vollkommener Weise auf der Rotationspresse zu drucken, indem die Aetzung auf einer Aluminiumplatte vorgenommen wird, die sich bequem auf die Trommel der Rotationspresse aufspannen läßt.

Abgesehen von den zahlreichen Neuheiten auf dem Gebiet der photographischen Industrie, der Plattengieß- und Papierbarytierungs- und Emulsionierungsmaschinen usw., der verschiedensten sonstigen Apparaturen und der photochemischen Erzeugnisse, deren die Photographie bedarf, konzentriert sich naturgemäß das größte Interesse auf die Abteilungen der wissenschaftlichen Photographie.

Den Anfang dieser Gruppe macht eine sehr interessante Kollektion von Apparaten zur Selbstanstellung von Versuchen auf den Gebieten der Optik und der



Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Farbenlehre, die dem Besucher zunächst die wissenschaftlichen Grundlagen der Photographie näher bringen soll. Eine weitere Abteilung ist den photographisch-wissenschaftlichen Untersuchungen vorbehalten; hier lassen sich sehr interessante Resultate der Forschungen über die Natur des latenten unentwickelten Bildes, das bekanntlich immer noch seiner endgültigen Erklärung harrt, beobachten. Ferner sehen wir die latenten Bilder der Röntgenstrahlen, der Radiumstrahlen und elektrischer Entladungen, ohne Anwendung eines „Entwicklers" durch Licht hervorgerufen. Besonderes Interesse für die Allgemeinheit bieten hier Aufnahmen aus der Fischperspektive, durch Wasser gesehen. Sehenswert sind ferner die in der Abteilung für Photographien im Dienst der Physik und Chemie untergebrachten Aufnahmen elektrischer Entladungen, Funkenspektren des Radiums, außerdem die Aufnahmen zur Untersuchung elastischer Spannungszustände und elektrischer Schwingungen. Auch die Darstellung einer Schwefelkohlenstoffexplosion und die Aufnahmen von Schallwellen elektrischer Funken sind beachtenswert. In das Gebiet der Physik gehört ferner der in der Abteilung Pressephotographie untergebrachte Kornsche Fernphotograph, dessen Prinzip und Technik wiederholt an dieser Stelle beschrieben wurden, und dessen Einführung in die Praxis der Verlag der „Woche" sowie der der französischen Zeitschrift „L'Illustration" in nicht zu verkennender Weise gefördert haben. Auch die höchst interessanten Brieftaubenphotographie wird im Bereiche dieser Abteilung gezeigt.

Fortschritte weist ferner die Abteilung für forensische Photographie auf. Eine weitgehende Verwendung der Photographie tritt zunächst bei den Bertillonschen Meßapparaten in Erscheinung. Wir finden sie weiter verwendet in der Feststellung des objektiven Tatbestandes, und zwar in den zu Rekognitions- und Fahndungszwecken dienenden Verbrecheralben, Recherchen-, Meß- und Daktyloskopischen Karten. Teilweise in Verbindung mit der Mikrophotographie findet die Photographie Verwendung zur Aufdeckung von Schriftenfälschungen, Feststellung von Blut- und anderen Spuren, Fingerabdrücken usw. In einzelnen Fällen hat man sogar die Autochromphotographie noch herangezogen.

Ein vollständig eingerichtetes Musteratelier führt uns den Dienst einer großstädtischen Polizeibehörde, die mit der gesamten Bertillonschen Meßapparatur arbeitet, vor. Beachtung verdient hier das Modell eines Gerichtssaales mit Einrichtungen zur Vorführung des bildlichen Tatbestandmaterials im Projektionsbilde während der Hauptverhandlung. Eine hervorragende Verwendung erfuhr auch die Photographie der letzten Jahre in den Geisteswissenschaften, vor allem der Philologie usw. Wir sehen, wie auf alten Pergamenthandschriften, sog. Palimpsesten, durch Abschleifen beseitigte noch ältere Schriften, ohne chemische Reagenzien, nur mit Hilfe der Photographie, dem Auge wieder sichtbar gemacht wurden. Alte Urkunden von größerem Umfange, die bisher nur an Ort und Stelle studiert werden konnten, werden mittels eines Apparates mit Umkehrprisma direkt auf lichtempfindliches Papier, das ähnlich wie Kodakfilms in einer Holzkassette untergebracht ist, laufend photographiert. Die weiß auf schwarz erscheinende Schrift wird dabei meist leserlicher als im Original. Interessant ist in dieser Abteilung auch zu zu beobachten, wie man Vasenmalerei mit Hilfe des Zyklographen auf Flächen übertragen kann.

Lehrreich ist ferner, zu beobachten, wie die Photographie in den technischen Wissenschaften sowie der Industrie Verwendung gefunden hat. Wir sehen mikrophotographische Aufnahmen aus der Metallographie, die uns Einblicke in die Zusammensetzung der mit anderen Stoffen versetzten Metalle gewähren. Dann wird u. a. die Verwendung der Photographie zur Kontrolle der Baustadien, der Isolationsproben bei elektrischen Anlagen, der Spaltbreite bei der Stahlfederfabrikation und des Funktionierens von Schießwaffen demonstriert. Interessant ist hier der Einbau einer Lochkamera direkt in ein Kruppsches Geschoß, um die photographische Darstellung der Pendelbewegung des Geschosses zu erhalten. Neu ist hier auch die Verwendung der Photographie zur Herstellung der Webpatronen. In dem der Ballonphotographie vorbehaltenen Raum hat u. a. der sehr nützliche und eigenartige Maulsche Raketenapparat Platz gefunden, der imstande ist, eine 90 Pfund schwere Vorrichtung mit photographischem Apparat emporzuschnellen, die, sobald die Auftriebskraft versagt, von einem Fallschirm gehemmt, den Apparat langsam wieder mit der photographischen Aufnahme zur Erde bringt.

Welchen Wert die Photographie auf meteorologischem Gebiet einnimmt, lehren die verschiedenen Aufnahmen der flüchtigsten Naturphänomene, so u. a. die der Sandwellen, Gewässer, Blitze und Wolken. Nur mit Hilfe der Photographie war es möglich, die Gleichheit der Wolkenform in den verschiedensten Breitengraden festzustellen. Durch systematische Aufnahmen der verschiedenen Wolkengebilde sind besonders die physikalischen Vorgänge, die sich dabei abspielen, geklärt worden. Ebenso sind über die Entstehungsursachen und Formen der Blitze interessante Feststellungen gemacht worden. Welche Bedeutung die Photographie auf dem Gebiet der astronomischen Wissenschaften erlangt hat, ist bekannt. Durch das Summationsvermögen und die starke Lichtempfindlichkeit der Platte ist es gelungen, selbst die flüchtigsten Himmelserscheinungen zu fixieren. Die interessantesten Beobachtungen über die Beschaffenheit der Sonne, des Mondes, des Mars usw. sind unseren Lesern durch die Tagespresse bekannt. In einer seltenen Vollständigkeit gibt die Ausstellung ein treffliches Bild von nahezu allen bis jetzt beobachteten Himmelserscheinungen. Interessant sind dabei die Resultate einiger Sonnenfinsternisexpeditionen und der verschiedenen Spektrenaufnahmen. In einer mit Refraktor, Meßinstrumenten und Registrierapparaten ausgestatteten Sternwarte ist im übrigen die Möglichkeit der eigenen Beobachtung der verschiedenen Himmelserscheinungen gegeben.

Ein weiteres Gebiet, das sich die Fortschritte der Photographie zunutze gemacht hat und im wesentlichen auf ihr beruht, ist die Photogrammetrie, die als besondere Anwendungsform der Photographie ihre Fühler selbst auf verschiedene wissenschaftliche Gebiete erstreckt. Ihr fällt die Aufgabe zu, aus für Vermessungzwecke adjustierten Photographien Horizontal- und Vertikalwinkel, die Situation und Höhenverhältnisse eines Terrainteiles, den Grund- und Aufriß von Gebäuden durch Rechnung und Konstruktion zu bestimmen. Sie findet Anwendung bei Terrainaufnahmen in schwer zugänglichem Gelände, in der Topographie, bei Aufnahme von Baudenkmälern, bei Wolkenaufnahmen in der Meteorologie, selbst in der



Original from
CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Astronomie bedient man sich ihrer und nicht zuletzt auch in der Ballistik. Sehr beachtenswert ist auch die Verwendung der Photographie und Mikrophotographie in der Mineralogie, Geologie und Kristallographie. Hier fallen vor allem die Apparate und farbigen Diapositive zur Darstellung flüssiger Kristalle auf; wegen dieser Kristalle besteht unter den beteiligten Gelehrten ein Streit, da die Betrachtung dieser Gebilde als Kristalle manchen nicht einwandfrei erscheint. Die bestrittene Theorie wird aber wesentlich durch die mikrophotographischen Aufnahmen unterstützt. Der Einfluß der Photographie ist auch in den Abteilungen der Botanik und Zoologie vorherrschend. Die Photographie der Tiere und Pflanzen in ihrer natürlichen Umgebung gilt heute als das beste Prinzip in der Biologie. Einen außerordentlichen Einfluß hat besonders die Mikrophotographie erlangt. Was bisher die zeichnerische Darstellung der Lehr- und Studienobjekte lieferte, hat hier im wesentlichen die photographische Darstellung ersetzt. Es gibt wenig Tiere und Pflanzen, von denen man nicht naturgetreue Aufnahmen in ihren natürlichen Lebensfunktionen besitzt. Nicht genug damit, hat man auch das Wachstum von Pflanzen, die Flug-, Geh- und sonstigen Bewegungen von Tieren in Reihenbildern aufgenommen. Einen wichtigen Faktor bildet ferner die Photographie in den anthropologischen Wissenschaften, wo man sie zu Meßzwecken, zu Typen- und Durchschnittsaufnahmen verwendet. Unter andern finden wir hier Kombinationsaufnahmen von wendischen und sächsischen Soldaten, die, wiederum kombiniert, das Durchschnittsbild des eine Mischrasse darstellenden heutigen Sachsen ergeben.

Relativ am stärksten von allen Wissenschaften hat sich die Pathologie die Photographie dienstbar gemacht. Es gibt kaum ein Verfahren, das nicht in der Pathologie versucht worden ist. Das wichtigste von allen bildet naturgemäß die Röntgenphotographie, mittels welcher der innere Körper dem Auge sichtbar gemacht wurde. Soweit diese Sichtbarmachung die Röntgenphotographie nicht ermöglichte, erfand man besonders konstruierte Apparate, die wie das Photographier-Kystoskop und Urethroskop in einzelnen Körperhöhlen, wie Kehlkopf, Blase usw., das Photographieren gestatteten. Zu einem wichtigen Beobachtungsmittel, besonders für Lehrzwecke, zog man die Kinematographie heran. Mit ihrer Hilfe gelang die Fixierung typischer und seltener Krankheitzustände bei Leiden der Bewegungsorgane, vor allem aber bei Nerven- und Geistesstörungen. Eine Verbindung der Röntgenphotographie mit der Kinematographie gestattete sogar Beobachtungen der Herzbewegung, deren genauen zeitlichen Verlauf man mit dem Saitengalvanometer, das die Herstellung von Elektrokardiogrammen gestattete, genau verfolgen konnte. Von besonderem Interesse sind auch die stereoskopischen Röntgenbilder mit durch eine Quecksilberinjektion sichtbar gemachtem Gefäßsystem. Endlich darf auch die Autochromie zur Darstellung von Hautkrankheiten nicht übersehen werden. Es würde den Raum dieser Ausführung überschreiten, wenn man die Reihe der Anwendungsformen auch nur annähernd erschöpfen wollte.

Auf jeden Fall darf man sagen, daß selten eine Ausstellung so tiefe Einblicke in das große Gebiet der verschiedenen Wissenschaften gewährt hat wie die Dresdner.

Ein kulinarischer Spaziergang um die Welt.

Plauderei von Victor Ottmann.

Ein Spaziergang um die Welt ist heute etwas so Gewöhnliches, daß man wirklich nicht viel Aufhebens mehr davon machen kann. Man kauft sich einfach für 2800 Mark ein Weltrundreisebillett, steckt 8000 Mark Kleingeld ein und überläßt alles Weitere den Eisenbahnen, Dampfschiffen und Hotels. Die einzige Schwierigkeit, die uns kein noch so gut geleitetes Reisebureau abnimmt, liegt im Essen; da muß man sich schon selbst bemühen. Es ist in erster Linie eine Notwendigkeit, in zweiter manchmal ein Vergnügen, im allgemeinen aber ein etwas angreifendes Studium, was Ihnen glaubhaft erscheinen wird, wenn Sie hören, wie sich ein Globetrotter um den Globus herum ißt.

Unser Freund trottet, wie üblich, in westlicher Richtung und fährt zunächst mit einem der großen deutschen Windhunde des Ozeans nach Neuyork. Als Neuling an Bord und noch mit einer beneidenswerten Dosis Begeisterungsfähigkeit ausgestattet, ist er ganz entzückt von der lecker bestellten Tafel. Schon am frühen Morgen buhlen die appetitlichen Reizhappen und solidesten Platten um seine Gunst, und der Steward kann kaum so schnell zur Pantry laufen, wie sein Gast ißt und Neues bestellt. In seinem Eifer, die Reederei nach Menschenmöglichkeit am Küchenetat zu schädigen, sieht unser Freund nicht das sarkastische Lächeln des Tischnachbarn, eines seebefahrenen Mannes: „Warte nur, balde — nörgelst du auch!" Und richtig, am vierten Tage will es dem Globetrotter gar nicht mehr recht schmecken, am fünften mustert er die Speisekarte minutenlang von oben bis unten, versucht bald dies, bald jenes, rührt ein bestelltes Gericht kaum an, schiebt ein anderes mißmutig beiseite und verläßt die Tafel noch vor dem Dessert. Der Steward weiß Bescheid, er kennt das. Sein Gast leidet einfach an jener Uebersättigung, die sich auf jeder größeren Seereise einstellt, auf den langen Fahrten im Stillen Ozean freilich weit mehr als auf den verhältnismäßig kurzen Atlantikreisen. Gott sei Dank, denkt unser Freund, morgen sind wir in Neuyork, da gibt es wieder einmal was anderes. Und er sieht mit ungeduldiger Spannung dem Lande der Verheißung entgegen.

„Mal was anderes!" Das ist der ewige Stoßseufzer der kulinarischen Existenz. Solange die Neugierde anhält, ist unser Freund mit seinen gastronomischen Eindrücken in Neuyork zufrieden. Gewisse derbe Nationalgerichte, wie z. B. der Clam-Chowder, eine kompakte Muscheltiersuppe, oder die schmackhaften Bohnen mit Schinkenspeck, munden ihm besser als die übermäßig teuren Speisen in den vornehmen Hotelrestaurants, in denen die Damen mit ihren Brillanten, die Herren mit ihren Damen prunken, aber die ganze Art des Essens auf einen bedauerlichen Mangel an Feinschmecker-



Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

kunst schließen läßt. Diese Nichtachtung der Tafelgenüsse ist charakteristisch für das Gasthausleben drüben und hängt mit dem chronischen Magenkatarrh der Amerikaner zusammen, der seinerseits wiederum eine Folge des unsinnigen Eiswassertrinkens und der Quacksalberei ist. Alle Speisen, von der Suppe bis zum Käse, werden gleichzeitig aufgetragen; zerstreut und appetitlos stochert der Yankee bald in diesem, bald in jenem Teller herum, erledigt ein Diner von sechs Gängen in ebensoviel Minuten, nimmt eine Pille und stürzt zur Arbeit zurück. Gesegnete Mahlzeit! Ein anmutigeres Bild bietet sich dem Globetrotter bei seinem Abstecher nach Kanada. Hier kommt er ins weltumspannende Bereich der englischen Küche, gemildert durch französische Einflüsse — ich sage ausdrücklich „gemildert", denn eine ungemilderte englische Kost setzt beim Nichtengländer übermenschliche Entbehrungsfähigkeit voraus. Das Beste ist das erste Frühstück: Porridge (Haferbrei) mit frischer, voller Milch, Ham and eggs, das Rühmlichste der englischen Küche, gebackene Fische und schmackhafte Marmeladen, alles sehr nett und verführerisch serviert. Der wenig getrunkene Kaffee schmeckt nach Surrogaten, man tut deshalb gut, sich an den Tee zu gewöhnen. Die mittags und abends gebotenen Fleischgerichte, ebenso die nur in Wasser abgekochten Gemüse sind von einer für den deutschen Gaumen unerträglichen Fadheit und müssen erst mit allen im Handbereich befindlichen Patentsaucen getauft werden, um überhaupt nach irgend etwas zu schmecken. Verhältnismäßig am liebevollsten wird der Truthahn behandelt, der Festbraten der Engländer und Angloamerikaner; man ißt ihn mit Kastanien, mit denen er gefüllt ist, mit Fruchtgelee und verschiedenen Saucen.

Der Schwergeprüfte reist nun nach dem „goldenen Westen", nach Kalifornien. Sein bereits stark umwölktes Gemüt beginnt sich wieder zu erheitern, denn das Maschinenmenschentum des Ostens macht hier einer sonnigeren Weltanschauung Platz, die auch in der besseren Qualität der Tafelgenüsse zutage tritt. Besonderes Lob verdient der reichlich bestellte Nachtisch; man findet da kleine, heiße Kuchen mit Fruchtsaft, gekochte Maiskolben, die in heiße Butter getaucht und beknabbert werden, herrliche Früchte, wie Ananas, Bananen — diese auch gebacken — Melonen und die köstlich frische grape-fruit. Die zahlreichen Verkaufsstellen von Speiseeis und Eislimonaden, wohl an dreißig verschiedenen Sorten, bieten in der Hitze willkommene Erquickung. Wesentlich gestärkt, begibt sich der Globetrotter nun nach Mexiko und ist überrascht, dort in den Hotels der größeren Städte eine ausgezeichnete Küche zu finden, die dem Kenner manches spanische Motiv verrät. Vor der Pulque aber, dem aus der Agave gewonnenen Nationalgetränk, wendet sich der Gast mit Grausen.

Ein Aufenthalt in Hawai unterbricht die jetzt folgende lange Reise über den Stillen Ozean und die große Eintönigkeit der amerikanischen Schiffskost. In Honolulu versäumt unser Freund selbstverständlich nicht, sich Eintritt in Kanakenkreise zu verschaffen und an einem echt hawaischen „Luau" teilzunehmen, einem Festschmaus, wie es das leider dem Untergang geweihte lebensfrohe Völkchen so liebt. Reich mit Blumenketten geschmückt, spricht man dabei in halb liegender Stellung den massenhaft aufgetragenen Speisen und Süßigkeiten zu, während die Musiker spielen und singen. Eine Spezialität der europäischen Restaurants in Honolulu ist der Austern-Cocktail, eine delikate Mischung von ausgelösten kleinen Austern mit eiskalter Tomatensauce und scharfen Gewürzen. Wahrhaftig, dieser Austern-Cocktail allein verlohnt eine Reise nach Hawai!

In Japan, seiner nächsten Station, sucht unser Freund die Geheimnisse der nationalen Kochkunst zu ergründen, aber schüchterne Versuche bringen ihn zur Ueberzeugung, daß es zwischen japanischen Delikatessen und europäischem Geschmack schlechterdings keine Brücke der Verständigung gibt. Dafür kochen die Japs in den nach europäischem Stil geführten Gasthäusern dank ihrer genialen Anpassungsfähigkeit bereits ganz vortrefflich auf westliche Art, und die kulinarischen Eindrücke im Lande der Chrysanthemen sind deshalb, wenn auch nicht aufregend, so doch befriedigend. In den chinesischen Küstenstädten stößt der Globetrotter wieder auf das Schreckensregiment der englischen Allerweltskost, diesmal noch verschärft durch die Mysterien bezopfter Köche. „Begehre nimmer und nimmer zu schauen . . .", wie sie das „Tschau-Tschau" des weißen Fremdlings bereiten! Sehr humoristisch sind auch die chinesischen Boys, die keine wie immer geartete Sprache verstehen. Man verlangt Bier und bekommt Sodawasser, man ruft nach Butter, und Sing-Seng stürzt mit Senfgurken herbei. In Singapore fühlt unser Freund schon das Damoklesschwert der nervösen Dyspepsie über sich hängen, da treibt ihn sein kulinarischer Instinkt nach Java hinüber. Welche Erlösung! Die Holländer haben ihre guten Traditionen auch nach der fernen Tropeninsel verpflanzt. Da setzt es volle, kräftige Schüsseln, das Hauptstück aber ist die berühmte Reistafel, ein Gericht, würdig eines Gargantua. Besser gesagt, eine Häufung von Einzelgerichten, denn es übertrifft mit seinen ungefähr 50 Bestandteilen bei weitem die „nur" 32 Teile des sogenannten „großen Curry" Indiens. Die Grundlage bildet, wie der Name besagt, Reis, dazu gesellt sich eine endlose Reihe von Saucen, Gemüsen, Eiern, Fischen — darunter ein pikanter getrockneter Fisch aus China — gebratenem und gekochtem Fleisch, brennend scharfen Gewürzen usw. Alles das wird vom Gast nach Gusto gemischt, und eben die Art des Mischens ist eine Kunst, eine Wissenschaft, eine Lebensaufgabe. Mancher Kolonist ißt die Reistafel Tag für Tag.

Ungern scheidet unser Freund von einem Land mit einer so vertieften Gastrosophie, um nach Ceylon weiter zu reisen. Er findet hier nur wieder das sakrosankte, zähe Roastbeef Old-Englands und als schwachen Lichtblick den schon erwähnten großen Curry. Von den Südfrüchten, die auf Ceylon schlecht vertreten sind, imponiert ihm nur die schmackhafte Mangostane, die einzige Tropenfrucht, die den Transport nach Europa nicht übersteht.

Aber der müde Globetrotter hat nun auch wirklich genug von allen Irrungen und Wirrungen seines kulinarischen Weltbummels, er ist übersättigt, abgestumpft, müde der Experimente und lechzt nach den Fleischtöpfen des Vaterlands. Endlich läuft der deutsche Reichspostdampfer ein, der ihn nach Europa zurückbringen soll; unser Freund steigt an Bord und stürzt sich mit unbeschreiblicher Wonne auf — Pökelfleisch mit Erbsen und Sauerkohl. Die Heimat lächelt ihn an, die süße Heimat!



Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Unsere Bilder

Die Heimreise des deutschen Kaiserpaares (Abb. S. 877—878). Die diesjährige Mittelmeerreise des deutschen Kaiserpaares führte zu einer langen Reihe von Zusammenkünften mit ausländischen Monarchen und Fürstlichkeiten. Auf Korfu war das hohe Paar mit dem König von Griechenland und Mitgliedern seiner Familie zusammengetroffen. Auf der Rückreise wurde es im Hafen von Malta von dem Herzog von Connaught und seiner Gemahlin begrüßt, der seinen kaiserlichen Gästen die Schönheiten der Insel zeigte, deren Sehenswürdigkeiten die hohen Reisenden mit Interesse betrachteten. Auf den Besuch in Malta folgte die Entrevue mit dem italienischen König, die auf der Reede von Brindisi stattfand. Nachdem König Viktor Emmanuel das deutsche Kaiserpaar an Bord der „Hohenzollern" begrüßt hatte, fand an Bord der italienischen Königsjacht ein Diner statt, bei dem politisch bedeutsame Trinksprüche gewechselt wurden. Der Deutsche Kaiser nahm die Versicherung der unerschütterlichen Bundestreue Italiens mit nach Wien, wohin er reiste, um seinen anderen Bundesgenossen, den greisen Kaiser Franz Josef, zu besuchen. Die Kaisertage in der österreichischen Hauptstadt erhielten ihren besonderen Glanz durch die Begeisterung der Wiener, unter denen Wilhelm II. sich nach seiner eigenen Aussage nicht als Fremder fühlt. Die beiden Kaiser wurden bei ihrer Fahrt vom Südbahnhof in die Stadt mit hellem Jubel begrüßt, und bei allen Ausfahrten der hohen Gäste wiederholten sich diese Szenen. So kurz die Zeit ihres Aufenthalts in Wien war, benutzten der Kaiser und die Kaiserin sie doch zu mancherlei Spazierfahrten und Besuchen. Der Kaiser besuchte die große Ausstellung, in der zu Ehren der Jahrhundertfeier der Kämpfe von 1809 unzählige interessante Andenken an den Sieger von Aspern, Erzherzog Karl, und seine Zeit vereinigt sind. Der Kaiser bedauerte, die Ausstellung nicht eingehend besichtigen zu können, aber die Zeit drängte, und bald darauf fuhr der Zug mit den deutschen Majestäten heimwärts.

Die Schwertumgürtung Muhammeds V. (Abb. S. 879) hat in Konstantinopel stattgefunden und ist zwar verhältnismäßig einfach, aber würdig verlaufen. Der Bujuk Tschelebbi umgürtete den neuen Kalifen in der Ejub-Moschee, den Ueberlieferungen des Hauses Osman gemäß, mit dem alten Kaiserschwert der Seldschuken. Dann fuhr Muhammed V., der die Hinreise zu Schiff gemacht hatte, im offenen Wagen zur Stadt zurück. Die längs des Weges aufgestellte Menge begrüßte den Padischah mit aufrichtiger Freude und jubelte nicht minder begeistert den jungtürkischen Helden und Staatsleuten zu, die dem Wagen des von ihnen auf den Thron gesetzten Herrschers, des ersten wirklich konstitutionellen Türkenkaisers, in langem Zuge folgten.

Das Leichenbegängnis des Kaisers Kwanghsü (Abb. S. 880). Die Ueberreste des unglücklichen Kaisers des Reiches der Mitte, der seine letzten Jahre als ein stiller Gefangener verlebt hat, sind mit dem ganzen Prunk des Orients von Peking nach den Hsilings, den westlichen Kaisergräbern, geleitet worden, wo der Sarg bestattet werden wird, sobald das prunkvolle Grab erbaut ist. Schwer mit Weihrauch beladene Lasttiere eröffneten den Zug. Dann folgten unzählige buntgekleidete Reiter auf Pferden des kaiserlichen Marstalls, folgte ein buntes Gewirr von Musikkapellen, gravitätischen chinesischen Würdenträgern und glänzend uniformierten europäischen Diplomaten. Vor der Bahre schritt der Prinzregent einher, umgeben von einer kleinen Schar einfach gekleideter Beamter. Dann kam der schwere Katafalk, dessen Stangengerüst 128 Träger trugen. Er war ganz mit gelber, mit goldenen Drachen bestickter Seide überzogen. Seinen einem Pagodendach ähnlichen oberen Teil krönte eine goldene flammenumgebene Kugel, von den Ecken hingen gelbseidene Quasten herab. Die gut geübten Träger trugen die schwere Last ruhig vorwärts, dem stillen Haine zu, der die Leiche des ersten modernen Herrschers auf dem Thron Chinas aufnahm.

Die Münchner Akademie der Bildenden Künste (Abb. S. 881) konnte dieser Tage den hundertsten Jahrestag ihrer Gründung festlich begehen. Die Feier fand im Odeon statt; sie gipfelte in einem von Professor Emanuel v. Seidl arrangierten allegorischen Festakt, in dessen Verlauf die Büste des Gründers der für das deutsche Kunstleben so wichtigen Akademie, des Königs Max Josef I., mit Kränzen geschmückt wurde. In der glänzenden Festversammlung befand sich auch der greise Prinzregent, der anläßlich des Jubiläums die Akademie zum Rang einer Hochschule erhoben hatte. Auch der Präsident der Akademie, der Bildhauer Ferdinand v. Miller, erhielt eine hohe Auszeichnung. Der Prinzregent verlieh ihm den Titel „Exzellenz", der bisher keinem bayrischen Künstler nur auf Grund seines künstlerischen Schaffens zuteil wurde.

Das Eisenbahnunglück bei Herlisheim (Abb. S. 881) ist die ärgste Katastrophe dieser Art, die sich seit langem in Deutschland zugetragen hat. Der nach Amsterdam fahrende D-Zug stieß mit einem Güterzuge zusammen und entgleiste. Die Lokomotive stürzte in einen unterhalb des Bahndamms befindlichen Sumpf; die Schlafwagen des D-Zuges gerieten durch die Explosion eines im Güterzuge enthaltenen Petroleumtanks in Brand. Drei Leute des Zugpersonals und drei Reisende verloren das Leben, fünf Personen wurden schwer verletzt, die übrigen Reisenden retteten nur das nackte Leben. Der angerichtete Materialschaden wird auf etwa zwei Millionen Mark beziffert.

Das „Théâtre Français" (Abb. S. 883) hat durch das Ausscheiden der Tragödin Adeline Dudlay einen Verlust erlitten. Die Abschiedsvorstellung der Künstlerin gestaltete sich zu einem glänzenden internationalen Kunstfest. Sie selbst trat in zwei ihrer besten Rollen auf; Sarah Bernhard und Julia Bartet gaben Mussets: „Nuit de Mai". Jan Kubelik stellte sich mit seiner Geige ein, und die Berliner Kammersängerin Frieda Hempel verschönte das Fest der Pariser Tragödin durch den Vortrag einiger Gesangstücke. So wurde der schöne Zweck erreicht, die Erinnerung an die scheidende Künstlerin mit dem Gedenken an einen glanzvollen künstlerischen Abschluß ihrer Laufbahn zu verquicken.

Die Polizeihundeschau in Rambouillet (Abb. S. 883). Die Bestrebungen, der französischen Polizei wirklich gut geschulte und für den Dienst verwendbare Polizeihunde zu verschaffen, haben durch die Teilnahme des Staatsoberhauptes an der letzten Hundeschau des Klubs für Polizeihunde sozusagen einen offiziellen Charakter bekommen. Umgeben von einer Gesellschaft vornehmer Sportfreunde fand sich Herr Fallières in Rambouillet bei Paris ein und wohnte den mannigfachen Vorführungen bei, in denen die Tüchtigkeit und Verwendbarkeit der von dem Klub gezüchteten Tiere sich voll kommen erwiesen.

Ferdinand von Reznicek † (Abb. S. 881 u. 884). Der liebenswürdige Zeichner, der dieser Tage infolge einer verunglückten Magenoperation verschieden ist, war mehr als ein pikanter und geistvoller Illustrator aktueller Vorgänge. Seine humorvollen zeichnerischen Causerien werden als ein gesellschaftskritisches Dokument unserer Zeit noch lange geschätzt werden. Der unvergleichliche Beobachter und Schilderer unseres Gesellschaftslebens ist kaum 41 Jahre alt geworden. Er stammte aus einer in Oesterreich ansässigen aristokratischen Familie und wurde dem großen Publikum als Mitarbeiter des „Simplicissimus" bekannt, dem er seit dessen Gründung angehörte, und in dem er seine zeichnerischen Satiren veröffentlichte.

Das Frankfurter Kaiserpreissingen (Abb. S. 882), das dieser Tage seinen Anfang nahm, verspricht einen frischfröhlichen Sängerkrieg zu geben. Viele hundert Sänger sind in der alten Kaiserstadt eingetroffen, um an dem Wettsingen um den Wanderpreis des Deutschen Kaisers teilzunehmen, das an fünf Tagen abgehalten wird. Am fünften Wettgesang beteiligen sich auch zwei Berliner Männerchöre: der Berliner Lehrergesangverein und der Berliner Sängerverein.

Die Toten der Woche

Professor Joachim Andersen, bekannter Flötenvirtuose, † in Kopenhagen im Alter von 62 Jahren.

John Bierbach, bekannter Schachspieler, † in Berlin im Alter von 73 Jahren.

Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Heinrich Limpricht, bekannter Lehrer der Chemie, † in Greifswald am 13. Mai im Alter von 82 Jahren.

George Meredith, bekannter englischer Novellist, † in Box Hill am 17. Mai im Alter von 81 Jahren.

Geh. Hofrat Prof. Dr. Heinrich Ritter v. Ranke, bedeutender Kinderarzt, † in München am 13. Mai im Alter von 79 Jahren.



Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 09:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957 Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Bilder vom Tage

Kaiser Wilhelm (×) in Begleitung des Grafen Auersperg auf der Fahrt zur Erzherzog-Karl-Ausstellung.

Vom Besuch des Kaiserpaares in Wien.

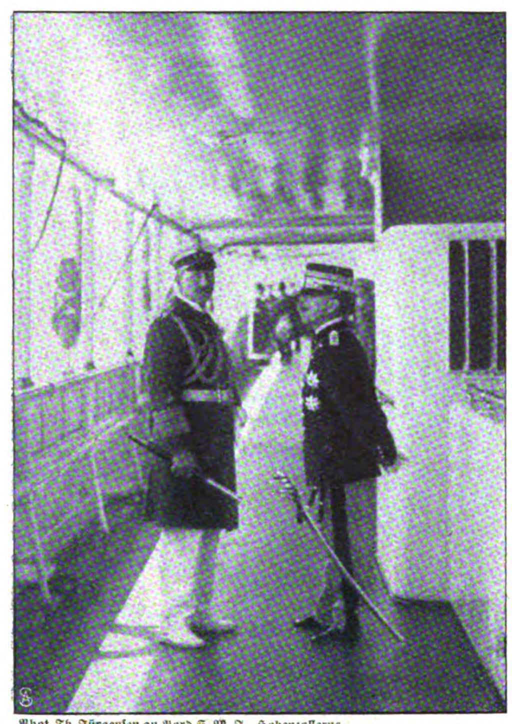
Phot. Sanden.

Generated on 2019-06-06 09:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Digitized by Google

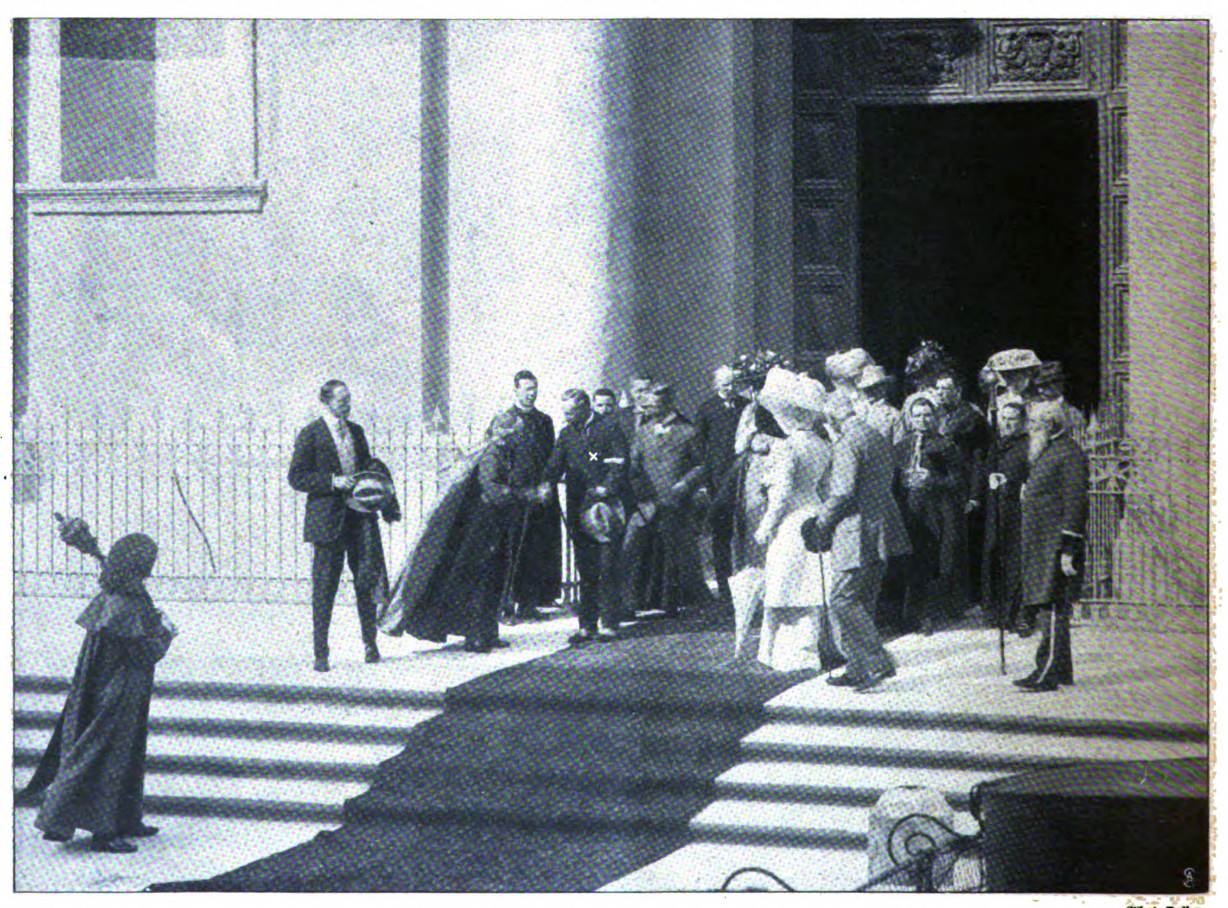
Original from
CORNELL UNIVERSITY



Phot. Th. Jürgensen an Bord S. M. J. „Hohenzollern“.
Im Hafen von Brindisi.
Der Kaiser im Gespräch mit dem König von Italien.



Phot. Sanden.
Zum Kaiserbesuch in Wien.
Kaiser Wilhelm und Kaiser Franz Josef auf der Fahrt durch die Stadt.



Phot. Cassar.
Das Kaiserpaar auf Malta: Der Kaiser (×) begrüßt den Erzbischof vor der St. John-Kirche.


Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

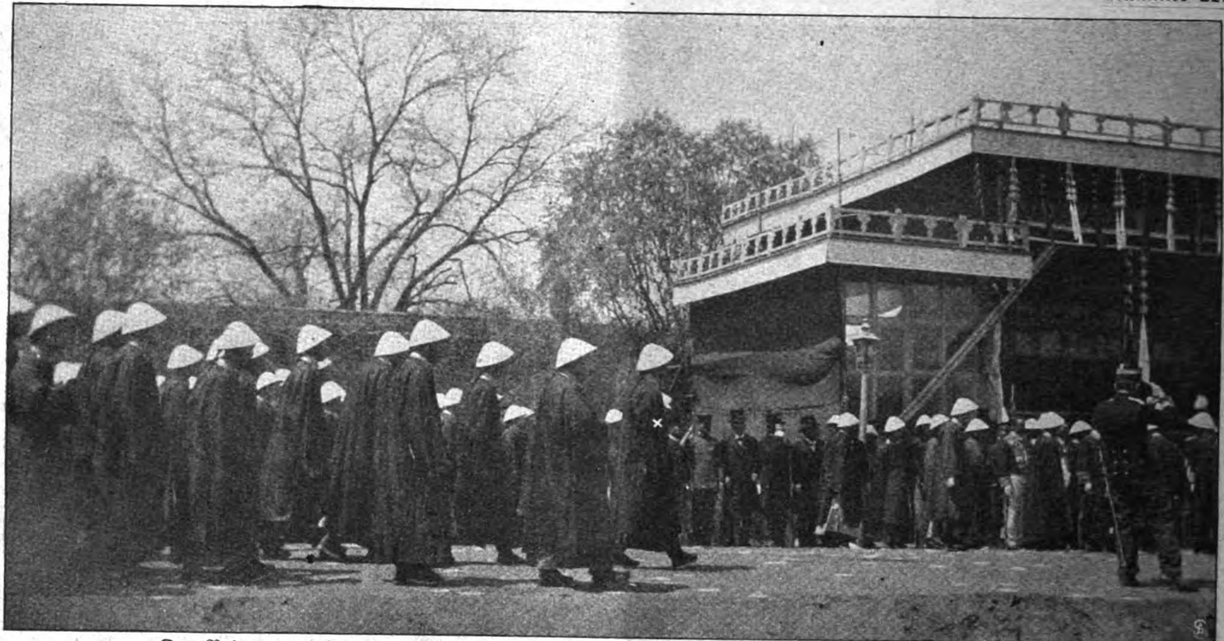
Generated on 2019-06-06 09:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Von der Feier der Schwertumgürtung Muhammeds V.

Die Abfahrt des Sultans von der Ejub-Moschee.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY



Der Prinzregent (×), gefolgt von hohen Würdenträgern und Prinzen des kaiserlichen Hauses.

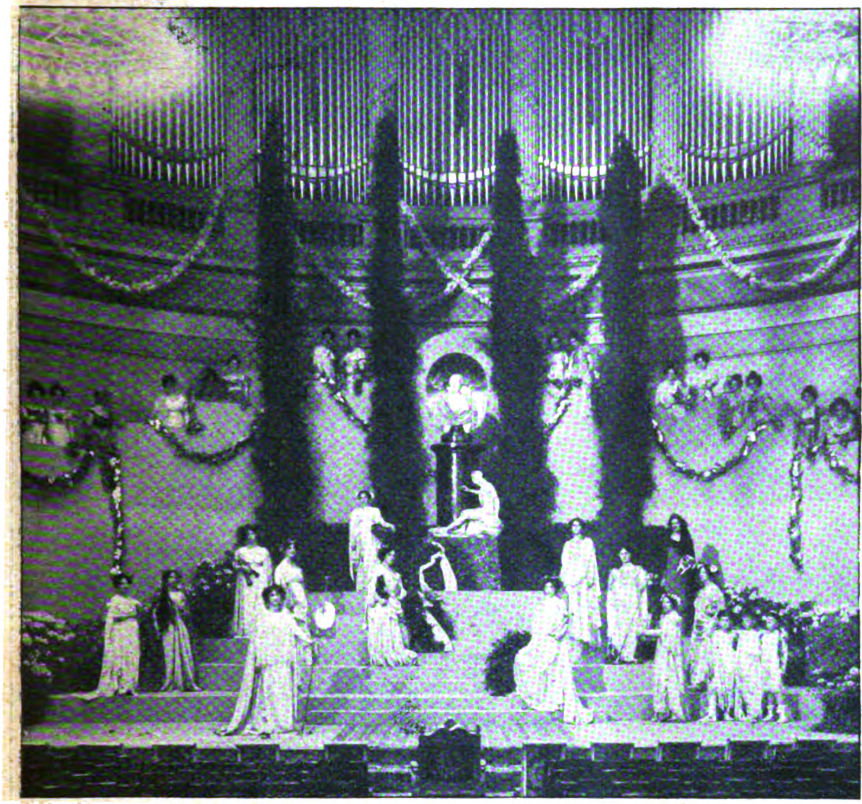
Der Katafalk mit dem Sarge Kwanghsüs.

Die Ueberführung der Gebeine des Kaisers Kwanghsü von China in das Erbbegräbnis der chinesischen Kaiser.

Digitized by

Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 09:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Phot. Hummer. Von Prof. Emanuel v. Seidl arrangierter Festakt im Odeon.

Von der Hundertjahrfeier der Münchner Akademie der Bildenden Künste.



Ferdinand v. Miller,
Präsident der Münchner Akademie, erhielt das Prädikat Exzellenz.



Ferdinand Frhr. v. Reznicek †
der bekannte Münchner Künstler.



Die Lokomotive und der Tender des entgleisten D-Zuges.

Von der Eisenbahnkatastrophe bei Station Herlisheim im Oberelsaß.



Digitized by Google

Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 09:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957 / Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Prof. Felix Schmidt, Dirigent des Vereins. Lehrer Adolf Zissel, 1. Vors. des Vereins.

Zum Sängerwettstreit in Frankfurt a. M.: Der Berliner Lehrergesangverein als Teilnehmer am Wettbewerb um den Wanderpreis des Kaisers.

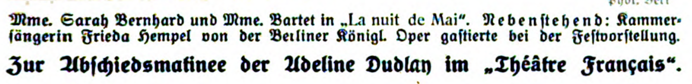
Hofphot. Selle & Kuntze-Niederastroth.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Phot. Bert





Mme. Sarah Bernhard und Mme. Bartet in „La nuit de Mai". Nebenstehend: Kammersängerin Frieda Hempel von der Berliner Königl. Oper gastierte bei der Festvorstellung.

Zur Abschiedsmatinee der Adeline Dudlay im „Théâtre Français".



1. Fürstin Radolin, die Gemahlin des deutschen Botschafters. 2. Präsident Fallières. 3. Die Herzogin von Uzès.

Vornehme Zuschauer bei den Vorführungen im Klub für Polizeihunde in Paris. — Phot. Matin.

Generated on 2019-06-06 09:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY

stellten Erhebungen haben gezeigt, daß von 100 in den Heilstätten behandelten Kranken nach Ablauf von 5 Jahren noch 43 Männer bzw. 50 Frauen erwerbsfähig im Sinne des Invalidenversicherungsgesetzes zu gelten haben. — Diesen Ergebnissen wird entgegengehalten, daß die Erfolge nicht dauernd bleiben, zum mindesten aber, daß sie den großen Geldaufwendungen nicht entsprechen, und daß ähnliche Resultate auch mit geringeren Kosten erzielbar sind. Wir können hier auf das Für und Wider der Beweisgründe nicht eingehen; auch über den Wert der Volksheilstätten wird erst die Zukunft das entscheidende Wort zu sprechen haben.

Und ebenso bleibt auch der Zukunft die weitere Erforschung der medikamentösen Tuberkulosebehandlung vorbehalten. Zwar über das große Heer der chemischen Arzneien, die man gegen die Schwindsucht im Laufe der Jahrhunderte empfohlen hat, sind die Akten schon geschlossen: wir wissen, daß Quecksilber, Arsen, Kreosot usw. usw. als zuverlässige Heilmittel der Tuberkulose nicht angesehen werden können, daß sie günstigenfalls nur gegen einzelne Symptome der Krankheit, wie Husten, Appetitlosigkeit usw., Dienste leisten. Als erstes sog. spezifisches Mittel, das das Uebel an der Wurzel anfaßte, wurde das Tuberkulin von Robert Koch in seinem in der Deutschen Medizinischen Wochenschrift 1890 veröffentlichten Aufsatz eingeführt. Die Beobachtung, daß bei tuberkuloseinfizierten Tieren eine neue Einspritzung von Tuberkelbazillen nicht zur Entwicklung frischer tuberkulöser Veränderungen an der Impfstelle führte oder doch schnell ihre Wirkung verlor, brachte Koch zu dem Schluß, daß Stoffwechselprodukte der Tuberkelbazillen selbst das Heilmittel für den tuberkulösen Prozeß sein müßten. Wir wissen, welche Begeisterung den ersten Nachprüfungen der Kochschen Angaben folgte, und wie bald eine völlige Ernüchterung sich einstellte. Ruhige kritische Beobachtungen der weiteren Jahre lehrten, daß dem alten Tuberkulin und den anderen von Koch später empfohlenen Tuberkulinpräparaten ein erheblicher Wert beigemessen werden muß, und fortgesetzt mehren sich die in den Krankenhäusern, Heilstätten und der Privatpraxis mit diesen Mitteln gewonnenen Besserungen und Heilungen. Diese Untersuchungen müssen sorgfältig fortgeführt werden. Verschiedene, nach dem Prinzip des Kochschen Tuberkulins von anderen Forschern dargestellte Präparate haben sich nicht bewährt. Auch das von v. Behring angegebene Tuberkuloseserum hat ebensowenig wie das von Maragliano (Genua) gewonnene anerkannte Erfolge aufzuweisen. Größere Verbreitung hat zurzeit das von dem österreichischen (in Paris lebenden) Forscher Marmorek präparierte Serum, das ähnlich wie das Diphtherieheilserum gewonnen wird. Ueber seine Wirkung am Menschen sind die Ansichten der Forscher geteilt. Manche leugnen seine Heilkraft gänzlich, andere erkennen sie an, noch andere wollen eine solche zwar nicht bei Lungenschwindsucht, aber doch bei Kehlkopf-, Knochen-, Gelenk- und anderen Tuberkuloseherden gefunden haben.

Die vorstehende Uebersicht über die Aufgaben und Ziele der Tuberkuloseforschung zeigt trotz ihrer durch den beschränkten Raum und durch die Rücksicht auf das Laienverständnis diktierten Kürze und Unvollständigkeit, welche ungeheure Fülle von Problemen die Wissenschaft hier noch zu lösen hat. Um alle diese schwerwiegenden Fragen befriedigend zu beantworten, ist eine große Summe von Intelligenz, Fleiß, Zeit notwendig. Aber auch von Geld. Die experimentellen Studien können nicht mehr wie früher lediglich an Meerschweinchen, Ratten und Mäusen ausgeführt werden: das hauptsächlichste Versuchsobjekt bildet, wie aus diesem Aufsatz hervorgeht, das teure Rind. Die vom Staat unterhaltenen Laboratorien der Institute und Kliniken sind nicht mit genügenden Mitteln ausgestattet, um so kostspielige Versuche in größerem Maß und hinreichend langer Zeit auszuführen. Hier muß private Munifizenz zu Hilfe kommen.

Von diesem Gesichtspunkt aus faßte ich vor zwei Jahren anläßlich des 25jährigen Gedenktages der Entdeckung des Tuberkelbazillus den Plan zur Begründung einer „Robert-Koch-Stiftung zur Bekämpfung der Tuberkulose". Die Stiftung sollte dazu bestimmt sein, wissenschaftliche Arbeiten zur Bekämpfung der Tuberkulose zu unterstützen, und sie sollte gleichzeitig dem genialen Meister der Bakteriologie als ein dauerndes Zeichen der Anerkennung für seine hervorragenden Leistungen geweiht werden. Der Plan fand ungeteilte Anerkennung. Ein Komitee aus Staatsmännern, Gelehrten, Vertretern der Finanz usw. wurde gebildet und durch öffentlichen Aufruf, durch Eingaben bei staatlichen und kommunalen Behörden, Vereinen, durch private Gesuche eine Geldsammlung veranstaltet. Namentlich dank der auch hier erfolgreichen Führung des genialen früheren Ministerialdirektors F. Althoff wurde in etwa anderthalb Jahren eine Summe von mehr als 1¼ Million Mark zusammengebracht. Hierzu haben beigesteuert: der Kaiser aus seinem Dispositionsfonds 100 000 Mark, Frau Anna vom Rath (Berlin) 125 000 Mark, das Deutsche Zentralkomitee zur Bekämpfung der Tuberkulose, Fürst Henckel von Donnersmarck und die Stadt Berlin je 50 000 Mark, andere deutsche Städte rund 110 000 Mark, einige Landesversicherungsanstalten 15 000 Mark, deutsche Aerzte 55 000 Mark, ausländische Aerzte 13 000 Mark, chemische Fabriken 35 000 Mark, sonstige Beitragende 40 000 Mark, endlich der bekannte amerikanische Philanthrop Andrew Carnegie 500 000 Mark. Die Stiftung wird von einem aus 11 Mitgliedern bestehenden Vorstand verwaltet, dem angehören als Vorsitzender Staatsminister Dr. v. Studt (stellvertretender Vorsitzender war der leider verstorbene Geheimrat von Renvers), als Schatzmeister Geheimrat Dr. Fränkel, als stellvertretender Schatzmeister Geheimrat Dr. Gaffky, als Schriftführer ich selbst, als stellvertretender Schriftführer Reichstagsabgeordneter Dr. Mugdan, ferner Robert Koch, als Vertreter des Kaisers sein 1. Leibarzt Generalarzt Dr. v. Ilberg, der Präsident des Kaiserlichen Gesundheitsamts Dr. Bumm, Wirkl. Geh. Oberregierungsrat Dr. F. Schmidt und Frau Anna vom Rath. — Nach § 14 wird jeder, der der Stiftung eine Zuwendung von mindestens 25 000 Mark gemacht hat, als Donator in ihrem „Goldenen Buch" dauernd geführt. Auch wird eine solche Zuwendung unter dem Namen des Spenders als besonderer Fonds in dem Statut der Stiftung gekennzeichnet. — Die Stiftung ist bereits in Kraft getreten: Die erste Zinsrate ist Robert Koch für seine und seiner Mitarbeiter Studien über die Beziehungen zwischen Rinder- und Menschentuberkulose zur Verfügung gestellt worden. So dürfen wir uns der Hoffnung hingeben, daß die Mittel dieser Stiftung reiche Früchte für die weitere wissenschaftliche Erforschung und damit auch für die Bekämpfung einer der verheerendsten menschlichen Seuchen zeitigen werden.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Hanseaten.

Roman von

Rudolf Herzog.

14. Fortsetzung.

Der Erste Offizier des spanischen Kreuzerschiffes „Viscaya“ verbrachte jede freie Stunde im Salon Frau Angèles. Fritz Vanheil lernte ihn dort kennen. Einen Mann aus Nerven und Stahl, mit verschlossenem Gesicht, in dem die dunklen Augen wie Hüter tiefer Geheimnisse brannten. Einen Mann für schwache Frauenherzen.

„Ah,“ sagte der Spanier höflich, „Sie sind Schiffsingenieur? Das ist, was uns mangelt. Die Hauptzahl unseres Maschinen- und Ingenieurpersonals bestand, wie Sie wohl wissen, aus Ausländern. Bei Ausbruch des Krieges nahmen sie ihre Entlassung. Sollte uns, was der Himmel verhüte, ein Unglück treffen, so trifft es uns wegen ungenügender Bedienung der Maschinen.“

„Und die ‚Viscaya‘?“ fragte Frau Angèle mit Hast. „Ist das technische Personal besser geschult?“

„Die Maschinisten sind Stümper. Ich spreche hier unter Freunden.“ Und seine Augen verfinsterten sich.

Frau Angèle sah es. Und ihre Blicke wanderten weiter zu Fritz Vanheil und blieben auf seinem Gesicht haften, bis es sich rötete.

Sie schickt mich in die Schlacht, dachte er. Geschieht es für ihr Vaterland, oder geschieht es für diesen schwarzen Mephisto? O, ich verstehe sie ganz genau. Sie präsentiert mir eine Rechnung. Seien wir nobel. Bezahlen wir die genossene Gastfreundschaft.

„Ich würde mich gern nützlich machen, Herr Kapitän,“ begann er, „denn ich bummle hier schon geraume Zeit. Stellen Sie mich in Ihr Personal ein. Ich werde meinen Posten ausfüllen.“

Der Seeoffizier horchte auf. „Ist das Ihr Ernst? Jeder kundige Mann ist bei uns zu gebrauchen.“

„Es ist mein Ernst. Bis zum Auslaufen der Flotte werde ich mich mit der Maschine hinlänglich vertraut gemacht haben.“

Der Offizier erhob sich schnell. „Kommen Sie mit zum Admiral. Sie werden dort das Weitere hören.“

Eine Stunde später kehrte Fritz Vanheil zurück. Seine Habseligkeiten waren schnell gepackt, und er ließ sich bei Frau Angèle melden, um sich zu verabschieden.

„Ich bin so stolz auf Sie, Fritz, daß ich keine Worte finde.“

„So sagen Sie es mir ohne Worte. Damit ich weiß, daß ich für Sie gehe und nicht für Ihren spanischen Freund.“

„Soll ich glauben, daß Sie eifersüchtig sind?“

„Sie sollen glauben, daß ich Sie liebe und anbete. Dann brauchen Sie keinen Namen für meine Gefühle zu suchen.“

„Ich will Ihnen die Antwort geben. Wenn — Sie mir versprechen — auf den Kapitän — achtzuhaben.“

„Ich stehe im dunklen Maschinenraum, er hoch oben auf der Kommandobrücke. Ein treffendes Bild“, murmelte er. „Und Sie haben es gewählt.“

„Kommen Sie her, Sie wilder Junge“, sagte sie leise, und in ihren dunklen Augen lag der feuchte Schmelz. „Wenn ich Sie nicht wie einen Sohn hielte, würden Sie mir gefährlich sein. Müssen Sie mich denn absolut zu diesem Geständnis zwingen? Kommen Sie als Held zurück, und machen Sie mir Ehre.“

Sie hatte die Hände auf seine Schultern gelegt. Und plötzlich beugte er sich herab und drückte seinen Kopf gegen ihre Brust.

„Was tut ihr?“ fragte die Stimme Robert Twerstens.

Frau Angèle hatte sich gesammelt. Lächelnd ging sie auf den Sohn zu und strich ihm über die starren Augen. „Weißt du es nicht? Fritz ist in das Maschinenpersonal der ‚Viscaya‘ eingetreten. Wir haben ihn gewonnen, und ich habe ihn dafür gesegnet. Nun sage auch du deinem Freund Adieu.“

Robert Twersten blickte sie beide lange an. Da war es wieder, das Ungewisse, das ihn seit Wochen schon in Gegenwart der Mutter beklommen machte, das ihn keine Freude mehr ganz rein genießen ließ. „Nein,“ schrie es in ihm auf, „du hast kein Recht, so zu denken!“

„Komm, Fritz,“ sagte er leise, „ich begleite dich.“

Sie gingen schweigend durch die Stadt dem Hafen zu. Erst beim Abschied sprachen sie.

„Du liebst meine Mutter, Fritz? Du brauchst nicht zu antworten. Aber du weißt, daß meine Mutter in dir nur meinen Freund sieht.“

Und er ging still seiner Wege. — —

Der Juli rückte heran. Die festliche Stimmung in Santiago hatte einer tiefen Enttäuschung Platz gemacht. Und die Enttäuschung wuchs zur Erbitterung. Denn untätig blieb die Flotte im Hafen liegen und zehrte behaglich von den Lebensmitteln der Stadt, die in Santiago von Tag zu Tag knapper wurden. Von der Landseite schnitten die Insurgentenkorps und die Landungstruppen der Amerikaner jede Zufuhr ab wie von der Seeseite die Blockadeschiffe. Und Havanna, der festeste Stützpunkt, mit dem ganz Kuba stand und fiel, geriet ohne die Flotte in Gefahr.

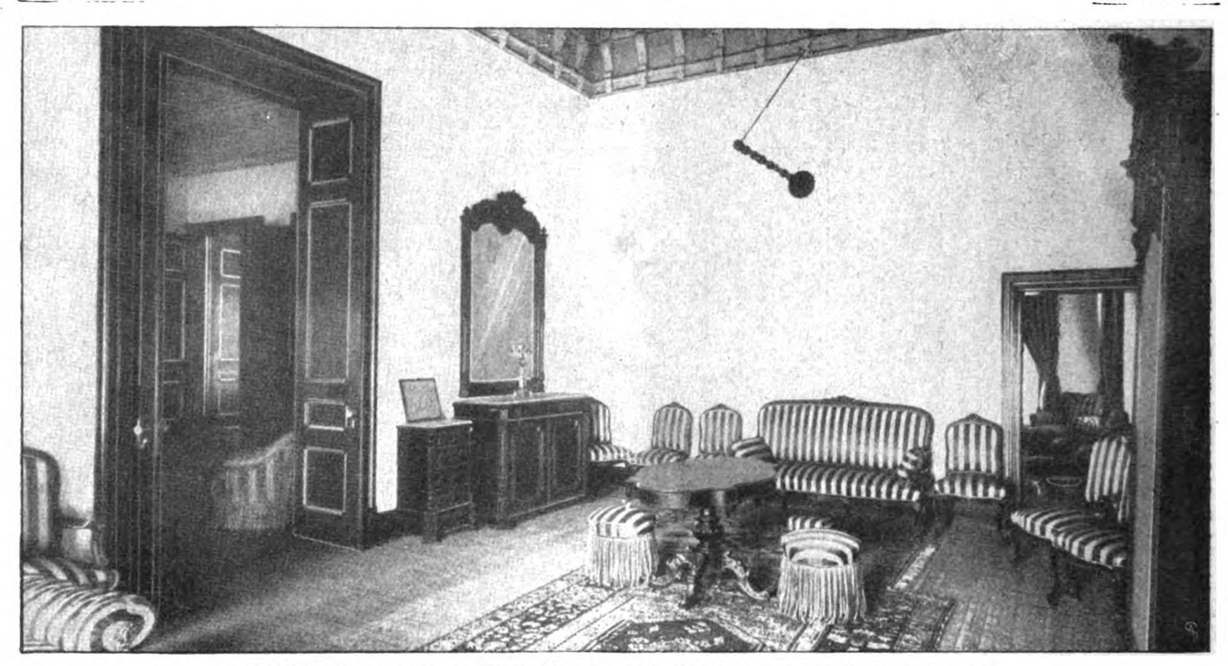
In Santiago stand die Hungersnot vor der Tür. Täglich befürchtete man Ausbrüche der Volksleidenschaft. Die dringendsten Befehle trafen beim spanischen Admiral ein, auszulaufen um jeden Preis und Havanna zu erreichen. Da fügte sich der Admiral. Am 2. Juli war er bereit.

Die Abschiedsbesuche der Geschwaderoffiziere wur-

Published 22. V. 1909. Privilege of copyright in the United States reserved under the Act approved 3 March 1905 by August Scherl G. m. b. H., Berlin.

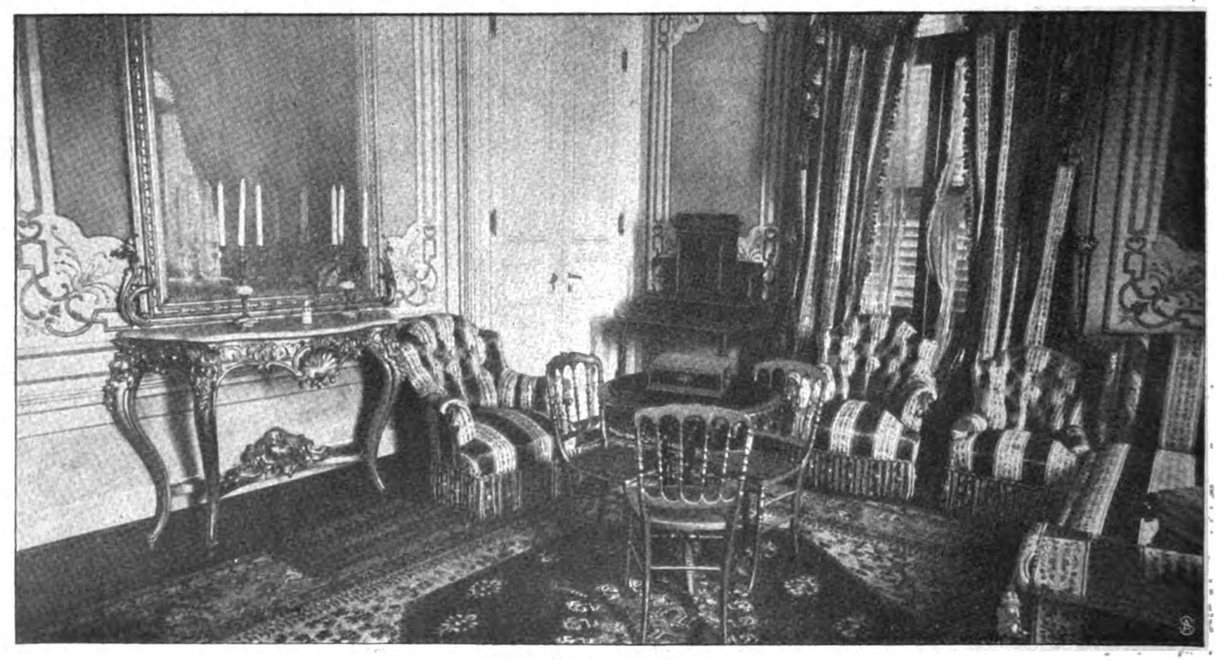


Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Toilettezimmer des Prinzessinnenharems. An der Wand eine elektrische Lampe.

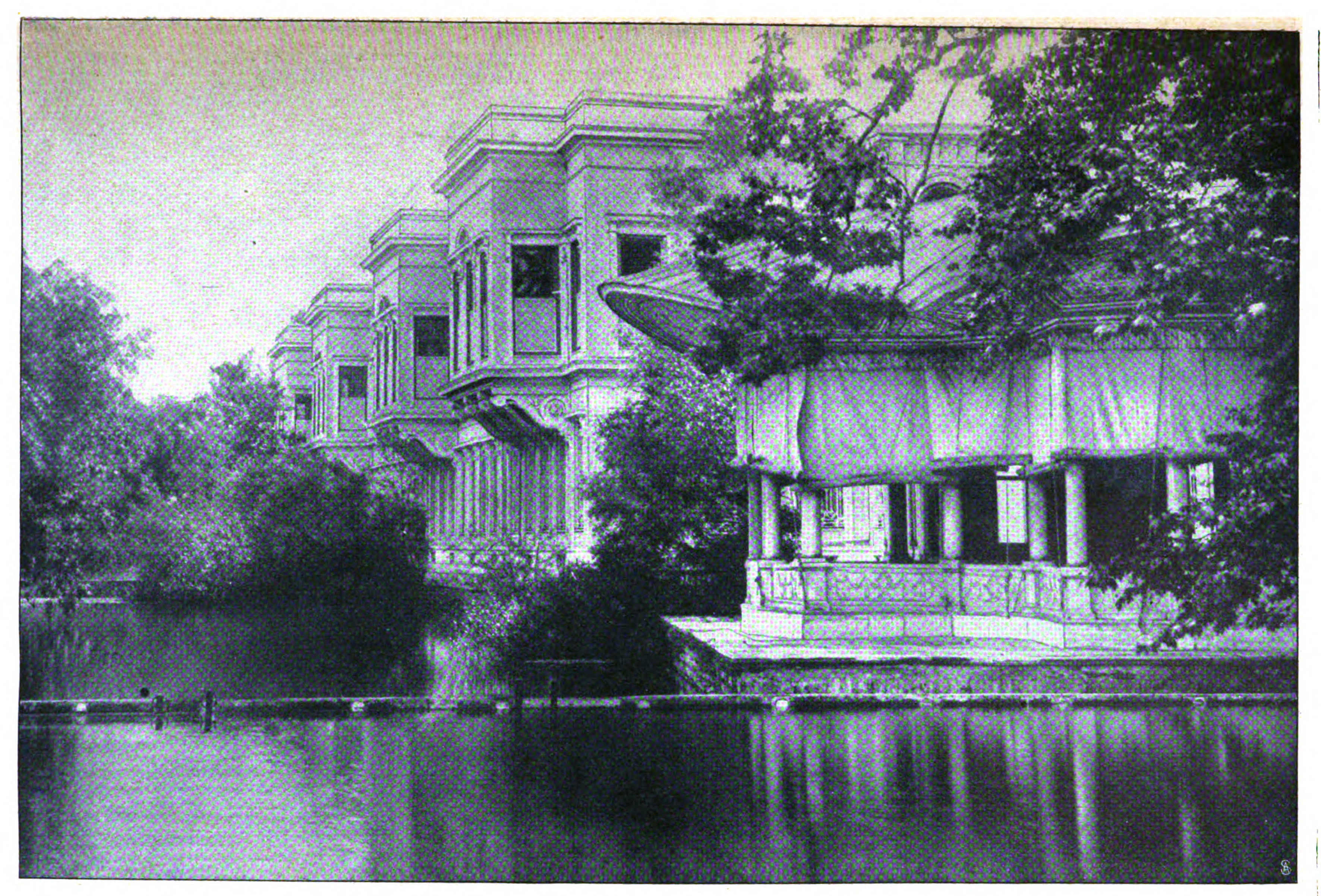
Anfertigung die reizenden Bewohnerinnen dieser goldenen Käfige ihre nicht gerade kargen Mußestunden ausfüllten (Abb. S. 896). Die Gitterjalousien erzeugen jenes mystische Halbdunkel, das an den chronischen Augenleiden der meisten Haremsdamen schuld ist. Viele müssen im Freien Schutzgläser tragen, weil ihre Augen gegen Sonnenlicht überempfindlich geworden. Wenn man das Bild genauer betrachtet, gewinnt man interessante Anhaltspunkte für das Leben der Bewohnerinnen dieses Zimmers; der Schrank enthält Handarbeitsgeräte, die kostbaren Teppiche sind ebenso typisch wie die öden Wände. Von dem Toilettezimmer (Abb. obenst.) überblickt man die benachbarten Räume, rechts steht ein riesiger Spiegelschrank, schrägüber eine Toilettenkonsole. Man kann hier jene Stellung der Spiegel sehen, die es ermöglichen soll, jeden Eintretenden schon von weitem zu beobachten. In dem Kiosk des Sultans wie in den Konaken der großen Paschas erlaubt eine gewisse Zahl geschickt angebrachter Spiegel, den Besucher in jedem Zimmer zu kontrollieren, das er durchschreiten muß, ehe er das Allerheiligste betritt. Einen Einblick in den Wohnraum einer Prinzessin gestattet untenst. Abbildung. Auf dem Tisch sieht man das Schmuckkästchen, dessen Inhalt immer wieder vor Besucherinnen und Dienerinnen ausgebreitet wurde. Auf der Konsole steht ein Fläschchen mit Eau de Cologne, neben dem



Wohnzimmer im Harem.



Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

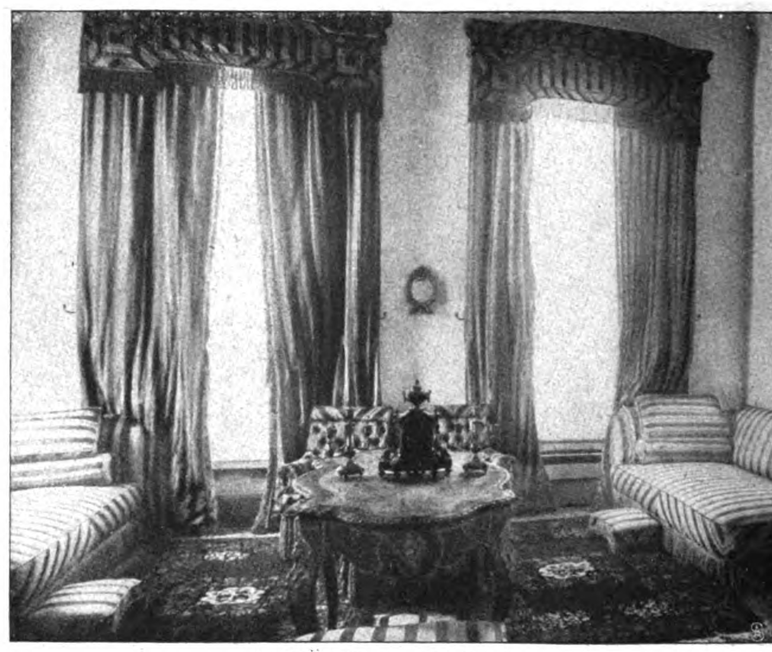


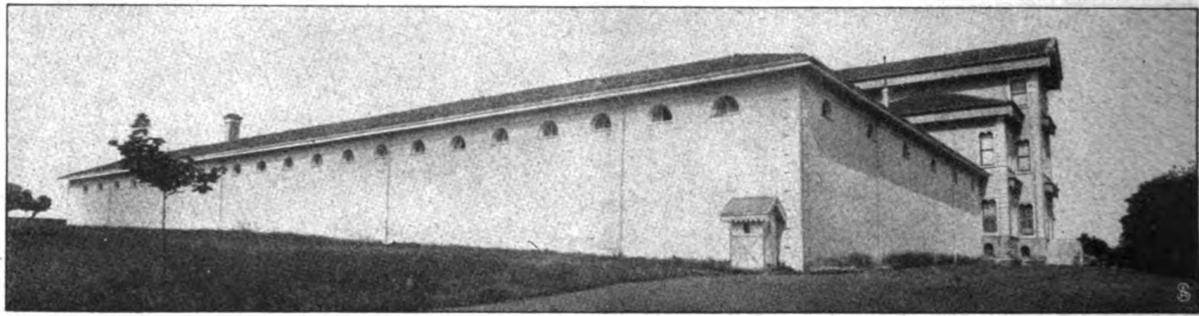
Die Rückseite (Teichfront) der Sultanswohnung mit den Frauengemächern.

Generated on 2019-06-06 09:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY

Fenster ein anscheinend nicht häufig benutzter Damenschreibtisch. Dagegen ist das Spielzimmer im Harem (Abb. S. 893) außerordentlich prunkvoll in der Bemalung der Wände und des Plafonds. Abdul Hamid pflegte hier am Abend mit seinen Damen Karten zu spielen oder dem Schachspiel obzuliegen, in dem er geradezu ein Meister war.

Prächtig ist auch das Empfangzimmer der tscherkessischen Lieblingssklavin Abdul Hamids Makbule


Handarbeitsraum im Harem.


Die Kaserne des 2. Bataillons im Jildis.

(Abb. S. 897), die ihm ins Exil gefolgt ist. Diese rothaarige, etwas korpulente Schönheit bewohnte für sich allein einen großen Pavillon, wo sie eine richtige Hofhaltung mit Eunuchen, Odalisken und zahllosen Dienerinnen führte. Sie soll sehr musikalisch sein, wie ja überhaupt im Harem erschrecklich viel geklimpert wurde.

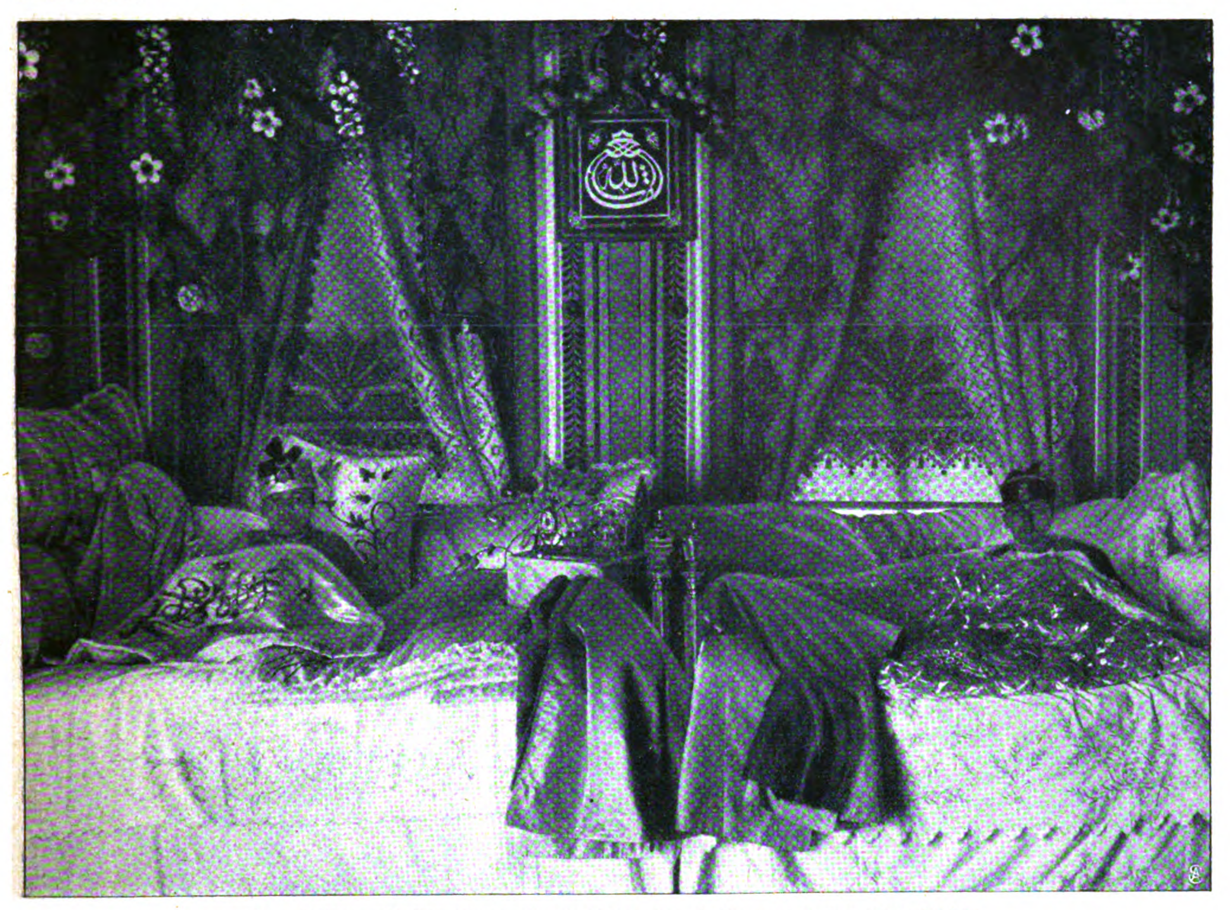
Die interessanteste Aufnahme der Sammlung zeigt wohl Abb. S. 897: Zwei Söhne Abdul Hamids, von Odalisken ihm geschenkt, unmittelbar nach der Beschneidung. Auf die Decke des einen Prinzen ist aufgestickt: „Baby", die Inschrift auf dem Spruchbild lautet: „Maschallah!" — was so viel bedeutet wie „Unberufen!" Charakteristisch ist die Anordnung der Betten neben den Fenstern, wie sie sich übrigens ganz allgemein in jedem türkischen Harem findet.

Die ungeheuren Schätze, die Abdul Hamid zusammengerafft, birgt das Museum im Jildis (Abb. S. 898). In den Tresors dieses Museums hat man

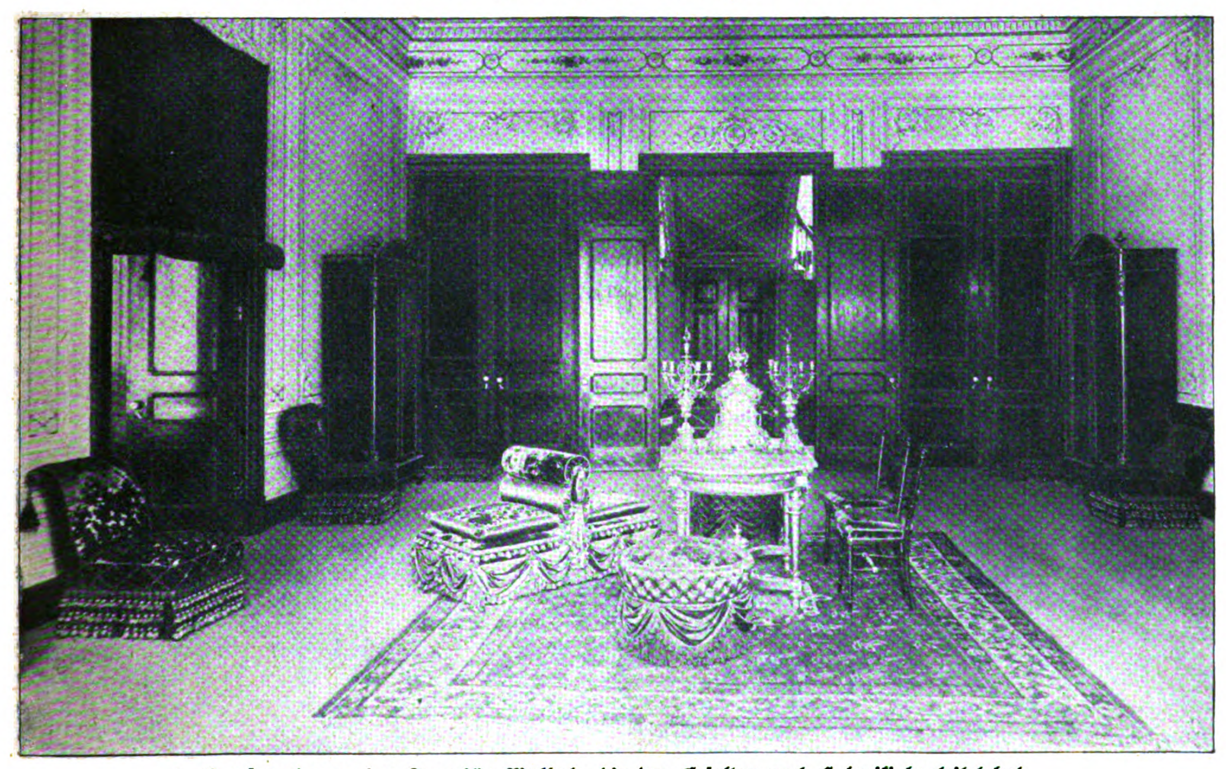

Privatgarten Abdul Hamids mit Hütern.


Die kostbaren Hunde des Jildis mit dem Hundearzt Schäfer.


Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Das Fest der Beschneidung: Zwei Söhne des Sultans nach der Feierlichkeit.

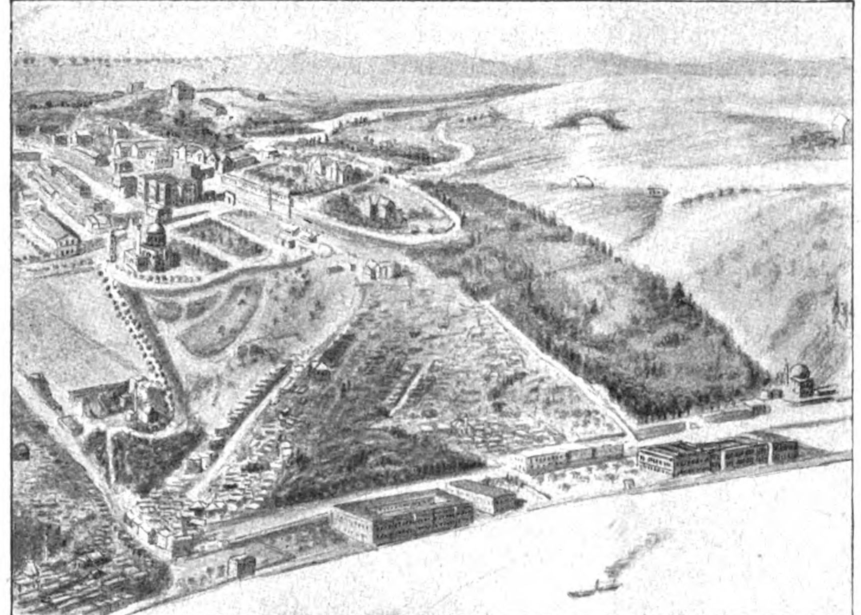


Empfangzimmer der Favoritin Makbule, die den Exsultan nach Saloniki begleitet hat.

Generated on 2019-06-06 09:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
CORNELL UNIVERSITY



Uebersichtsplan des Jildis. Rechtes Bild: **Das Museum Abdul Hamids.**

jetzt Juwelen und andere Kostbarkeiten im Werte von vielen Millionen gefunden. Viel reicher ausgestattet als die berühmte Schatzkammer im Alten Serail, ist dies Museum ein Monument der beispiellosen Habgier eines Despoten, der seinem Volke nichts gönnte, sondern nur von egoistischen Wünschen beherrscht, alles zu erraffen und in seiner Höhle aufzustapeln suchte, dessen er irgend habhaft werden konnte. Das Museum soll später der Oeffentlichkeit gegen Eintrittsgebühr zugänglich gemacht werden. Bis jetzt hat es kaum ein Dutzend Europäer auch nur von außen gesehen.

Es ist bekannt, daß der Exsultan zum Schutz und zur Sicherheit seiner Person besondere Leibtruppen unterhielt, die in eigenen Kasernen des Jildis lagen. Abb. S. 896 stellt die Kaserne des berühmten zweiten Bataillons dar, das sich trotz des unaufhaltsamen und siegreichen Vordringens der Jungtürken bis zuletzt widersetzte und mit der unmittelbaren Bewachung des Padischah betraut war. Auch seinen Park und Privatgarten hatte Abdul Hamid im Jildis. Auf Abb. S. 896 sieht man die Gärtner der Vorbeifahrt des Padischah harren; sie haben die Arme gekreuzt, um auch den Schein eines Attentatsverdachtes zu vermeiden.

Hochinteressante Einblicke in das Mysterium des Jildis gewähren diese Bilder, die zum erstenmal der Welt enthüllen, was hinter den undurchdringlichen Mauern sich barg, mit denen Abdul Hamid sein Privatleben abschloß von dem Leben seines Volkes. In wenigen Wochen werden diese Mauern fallen, und eine neue Zeit wird aufräumen mit den Phantasien eines kranken Despotenhirns.

Der Traum vom Licht.

Skizze von Oskar Kary.

„Es ist Zeit", sagte Paul mit fester Stimme, indem er sich erhob.

Zitternd saß sie vor ihm. Todbleich im Antlitz.

„Paul!"

Er neigte sich zärtlich zu ihr und drückte einen Kuß auf die von goldblondem Haar umrahmte Stirn. Eine Weile blieb er so über sie gebeugt stehen. Und noch einmal sagte er sanft und leise: „Ich muß jetzt gehen!"

Da wurden ihre lieben lichten Augen feucht, und langsam stahlen sich ein paar große Tropfen über ihre Wangen.

„Sei stark, Frieda!" bat er.

Sie blickte unter Tränen lächelnd zu ihm auf. „Ich werde an dich denken, Paul — jede Sekunde! Werde für dich beten und flehn. Und du kannst es ja, wenn du nur Zuversicht hast. — — Und wenn es heute mißlänge — — — es wäre schrecklich. Es würde wieder Jahre dauern, bis man an dich dächte, und dann!" — — Ein herzzerreißendes Schluchzen erstickte ihre Worte.

„Es wird gehen, mein Liebstes, habe nur Vertrauen! Das verdoppelt meinen Mut, meine Kraft! — Wenn du um elf Uhr", fuhr er fort, „den Lichtschein siehst, dann gehe mir entgegen. Siehst du ihn nicht —" „O Gott, Paul!" unterbrach sie ihn — „dann," sagte er milde, aber bestimmt, „dann wirst du von mir oder einem Arbeiter sofort erfahren, warum es nicht brennt. Du brauchst deshalb nicht gleich das Schlimmste zu befürchten. Und nun leb wohl."

Er küßte den kleinen, zarten Mund, und auch ihm wallte das Blut heiß zu Kopf.

„Frieda!" Ein Hauch war es nur.


Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Dann drückte er sie sachte in den Stuhl und verließ leise das Zimmer.

Sie lauschte.

Da hörte sie unten im Flur die Tür gehen, und nun verhallten seine Schritte. — Wenn es mißlang, war all ihr Glück dahin! Sie fing leise an zu beten.

Eigentlich tat sie es nur aus Aufregung, aus Seelenangst. Das Wort erstarb ihr auf den Lippen.

Von der furchtbaren Aufregung erschöpft, übermannt, hielt sie inne. Eine Weile noch starrte sie ins Leere.

Dann umfing sie mit zarter Hand ein linder Schlaf. Sie träumte, sie sei in einem unterirdischen Palast, und alles war so licht, so licht! Und alles funkelte. Und alles blitzte. Und alles war eitel Gold und Edelgestein — — —

Inzwischen ging Paul die Landstraße hin. — Es herrschte tiefe Finsternis. Schwarze Wolken jagten am Himmel. Schwarz stieg der Wald zu beiden Seiten des engen Tales an. Knapp neben der Straße liefen die Schienen, die, wenn der Mond einen Augenblick aus dem Gewölk trat, zwei langen silberfunkelnden Schlangen glichen.

Um die Grundsteine des Bahndammes gurgelte und zischte der Bach. Glucksend schlugen die Wellen ans Ufer. Ein kalter Märzwind strich durch das Tal.

Paul hüllte sich fester in seinen Mantel und schritt fort. Da schien der Mond wieder einen Augenblick trüb durch eine lichte Wolke. Und in seinem Schein sah Paul einen Schatten auftauchen. Er kam näher. Ein kaltes Grauen faßte den sonst starken Mann. Nervös fuhr er zusammen.

Der Schatten kam auf ihn zu.

Krampfhaft umfaßte er den Griff seines Stockes. Seine kalten Finger umklammerten ihn wie ein Rettungseil. — Da ging der Schatten auf die andere Seite der Straße.

Und nun sah Paul: es war ein herumirrender Hund. Also so überreizt waren seine Nerven. Er hatte Furcht.

Und sollte in kurzer Zeit vor der elektrischen Maschine stehen. Sollte sie auf eigene Verantwortung in Betrieb setzen. Und wenn es mißlang . . .

Er wagte gar nicht daran zu denken. — — Aber mußte es nicht sein: um ihretwillen? Gelang es, bekam er eine gute Stellung und konnte sie heimführen.

Sie, die all sein Glück war.

Er hörte ein Geräusch hinter sich und fuhr herum. Der Hund verfolgte ihn. — War er am Ende toll?

Da ging Paul ganz nahe an den Wald.

Das Tier blieb stehen. Es schien ihn verloren zu haben und kehrte traurig um.

Nun sah Paul schon ganz undeutlich über dem Bach die Stau- und Wehranlage.

Auf der Brücke stand die groteske Gestalt des Wächters. Paul rief ihn an. Ob das Wasser schon im Kanal wäre?

Ja!

Er solle das Wasser steigen lassen bis zur Fallenkante!

Gewiß, das würde er tun.

Und um Gottes willen nichts Eigenmächtiges unternehmen.

Sicher nicht!

Paul ging weiter.

Vor ihm tauchten die schattenhaften Umrisse eines Felsens auf. Hinter dem Felsen lag das Elektrizitätswerk. Durch einen Tunnel schoß das Wasser. Paul ging herum. Nun lag unter ihm das Maschinenhaus mit schwach erleuchteten Fenstern.

Es war noch vom Baugerüst umgeben.

Man hörte das Tosen des Wassers, das aus einer gewaltigen Pforte stürzte. Der Schöpfer und Leiter des Werkes stand da bei der Einlaßfalle.

Paul sah noch einmal zurück. Dort hinter jenem Bergrücken war das Haus. Dort war sie. Er mußte sich aus seinen Gefühlen gewaltsam losreißen. Nun stieg er hinab und begrüßte den Direktor des Werkes.

Es war nur ein stummer Händedruck, den die zwei Männer austauschten. Aber es lag ein Wunsch, der Wille, die Existenz der zwei darinnen. Paul wandte sich zu den Arbeitern, deren phantastische riesige Gestalten sich über die Bretter bewegten.

„Alle hierher!"

Sie scharten sich um den Ingenieur.

„Leute! Es gilt heut eine ernste Sache. Wenn ihr eine Unvorsichtigkeit begeht, ist die ganze Geschichte beim Teufel!"

Paul suchte sich einen besonders starken und zuverlässigen aus.

„Sie geben acht," redete er ihn an, „daß der Draht, der über diese Rolle läuft, nicht zu schnell ins Wasser taucht!" —

„Licht her!"

Eine kleine Oellampe wurde gebracht und verbreitete einen ungewissen Schein über die arbeitenden und zuhörenden Arbeiter. Der Ernst der Sache hatte sie ergriffen. Das konnte man auf ihren Gesichtern lesen.

„Also Sie halten das Holzgerüst mit dem Draht gut! Wenn Sie etwas Besonderes zu tun haben, werde ich hinaufrufen."

Paul und der Direktor stiegen über das Gerüst auf schiefgelegten Brettern hinunter.

Nun traten sie durch die große, halb offene Tür in den Maschinenraum. In jedem Fenster stand eine Kerze. Natürlich war das Licht schwach.

„Na, hoffentlich haben wir bald bessere Beleuchtung!" sagte mit einem süßsauren Lächeln der Direktor.

Paul antwortete nicht. Er überflog prüfend den Raum mit scharfen Blicken. Die Maschinisten, die den Regulator für die Turbine zu bedienen hatten, standen an ihren Posten. Die Monteure und ihre Hilfsarbeiter waren mit den letzten Vorbereitungen beschäftigt.

Hinter dem Schaltbrett, im Hochspannungsraum hörte man die Befehle des zweiten, jüngeren Ingenieurs. Nun kam er und begrüßte lächelnd die beiden. Er war immer guter Laune und hob dadurch auch die Stimmung der andern. Paul inspizierte selbst noch einmal die gewaltigen, starrenden Maschinen, dann erscholl laut und klar sein Ruf: „Anlaufen!"

Ein paar Drehungen am Regulatorrad, und das riesige Schwungrad fing ganz langsam an, sich zu drehen.

Die beiden Maschinisten lasen von einem Instrument, das sie an die Achse preßten, die Touren der Maschine ab und riefen sie sich zu. Nun drehte der eine weiter auf. Die Geschwindigkeit wurde höher.

Man sah kaum noch die Speichen des Schwungrades. Immer höher wurde das Sausen der Maschine, immer ohrenbetäubender das schlagende Geräusch der Riemen an den Transmissionen.

Paul sprach einige Worte mit dem zweiten Ingenieur. Der Direktor und ein Monteur gingen rauchend auf und ab. Leute, die sich als Zuschauer eingefunden hatten, drückten sich in die Ecken oder standen an der Tür.

Man erwartete eine Sensation. In allen Gesichtern stand die Aufregung. Was würde sein! — —



Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 09:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957 Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Da trat Paul ans Schaltbrett, das erhöht stand. Der Direktor und der Monteur blieben stehen.

Die Maschinisten schrien durch das Brüllen der Maschinen ihre Zahlen. — In dichten Schwaden zog der Zigarren- und Zigarettenrauch durch die riesige Halle. Paul warf noch einen Blick über die Maschinen und die Leute. Ruhig, edel, vornehm stand er da. Kein Muskel zuckte in seinem durchgeistigten Antlitz. Nun rückte er an einem Hebel, und nun griff seine Linke an das Schaltrad.

Um einen Ton wurde sein Antlitz bleicher.

Er preßte die Lippen aneinander.

— Um ihretwillen — Frieda!

Ein Ruck — ein Brüllen der Maschine, das dem eines wilden Tieres glich, nachdem es eingesehen, daß es dem schwachen Menschen gehorchen müsse — das Zischen steigerte sich, noch ein Knirschen — die Maschine gab Strom.

Ein paar Volt nur. Aber es stieg.

50 — 60 — 100 — 1000 — 2000 — 2500 — wenn nur jetzt nichts geschah. 3000 war der gefährliche Punkt. Der Transformator konnte versagen, der Arbeiter den Draht ins Wasser fallen lassen.

Der kleinste Fehler an der Maschine konnte jetzt ein Unglück herbeirufen. Paul öffnete weiter.

3000 Volt. Er zögerte einen Augenblick.

Dann drehte er abermals — 3200 — Gott sei Dank! Es schien zu gehen, schien gerettet —

4000, 5000 — die Zeiger fuhren auf 3000 zurück.

„Wir brauchen konstanten Wasserstand!" brüllte der Maschinist.

„Das geht jetzt nicht!" schrie ihn aufgeregt der Direktor an.

„Es muß aber sein!" bestand der Maschinist.

„Die Maschine ist hin, wenn Sie das nicht lassen!"

„Aber meine Firma haftet!"

„Soll Ihre Firma der Teufel holen!"

Wütend ging der Direktor davon.

Da kam ihm schon der andere Maschinist entgegen.

„Konstanten Wasserstand!" verlangte er zornglühend.

„Maul halten!" schrie außer sich der Direktor.

Die Leute, die sich in die Ecke gedrückt hatten, glotzten blöde dazu. Da sandte der Direktor einen Arbeiter zur Falle am Bach.

„Höheren Wasserstand — Falle mehr schließen! Verstanden?"

Der nickte und lief davon.

Die Spannung stieg wieder. Paul öffnete weiter. 4500, 5000, 5500 — — —

Da — das höchste 6000 . . . Ein Griff —

„Licht!!"

Taghell war's in dem Raum. Die Leute staunten mit offenen Mäulern. Der Direktor lächelte glücklich. Der zweite Ingenieur rieb sich vergnügt die Hände. Die Maschinisten hörten auf zu fluchen. — —

Paul aber stand noch immer am Schaltbrett, die linke Hand am Rad. — Nun drehte er sich gegen die anderen. Ein leises, überlegenes Lächeln ging über sein bleiches, ruhiges Antlitz.

Das Lächeln des Siegers. — Dann stieg er herab, und er, der Direktor und der zweite Ingenieur reichten sich stumm die Hände.

Weiter sausten die Maschinen, und taghell brannte das Licht — — —

Kaum eine Stunde, nachdem sie eingeschlafen war, fuhr Frieda jäh in die Höhe. Heute hatte sie geschlafen!

Während er kämpfte für sich und für — — sie!

Einen raschen, ängstlichen Blick warf sie auf die Uhr: „½11."

Wenn du um 11 Uhr den Lichtschein siehst, dann geh mir entgegen, hatte er gesagt. Am Ende brannte es gar schon.

Sie trat ans Fenster und sah talabwärts. Nein, es war noch finster. — Noch jagten auch die Wolken. — Noch flüsterte der Wind.

Eine Weile schaute sie so hinaus, das Köpfchen in ihre zarte Hand gestützt — in schweren Sorgen. Wenn es mißlang!

„Paul, mein armer Paul!" lispelte sie.

Da — im Osten — talabwärts — ein heller Schein. War es am Ende ihre überreizte Phantasie? Nein, nein, es war ja — Licht!! Licht!!

Ein wilder Jubel löste sich aus ihrer schwergepreßten Brust. — In wenigen Minuten war sie auf der Straße. Sie lief mehr, als sie ging. In ihrem Herzen das jubelnde, das unfaßliche, das große Glück.

Sie war bis fast zu den Fallen gekommen. Sonst hätte sie sich gefürchtet. Heute dachte sie gar nicht daran.

Zu ihm, nur zu ihm!

Sie sah dankbar zum Himmel. Siehe, der hatte sich geklärt. Nur mehr weiße, spukhafte Wolken segelten gleich Riesenvögeln im Ozean des Aethers. Da sah sie vor sich eine hohe Gestalt, die ihr rasch entgegenkam.

„Paul!" schrie sie in die Nacht und flog in seine offenen Arme, an seine tobende Brust.

„Licht!" sagte er trunken.

„Licht!!" jubelte sie.

Hinter der letzten, verschwindenden Wolke erschien der Mond. — Strahlend. — Göttlich. —

Und über den zwei Menschenkindern klang ein gewaltiger Hymnus, und tausend Sterne leuchteten. Und spiegelten ihr Antlitz im funkelnden, blitzenden, glitzernden Wasser.

„Mein Traum!" flüsterte Frieda.

„Der Traum vom Licht," sagte Paul ahnungsvoll und ernst, „der Traum vom Licht ist Wahrheit im Leben."

Ein neuer Sport.

Von A. Pitcairn-Knowles. — Hierzu 6 Aufnahmen des Verfassers.

In den Dünen von St. Idesbald, die noch vor nicht allzu langer Zeit in öder Einsamkeit lagen und nur ab und zu von einem flandrischen Strandfischer oder einem wanderlustigen Sommerfrischler in ihrer Stille gestört wurden, wird bald fröhliches Leben, jubelnde Lust herrschen: Wo einst menschenscheue Kaninchen sich ungesehen tummelten und kreischende Möwen ein friedliches Rendezvous fanden, ertönen bald von den Höhen des Dünengebirges die Stimmen lachender Menschenscharen, die sich in wilder Ausgelassenheit einem modernen Vergnügen hingeben. Hier nämlich, wo die Dünen der belgischen Küste, von Menschenhand noch wenig mißhandelt, in ihrer großartigen Erhabenheit der Welt erhalten geblieben, hat

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957 Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Ein mutiges Kind.



Auf der Rutschbahn: Die Bahn wird gesäubert und geglättet.

Generated on 2019-06-06 09:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY



Gesamtansicht der Dünenschlittelbahn.

ie Natur einen ihrer höchsten Sandberge erstehen ıssen, und unternehmender Menschengeist bediente sich ieses Naturprodukts, um an diesem herrlichen Erdeck eine neue fesselnde Sportbelustigung ins Dasein u rufen.

Fast könnte man sich in die schneebedeckten Schlittelahnen des Engadins oder des Thüringer Waldes ersetzt glauben, wenn man das Leben und Treiben ı den belgischen „Dünenalpen" bei St. Idesbald gewahr wird, aber statt der glitzernden weißen Decke der winterlichen Schneefläche erblickt das Auge einen goldhellen Sandteppich, und statt des modernen „Toboggans" und der raffinierten Rennmaschinen der großen Wintersportzentren sausen primitive Bretterschlitten mit ihren Insassen die Abhänge hinab. Schlitteln im Sommer am herrlichen Nordseestrand, beinahe ganz so wie es zur Weihnachtzeit in St. Moritz und Oberhof gang und gäbe ist, freilich „en miniature" — fürwahr kein schlechter Gedanke! Allerdings muß das „en miniature" sehr stark betont werden, denn auf



Eine Anfängerin wird in die Geheimnisse des Rutschsports eingeweiht.



Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

einer vierzig Meter langen Dünenrutschbahn können die Freuden und Aufregungen eines „Cresta-Run“ nur im kleinen gekostet werden.

Es mag wohl gegen drei Uhr nachmittags sein, man hat das Dejeuner verzehrt, sein Täßchen Kaffee geschlürft und in aller Behaglichkeit auf der Hotelterrasse eine Zigarette geraucht. Frisch gestärkt geht es neuen Seebadstrapazen entgegen, und des Eselreitens, Muschelsammelns und Sandburgbauens überdrüssig, lenkt man zur Abwechslung seine Schritte nach jenem höchsten Punkt des Dünengebirges. Eine Treppe mit ach so vielen lästigen Stufen führt hinauf, aber der Gedanke an die Talfahrt versöhnt einen mit dem beschwerlichen Weg. Auf der Veranda der Restauration, von wo aus ein prächtiger Rundblick das Auge des Beschauers erfreut und die lustigen Begebnisse auf der Rutschbahn überblickt werden können, sitzen die Bekannten und Verwandten der unerschrockenen Fahrer. Der in angenehmer Erwartung eines regen Kaffeeverkehrs vergnügt lächelnde Wirt entwickelt eine fieberhafte Tätigkeit, neuen Ankömmlingen händigt er die vielbegehrten Rutschbretter aus, einem ängstlichen Backfisch hilft er mit Rat und Tat bei seinem Debüt auf der gefürchteten und doch so verlockenden „Sable Chute“, und bei dem heutigen Massenbesuch wird die Bahn gar oft reparaturbedürftig, und da heißt es die Schäden schnellstens ausbessern, um das ungeduldige, rutschbedürftige Völkchen die Reize der Bahn nach Herzenslust genießen zu lassen. Ein etwa zwei Meter hohes Gerüst bildet den Anfang der Bahn. An einer Leiter klettert der Fahrer hinauf bis zum höchsten Punkt, der Abfahrtstelle, nachdem er bereits vorher sein Fahrzeug auf einem in wagerechter Lage angebrachten Brett placiert hat. Sich auf dem Sitzbrett bequem nieder-



In voller Fahrt.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Fertig zum Start.

zulassen, Hände und Füße in die richtige Lage zu bringen, mittels eines Rucks den ersten Anstoß zu geben und blitzschnell in die Tiefe zu sausen, ist das Werk weniger Augenblicke, wenn es sich um einen geübten Fahrer handelt. Aber wenn ein Anfänger oder gar eine Anfängerin zum erstenmal Mut faßt — doch schaut einmal selbst hin; soeben läßt sich eine graziöse Fahrerin in die Geheimnisse des Rutschsports einweihen (Abb. S. 902). Umringt von ihren Freundinnen und männlichen Bewunderern erklimmt sie behutsam die Stufen, sorgsam nimmt sie eine von der gestrengen Frau Mama gutgeheißene Körperhaltung ein, und eine sorgliche Schwester rafft bedachtsam den flatternden Rock um die Beine zusammen. Mit weisen Ratschlägen wird nicht gekargt, „ja nicht fallen" wimmert die zitternde Mama, das tapfer lächelnde Mädchengesicht wird ernst und erblaßt, „Attention" ruft eine Männerstimme, ein kleiner Schub, und unter dem Jubelgeschrei der Umstehenden fliegt die Debütantin den steilen „Run" hinab. Aber o weh, die weisen Mahnungen der guten Freunde sind in der Aufregung vergessen; statt sich an jenem kritischen Punkt nach rechts zu beugen, hat sie sich mit heftiger Schwenkung nach links geworfen, und lang ausgestreckt liegt die Aermste im Sand. Leichenblaß stürzt die besorgte Mutter zur Unfallstelle, eine ängstliche Gesellschafterin ist einer Ohnmacht nahe, galante Männerhände tun ihre Pflicht — da ertönt aus dem niedlichen Mund der Verunglückten statt jammernden Wehgeschreis der beruhigende Ruf „schnell noch einmal", und ehe die verzweifelte Mama und die taumelnde „Mademoiselle" sich von ihrem Schreck erholt haben, sitzt die Vielbemitleidete wieder auf ihrem Rutschbrett und schießt — diesmal ohne Schiffbruch zu erleiden — über die gefährliche Stelle hinweg. Gar mancher wird durch den Heldenmut dieser Anfängerin zu einem ersten Versuch angespornt, und gar mancher purzelt wie sie in den Sand, aber es sind harmlose Stürze, besonders wenn der Absturz nicht vom Gerüst aus, sondern von der auf der Sandfläche ruhenden Rutschbahn aus erfolgt. Viele allerdings sind nicht dazu zu bewegen, das Gerüst zu besteigen und von der höchsten Spitze aus die Reise anzutreten, sondern begnügen sich damit, ohne die den Anstoß gebende „Luftfahrt" hinabzugleiten. Anderen dagegen kann keine Geschwindigkeit zu groß sein, und sie suchen den Reiz dadurch zu erhöhen, daß sie ihre Sitzbretter mit Schmierseife bestreichen, damit sie schneller gleiten. Die allerkühnsten aber wagen sich in allen möglichen und schwierigen Stellungen, oft zu zweit auf einem Brett, auf die Bahn, und die Ausführung der tollen Einfälle hat noch keinem der Waghalsigen den Hals gekostet oder auch nur eine schlimme Verletzung verursacht. Es ist daher begreiflich, daß besonders die Jugend der Umgegend, oft auch die Allerkleinsten, die Dünen von St. Idesbald zu ihrem allerliebsten Ausflugsort auserkoren haben. So hat das Holzbahnrutschen in letzter Zeit eine ganz unerwartete Popularität erlangt, und alljährlich wächst der Strom der nach St. Idesbald Pilgernden, die an diesem einfachen, aber äußerst amüsanten Zeitvertreib Vergnügen finden, und wer weiß, ob dieses lustige Dünenschlitteln nicht mit der Zeit eine große Verbreitung finden wird. Was hier in einfacher und ursprünglicher Weise dargeboten wird, ist vielleicht nur der Anfang einer ebenso großen wie wirkungsreichen Gründung auf dem Gebiete dieses neuen und eigenartigen Sports.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Neue Moden.

Hierzu 8 photographische Aufnahmen.

Unter den Strahlen der Maiensonne, auf den Rasen von Longchamps und Auteuil, ist die Sommermode 1909 fertig geworden. Was man sich heute nach ihren Satzungen an Toiletten, Vêtements und Hüten erwirbt, das mag man getrost, und sei es in Trouville-Deauville, Ostende oder einem anderen sommerlichen Modezentrum, anlegen, bis die ersten welken Blätter die Aufmerksamkeit auf die Herbstneuheiten lenken. Selbst unter dem, was Pariser Modisten und Schneider im Augenblick verkaufen, ist noch vieles, das nicht allerletzte Neuheit genannt werden kann. Das macht, daß der Uebergang von einer Mode zur anderen eben immer ein sehr langsamer, sehr vorsichtiger ist. Kleider, die wie das weiße Musselingewand auf Abb. 3 gürtellos, darin der alten Modeform noch treu, bald in losen Falten um die Büste drapiert sind, bald diese knapp in engster Prinzeßform umschließen, bezeichnet man mit Recht als dernier cri. Sie treten aber in der sommerlichen Toilette nur vereinzelt auf. Erst der Herbst soll und wird ihre volle Entfaltung mit sich bringen. Der Rock ist wie bei dem vorliegenden Modell an das straffe Oberteil voll und bauschend angesetzt. Er bildet so einen Vorläufer des weiten, zu der zukünftigen Schnebbentaille gedachten Faltenrockes. Ganz modern sind an der weißen Musselintoilette auch die Schmetterlingspuffen, die sich, mit Soutache garniert, über den gleichfalls weißsoutachierten, langen Unterärmeln aus gefälteltem Tüll öffnen. Eine dunkelgrüne Libertyschleife garniert das blusende Mieder und harmoniert mit dem kleinen runden, grünen Roßhaarhut, den ein voller Kranz sehr großer, weißer Seidenmusselinrosen schmückt. Hüte dieser Art werden viel getragen. Man setzt sie jedoch ebenso wie ihre linksseitig hochgeklappten Brüder so auf, daß sie rechts tief über das Ohr sich auf den Nacken herab-

Phot. Agence Générale d'Illustr.

2. Königsblauer Roßhaarhut mit Band und Reiherfedern.



Phot. Reutlinger.

1. Champagnerfarbenes Schantungkleid und pflaumenblauer Wagenmantel.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Phot. Reutlinger.

3. **Weiße Musselintoilette** mit modernem Schnebbenrock.

des Kinnes erblicken, während von links der niedergebogene Hutrand einen Rahmen für das Gesichtsoval bietet, wie man ihn sich kleidsamer kaum wünschen kann. Abb. 2 zeigt einen königsblauen Roßhaarhut, der in sich alle Eigenschaften vereinigt, die man von einer modernen Kopfbedeckung zu erwarten hat. Auch er müßte, um ganz vorschriftsmäßig zu wirken, ein wenig mehr auf die rechte Seite hinabgeschoben sein. Seine Garnierung bildet blaues, sehr



Phot. Reutlinger.

4. **Roter Tuchmantel** mit Soutachegarnierung.



Phot. Agence Générale

5. **Weißes gesticktes Mullkleid** und altrosa Kesselhut.

senken, während die linke Schläfe der Sonne vollständig preisgegeben ist. Die Ansicht, daß alle Hüte links hochgeschlagen sein müßten, ist irrtümlich. Man muß sie nur in der erwähnten Weise aufsetzen, um auf der Höhe zu sein. Natürlich ist es immer angezeigt, den Rand ein wenig nach oben zu biegen. Die Hauptgarnierung legt man deshalb auch gern auf die linke Seite des Hutkopfes. Von rechts gesehen, darf man von einer Dame nichts als allerhöchstens ein Eckchen

breites Moiréband — das moderne Band par excellence — und ein voller Reihenfederstutz. Die große Schnalle, die den Hutrand links zurücknimmt, ist aus schwarzem Jett. Daß man beim Aufsetzen der modernen Hüte, sofern man die eine Angabe des nach rechts Hinunterschiebens befolgt, ganz willkürlich verfahren kann, zeigt der schwarze, verkehrt aufgesetzte Roßhaarhut auf Abb. 8, dessen schwarzer Straußenfedertuff eigentlich die linksseitige Garnierung bildet, die aus

Digitized by Google

Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 09:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

einer den Hutkopf umrandenden Doppelkette von Jettperlen heraussteigt. Das Schantungkleid, dessen zartrosa — fraise écrasée — Tönung durch die schwarze Seidenstickerei im Mieder und an den Bretellen besonders vorteilhaft gehoben wird, läßt das Mieder mit seinen Prinzeßkonzessionen gürtellos, aber ziemlich tief über den faltigen Rock herabreichen. Das kleine, runde Empiècement, das gleichfalls eine schwarzgestickte Borte umrandet, ist aus Valenciennesspitze. Aus dem gleichen Gewebe bestehen auch die Mitainen, die unterhalb des Ellbogens aus den glatten, gefältelten Schantungärmeln hervorkommen. Das tiefe Mieder, hier jedoch mit einem sevresblauen Samtgürtel abschließend, zeigt auch die Toilette aus hellblauem Liberty auf Abb. 6, deren langschleppenden Rock eine gewundene Garnierung von erhaben gesticktem Tüllempiècement umgibt, die den etwas dunkler blauen Taftfutterrock durchscheinen läßt. Auch das runde Plastron auf dem gefältelten Tüllmieder ist mit erhabener, einfarbig blauer Stickerei bedeckt. Die Stickerei steigt als Bretelle an der rechten Schulter empor, von wo ein schmaler, sevres-



Phot. Reutlinger.

Phot. H. Manuel.



Phot. H. Manuel.

6. **Nachmittagskleid aus mattblauem Liberty.** 7. **Hellgrüner Roßhaarhut.** 8. **Mattrotes Schantungkleid.**

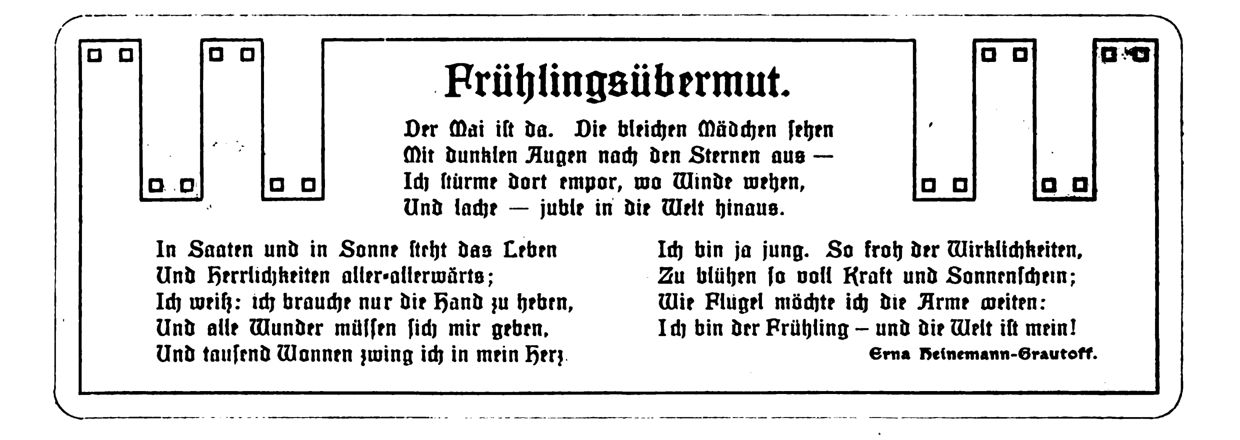
Digitized by Google

Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 09:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

blauer Samtstreifen, in einer einösigen Schleife endend, niederfällt. Als Variation von dem jedoch an erster Stelle stehenden Roßhaar ist das grobe Strohgeflecht zu begrüßen, das das von diesem freigelassene Terrain ganz für sich beansprucht. In Blau zeigt der Hut einen breiten Samtstreifen um den hohen Kopf und eine linksseitig emporstrebende Zier von schwarzen Straußenfedern. Die nicht übergroße Form ist augenblicklich die populärste. Doch muß der Hut mehr nach rechts geneigt getragen werden. Zu einer solchen leichten Nachmittagstoilette legt man sowohl im Wagen wie zu Spaziergängen am Strand, auf der Kurpromenade usw. einen geradlinigen leichten Seidentuchmantel an, etwa in der Art, wie ihn Abb. 4 zeigt. Der Tailleneinschnitt im Rücken ist kaum markiert. Ein kurzer Frackschoß fällt von ihm herab, eingeschachtelt zwischen den beiden langen Seitenteilen des Mantels, der sich vorn über einem Westeneinsatz mit Brandenbourgs geschlossen öffnet. Das rote Tuch des Mantels ist beigefarben soutachiert. Die gleich unterhalb des Verschlusses nach der Seite abgeschrägte Weste ist gleichfalls aus beigefarbenem Tuch. Auf dem vorliegenden Modell harmoniert der Mantel mit der Tuchtoilette, deren lange Aermel auch unter den kurzen Glocken sichtbar werden, doch ist eine solche Harmonie durchaus nicht nötig, ja bei Kleidern aus dünnem Material ausgeschlossen. Der schwarze Roßhaarhut zeigt um den hohen Kopf eine gleichfalls schwarze Garnierung von Moiréband und Krähenflügeln. Einen Abend- und Wagenmantel zeigt Abb. 1. Der lose, lange Kragen aus pflaumenblauem Panne mit heller getöntem Libertyfutter, dessen Aermel nichts anderes als weite, mitten im Rücken aufgesetzte, vorn bretellenartig über die Schultern drapierte Glocken sind, ist rings von einer breiten, gradlinigen, Ton in Ton soutachierten Borte umrandet. Das champagnerfarbene Schantungkleid, das er bedeckt, mit der schweren Garnierung von Clunyspitze und dem tiefen, eckigen Empiècement von irischer Arbeit zeigt auch die lange, unverkennbar aus dem Prinzeßkleid hervorgegangene Miederanordnung. Der straußenfedergeschmückte runde Hut mit den unter dem Rande liegenden, einzelnen Veilchensträußchen hat nichts Charakteristisches. Sehr bezeichnend für die Uebertreibungen der modernen Hutmode ist dagegen die Kopfbedeckung auf Abb. 7, in deren schachtelartigem Raum, zwischen dem hochgeschlagenen Rand und dem Kopf, eine volle dunkelgrüne Bandrüsche den Halbmond von weißen Pfauenfedern trägt. Das Roßhaar des Hutes ist hellgrün getönt. Der altrosa Roßhaarhut (Abb. 5), dessen originelle Kesselform mit dem schwarzen Bandgürtel und dem seitlichen Strauß von weißlichen Noisetterosen schon fast in unserer raschlebigen Zeit etwas Altväterisches hat, überdauert mit seinen Geschwistern sicher noch den Sommer. Er ist der einzige, der die gerade Richtung auf dem Kopfe beibehalten darf. Ein wenig in die Stirn geschoben, schützt er prachtvoll gegen die Sonne und wirkt so im Verein mit einer hellen Mulltoilette wie die des hier vorliegenden Modelles überaus sommerlich. Das Schürzenempiècement des zwar noch kurztailligen, aber der Schnebbentaille gegenüber schon sehr entgegenkommenden Gewandes ist in Schweizer Tambourarbeit weißgestickt. Die Schärpe besteht aus weißem Moiréband. Der umrüschte kleine Ausschnitt, die volantierten Aermel und die Weite des volantgarnierten Rockes sprechen beredt genug für die sich vorbereitenden Veränderungen in der Mode, die die modellierende Linie so ziemlich zu vernichten trachtet.

Klementine.



Frühlingsübermut.

Der Mai ist da. Die bleichen Mädchen sehen
Mit dunklen Augen nach den Sternen aus —
Ich stürme dort empor, wo Winde wehen,
Und lache — juble in die Welt hinaus.

In Saaten und in Sonne steht das Leben
Und Herrlichkeiten aller-allerwärts;
Ich weiß: ich brauche nur die Hand zu heben,
Und alle Wunder müssen sich mir geben,
Und tausend Wonnen zwing ich in mein Herz.

Ich bin ja jung. So froh der Wirklichkeiten,
Zu blühen so voll Kraft und Sonnenschein;
Wie Flügel möchte ich die Arme weiten:
Ich bin der Frühling – und die Welt ist mein!

Erna Heinemann-Grautoff.

Bilder aus aller Welt.

Der verkehrsreichste Fleck der Welt befindet sich im Herzen der Londoner City. Es ist der Platz vor dem Mansion-House, der Residenz des jeweiligen Lord-Mayors von London. Wie jüngst ein Redner im britischen Unterhaus festgestellt hat, fahren über diesen Platz täglich etwa 26600 Fahrzeuge.

Der Tag der Aushebung zum Militär ist ein wichtiges Datum im Leben eines jungen Mannes. Kein Wunder, daß sich in allen Ländern die Sitte herausgebildet hat, diesen Tag festlich zu begehen. In Frankreich schmücken sich die jungen Leute, wenn ihr Schicksal sich entschieden hat, mit pompösen Bandrosetten, stecken ihre Losnummer auf den Hut und durchziehen dann in mehr oder minder aufrichtiger Festesfreude die Straßen der Stadt — mit und ohne Bräute.

Professor G. H. Narten, der seit 21 Jahren das Oldenburgische Landesgewerbemuseum leitet und während der Zeit die Anstalt durch seine rege Sammeltätigkeit ungemein gefördert und bereichert hat, beging am 17. Mai in voller geistiger und körperlicher Rüstigkeit seinen 70. Geburtstag.

Die moderne Frau erobert sich einen Männerberuf nach dem andern, sogar solche, zu deren Ausübung jene besondere Energie gehört, die man in den überwundenen alten Zeiten nur dem „starken“ Geschlecht zutraute. Nun gibt es in England auch schon einen weiblichen Gefängnisinspektor. Frau Dr. Mary Gordon, die als erste ihres Geschlechts dieses Amt erlangt hat, beaufsichtigt die englischen Frauengefängnisse und Trinkerasyle.

Die Stelzen finden nicht nur im Spiel Verwendung. In



Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Wagengewirr vor dem Mansion-House in London. Phot. Park.

Der verkehrsreichste Fleck der Erde.



In gehobener Stimmung: „Allons enfants de la patrie —.“



Trost in der Treue.

Phot. Charles Delius.

Von der Rekrutenaushebung in Frankreich.



Digitized by Google

Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 09:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Hofphot. Bolte.

Professor G. H. Narten,
Direktor des Oldenburgischen Landesgewerbemuseums,
feierte seinen 70. Geburtstag.

manchen Gegenden sind sie ein fast unentbehrlicher Behelf für den Verkehr an sumpfigen oder sandigen Stellen, und in England weiß die Landbevölkerung das eigenartige Instrument auch bei der Feldarbeit zu benutzen. Bei manchen Arbeiten, z. B. in der Hopfenkultur, ist es vorteilhaft, wenn der Arbeiter zu einer gewissen Höhe emporreicht.

Vor kurzem weilte eine Anzahl argentinischer Offiziere in Deutschland, um für die Armee ihres Heimatlandes Studien zu betreiben und bei Krupp große Geschützankäufe vorzubereiten.



Dr. Mary Gordon, der erste weibliche Gefängnisinspektor in England.
Die jüngste Errungenschaft der Frauenbewegung.



Hopfenbauern auf Stelzen.
Ein originelles Betriebsmittel in der englischen Landwirtschaft.



Von links nach rechts: Hauptmann Joly, Oberleutnant Schultz, Hauptmann Grünweler, Ingenieur Hoyer, Oberst Maglione, General Duclós (Präsident der Kommission), Major Baisi, Major Allaria, Oberst Bossich, Hauptmann Garcia, Major Juarez, Oberleutnant Ambrossino, Major Toranzo, Oberleutnant Venturino, Hauptmann Barrera, Major Badaró.

Die argentinische Kommission zur Prüfung von Schußwaffen auf dem Kruppschen Schießplatze in Tangerhütte.

Digitized by Google

Original from CORNELL UNIVERSITY

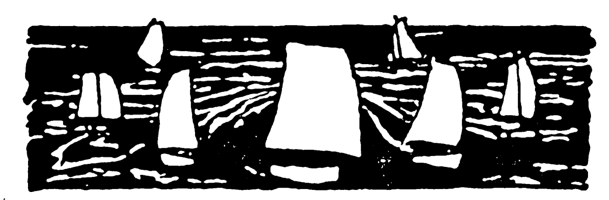
Schluß des redaktionellen Teils.

Generated on 2019-06-06 09:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

DIE·WOCHE

Nummer 22. Berlin, den 29. Mai 1909. 11. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 22.



Die sieben Tage der Woche.

19. Mai.

In Frankfurt a. M. beginnt in Gegenwart des Kaiserpaares der Wettstreit der deutschen Männergesangvereine um den Wanderpreis des Kaisers.

Das Abgeordnetenhaus erklärt die Mandate von vier in Berlin gewählten sozialdemokratischen Abgeordneten für ungültig.

Die Juristische Gesellschaft in Berlin begeht das Fest ihres fünfzigjährigen Bestehens.

20. Mai.

Mohammed V. leistet vor dem Parlament den Eid auf die Verfassung; sodann schwören die Abgeordneten, dem Sultan treu zu bleiben, solange er die Verfassung hochhält.

21. Mai.

Die französische Regierung teilt offiziell mit, daß die Streikbewegung auf der ganzen Linie zum Stillstand gekommen ist.

In der Finanzkommission des Reichstags wird der konservative Antrag auf Besteuerung der Wertpapiere und des Wertzuwachses von Immobilien von der Rechten und dem Zentrum gegen die Stimmen der Linken angenommen.

22. Mai.

Im Reichstagsgebäude wird die 13. Generalversammlung des deutschen Zentralkomitees zur Bekämpfung der Tuberkulose eröffnet.

Beim Frankfurter Sängerwettstreit erringt der Kölner Männergesangverein die Kaiserkette.

Das Haager Schiedsgericht verkündet seinen Schiedsspruch im Casablanca-Streit, der sich auf der mittleren Linie zwischen der deutschen und französischen Rechtsauffassung hält.

Der Schah von Persien betont in einer Proklamation, daß die neu erlassene Verfassung sich mit der nach dem Regierungsantritt des Schahs aufgehobenen alten deckt. Damit gilt der persische Verfassungsstreit als beendigt.

23. Mai.

Die Berliner Stadtverwaltung trifft zum Besuch der Londoner Stadtverwaltung in der englischen Hauptstadt ein.

Das Kaiserpaar trifft nach sechswöchiger Abwesenheit in Potsdam ein.

Die große neue Rennbahn im Grunewald bei Berlin wird im Beisein des Kaiserpaares eröffnet.

Auf dem Pariser Kirchhof Père Lachaise kommt es bei der Gedenkfeier für die hingerichteten Kommunarden zu großen Kundgebungen der revolutionären Parteien und zu Zusammenstößen mit der Polizei.

24. Mai.

Auf Haiti bricht eine neue Revolution aus.

Die in London weilenden Berliner Stadtverordneten werden von König Eduard in Audienz empfangen.

Die Marseiller Seeleute treten in den Generalstreik.

Die türkische Regierung unterbreitet dem Parlament ihr Programm, das nach einer stürmischen Debatte genehmigt wird.

25. Mai.

Die Militärluftschiffe Groß II und Parseval II werden in Döberitz dem Kaiser vorgeführt.

Anläßlich des 500jährigen Jubiläums der Universität Leipzig wird eine studentische Feier veranstaltet, bei der Otto Julius Bierbaums Oper „Der Musenkrieg" aufgeführt wird.

▫ ▫ ▫

Sterbende Bauwerke.

Von Professor Dr. Paul Clemen

Provinzialkonservator der Rheinprovinz.

Wir denken uns ein Kunstwerk gern als einen Organismus, dem sein Schöpfer auch seinen lebendigen Odem eingeflößt hat — das nun, losgelöst von ihm, auch sein selbständiges Leben führt. Ein solcher Organismus ist aber auch dem Geschick alles Lebendigen verfallen: der Zersetzung, dem Untergang, dem Tode preisgegeben. Unverwüstliche Jugend haben nur ganz wenige Kunstwerke, und der Begriff der Unverwüstlichkeit ist ein zeitlich beschränkter; bei vielen beginnt das langsame Sterben schon unmittelbar nach der Schöpfung, um zuletzt ein erschreckend rasches Tempo anzunehmen. Das gilt zumal für alle Werke der Baukunst; ihre Lebensdauer ist eine gemessene. Es sind Riesen darunter von ungeheuerlicher Konstitution, die im Leben der Bauwerke ein Methusalemalter erreichen, und andere, deren Lebensdauer zu einem jähen Ende kommt, viele, die nur eine kurze Jugend verleben können und die jenen Geschöpfen der Vorzeit gegenüber fast wie Eintagsfliegen erscheinen. Alle Maßregeln zur Erhaltung und zur Konservierung unserer Baudenkmäler, die ganze Arbeit der Denkmalpflege, wie sie heute in allen Kulturländern nicht nur Europas erfaßt wird, können nur das Ziel haben, diesen Tod aufzuhalten, hinauszuschieben, den Zersetzungs- und Sterbeprozeß zu verlangsamen. Die Denkmalpflege darf nicht mit kleinen Zeiträumen rechnen. Maßregeln, die nur dazu führen, für wenige Jahre ein Bauwerk zu sichern, sind, wenn sie nicht der Natur nach provisorische und interimistische sein sollen, bedenklich, vielleicht gefährlich — für Jahrzehnte, für ganze Menschen-

Published 29. V. 1909. Privilege of copyright in the United States reserved under the Act approved 3. March 1905 by August Scherl G. m. b. H., Berlin


Digitized by Google

Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 09:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

alter, womöglich für Jahrhunderte sollen sie Sicherung und Schutz zu bringen suchen. Was wir an dem äußeren Gewande unserer alten Monumente schätzen und lieben, das, was ihren malerischen Charakter ausmacht, was die ganze Stimmung des Bauwerkes gibt, das sind zumeist Wahrzeichen des drohenden Todes, Spuren der langsamen Zersetzung, der beginnenden Zerstörung. Die ganze köstliche farbige Patina eines alten Bauwerkes entsteht, soweit hier nicht Neubildungen und das Einnisten von schädlichen oder unschädlichen Schmarotzern mitsprechen, durch Verwitterung der äußersten Oberfläche. Im südlichen Klima gestaltet sich dieser Prozeß insofern etwas anders, als dort bei den Marmorarten, vor allem dem pentelischen Marmor, sich eine Patina entwickelt aus den im Gestein enthaltenen außerordentlich kleinen Mengen Eisen, die an der Oberfläche Eisenoxydhydrat bilden und dadurch eine wirkliche Schutzrinde erzeugen.

Dieser Sterbeprozeß unserer Baudenkmäler ist eine Erscheinung, die man generell studieren möchte und untersuchen sollte, ehe man zu Eingriffen und zu Erhaltungsmaßregeln schreitet. Die medizinische Forschung hat erst die Krankheitskeime und Erreger festzustellen, ehe die Chirurgen und praktischen Aerzte — die Denkmalpfleger — hier mit dem Messer und mit Medikamenten einsetzen können. In solcher Denkmälerpathologie sind wir aber heute noch arg zurück.

Die erste und nächste Ursache für das Absterben eines Bauwerkes liegt — vorausgesetzt, daß in den Konstruktionen von Anfang an kein Fehler war, daß die Fundamente genügend stark waren — in dem Baumaterial selbst. Alle Zeiten haben zunächst immer ganz naiv in dem geographisch nächstliegenden Material gebaut, so daß die Bauwerke zugleich wie verwachsen mit dem Grund und Boden erschienen. Wenn in der Eifel und in den Vogesen, im Etschtal oder in den Apenninen Burgen und Höhenbefestigungen auf einer steilen Klippe aus dem Material des Bergkopfes selbst aufgeführt sind, wächst diese Zutat der Menschenhand eben mit dem gewachsenen Stein selbst zusammen, wird mit ihm ein Ganzes. Aber dies zutage liegende und leicht erreichbare Baumaterial ist, je nach seinem geologischen Charakter und nach seiner Beschaffenheit, eben in ganz verschiedenem Maße geeignet. Unsere Gebirge sind zumeist von einer verwitterten Kruste bedeckt; das zunächst erreichbare Baumaterial ist brüchig und bröcklig, und erst in einer ziemlichen Tiefe unter der Oberfläche wird frisches und gesundes Material gefunden. Das Steinmaterial, das am meisten zur Benutzung verlockt, am leichtesten sich brechen läßt, ist oft das, das die geringste Dauer hat, am raschesten sich zersetzt. Der schlimmste Fall tritt wohl ein, wenn im Laufe der Jahrhunderte die Widerstandskraft des Gesteins gegen Belastung oder Druck sich verringert — Dann tritt eben allgemeiner Kollaps ein. Je spröder der Baukörper, um so eher kann dann die geringste Verschiebung den Zusammenbruch herbeiführen. Und in dem Schwinden der Elastizität einer Baumasse liegt eben ein weiterer Todeskeim. Fast ohne Vorboten und Warnungzeichen kann dann wie beim Kampanile in Venedig der Einsturz erfolgen.

Nicht sofort tödlich sind die Erkrankungen des Aeußeren. Man könnte aus allen Gegenden Europas hier Beisp ele anführen — ich nenne nur einige besonders schlagende aus den Rheinlanden. Die riesigen Brüche im Petersberge bei Maastricht, die seit fast zwei Jahrtausenden in Betrieb sind, haben eine schwere Enttäuschung bereitet: der leicht zu bearbeitende, aber rasch verwitternde gelblich-weiße Kreidetuff hat die rasche Zerstörung vieler wertvoller historischer Denkmäler der Umgegend zur Folge gehabt. Am Niederrhein ist seit dem Ende des ersten Jahrtausends unserer Zeitrechnung der Trachyt vom Drachenfels das am meisten geschätzte Material geworden, der wesentlich aus einer frisch gebrochen grau-violett aussehenden Grundmasse von Feldspat besteht, der einzelne große plattenartige Sanidinkristalle eingefügt sind. Aus diesem Material ist der größte Teil der älteren Partien des Kölner Doms errichtet, für die älteren romanischen Kirchen in Köln, Bonn, Andernach und weiter am Niederrhein bis Xanten hin sind die Hausteine von hier gewonnen. Aber dies zunächst so schön und unzerstörbar aussehende Material wird durch die Kohlensäure der Luft in Verbindung mit der natürlichen Feuchtigkeit langsam zersetzt, es bildet sich Kaliumkarbonat bzw. auch Kalziumbikarbonat, das leicht löslich ausgelaugt wird; das Gestein wird weißlich und zerfällt. Manche der Fialen am Chor des Kölner Domes sehen wie morsche Baumstämme aus, von denen die Rinde in großen Schalen sich ablöst, andere Flächen haben ein seltsam abgenagtes oder ausgefressenes Aussehen. Ein erschreckendes Beispiel von vollständiger Zersetzung der Oberfläche durch den Verfall des Steinmaterials bildete weiter bis vor wenigen Jahren der Wetzlarer Dom. Hier war am Chor und am Langhaus der ganze Mantel aus in verschiedenen Farben spielendem Schalstein hergestellt, einem aus Brüchen bei Wetzlar und Altenberg an der Lahn stammenden Sandstein. Das gelblich graue Material erleidet aber im Laufe der Jahrhunderte an der Oberfläche eine gleichmäßige weitgehende Verwitterung, es blättert sich schuppenartig ab, so daß die ganze Oberfläche zuletzt nur eine lose hängende Schuttmasse bildet, ganze Architekturteile bestehen nur in rein äußerlich noch zusammenhängenden verstaubten Schuppen; bei der Berührung mit einem Stock fallen ganze Partien herunter. Der Stein ist bis tief in die Substanz hinein so zerstört, daß auch ein Abarbeiten ausgeschlossen ist. Wahrscheinlich hat man dort schon im 15. Jahrhundert das Verhängnisvolle in der Wahl dieses geographisch nächsten, bequem erreichbaren Materials eingesehen; bei der Wiederaufnahme des Baues in der Mitte des 15. Jahrhunderts hat man den festeren Marburger Sandstein, das Material der Elisabethkirche zu Marburg, gewählt. Dutzende solcher Beispiele aus allen Gegenden unseres Vaterlandes könnte man noch hinzufügen.

Ist die Zerstörung einmal so weit vorgeschritten, daß fast die ganze äußere Form schon verloren gegangen ist, und daß bereits der Kern des Mauerwerks angegriffen ist, so muß man eben überlegen, ob man das Mauerwerk dem Verfall anheimgeben will, oder ob man es für eine längere Dauer in seiner Form erhalten will. Von dem geschilderten Zustand des Wetzlarer Domchors bis zur vollständigen Ruine waren nur noch wenige Schritte. Mit Palliativmitteln ist hier nichts getan. Das Ausflicken von kleinen Partien und das Ersetzen nur der völlig zerstörten Steine durch das gleiche Material ist bedenklich; es wiederholt sich dann in rascher Frist nur der gleiche Prozeß der Verwitterung. In Wetzlar beispielsweise sind die in den Jahren 1870—1872 mit erheblichem Aufwand erneuerten Teile, bei denen man sich in historischer Pietät


Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY

des gleichen Materials — des Schalsteines — bedienen zu müssen glaubte, heute schon wieder so verwittert, daß sie zum zweitenmal ersetzt werden müssen — und nunmehr in einem festeren und wetterbeständigeren Material. Dabei hat nun freilich hier in Wetzlar der ganze Mantel am Chor fast lückenlos erneuert werden müssen. Man hat hier schweren Herzens sich zu der gleichen radikalen Heilung entschließen müssen wie etwa bei der Kirche St. Front in Périgueux und bei einer ganzen Anzahl der gotischen Collegebauten zu Oxford.

Entscheidend ist, daß der Zeitpunkt für solche durchgreifende Erneuerungen richtig gewählt wird. An der Kathedrale zu Reims sind an dem Strebesystem vor fast einem halben Jahrhundert, noch unter Viollet-le-Duc, weitgehende Auswechslungen vorgenommen worden durch Einsetzen von Vierungen; heute sind zwar die Vierungen gesund, das daneben liegende Steinmaterial aber angegriffen und so stark verwittert, daß nunmehr auch dieses zum Teil ersetzt werden muß, und dazu ist durch das Einsetzen der Vierungen die Standfestigkeit des ganzen Bauwerks selbst stark gefährdet. Oekonomischer wäre es gewesen, hier von den kleinen Ausflickarbeiten zunächst ganz abzusehen und erst, wenn die Lebensdauer einer ganzen Fiale wirklich abgelaufen schien, hier ganze Arbeit zu tun. Auch bei dem Kölner Dom, bei dem jetzt unter der Leitung des Dombaumeisters Hertel weitgehende Auswechslungsarbeiten am Chor bevorstehen, ist man, nach vielen mißlungenen Versuchen mit kleinen Mitteln in den früheren Jahrzehnten, jetzt dazu übergegangen, ganze Arbeit zu machen und die angegriffenen und gefährdeten Quadern im ganzen zu ersetzen.

Man wird hier oft genug schweren Herzens manches opfern müssen von der malerischen Erscheinung des Bauwerkes, vorübergehend auf manches verzichten müssen, was die feine Stimmung des Denkmals ausmacht; es ist aber nicht nötig, ein empfindsames und malerisch gebildetes Auge hier direkt zu brüskieren. Es ist doch ganz unbedenklich, zumal dort, wo es sich nur um Ausflickungsarbeiten an Flächen handelt, die sonst in der alten Patina stehen, die neu eingefügten Teile den alten im Ton künstlich etwas anzunähern. Von allem deckenden Uebermalen muß natürlich abgesehen werden. Den neuen Stein durchaus hart und unvermittelt in einem frischen Glanz neben dem alten stehen zu lassen, ist eigentlich eine seltsame und unlogische Zumutung — wir wählen doch auch beim Ausflicken alten Putzes oder beim Ausflicken von Lücken in einer alten Malerei nicht einen hellen und grellen Wandton, sondern suchen einen neutralen Ton, der sich am unauffälligsten dem alten einfügt. Man wird sich freilich oft genug vor Augen halten müssen, daß man den Pelz nicht waschen kann, ohne ihn naß zu machen. Was noch hart und neu im ersten Jahr dasteht und allzu sensitive Laienbeurteiler reizt, dem haben Regen und Sonnenschein in wenigen Jahren schon so zugesetzt, daß es leidlich mit dem Alten zusammengeht. Es wäre Frevel, hier um eines bloßen Augenblickserfolges willen durch weitgehendes künstliches Altmachen mit eingreifenden Mitteln etwa die ruhige Bildung einer natürlichen Epidermis zu gefährden. Mit den genannten Hausmitteln aber gefährdet man sie keineswegs, sondern beschleunigt höchstens eine solche Bildung.

Unzweifelhaft ist mit Auswechselungen oft genug des Guten viel zu viel geschehen. Das trifft vor allem die Erneuerung des plastischen und ornamentalen Schmuckes an Gebäuden. Am Ottheinrichs- und am Friedrichsbau des Heidelberger Schlosses sind bekanntlich schon vor einer ganzen Reihe von Jahren die sämtlichen Standfiguren ausgewechselt und durch saubere Kopien ersetzt worden. Die alten Originale sind in untergeordneten Räumen des Schlosses selbst mäßig beleuchtet magaziniert. Besser hätte man vielleicht getan, wenn durchaus kopiert werden mußte, die Kopien zunächst zu magazinieren und sie für den Zeitpunkt aufzuheben, wo die Originale völlig verwittert gewesen wären. Vielleicht hätte auch ein Abformen vorderhand genügt. Wenn man zugeben will, daß die Heidelberger Standbilder wegen ihres verwitterten Zustandes schon ersetzt werden mußten, so müßte man unbedingt an dem Bamberger Dom heute den gesamten außen befindlichen Figurenschmuck durch Kopien ersetzen und ebenso an einer ganzen Reihe weiterer großer Kirchen und mehr noch an den meisten der großen französischen Kathedralen. In Bamberg beispielsweise sind diese Außenfiguren schon sehr viel mehr verwittert und sehr viel mehr gefährdet als in Heidelberg, dazu doch außerdem der Qualität nach wertvoller als die dortigen Figuren. Beim Straßburger Münster hat man weise nur vorgebaut und für die Möglichkeit eines späteren Ersatzes zunächst nur Abgüsse angefertigt. Steht freilich eine Kopie einige Jahrzehnte im Freien, so wird oft genug die Tradition unterbrochen. Gegenüber dem berühmten Südportal des Straßburger Münsters haben wohl die wenigsten Beschauer den Eindruck, daß sie hier durchweg vor modernen Kopien stehen. Vor jenen vielbewunderten überlebensgroßen Figuren der Ekklesia und der Synagoge, deren grazile Schlankheit das Werk eines aus Chartres eingewanderten Meisters ist, ahnen vielleicht die wenigsten Beschauer, daß sie hier nur moderne Repliken vor sich haben. Als vor einigen Jahren in einer Ausstellung des Straßburger Denkmälerarchivs die im Frauenhaus aufbewahrten Originale öffentlich ausgestellt waren, konnte man freilich beobachten, wie hier nun doch die Originale an vielen Punkten eine feinere Empfindung und eine weichere Behandlung aufwiesen. Der plastische Schmuck an dem Hauptportal der Abteikirche zu Tholey befindet sich heute im Zustand der vollkommenen Verwitterung und Auflösung: die Oberfläche blättert unaufhaltbar ab — bald wird nur noch eine stumpfe wellige Steinmasse in dem Tympanon vorhanden sein. Der Verbringung des gefährdeten plastischen Schmuckes unserer Denkmalsbauten hinweg in die großen Waisenhäuser der Kunst, die Museen, möchte man sicherlich nicht das Wort reden; — es ist nur ein kümmerliches Leben, das diese dekorativen Plastiken dort weiterführen. Der Gedanke eines großen französischen Zentralmuseums, der am Anfang des 19. Jahrhunderts durch Alexander Lenoir aufgestellt war, ist Gott sei Dank bald wieder aufgegeben worden, und die in Paris versammelten Skulpturen auch von der Außenarchitektur sind den Kirchen und Schlössern wieder zurückgegeben worden.

Sind nun aber Auswechslungsarbeiten einmal unumgänglich notwendig, so ist bei den Erwägungen, wie dem fortschreitenden Verfall am rationellsten Einhalt zu tun ist, am wichtigsten die Frage nach dem neuen Steinmaterial, und in vielen Fällen ist zu wünschen (wenn man etwa nicht, wie im Gebiet des Ziegelbaus, auf ein bestimmtes Material festgelegt ist), daß hier ein Material gewählt werde, das eben möglichst größere Garantie für die Dauer bietet. Für den Kölner



Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

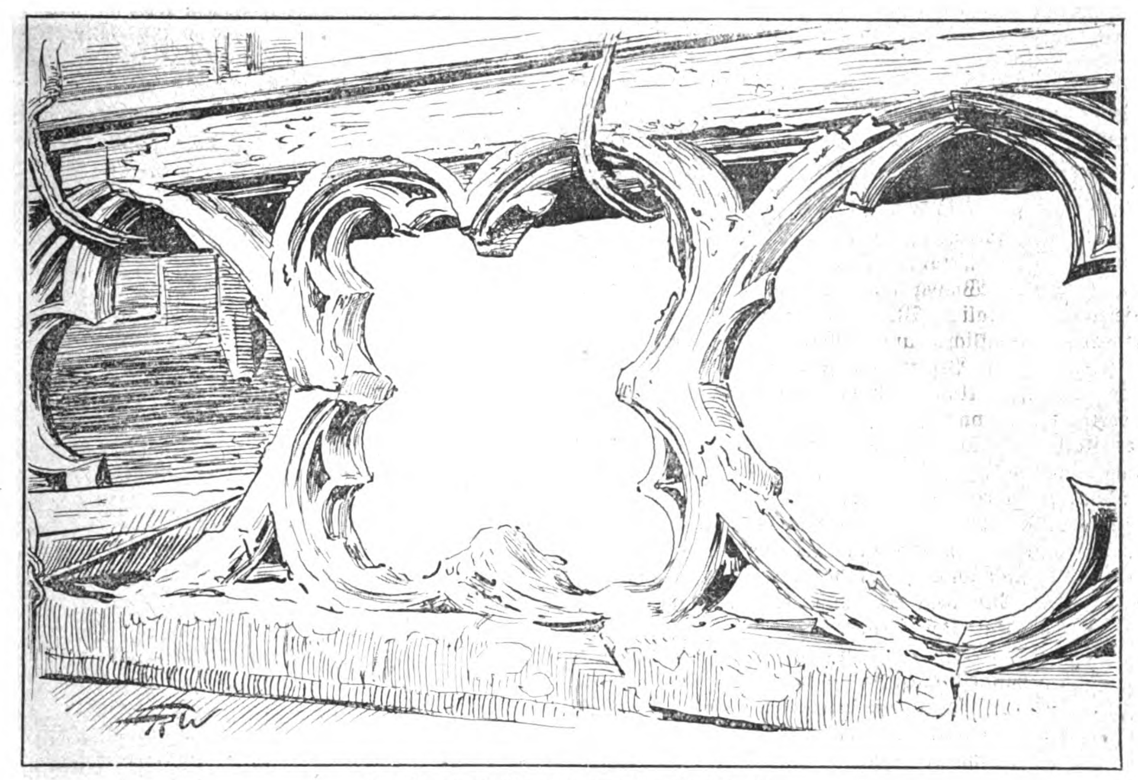
Dom hat man beispielsweise jetzt zu dem Muschelkalk gegriffen, der auch am Wetzlarer Dom verwandt worden ist; dort ist der ganze Chor jetzt in Muschelkalk von Sommershausen und Grenzheim erneuert worden. Der Muschelkalk erscheint freilich heute fast als ein Universalheilmittel; in Berlin, Leipzig, Düsseldorf, Frankfurt ist er in ungeheuren Mengen für neuere Monumentalbauten verwandt worden. Es ist fraglich, ob bei dieser fast beispielslosen Inanspruchnahme der Brüche das gute Material auf lange Zeit ausreicht. Würde man bei dem Weiterbau des Kölner Domes seit den sechziger Jahren bis zum Jahre 1880 die Untersuchungen schon gemacht haben, die heute für die Auswechslungsarbeiten mit ziemlichem Aufwand unter Beteiligung ausgezeichneter Sachverständiger, so des Gießener Professors der Mineralogie Erich Kaiser, eingeleitet sind, so würde man voraussichtlich weder den schwäbischen Stubensandstein noch den Obernkirchener Sandstein für die Erneuerungsarbeiten gewählt haben. Millionen sind hier infolge ungenügender Kenntnis des Materials falsch angewandt und vergeudet. Die dringendste Forderung vor dem Beginn einer jeden solchen Restauration wie vor der Inangriffnahme irgendeines Monumentalbaus ist deshalb die Frage nach der Sicherheit und Haltbarkeit des Materials. Die staatlichen und privaten Prüfungsstellen für Baumaterialien, die in Deutschland bestehen, bieten heute ja eine Reihe von Handhaben hierzu, und die Baumaterialienkunde hat, belehrt durch die schlechten Erfahrungen der letzten Jahrhunderte wie die Feststellung der technischen Malmittel angesichts der Gefahren, die die Meisterwerke von Menzel und Lenbach bedrohen, rasche Fortschritte gemacht. Die Frage ist aber so wichtig, daß die Untersuchung in noch größerem Maßstab organisiert werden müßte. Sammlungen von Baumaterialien wären in Verbindung mit solchen technischen Prüfungsämtern in den einzelnen Provinzen anzulegen, und neben den frischen Baumaterialien wären Bausteine von verschiedenen Bauwerken mit genauer Angabe des Ursprungs in den verschiedenen Verwitterungstadien zu sammeln. Das wertvolle Material, das jetzt bei den großen Restaurationsarbeiten zusammengetragen wird, und das nach Auflösung der Hütten nutzlos liegen bleibt oder zerstört wird, könnte hier, mit verwandtem Material vereinigt, dauernden Nutzen stiften. Es brauchte so die gleiche Arbeit nicht für jeden Fall aufs neue unternommen zu werden.

In den letzten Jahrzehnten ist nun aber noch ein neuer Feind für unsere Bauwerke aufgetreten, den wir erst jetzt recht zu erkennen und in seiner erschreckenden Gefährlichkeit einzuschätzen imstande sind. Dieser Feind ist die Großstadtatmosphäre. Diese mit giftigen Gasen erfüllte Großstadtluft ist nicht nur für unsere Lungen und unseren ganzen Organismus gefährlich, sondern im gleichen Maßstabe auch tödlich für den Organismus der Bauwerke. Das Resultat der hier gemachten Beobachtungen ist ein wahrhaft erschreckendes. Der durchschnittliche Gehalt der Luft an Kohlensäure beträgt 0,04 v. H. — dieser wird aber in der Luft der Großstädte angereichert bis auf das Drei- und Vierfache. Als Hauptfeind für die Bauwerke erscheint aber die schweflige Säure. Schon in den neunziger Jahren ist festgestellt, daß durch die Verbrennung der Kohlen an einem Wintertage etwa 200 000 Kilogramm schwefliger Säure sich im Gebiet des Stadtbezirks London bildet. Das beste Steinmaterial vermag dem auf die Dauer nicht standzuhalten. Der Gehalt der Luft an schwefliger Säure ist nun aber abhängig von der bei der Heizung benutzten Kohle. Manche Steinkohlen enthalten viel, andere nur wenig Schwefel, der sich bei der Verbrennung in schweflige Säure verwandelt. Abhilfe schafft zunächst die Verkokung der natürlichen Kohle, bei der auch viele Nebenprodukte gewonnen werden. Außer Koks und schwefelarmer Steinkohle werden auch Braunkohlenbriketts, den Gehalt an schwefliger Säure in der Luft zu verringern, geeignet sein. Die sorgfältigsten Untersuchungen sind hier schon vor zwei Jahren am Kölner Dom gemacht worden, vor allem durch den oben genannten Prof. Erich Kaiser. Das am Kölner Dom verwandte Material, der Stubensandstein von Schlaitdorf vor allem, zeigt dort schon heute nach nur einem Menschenalter eine ganz wesentliche Veränderung: die Oberfläche löst sich in einzelnen Schalen los, die durch dünne Lagen weißlicher Ausblühungen getrennt sind. Das Bindemittel des Sandsteins, in dem Kaolin am stärksten vertreten ist, löst sich auf unter Bildung von Bikarbonaten, und es tritt ein fortschreitender Verfall der Gesteine ein. Die Umwandlung besteht aus der Bildung von wasserhaltigem Kalk und Magnesiasulfaten, also von Bittersalz und Gips. Diese Bildung erfolgt auf Kosten der vorhandenen Karbonate. In dem frischen Gestein, das den Brüchen direkt entnommen ist, ist keinerlei Schwefelsäure nachzuweisen, dafür zeigt aber der Stein am Kölner Dom einen sehr starken Schwefelsäuregehalt, der eben diese rasche verhängnisvolle Zerstörung herbeigeführt. Der ganze Umwandlungsvorgang ist durch die Einwirkung der Rauchgase zu erklären, mit denen die Großstadtluft gefüllt ist. Nicht nur die Luftschicht, die über Köln lagert, ist voll von solchen Rauchgasen, es liegt vor allem in unmittelbarer Nähe des Domes der Zentralbahnhof, in dem täglich über 300 Lokomotiven ausfahren, die ihre Gase in die Luft senden. Die einstige Kurzsichtigkeit, die, allen verständigen Einwendungen zum Trotz, den Hauptbahnhof am Dom erhalten wollte, und die hier schon Dutzende von Millionen vergeudet hat, rächt sich heute auch hier in erschreckender Weise. Schon der auf das Bauwerk niederfallende Regen bringt eine gewisse Menge von Schwefelsäure mit sich, die nun in das Gestein eindringt. Jeder neue Regenguß bringt nur eine neue Tränkung mit verdünnter Schwefelsäure. Schon in dem stark verdünnten Zustande wirkt sie auf das Karbonatbindemittel ein, und dieser Prozeß wird unter dem Einfluß der immer wiederkehrenden Niederschläge so lange fortdauern, als nur ein dolomitisches Bindemittel in dem Gestein vorhanden ist. Es kommt hinzu, daß mit dem fortschreitenden Eindringen der Lösung auch das Gestein immer poröser wird, daß es immer größere Wassermassen und damit immer größere Gasmengen aus der Atmosphäre aufnehmen kann. Am Kölner Dom handelt es sich zurzeit zum Glück nur um Erkrankungen des Aeußeren — die Substanz ist gesund und vor allem die Stabilität des Bauwerks ist in keiner Weise gefährdet. Die gleichen Beobachtungen wiederholen sich dem gleichen Material gegenüber am Münster zu Ulm, am Rathause zu München und an anderen Bauwerken, die eben auch in Großstädten gelegen sind, während beispielsweise am Schlosse Neuschwanstein, wo fast in den gleichen Jahren der gleiche Stein aus den gleichen Brüchen und gleichen Lagen verwandt worden ist wie beim



Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 09:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

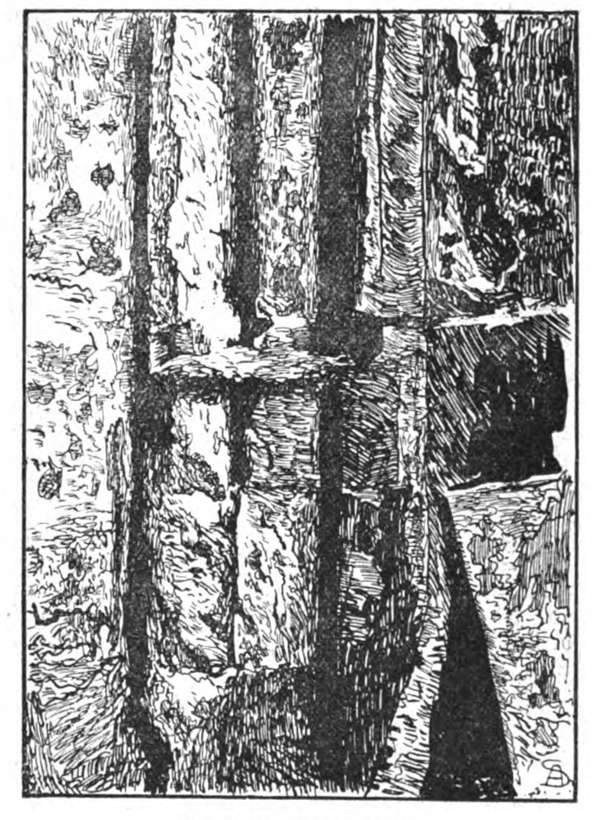


Detail vom Kölner Dom: Eine Balustrade.

Kölner Dom, fern von allen Rauchgasen der Stein eine starke und harte Oberfläche bewahrt hat.

Die Erkenntnis dieses Gegners und gefährlichsten Feindes unserer Denkmäler, der schweflige Säure mit sich führenden Rauchgase unserer Großstadtluft, muß zu Ueberlegungen über die Abwendung dieses gefährlichen Feindes führen, sind doch unsere alten Monumente wie unsere modernen Monumentalbauten und zuletzt alle Bauwerke, die auf eine gewisse Dauer Anspruch machen, hier bedroht. In erster Linie ist eben die Anwendung von Brennmitteln anzustreben, die an sich der Luft einen geringeren Gehalt von schwefliger Säure zuführen. Weiter ist die Frage einer besseren Zerstörung der Rauchgase hier natürlich außerordentlich wichtig; aber alle die schon patentierten Rauchzerstörer von Tyndall an können wohl den freien Kohlenstoff im Rauch zerstören, aber nicht das Produkt Kohlensäure oder schweflige Säure. Immerhin würde aber, wenn die unökonomische Art unserer Verbrennung besser geregelt würde, eine wesentlich geringere Durchschwängerung der Luft erzielt werden. Sollten in absehbarer Zeit unsere Eisenbahnen mit elektrischer Kraft fahren, so würde die Verpestung der Umgebung unserer Bahnhöfe ja wenigstens in der Hauptsache aufgehoben; aber die Rauchgase, die unsere Fabrikschornsteine, unsere Zentralfeuerungen und Kamine erzeugen, würden bleiben, und zuletzt würde sich eben nur ein Teil der schädlichen Stoffe wirklich absorbieren lassen.

Es bleibt dann die Erwägung über, ob man nicht den Stein selbst gegen die schädlichen Angriffe dieser mit schwefliger Säure geschwängerten Rauchgase schützen kann. Solcher Steinschutzmittel gibt es heute eine ganze Menge. Man hat es in älterer Zeit bei vielen Hausteinen mit Anstrich versucht. Alle mit öligen und



Detail vom Kölner Dom:
Charakteristische Verwitterung der Fialen.



Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

harzigen Bindemitteln versehenen Farben aber halten nur einige Jahre; sie werden bald rissig, fallen staubartig ab; und ist der Anstrich wirklich deckend, was er als vollständige Schutzhülle sein muß, so hindert er gleichzeitig das Atmen und Ausdünsten des Steines. Unter der oft durch viele Anstriche fast zentimeterdick gewordenen verfilzten Farbenkruste ist dann der Stein selbst nur noch mehr zermürbt und erweist sich nach Abfallen der Farbkruste oft als Mehl, das man in den Fingern zerreiben kann. Wichtiger erscheinen hier auch die Harz- und Wachspräparate; die Tonerdeseifen, die Kieselsäuren-Alkalien (Wasserglas) haben hier keine Hilfe gebracht. Glücklicher und besseren Erfolg versprechend ist jedenfalls im Prinzip die Fluatierung. Sie bringt eine chemische Umwandlung des Kalkes, indem sie Verbindungen von größerer Härte schafft; die Poren des Kalksteines werden dabei nicht geschlossen, sondern nur verkleinert, durch bestimmte Kieselfluorverbindungen wird die ursprüngliche Steinsubstanz in Flußspat und Kieselsäure verwandelt, also die Oberfläche tunlichst unangreifbar gemacht. Solche Steinschutzmittel sind schon seit Jahrzehnten zur Anwendung gekommen. Mit dem Szerelmey-Steinschutzmittel, das 1841 von dem Oesterreicher Szerelmey zuerst angewandt ward, ist um 1860 das Londoner Parlamentsgebäude behandelt worden — mit sehr gutem Erfolg. Heute sind es vor allem die Keßlerschen Fluate, die immer wieder empfohlen werden, und es ist mit ihnen an ganzen Fassaden wie an einzelnen exponierten Partien seit Jahrzehnten eine Sicherung und Härtung versucht worden. Die Erfahrungen liegen leider noch nicht lange genug zurück, daß man mit aller Sicherheit diesem Verfahren Zutrauen schenken kann; die Fluate sind sicher am wirksamsten bei Kalkstein und bei Sandstein mit Kalk als Bindemittel, bei reinem Sandstein weniger. Das Gefährliche bei ihnen ist, daß sie das natürliche Ausschwitzen und Einatmen des Steines, wenn nicht verhindern, so doch einengen. Bei alten historischen Bauten möchte ich das Verfahren nur bei Einzelteilen empfehlen, die vollständig ausgetrocknet und isoliert sind, etwa bei freistehenden Skulpturen, die auf eine Isolierschicht gesetzt werden können. Und ebenso liegt auf der Hand, daß, wenn bei einem inmitten der Großstadtluft stehenden Bauwerk der Zerstörungsprozeß schon begonnen hat, das Tränken mit Fluaten wohl weiteres Eindringen von schwefliger Säure erschweren kann, nicht aber imstande ist, die zerstörende Wirkung der schon ins Innere eingedrungenen Säure aufzuheben, und auch hier werden schalenförmige Absprengungen kaum zu verhindern sein. Sehr wohl aber könnte man sich einen Erfolg versprechen und theoretisch klar machen bei sofortiger Tränkung einer ganzen Fassade unmittelbar nach der Fertigstellung. Auch diese Frage ist von solcher Wichtigkeit, daß ihr viel größere Beachtung geschenkt werden sollte. Unsere staatlichen Prüfungstellen und die verantwortlichen höchsten Baubehörden müßten dieser wichtigen Frage ihr Augenmerk widmen, unsere Architektenkongresse, die Tage für Denkmalpflege müßten hier eintreten. Die Erfahrungen in allen Kulturländern müßten zuletzt hier vereinigt werden, und Mineralogie und Chemie hätten hier im Bunde zu arbeiten, um ein Mittel zu finden, das — für die einzelnen Materialien natürlich verschieden — den Charakter einer solchen Schutzrinde haben könnte. Es handelt sich um eine wirkliche und förmliche Schutzimpfung unserer Bauwerke. Lockt niemand der Preis und das Verdienst, durch eine solche Erfindung die Lebensdauer unserer Monumente zu verlängern? Die Forderung ist heute brennender als je.

◇◇◇

Zu Pfingsten.

Das ist der heilige Geist des Lebens,
Ob Land und Herzen ausgegossen;
Nun kämpft allnächtens der Sturm vergebens,
Da tausend Knospen und Küsse sprossen.

Mein Wald brennt lohend in jungen Trieben,
Der Flieder steht hoch und silbern am Hange;
Es streifen die Blüten, die zerstieben,
Wie Amorettenflügel die Wange.

Im Maiwind ist ein Rauschen und Rinnen,
Als schöpfte die Luft aus tiefen Bronnen, —
Es harren mit beseelten Sinnen
Die Herzen auf undenkbare Wonnen.

Von allen tränenvollen Stunden,
In die sich gefangene Jugend gerettet,
Von aller Sehnsucht, die gebunden,
Von allen Wünschen, die gekettet.

Von scheuem, süßem Lebensverlangen
Sinken die Bande, sinken die Hüllen,
Denn der reiche Mai wird alle bangen,
Wartenden Seelen mit Sonne füllen!

Alberta von Puttkamer.

Die Beleuchtung der Eisenbahnzüge.

Plauderei von Hans Dominik.

Wenn wir des Abends im traulich beleuchteten Eisenbahnwagen dahineilen und im hellen Kupee bequem lesen können, so denken die allerwenigsten daran, daß dies früher einmal anders war. Und doch ist die Eisenbahnbeleuchtung keineswegs so alt als die Eisenbahn selbst. Wir bekamen die erste Eisenbahn in Preußen bekanntlich im Jahre 1838 auf der Strecke Berlin—Potsdam. Aber erst im Jahre 1844 erschien ein Erlaß des Königs, der an einer Stelle lautet:

„Des Königs Majestät halten es der Sicherheit und des Anstandes wegen für wünschenswert, daß die Eisenbahnwagen während der nächtlichen Züge erleuchtet werden."

Es dauerte aber noch etwa zwei Jahre, bevor dieser Erlaß, zum Teil nicht ohne empfindliche Ordnungstrafen, endlich allgemein durchgeführt wurde. Beinahe zehn Jahre mußten die Leute, die die Eisenbahn des Nachts benutzten, in einem dunklen Kupee sitzen, wenn sie sich nicht selbst Laternen oder Lichter mitbrachten. Erst im Jahre 1846 war die Kerzenbeleuchtung allgemein eingeführt. Ihr folgte sehr schnell die Rübölbeleuchtung, und wiederum einige Jahre später ging man dazu über, das Rüböl durch Petroleum zu ersetzen.

Einen Wendepunkt brachte das Jahr 1870. Damals unternahm es als erste deutsche Gesellschaft die niederschlesische Bahn, eine Gasbeleuchtung der Züge einzuführen. Rein beleuchtungstechnisch war das ein gewaltiger Fortschritt. Die neue Gasbeleuchtung war


Original from CORNELL UNIVERSITY

ganz bedeutend viel heller, zuverlässiger und reinlicher als alle früheren Anlagen. Dabei hatte die Technik recht erhebliche Schwierigkeiten überwinden müssen, um dies Ziel zu erreichen. Das gewöhnliche Steinkohlengas war dafür nicht zu gebrauchen. Wenn man es in die eisernen Kessel hineinpreßte, schlugen sich gerade jene Bestandteile, die die leuchtende Flamme hervorbrachten, nieder und man bekam im Brenner eine Flamme von ungenügender Leuchtkraft. Man mußte daher ein ganz besonderes Gas aus fetten Oelen herstellen, das die Kompression anstandslos ertrug. Ferner wurde es notwendig, eine ganze Reihe sinnreicher technischer Apparate zu schaffen, die das Preßgas auf den richtigen Brennerdruck reduzierten und auch sonst eine zweckmäßige Leitung und Regulierung ermöglichten. Alle diese Aufgaben wurden in kurzer Zeit glänzend gelöst, und die Gasbeleuchtung in den Zügen fand schnelle Verbreitung.

Für diese mußte das Gas aber komprimiert und unter hohem Druck mitgeführt werden. Solange alles normal verlief, solange das Preßgas nur auf ordnungsmäßigem Wege, in seinem Druck reduziert, zu den Brennern gelangen konnte, war alles in bester Ordnung. Wie aber im Falle einer Katastrophe?

Die Praxis ist auf diese Frage die Antwort nicht schuldig geblieben. Bei fast allen großen Eisenbahnunfällen wurden die Preßgasbehälter demoliert, und das ausströmende Gas fand Gelegenheit, sich zu entzünden, und setzte auch die verunglückten Wagen in Brand. Gar mancher Reisende mußte, zwischen Wagentrümmer unbeweglich eingeklemmt, bei vollem Bewußtsein den Verbrennungstod erleiden. Die Sicherheit also hat durch die Gasbeleuchtung entschieden eine Minderung erfahren.

Weitere Jahrzehnte vergingen, und die Elektrotechnik gewann an Macht und Ansehen, gewährte die Mittel einer feuersicheren zuverlässigen Beleuchtung. Das elektrische Licht trat seinen Siegeszug an und eroberte Wohnungen und Werkstätten, Theater und Kaufhäuser, Speicher und Schiffe. Was Wunder, daß die neue Technik ihr Können auch am Eisenbahnproblem versuchte. Freilich war die Aufgabe hier nicht leicht. Wenn das Gas auch gefährlich war, so war es, abgesehen davon, doch ein beinahe ideales Beleuchtungsmittel. Die Anlage eines jeden einzelnen Wagens war unabhängig von anderen Wagen, war unabhängig von Bewegung und Stillstand der Fahrzeuge, konnte zu jeder Zeit in Betrieb genommen oder außer Betrieb gesetzt werden. Demgegenüber hatte die elektrische Zugbeleuchtung zunächst mit ganz anderen Verhältnissen zu arbeiten.

Fest stand zunächst einmal, daß die einzelne elektrische Lampe ebenso elektrischen Strom braucht, wie eine Gaslampe Gas. Weiter stand aber auch ganz und gar nichts fest. Im Gegenteil waren alle Teile sehr beweglich und mußten überdies auch noch nach Belieben getrennt oder verbunden werden können. Im allgemeinen lagen nun drei Möglichkeiten vor. Man konnte daran denken, die Elektrizität gespeichert ebenso mitzunehmen, wie man bisher das Gas mitnahm. Ein solches Vorgehen mußte zu einer reinen Akkumulatorenbeleuchtung führen. Jeder einzelne Wagen bekam die nötigen elektrischen Sammler, die etwa unter die Sitzbänke verstaut wurden, und dann konnte der Betrieb losgehen. Freilich waren die Batterien recht schwer, und ferner mußten sie recht häufig frisch geladen werden. Dies Laden war ein besonders wunder Punkt. Frisches Gas kann man in einen Behälter im Laufe von zwei Minuten einpressen, während eine Neuladung eines Akkumulators 3—5 Stunden in Anspruch nimmt. Während dieser Zeit muß der betreffende Wagen also an eine Ladestelle angeschlossen sein. Um das zu vermeiden, beschloß man, die Akkumulatoren auswechselbar zu machen. Die erschöpften Batterien wurden aus den Wagen herausgehoben, frisch geladene hereingeschoben, und ebenso schnell wie eine Gasfüllung war auch auf diese Weise die elektrische Füllung besorgt.

Die zweite Möglichkeit bestand darin, den elektrischen Strom im Zuge selbst durch die Drehung und Bewegung von Dynamomaschinen zu erzeugen. Solch Strom war aber natürlich nur so lange vorhanden, solange die Dynamomaschine auch wirklich gedreht wurde. Kuppelte man also eine Dynamo mit der Laufachse eines Wagens, so blieb der Strom aus, sobald der Wagen zum Stillstand kam. Setzte man auf die Lokomotive eine kleine Dampfdynamo, so war der Zug stromlos, sobald die Lokomotive von ihm abgekuppelt wurde. Unter solchen Umständen war an einen reinen Maschinenbetrieb natürlich nicht zu denken. Alle Verhältnisse wiesen zwingend auf die Anwendung eines gemischten Systems, bei dem Maschinen und Akkumulatoren nebeneinander arbeiteten. Solange genügende Lokomotivarbeit vorhanden war, lieferten die Dynamomaschinen den Lampenstrom. Sobald der Zug zum Stillstande kam oder die Lokomotive abgekuppelt wurde, übernahmen die Batterien die Stromlieferung. Dieses allgemeine Prinzip ist nun von verschiedenen Konstrukteuren durchgebildet worden. Es würde zu weit führen, wollte man an dieser Stelle auf die technischen Einzelheiten eingehen und die großen Schwierigkeiten aufzählen, die überwunden werden mußten. Grundsätzlich wird man ferner wieder Einzelwagenbeleuchtung unterscheiden müssen, bei der jeder einzelne Wagen eine unabhängige Einheit bildet, und Zugbeleuchtung, bei der die gemeinschaftliche Kraftquelle auf der Lokomotive untergebracht ist. Von speziell deutschen Systemen verdient dasjenige der Gesellschaft für elektrische Zugbeleuchtung besondere Erwähnung, das sowohl für Einzelwagen wie für ganze Zugbeleuchtung gebaut wird und ein recht erfreuliches wirtschaftliches Bild gibt. Der Vergleich zeigt bei einer Einzelwagenbeleuchtung nach diesem System bei gleicher Helligkeit und bei einer Brenndauer von täglich vier Stunden gleiche Betriebskosten für Gas und Elektrizität.

Trotzdem ist der äußere Erfolg der elektrischen Beleuchtung noch ziemlich gering. Die Gesamtzahl elektrisch beleuchteter Wagen auf europäischen Dampfeisenbahnen dürfte die Zahl von 15 000 jedenfalls nicht übersteigen. Wenn man den Ursachen einer derartigen langsamen Entwicklung nachgeht, so zeigt sich alsbald, daß sie lediglich wirtschaftlicher Art sind. Die 300 Millionen, die in der Gasbeleuchtung stecken, und zu denen noch diverse Milliönchen für Fettgasanstalten kommen, können eben nicht mit einem Federstrich abgebucht werden, sondern müssen im Interesse des Wirtschaftslebens ordnungsgemäß amortisiert werden. Aber in Rücksicht auf die Gesundheit der Reisenden und aus diversen recht triftigen Gründen der Ethik und Aesthetik ist es zu wünschen, daß diese Abschreibung recht bald erfolgt, daß recht bald auch in den Personenwagen der vierten Klasse die elektrische Lampe brennt und das verhängnisvolle Gas recht bald verschwindet.



Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Unsere Bilder

Die Eröffnung der neuen Rennbahn im Grunewald (Abb. S. 919—921). Die Reichshauptstadt hat ein Gesellschaftsfest ersten Ranges genossen. In Gegenwart des eben von seiner Reise zurückgekehrten Kaiserpaares, der kaiserlichen Familie und der Elite der weltstädtischen Gesellschaft wurde die große neue Rennbahn bei der Döberitzer Heerstraße eröffnet. Der Sport, der geboten wurde, interessierte die Zuschauer viel weniger als die vielen bedeutenden Persönlichkeiten, die erschienen waren, als die zur Schau gestellten wunderbaren Frühjahrstoiletten und das bunte, wogende, faszinierende Gesellschaftsbild. Und doch gab es eine Reihe spannender Kämpfe und interessanter Ueberraschungen. Beim ersten auf der Bahn gelaufenen Rennen siegte ein krasser Outsider, und beim Rennen um den Preis von Grunewald gab es eine nicht geringere sportliche Ueberraschung — die geringe Quote, die die glücklichen Wetter erhielten.

Der Sängerwettstreit in Frankfurt a. M. (Abb. S. 922 und 923) hat einen imposanten Verlauf genommen und von dem Hochstande der deutschen Sängerkunst Zeugnis abgelegt. Am 19. Mai wurde im Beisein des Kaiserpaares der Sängerkrieg durch ein Begrüßungskonzert der Frankfurter Männergesangvereine und des auf 160 Musiker verstärkten Orchesters des Opernhauses eröffnet. Zum erstenmal konnte man die ausgezeichnete Akustik der von Professor von Thiersch erbauten Festhalle bewundern, die an jenem Abend zehntausend Personen füllten. Am nächsten Tage begann der Kampf der Gesangvereine. Tag für Tag erschien das Kaiserpaar, das in Wiesbaden weilte, in der alten Krönungsstadt und wohnte dem Wettstreit bei. Am 22. Mai war endlich das schöne Liederfest zu Ende, und das Preisgericht verkündigte sein Urteil. Die Kaiserkette hatte sich der Kölner Männergesangverein errungen; den Ersten Preis erhielt der Berliner Lehrergesangverein; die übrigen zehn Preise fielen fast ausschließlich an rheinische Verbände, doch wurde der Sechste Preis dem Berliner Gesangverein Cäcilia Melodia zuteil. Leider wurde die fröhliche Feststimmung durch den plötzlichen Tod eines Mitgliedes des Berliner Lehrergesangvereins stark beeinträchtigt: der Lehrer Wilhelm Hahn erlitt auf dem Festplatz einen Schlaganfall, dem er kurze Zeit darauf erlag.



Lehrer W. Hahn, Berlin †

Der Gedenktag der Schlacht bei Aspern (Abb. S. 925), der glänzenden Waffentat des österreichischen Heeres, das am 21. und 22. Mai 1809 zum erstenmal die unbesiegten Truppen Napoleons geschlagen hat, wurde durch eine schlichte Feier auf dem Schlachtfeld begangen. Der greise Kaiser begab sich mit seinem Hof nach dem seit einiger Zeit zu Wien gehörigen Flecken Aspern und legte bei der Napoleonswarte den Grundstein zu einem großen Denkmal, das den Sieg des Erzherzogs Karl verherrlichen soll.

Der Wirkliche Geheime Rat von Radowitz (Abb. S. 924) feierte unlängst in Berlin im Kreise seiner Familie seinen 70. Geburtstag. Der ausgezeichnete Diplomat, einer der letzten lebenden Mitarbeiter des großen Bismarckschen Werkes, ist im Herbst 1908 aus seiner Stellung als deutscher Botschafter in Madrid geschieden. Josef von Radowitz hat seit dem Jahre 1860 im Staatsdienst gestanden. Später war er als Dezernent für die orientalischen Angelegenheiten im Auswärtigen Amt tätig. 1882 erhielt er den Botschafterposten in Konstantinopel, 1892 wurde er nach Madrid versetzt.

Das Rosenfest des „Oesterreichisch-Ungarischen Invalidendanks" in Wien (Abb. S. 924). Im Wiener Stadtpark hat zugunsten der Wohltätigkeitsinstitutionen des „Invalidendanks" ein reizendes Frühlingsfest stattgefunden, dessen Clou die Wahl der Wiener Rosenkönigin bildete. Die Jury verlieh der liebreizenden Frau Fritzi Dienzl die Rosenkrone.

Ein dänisches Ballettgastspiel in Berlin (Abb. S. 926). In der Berliner Komischen Oper kehren demnächst nordische Gäste ein, vier der tüchtigsten Solotänzer des berühmten Königlichen Balletts in Kopenhagen. Das Berliner Publikum hat anläßlich des Gastspiels des russischen Hofballetts so viel Freude an der Tanzkunst des guten alten Stils gezeigt, daß die beiden dänischen Damen und ihre Partner eines warmen Empfangs gewiß sein können.

General A. M. Stössel (Abb. S. 925), der Besiegte von Port Arthur, den im vorigen Jahre ein Kriegsgericht wegen seiner Haltung vor dem Feinde zum Tode verurteilte, ein Urteil, das der Zar später in zehnjährige Festungsstrafe umwandelte, ist nach einer kaum vierzehnmonatigen, nicht allzu harten Haft in der Peters- und Paulsfestung zugleich mit seinem Schicksalsgenossen Nebogatow neuerdings begnadigt worden. Mit der Freiheit hat er seine früheren Würden nicht zurückerlangt und der gebrochene Mann wird in der Geschichte Rußlands kaum nochmals eine Rolle spielen.

Die Toten der Woche

Bartholomäus von Carneri, bekannter ehem. Parlamentarier und philosophischer Schriftsteller, † in Marburg (Steiermark) am 18. Mai im Alter von 87 Jahren.



Frau Julie von Kügelgen †

Geh. Med.-Rat. Prof. Dr. **Wilhelm Engelmann**, bekannter Physiologe, † in Berlin am 20. Mai im Alter von 66 Jahren.

Geh. Justizrat **Ernst Haack**, † in Berlin am 23. Mai im Alter von 75 Jahren.

Heinrich Haehnel, bekannter Bildhauer, † in Dresden am 22. Mai im Alter von 85 Jahren.

Oberrabiner **M. Hirsch**, † in Hamburg am 18. Mai im 77. Lebensjahr.

Frau **Julie von Kügelgen**, Tochter Friedrich Adolf Krummachers, des bekannten Parabeldichters, und Witwe des Hofmalers W. von Kügelgen, † in Dessau am 24. Mai im Alter von 104½ Jahren (Portr. nebenst.).

Wirkl. Geh. Rat Prof. Dr. **Georg von Neumayer**, ehemaliger Direktor der deutschen Seewarte, † in Neustadt a. d. Hardt am 25. Mai im 83. Lebensjahr (Porträt nebenst.).



Prof. Dr. Georg von Neumayer †

Geh. Reg.-Rat. Prof. Dr. **Adolf Pinner**, bekannter Chemiker, † in Berlin im Alter von 66 Jahren.

Henry Rogers, Vizepräsident der Standard Oil Company, † in Neuyork am 19. Mai im Alter von 69 Jahren.

Oberkonsistorialpräsident D. **Ritter Alexander v. Schneider**, † in München am 21. Mai im Alter von 64 Jahren.

Prinz **Friedrich zu Sayn-Wittgenstein**, † in seiner Villa Palma in Meran am 19. Mai im Alter von 73 Jahren.



Digitized by Google

Original from
CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 09:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Bilder vom Tage

Phot. Gebr. Haeckel.

Der Glanzpunkt im Frühjahrsport der Reichshauptstadt:

Die Eröffnung der Grunewald-Rennbahn: Blick auf die Tribünen.

Generated on 2019-06-06 09:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by 

Original from
CORNELL UNIVERSITY

Phot. Gebr. Haeckel.

Phot. Elektrophot.



1. Von erhöhtem Standpunkt. 2. Farbige Schaltoilette. 3. u. 4. Weiß ist Trumpf.

Phot. Elektrophot.

Am Eröffnungstage der Grunewald-Rennbahn: Elegante Toiletten auf dem Rennplatz.



Digitized by Google

Original from
CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 09:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Die Eröffnung der Grunewald-Rennbahn.

1. Nach Ankunft des ersten Extrazuges. 2. Der Kaiserpavillon. 3. „Autlerhorst“, ein krasser Außenseiter als Sieger im Eröffnungsrennen. 4. Gesellschaftsbild vor den Tribünenaufgängen.

Spezialaufnahmen für die „Woche“.

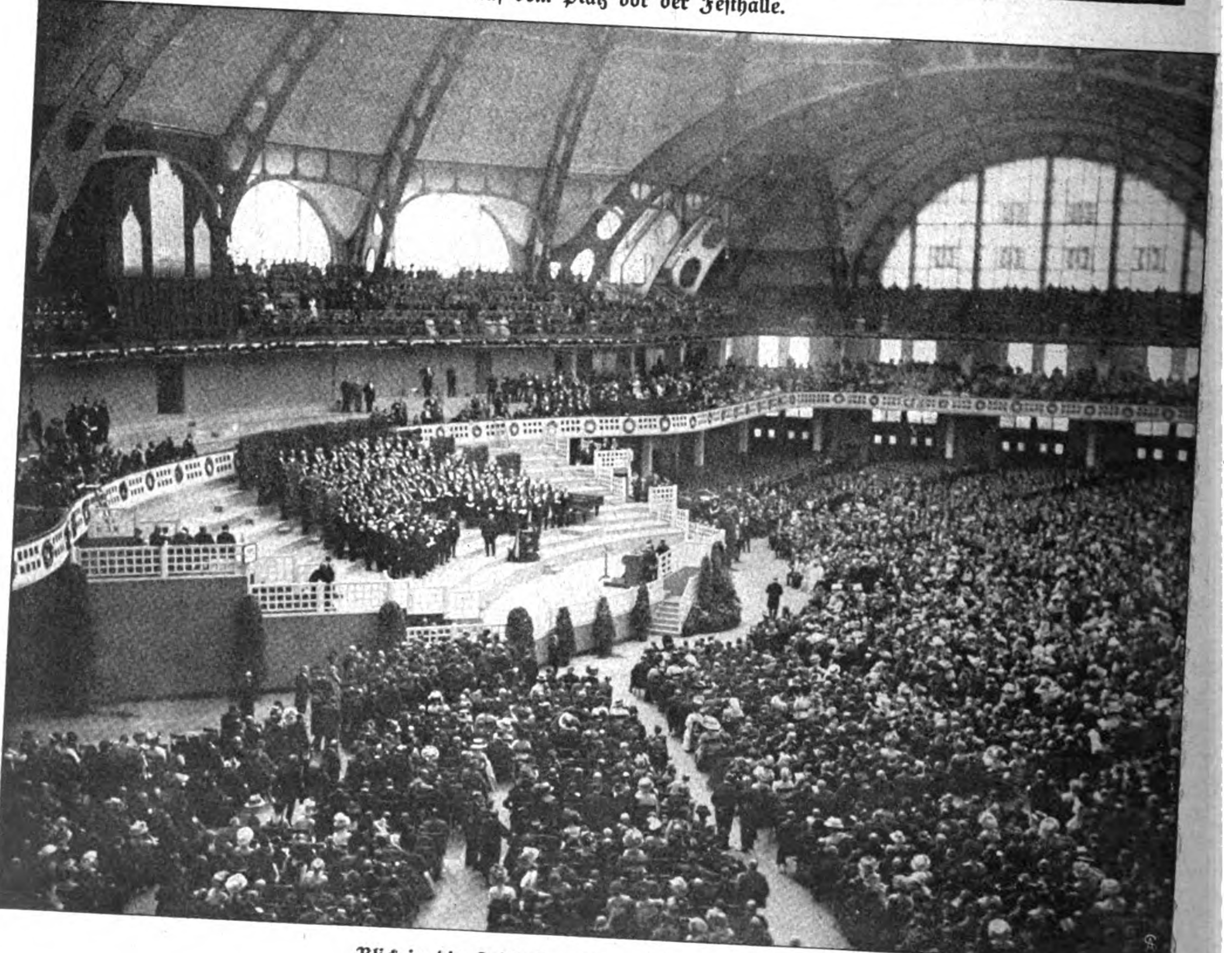
Digitized by Google

Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 09:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Auf dem Platz vor der Festhalle.

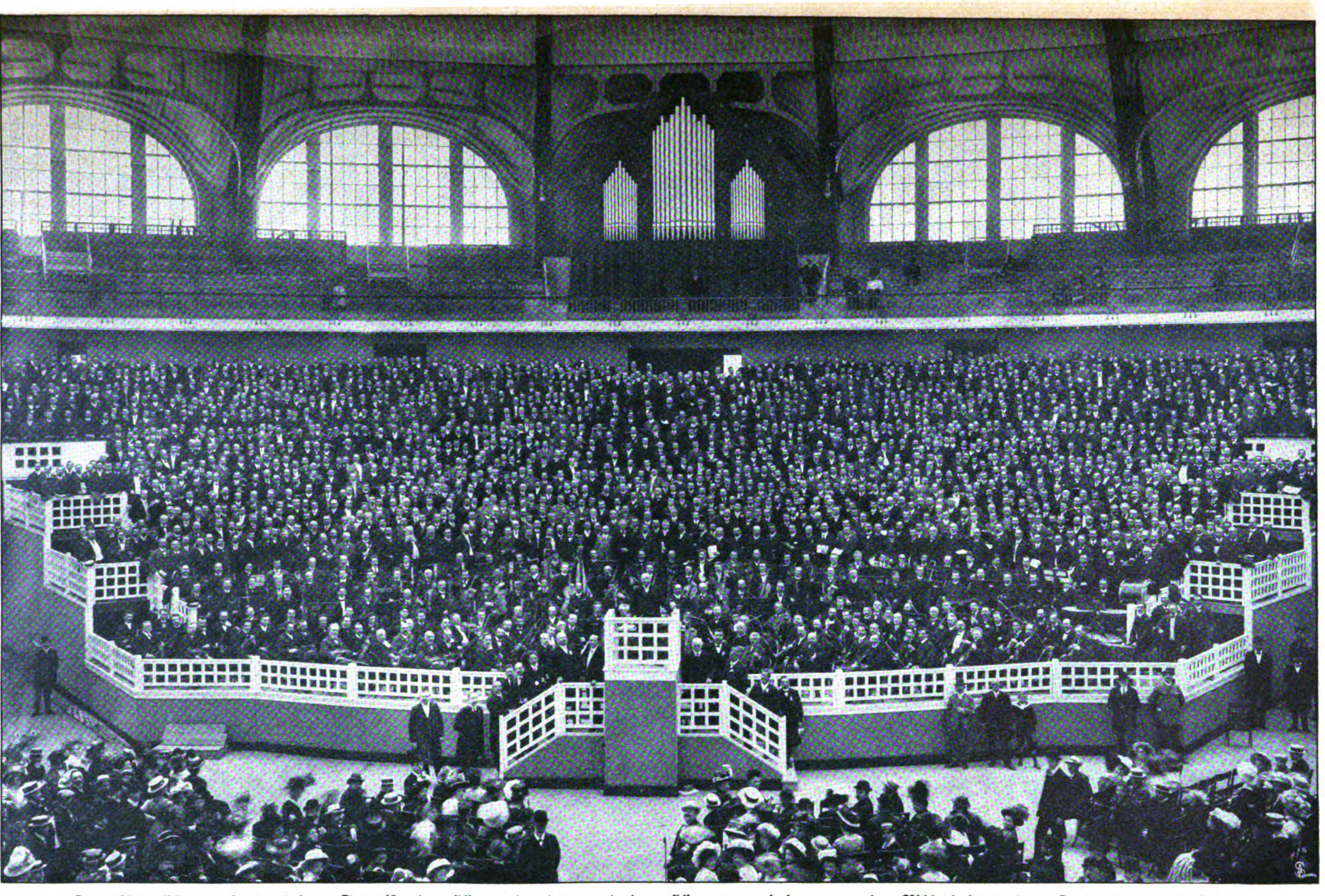


Blick in die Festhalle während des Wettsingens.

Der Sängerwettstreit in Frankfurt a. M.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-06-06 09:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Das Begrüßungskonzert des Frankfurter Sängerbundes und der Sängervereinigung unter Mitwirkung des Opernhausorchesters.

Der Sängerwettstreit in Frankfurt a. M.

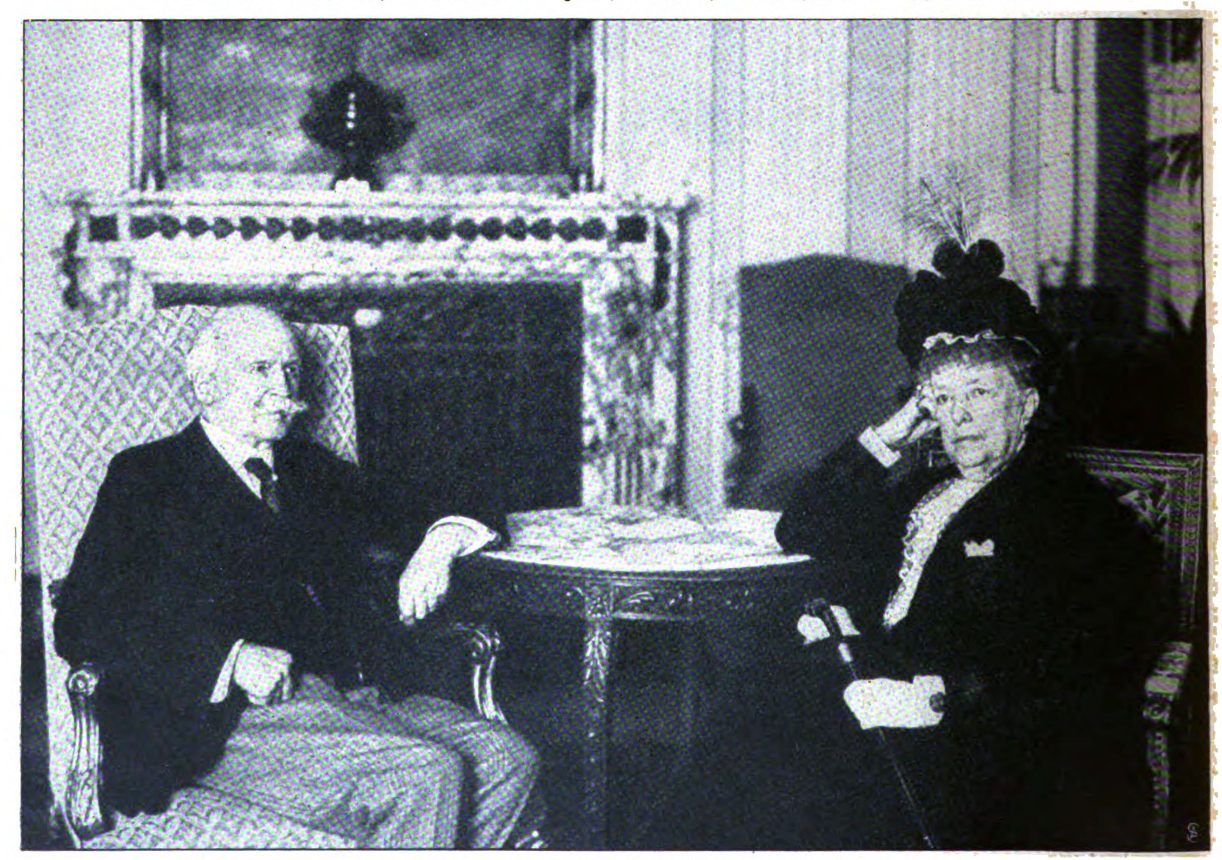
Hofphot. Lauffer.

Digitized by Google

Original from
CORNELL UNIVERSITY



Von der Frühjahrsfeier des „Oesterreichisch-Ungarischen Invalidendanks" in Wien:
Die beim Rosenfest erwählte Königin (×) mit ihrem Hofstaat. — Phot. Seebald.



Wirkl. Geh. Rat von Radowitz, der frühere deutsche Botschafter in Madrid, und Gemahlin.
Zur Feier des 70 Geburtstags des geschätzten Diplomaten. Spezialaufnahme für die „Woche".



Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Kaiser Franz Josef (×) vollführt die drei Hammerschläge bei der Grundsteinlegung des Asperndenkmals.

Die Hundertjahrfeier der Schlacht bei Aspern. Hofphot. Lechner.



Original from
CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 09:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Phot. C. O. Bulla.

General Stössel (×), der Verteidiger von Port Arthur, nach seiner Haftentlassung aus der Petersburger Festung.

Frl. Grethe Ditlevsen. Herr Richard Jensen. Frl. Elna Lauesgard. Herr G. Uhlendorff.

Zum Gastspiel von Mitgliedern des Kopenhagener Königlichen Ballettkorps in der komischen Oper zu Berlin.



Digitized by Google

Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 09:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Hanseaten.

Roman von

Rudolf Herzog.

15. Fortsetzung.

Jetzt hatten die Amerikaner volle Fahrt. Immer geringer wurde der Zwischenraum zwischen ihnen und den Spaniern. Krachend schlugen ihre schweren Geschosse durch die Schiffskörper und fegten die Leiber der Mannschaften zuhauf. Flammen schlugen auf aus der „Infanta Maria Teresa", Flammen aus dem „Almirante Oquendo". Brennende Menschen bemächtigten sich in verzweifeltem Kampfe der Steuer, wendeten und setzten die Schiffe mit letzter Dampfkraft auf den Strand. Die See war besät mit ringenden, blutenden Männern.

Totenblaß lehnte der Kapitän der „Viscaya" an der Kommandobrücke. Drei Kugeln hatten ihm Wunden gerissen. Der Erste Offizier übernahm den Befehl.

Sein Gesicht war steinern, aber seine Augen glühten vor Lust, als sähen sie den Himmel offen und nicht die Pforten der Hölle.

„Feuer! Gebt Feuer!"

Da prasselte schon ein Hagel von Granaten über das eigene Schiff.

„Feuer! Gebt Feuer!"

Ein paar Geschütze nur donnerten die spanische Antwort. Auf dem Boden wälzten sich die Kanoniere. Dort bäumte sich einer auf den Stumpfen seiner Arme und schrie nach seinen Händen. Dort preßte ein anderer, brüllend wie ein Tier, den zerrissenen Leib zusammen. Dort machte sich ein dritter, lachend wie ein Wahnsinniger, von der Leiche eines Kameraden frei, der ihm in jähem Sturz mit seiner Waffe den Brustkasten eingestoßen hatte. Steif wie ein Stock stürzte ein Mann mit zerschmettertem Schädel in den Knäuel.

Der Kommandierende hatte keinen Blick dafür. Unbeweglich stand er auf der Brücke und maß die Entfernung, die das amerikanische Linienschiff „Jowa" zur „Viscaya" hielt. Dicht war der Feind auf dem Leib.

„Feuer! Gebt Feuer!"

Ein paarmal blitzte es auf. Und dann flammte es aus sämtlichen Steuerbordgeschützen der „Jowa". Und immer wieder: Blitz und Schlag, Blitz und Schlag, und die Granaten fegten das Deck der „Viscaya", und das Blut der von Panik ergriffenen Menschen strömte weithin über die Planken.

Da —! Das hölzerne Deck hatte Feuer gefangen. Qualmend wälzte sich die Flamme heran, erstickte das Geschrei der Verwundeten, trieb die Angst der Zurückweichenden zur Raserei.

Ungerührt stand der Kommandierende. Wie Peitschenhiebe drangen seine Befehle von der Brücke herab auf die Mannschaft ein.

Aber die Leute, durch Feuer und Blut um die Besinnung gebracht, stürmten wie eine heulende Herde über Deck, sprangen zu Dutzenden, wie Fackeln brennend, über Bord, verkrochen sich in den Verschanzungen, weinten, lachten, fluchten und beteten.

Eine Schar stürmte die Treppe zur Kommandobrücke. Der Offizier wandte den Blick. Neben ihm stand Robert Twersten. Lange schon. Und der Spanier lächelte. . . .

Dann hob er den Revolver.

„Zurück!" donnerte er die Leute an. „Hunde, Schufte! Was wagt ihr?"

„Beidrehen! Wenden! Auf den Strand laufen lassen!"

Es war das wüste Notgeschrei armer Teufel, die keinen Kleiderfetzen mehr auf dem Leibe trugen.

„Ich bin der Kapitän!"

„Auf ihn!"

Kurz hintereinander knallte der Revolver. Durch den Kopf geschossen, taumelten ein paar der Unglücklichen die Treppe hinab und schlugen hallend auf die Deckplanken.

Eine furchtbare Kanonade erschütterte die Luft. Die amerikanischen Panzer „Broocklyn", „Orgon" und „Texas" hatten die „Viscaya" von beiden Seiten unter Feuer genommen.

Der Kommandierende beugte sich über das Sprachrohr. „Volldampf!" donnerte er in den Maschinenraum.

Eine Granatenexplosion riß ihm das Wort vom Munde. Eine einzige blutige Masse war seine Brust, eine unentwirrbare Masse von rauchendem Fleisch und Uniformfetzen. Er brach in die Knie. Der Kopf klappte nach hinten. Die stieren Augen trafen Robert Twersten, der den Stürzenden auffing und den Kopf des Sterbenden in seinem Schoß hielt.

Einen seltsamen Blick tauschten die beiden Männer aus. Einen Blick, der nichts mehr mit den Dingen der Erde gemein hatte. Der Erschauern und Erlösung in eins war.

Der Erste Offizier der „Viscaya" war tot.

Aus dem Achterdeck des Schiffes lohten verheerende Flammenmassen. Das Ruder backbords, trieb die „Viscaya" auf die Küstenklippen zu. Fiebernd vor Erregung drängte die Mannschaft zuhauf, um bei der Strandung mit dem Sprung auf die Klippen das nackte Leben zu retten. Nun brannte die „Viscaya" vorn, mittschiffs und achtern. Und durch den Donner der feindlichen Geschütze stürmte der Schrei des blanken Entsetzens. Das Feuer hatte die Munitionskammern erreicht. Und der Höllenlärm der Explosion verschlang den Donner der Schlacht und das Sterbegelall der Menschen.

Die „Jowa" hatte vom Kampf abgelassen. Und während ihre Schwesterschiffe den letzten spanischen

Published 29. V. 1909. Privilege of copyright in the United States reserved under the Act approved 3 March 1905 by August Scherl G. m. b. H., Berlin.



Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Panzer, den „Cristobal Colon", verfolgten und ihn zwangen, ohne Schwertstreich die Flagge niederzuholen und auf den Strand zu laufen, setzte die „Jowa" ihre Boote aus, die Ertrinkenden zu retten und an Bord zu bringen.

Ein Prellschuß hatte Robert Twersten am Knöchel getroffen. War es noch an Bord gewesen, oder war die Kugel aus der Büchse wütender Insurgenten gekommen, die in hellen Haufen an die Ufer strömten und die in den Wellen Kämpfenden niederknallten, bis rasch gelandete amerikanische Matrosen ihnen das Handwerk legten.

Als er zur Besinnung gelangte, lag er blutend auf dem Achterdeck der „Jowa" und Hunderte nackter, blutender Matrosen um ihn her. Mitten unter ihnen eine Anzahl verstümmelter spanischer Offiziere. Hin und wieder streckte ein Mann die Arme hoch, spreizte krampfhaft die Finger, warf sich auf den Rücken und tat den letzten Seufzer. Und wieder ein anderer rollte sich wie ein Schiffstau zusammen und verröchelte mit gräßlich verzerrtem Mund.

Immer noch fuhren die Boote umher und fischten nach Verwundeten. Viele schwammen, als sie den Feind als Freund bei der Rettungsaktion gewahrten, freiwillig an die „Jowa" heran und ließen sich an den Seilen hochhissen.

Der Kommandant der „Jowa" erteilte hastig einen Befehl. Die amerikanischen Matrosen am Fallreep stellten Ehrenwache. Soeben wurde der schwerverwundete Kapitän der „Viscaya" auf einem Sitzbrett an Bord geschafft.

„Präsentiert das Gewehr!"

Der Spanier erhob sich mühsam und dankte. Mit nassen Augen blickte er über das Deck nach den Seinen hin, schnallte seinen Degen ab und reichte ihn dem Amerikaner.

„Ich bin Ihr Gefangener, Herr Kapitän. Ich bitte Sie herzlich, an meine Leute zu denken."

Der Amerikaner wehrte ab.

„Es gibt für diesen Degen keinen würdigeren Platz als an Ihrer Seite. Gestatten Sie mir, daß ich Ihrer Tapferkeit meine Bewunderung als Mann und Soldat ausspreche. Jungens! Ein dreifach Hurra für den tapferen Kapitän der ‚Viscaya'!"

Die Matrosen der „Jowa" vergaßen alle Disziplin. Minutenlang brausten ihre Hurras über Deck, und die gefangenen Spanier schrien mit, und die Verwundeten streckten die Hände hoch und winkten ihrem Kapitän.

Wieder enterten Leute an den Seilen auf, um, völlig erschöpft, an Deck zusammenzubrechen. Und plötzlich wandten sich aller Blicke dem Bordrand zu. Ein Mann war am Seil emporgeklettert. Sein Gesicht war vom Rauch geschwärzt, sein Oberkörper bloß und verschrammt. Der linke Unterarm hing zerschmettert nieder.

„Fritz!" schrie Robert Twersten auf.

Der Mann atmete mühsam. Er torkelte ein paar Schritte wie ein Berauschter und gewahrte die Kapitäne. Mit einem Ruck riß er sich zusammen. Die Augen weit geöffnet, die Lippen fest aufeinandergebissen, marschierte er mit militärischem Gruß taktmäßig an den Vorgesetzten vorüber, quer über Deck, und brach in einer Batterie lautlos zusammen.

In sprachlosem Staunen hatten Offiziere und Leute ihm zugesehen. „Helft ihm!" rief jetzt der Kapitän der „Jowa", und ein Dutzend Burschen sprangen hinzu. „Bei Gott — ein forscher Kerl!" — —

Noch einmal sollte Robert Twersten seine Mutter wiedersehen. Santiago hatte kapituliert. Trotz des Widerspruchs der Insurgentenführer war die spanische Beamtenschaft vorläufig von den amerikanischen Siegern in ihren Ämtern bestätigt worden. Hilfsdampfer fuhren in den Hafen ein und brachten Kleider und Lebensmittel. Und es währte nicht lange, daß die Stadt widertönte von tändelndem Gesang und lockenden Mandolinenklängen. Die Bewohner von Santiago mußten Feste feiern, um leben zu können.

Die gefangenen Spanier waren in ihre Heimat befördert oder auf Ehrenwort freigelassen worden. Man übte große Rücksichten in diesem Kriege. Amerika wollte nur als Helfer, nicht als Eroberer erscheinen.

Robert Twersten kam mit etwas steifem Knie aus dem Spital, in dem er seinen Freund gepflegt hatte. Die kernige Natur Fritz Vanheils hatte sich nicht unterkriegen lassen. Der linke Unterarm war amputiert, das Fieber war überwunden und der Humor längst zurückgekehrt.

„Daß du mir nicht nach Hause schreibst, Bob", hatte der Freund gebeten. „Der alte Herr ist imstande und kauft mir eine Orgel."

Und er streichelte zärtlich den Gipsverband.

Es wurde Robert Twersten schwer, das Haus seiner Verwandten aufzusuchen. Aber er hielt es für seine Pflicht, für die Gastfreundschaft zu danken und einige Gründe für den Abbruch seines Besuches vorzutragen. Er wollte nicht, daß man ein Zerwürfnis aufspürte, das die Mutter belasten könnte. Er ging ja doch, und sie blieb.

Als ihm die Türe zum Salon des Hauses geöffnet wurde, wollte ihn doch seine kühle Fassung verlassen. Das Zimmer war voller Offiziere. Der erste Blick zeigte ihm, daß es Amerikaner waren. Lustig schwirrte die Unterhaltung durch den Raum, und Frau Angèle saß mitten unter ihnen und lachte ihr silbernstes Lachen. Ihr zartes Kindergesicht strahlte vor Genugtuung. Nie hatte sie einen solch scharmanten Flirt erlebt.

Ihr klingendes Lachen brach ab, als sie in der Tür den Sohn gewahrte. Eine heiße Röte stieg in ihr Gesicht. Dann erhob sie sich schnell.

„Ich bitte um Entschuldigung", sagte Robert Twersten und verneigte sich kurz vor den Herren. „Ich wollte meine Mutter begrüßen."

„Bob — — Bob!"

Nun war sie bei ihm. Und ihre Arme schlangen sich um seinen Hals und zogen seinen Kopf ganz fest an ihre Brust.

Und Robert Twersten dachte: Sie tut es, um ihrer Verlegenheit Herr zu werden. Ich will ihr beistehen.

„Ich war im Spital, Mama," sagte er, „ich mußte Fritz Vanheil pflegen."

„Und du —? Und du?"

„Es ist nichts. Eine kleine Steifheit des Knies. Fritz hat es ärger getroffen."

„Du bist verwundet? Das arme Knie? Hast du Schmerzen?"



Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Sie sprudelte es hervor, und sie beugte sich, um sein Knie zu streicheln, und faßte ihn bei den Schultern und hielt ihn von sich ab und sprach und lachte, unzusammenhängend und schnell, ohne sich zu unterbrechen.

„Hier haben Sie meinen Sohn, meine Herren. Er war mit auf der ‚Viscaya'. O, ich bin stolz auf ihn."

Die Herren umringten ihn, um ihn zu beglückwünschen. Es war ihm alles wie eine Komödie.

„Gnädige Frau, Sie werden das Wiedersehen allein feiern wollen."

„Erlauben Sie uns, wieder zu kommen, gnädige Frau, damit wir den Feind lieben lernen."

„O, wären Sie als Gesandter nach Washington gekommen, nie hätten wir Krieg geführt."

Sie reichte allen die Hand. Für jeden hatte sie blitzschnell eine Antwort, und ihr Lachen klingelte fröhlich hinterdrein.

„Gut, gut, kommen Sie wieder! Morgen schon! Ich kann nicht dulden, daß Amerika sich als Sieger fühlt."

„Ihre ergebenen Knechte, gnädige Frau." Und sie küßten ihr die Hand.

Dann schüttelte sie Robert die Hand.

„Und nun noch unseren Glückwunsch zu dieser Mutter. Sie ist jünger als der Sohn, Herr Twersten. Wie stolz werden Sie sein."

Robert Twersten verneigte sich. Die Komödie war ja gleich zu Ende. —

Er war allein mit der Mutter. Sie ruhte in ihrem Sessel und spielte mit den Spitzen ihres Kleides.

„Scharmante Leute", sagte sie.

„Ich bin noch einmal wiedergekommen, um dir zu sagen, daß alles erledigt ist, Mama."

Ihre Hände gaben das Spiel auf. Leise streckte sich ihr Körper. Dann saß sie regungslos und wartete.

„Du kannst nun wieder ganz ruhig sein, Mama. Er ist tot."

Kein Laut kam über ihre Lippen.

„Du wirst es natürlich schon erfahren haben. Aber ich dachte, es wäre dir lieb, es von mir zu hören. Und zu hören, daß er einen Heldentod starb. Mitten durch die Brust ging der Granatschuß und riß ihm das Herz in Stücke. Nun ruht er auf dem Meeresboden."

Er hörte sie heftiger atmen. Ihre Augen waren fest geschlossen.

Und Robert Twersten dachte: Ich durfte es ihr nicht ersparen. Sie muß den ganzen Schmerz empfinden. Aber nun will ich ihn lindern. Und er sagte leise und ernst: „Ich habe ihm verziehen, weil ich ihn verstehen gelernt habe. Jetzt, da er tot ist, habe ich ihm verziehen."

„Und — mir?"

„Nein, Mama."

Er erhob sich. „Es ist nun Zeit, daß ich den Großeltern und Onkel José Adieu sage. Ich muß ins Spital zurück zu Fritz Vanheil, dem sie einen Unterarm amputiert haben. Da er deinetwegen so schwer verwundet wurde, hatte ich geglaubt, du würdest nach ihm fragen. Nun, es ist besser so."

„Bob", stieß sie hervor. „Ist das alles, was du mir zu sagen hast?"

„Nein, Mama", erwiderte er. „Ich habe noch eins vergessen."

Er sah ihr gerade ins Gesicht, und sein offener Blick tat ihr weh.

„Ich wollte dich fragen, Mama, ob du an — ob du nach Hamburg geschrieben hast."

„Ja", sagte sie kurz.

„Du hast — die Scheidung beantragt, Mama?"

„Ja."

Er tat einen tiefen Atemzug. Als ob ein Alp von ihm gewichen sei. Und über sein Gesicht huschte ein schmerzliches Lächeln.

„Dann darf ich dir — zum Abschied — die Hand geben. Lebe wohl, Mama. Möge dein Leben — immer — ein glückliches sein."

Sie lag an seiner Brust. Ihr Körper zuckte und schütterte. Aus ihrer Kehle drang ein Ton, der kein Wort werden wollte.

Er hielt sie ganz fest, und dann wiederholte er: „Lebe wohl, Mama."

„Bob, Bob! Was willst du tun? Wo willst du hin?"

„Ich werde wohl versuchen müssen, ohne — Papa ein Mann zu werden, der eines Tages nach Hamburg zurückkehren kann. Denn das möchte ich. Und jetzt, sobald Fritz mich entbehren kann, will ich nach Neuyork."

„Bob — Bob."

Er fühlte, daß sie nichts mehr zu sagen wußte. Und er beugte sich noch einmal über sie und verließ schnell das Zimmer.

Morgen, so ging es ihm durch den Sinn, als er die Korridore durchschritt, die zu den Gemächern seiner Verwandten führten, morgen werden die amerikanischen Offiziere bei ihr sein, und sie wird unter ihnen sitzen und scherzen und lachen und den Abschiedsschmerz vergessen haben.

Die Verwandten nahmen seine Erklärungen gläubig auf. Daß er den Freund weiter pflegen wolle, erschien ihnen würdig und ritterlich. Und daß in diesem Lande während der unabsehbaren Wirren keine Gelegenheit zu seiner kaufmännischen Fortentwicklung zu finden sein würde, erkannten sie willig an.

„Aber dies kann nicht dein letzter Besuch sein, bevor der Dampfer geht."

„Doch. Ich möchte es Mama nicht erschweren."

Als er über die Korridore zurückschritt, zögerte er vor der Tür der Mutter. Ein leises Weinen drang zu ihm hinaus, ein Weinen, wie es verlassene Kinder weinen, die auf ein Wort warten, um ihr glückliches Lachen wiederzufinden. . . .

Da wurde ihm freier und leichter zumute, denn er wußte, daß sie es finden würde. — —

Wenn er in den folgenden Tagen am Bett Fritz Vanheils saß, sprachen sie von der Heimat. Stunden hindurch, ohne zu ermüden.

„Zweierlei möchte ich wohl wissen", meinte Fritz Vanheil sinnend. „Ob mein alter Herr wieder flott auf den Beinen ist, und — wie der Hamburger Hafen aussieht. Denn sie planen dort neue Anlagen."

„Und ich möchte wissen," sagte Robert Twersten, „ob



Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Marga aus den Geschäftssorgen heraus ist und zuweilen eine Stunde findet, um an uns zu denken."

„Sicher", erklärte Fritz. „Lehr mich nicht meine Schwester kennen."

„Sie ist die beste und tapferste von uns allen", fügte Robert Twersten hinzu. Und Fritz bestätigte die Worte des Freundes durch ein energisches Kopfnicken.

Dieses Gespräch fand fast täglich statt. Hin und wieder gedachten sie auch der anderen Personen, aber immer wieder kehrten sie bald zu ihrem Lieblingsthema zurück.

„Schade, Bob, daß sie zwei Jahre älter ist als du. Die solltest du heiraten. Ein Prachtmädel. Wahrhaftig."

„Der kleine Altersunterschied würde nichts bedeuten", erwiderte Robert Twersten und zog die Stirn in Falten. „Aber ob sie mich noch will —"

„Noch will? Weshalb?"

„Ich glaube, sie würde mich nie nehmen, wenn ich mit meinem Vater in Unfrieden bliebe."

Fritz Vanheil nickte. „Das stimmt. Zu deinem alten Herrn trägt sie eine stille Liebe im Herzen."

Und Robert Twersten blieb für den Rest des Abends schweigsam und ging seinen Gedanken nach. — —

Dann kam der Tag, an dem die Ärzte Fritz Vanheil erlaubten, das Bett zu verlassen. Er saß im Gärtchen in der Sonne, streichelte zärtlich seinen Armstumpf und horchte auf das Plätschern des Springbrunnens. Irgendwo aus der Ferne kam ein Lied.

„Nun darf ich dich nicht mehr länger aufhalten, Bob. Es drängt dich an die Arbeit. Ich merk es schon lang."

„Nicht eher, als bis ich dich ohne Sorgen und beruhigt verlassen kann."

„Das kannst du. Mein Wort darauf. Und der Doktor wird es dir bestätigen."

„Und du, Fritz —? Was willst du beginnen?"

„Ach du lieber Gott, darum sorg dich nur ja nicht! Ich denke, ich fahre zunächst mal nach Havanna. Dort werden sie gerade jetzt Ingenieure brauchen. Und wenn keine Ingenieure, dann Arbeiter. Oder — Zeichner. Ich werde schon meine beiden Arme — ach so, es sind ja nur noch anderthalb! — also, ich werde schon meine anderthalb Arme regen. Vielleicht komme ich auch mal nach Amerika. Man kann in meinem Beruf nie genug lernen, und die Yankees sollen in der Schiffsbautechnik höllisch fixe Kerle sein. Am Schluß meiner Route liegt natürlich Hamburg."

Eine Woche darauf ging ein Dampfer nach Neuyork. Fritz Vanheil durfte bereits ausgehen. Den Arm in der Schlinge, brachte er den Freund auf die Reede.

Es war ihnen beiden schwer zumute.

„Junge," sagte Fritz Vanheil, „krieg um Gottes willen nicht das heulende Elend. Ich bin imstande und heul mit."

Bevor Robert Twersten an Bord ging, drückte er dem erstaunten Freund ein Päckchen in die Hand.

„Halt den Mund, Fritz. Ich borg es dir bloß."

Fritz Vanheil hielt die Hand des Freundes mit kräftigem Druck. „Weiß der Deubel," stieß er hervor, „du bist doch ein braver Kamerad. Denkst an alles. Gute Reise, Junge. Und auf Wiedersehen in Hamburg."

Als sich der Dampfer in Bewegung setzte, sahen die Leute im Hafen einen Mann, der, den Arm in der Schlinge, Studentenlieder auf das Wasser hinaussang.

„Der Sang ist verschollen, der Wein ist verraucht ..."
Und Strophe auf Strophe.
„Die Straßen durchirr ich, die Plätze so schnell,
Und ich klopfe von Hause zu Haus.
Bin ein fahrender Schüler, ein wüster Gesell,
Wer schützt mich vor Wetter und Graus?"

Und noch einmal klang es, und er hatte all seinen Frohmut wieder:

„Und sie herzt mich und küßt mich und lachet so hell,
Nie hab ich die Dirne geschaut!
Bin ein fahrender Schüler, ein wüster Gesell.
Was lacht sie und küßt mich so traut?" ...

Er tat ein paar gewaltige Lufthiebe mit dem Stock und ging heim.

14. Kapitel.

Kein Mensch sah es Karl Twersten an, daß in so vielen langen Sommernächten kein Schlaf auf seine Augen gefallen war. Wenn es keine Arbeit mehr aufzufinden gab auf der Werft, wenn am Abend die Arbeitsplätze menschenleer und lautlos lagen, ging er als letzter den Weg zum Anlegesteg, fuhr schweigend hinüber nach der Stadt und schweigend nach Hause.

Dann saß er am offenen Fenster seines Zimmers, während die Dienstboten längst die Ruhe gesucht hatten, und horchte in die Nacht hinaus, die angefüllt war mit flüsternden Stimmen, und horchte stundenlang mit weitgeöffneten Augen.

Aber die Stimme, die er hören wollte, war nicht darunter.

Ein-, zweimal die Nacht erhob er sich und ging hinüber in das Zimmer seines Sohnes. Und auch hier setzte er sich ans Fenster und blickte hinaus in die Sommernacht, aber die Blicke kehrten immer wieder zurück und streiften durch den leeren Raum.

Seine Gedanken waren bei seinem Sohne.

„Als er geboren wurde und hilflos in seinem Korbbettchen lag, hab ich mehr Stolz empfunden als Liebe.

„Als er zum erstenmal auf schwankenden Beinchen stand und sich von der Hand der Wärterin riß und auf mich zustolperte, als er mich zum erstenmal mit dem Vaternamen rief, habe ich nur noch Liebe empfunden, überwältigende Liebe, die alles einzusetzen bereit war und immer nur einen neuen Anfang sah und kein Ende. Junge, wie hab ich dich liebgehabt! Es war Liebe, Liebe, immer wieder Liebe, daß ich dich härter anfaßte, weil ich dich größer und stärker machen wollte, und das Liebste wäre mir gewesen, wenn ich eines Tages wie ein Zwerg neben dir gestanden hätte.

„Aber du spürtest aus allem stets nur die Härte und sahst das Lächeln nicht, das ich so oft hinter dir herschickte; weil sie, die deine Mutter war, dich unter ihren Küssen nur ihr eigenes Lachen sehen ließ und dadurch verdoppelt die Strenge des Vaters."

„Die deine Mutter war — —"

Und er stand auf und ging in sein Zimmer zurück und nahm den alten Platz wieder ein. Der Sommerhimmel war voll von Sternen, und aus den Gärten,



Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die sich an die Alster schmiegten, strich eine Fülle von Düften schwer und langsam durch die Luft.

„Die meine Frau war — —"

Aber das schmerzte nicht. Nur eine Bitterkeit war in den Worten, von erinnerungsarmer Jugend, von vorübergegangener Mannesfreude. Und die späte Sehnsucht quoll auf in seiner Brust und redete zu ihm von seiner unverbrauchten Liebeskraft, und daß die Sonne, wenn sie sinkt, aufflammt in Farben und tiefen Gluten, wie sie kein Morgenrot kennt.

„Daß du fern bist, Ingeborg. Ich könnte dich rufen, und du würdest mich in der lauten und in der leisen Ferne hören. Aber es ist notwendig, daß du dich erholst und mit frischen Farben wiederkommst."

Und es vergingen Tage, denen keine Nächte folgen wollten, weil die Gedanken weiterarbeiteten und das Ausruhen vergessen hatten.

Kein Mensch sah es Karl Twersten an, wenn am frühen Morgen seine Barkasse an der Werft landete und er elastischen Schrittes über die Höfe nach dem Kontorhaus ging. Wie er am Abend der letzte war, so war er am Morgen der erste. Das Personal kam auf die Minute. Immer war der Chef schon zugegen und saß, emsig schreibend und Berechnungen aufstellend, in seinem Privatkontor.

„Feldermann, heute ist ein großer Tag. Da haben wir ihn! Lesen Sie, und freuen Sie sich mit mir! Der erste Auftrag für die deutsche Flotte."

In seinen Augen leuchtete es auf. Alles Dunkle und Abweisende war daraus verschwunden. Nur die stolze Befriedigung stand darin, wieder eine Etappe zurückgelegt zu haben, wieder vor der Bewältigung neuer Aufgaben zu stehen. Vor der Bewältigung!

Das las der Oberingenieur richtig. Dazu bedurfte er des amtlichen Schreibens nicht.

„Nun sind wir auf dem Weg", sagte er. „Jetzt haben wir Kurs genommen."

„Feldermann, nun habe auch ich wieder einmal meinen Sonntag."

(Fortsetzung folgt.)

Sprechen fremder Sprachen.

Von Wilhelm Münch.

Es ist nicht im geringsten ungewöhnlich, daß eine und dieselbe Sache für außerordentlich schwer und für lächerlich leicht erklärt wird, oder daß man ihre Bewältigung wirklich so verschieden empfindet. Das mag denn von der Ungleichheit der Anlagen oder den erschwerenden und begünstigenden Verhältnissen abhängen, und zu den letzteren kann die gegebene persönliche Anleitung, das Vorbild und der Vorgang gefügt werden. Es kann aber auch daran liegen, wie ernst oder oberflächlich man jene Bewältigung der Aufgabe nimmt. Bedeutet das Sprechenkönnen einer fremden Sprache viel oder wenig? Eine Sache, die man spielend nebenbei erwirbt, oder um die man mit endloser, vielseitigster Bemühung wirbt, vielleicht sein Leben lang? Muß man zufrieden sein, ein befriedigendes Ziel bei einer einzigen Fremdsprache zu erreichen, oder kann man sich ganz wohl eine Mehrzahl derselben zumuten? Das alles kann bejaht, kann verneint werden, eben je nach den entscheidenden Bedingungen und je nach der Auffassung vom Können. Daß es nicht wenig ist, überhaupt eine Sprache sprechend zu beherrschen, auch diejenige, in die wir als Kinder innerhalb unserer Umgebung von selbst hineinwachsen, darf man vor allem nicht verkennen. Weil es die Kinder zwischen zwei und sechs Jahren recht befriedigend leisten, muß es noch nichts Geringes sein. Nichts ist im Grunde erstaunlicher, als was das junge Menschenkind in seiner frühen Lebensperiode durch eigenen Trieb und angeborene Kraft inmitten der menschlichen Umwelt lernt und leistet. Wir nehmen das gern als etwas Selbstverständliches hin und sehen es an als ein Geringes, weil es immer wieder sich vollzieht, und weil diese Geringen es vermögen. Dann aber ist doch auch die Schranke dabei, daß des Kindes Sprache nur den immerhin noch engen Bereich seiner Gedanken und Gefühle deckt, und was wir als völlig befriedigendes Sprechen bei ihm empfinden, gilt wesentlich der formalen Seite, nämlich der Gewöhnung an müheloses und ziemlich zusammenhängendes Hervorbringen der Worte, Wortverbindungen und Sätze. Wird daneben nicht die materiale Seite stetig weiter gepflegt, in der Art, daß der Zuwachs an Ausdrucksmitteln nebst Verwendungsfähigkeit der natürlichen Erweiterung des inneren Lebens entspricht, so kann der gleiche Mensch nach einiger Zeit die Sprache nicht mehr sprechen, in der er seinerzeit und nach seinen damaligen Bedürfnissen vollkommen leicht sich bewegte. Dieser Fall tritt bei der Muttersprache nur ausnahmsweise ein, nur dann, wenn ein Kind in eine fremde Sprachwelt völlig versetzt und verpflanzt worden ist. Aber bei fremden Sprachen ist er ganz gewöhnlich. Zahlreiche Personen erwähnen mit einer Mischung von Selbstbewußtsein und Beschämung, sie hätten in irgendeinem Stadium ihrer Kindheit vollständig Französisch sprechen können, hätten es jetzt aber „verlernt". Sie haben vor allem nicht weiter gelernt, und das Kindergewand von ehedem ist für ihre jetzigen inneren Dimensionen überhaupt kein Gewand mehr.

Aber zwei oder selbst mehr als zwei Sprachen zugleich dauernd sprechen zu können, ist nun doch nicht wenigen Menschen durch die Verhältnisse beschieden. Es gibt ganze Bevölkerungen, die zweisprachig sind, und es gibt zwischen den Einsprachigen viele einzelne, die diesen Vorzug aufweisen, vielleicht eine ganze soziale Oberschicht (wie es noch gegenwärtig, z. B. in Holland und ebenso in Rußland, für das Französische gilt), oder solche, die ununterbrochen Beziehungen zu Vertretern verschiedener Nationalsprachen haben, deren Eltern z. B. aus verschiedenen Ländern stammen, oder die innerhalb ihrer Familie in einem fremden Lande aufwachsen und mit Dienstboten und Spielkameraden dieses Landes Sprache reden. Jene Mehrsprachigkeit ganzer Bevölkerungen findet sich natürlich am häufigsten in kleineren Ländern oder Landschaften, die zwischen größeren Kulturländern belegen sind. Besonders Tüchtiges leisten


Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

darin die Engadiner. Und man erhält denn im Verkehr mit den Bewohnern solcher Landschaften das Gefühl, ihnen müsse das außerordentlich leicht fallen, was uns andern so schwer werden will. Im Grunde liegt es wesentlich an der frühzeitigen Uebung, der andauernd gebotenen Gelegenheit, außerdem aber vielleicht auch an einer gewissen Vererbung der von Eltern und Ahnen erreichten Leichtigkeit. Indessen ist ohne Zweifel die natürliche Anlage ganzer Nationen oder Rassen in Beziehung auf die Fähigkeit des Lernens und Sprechens fremder Sprachen sehr ungleich. Daß ungefähr allen Slawen dieses Erlernen, und zwar wesentlich nachahmendes Erlernen, sehr leicht wird, kann man immer wieder, vielleicht mit einer Anwandlung von Neid, feststellen. Zur Beruhigung mag man sich sagen, daß dieses Gebiet des Könnens zumeist denen verbleibt, die an tieferen geistigen Leistungen sich noch nicht mit Nationen wie die romanischen und germanischen messen können. Man kann darin vielleicht eine Art von Jugend sehen: es ist Sache der Kinder, nachzuahmen, ehe sie dazu kommen, selbst zu denken und mit Selbständigkeit zu handeln. Jedenfalls erweisen ältere Kulturvölker sich hier schwerfälliger und spröder, ähnlich wie die älteren Menschen.

Indessen hat diese Sprödigkeit zum Teil noch ihre besondere Ursache. Wer sich einer höheren und maßgebenden Stellung in der Kulturwelt oder auch in der politischen bewußt ist, läßt sich nicht gern herbei, den andern, den Geringeren, ihre Sprachtöne abzulernen. So war es mit den Griechen im Altertum, ebenso mit den Franzosen bis noch vor einigen Jahrzehnten, und so ist es annähernd noch jetzt mit den Engländern. Daß die Franzosen doch, wenn sie wollen, es recht wohl vermögen, hat sich neuerdings gezeigt, und bei ihrer Intelligenz und Gewandtheit ist es auch nicht zu verwundern. Für tüchtig im Können fremder Sprachen gelten vielfach auch wir Deutschen. Aber das besagt nur, daß wir uns immer auch um fremdnationales Geistesleben gekümmert und daß wir uns im planmäßigen Erlernen nicht wenig zugemutet haben. Natürlichen Talentes dürfen wir uns, wenn verglichen namentlich mit osteuropäischen Völkerschaften, nicht rühmen; von verhältnismäßiger Mühelosigkeit kann ebensowenig die Rede sein wie von vollgelingender Nachahmung. Immerhin haben einige deutsche Stämme größere Schwierigkeit als andere. Denen im Norden oder wenigstens im Nordwesten wird es eher möglich, gut Englisch zu lernen, wobei die Stammesverwandtschaft offenbar im Spiele ist. Und wie vielen unserer Hanseaten, wie vielen von der Marine, wie vielen Geschäftsleuten ist die Kenntnis dieser Sprache praktisch vonnöten! Aber überhaupt ist es ja unverkennbar, daß das Bedürfnis der Kenntnis lebender Sprachen in der ganzen Kulturwelt wächst. Der stets steigende und über immer weitere Entfernungen sich erstreckende Verkehr bringt das mit sich. Vielleicht kann man auch hinzufügen, daß die Nationen sich doch immer besser verstehen lernen sollen, und daß dies nicht wohl ohne gegenseitige Sprachkenntnis sich ermöglicht. Indessen gegen das Schwergewicht der trennenden Interessen und auch gegen die Macht der Leidenschaften oder die nervöse Reizbarkeit und Empfindlichkeit der Nationen von heute wird die größte Vertrautheit mit Sprache und Wesensart auch in Zukunft wenig helfen. Kann man sich doch bei vollstem gegenseitigen Verstehen sehr gründlich hassen und bekämpfen. Jedenfalls aber kann der einzelne an dem mehr international gewordenen Kulturleben nicht mehr vollgenügend teilnehmen, der nicht einiger Sprachen mächtig ist.

Freilich, dieses „mächtig" kann sehr Ungleiches sagen: nicht bloß, sofern Lesen, Schreiben, Verstehen und Sprechen in Betracht kommen, sondern auch insofern es auf jeder dieser Linien viele Stationen gibt. Ist das Lesen das leichteste, so täuscht man sich doch meist über das Maß des wirklichen und genauen Verstehens, wie dies übrigens bei näherem Zusehen die vielen gedruckten Uebersetzungen aus fremden Sprachen (mit Einschluß auch der übertragenen und aufgeführten Theaterstücke) zeigen. Abgesehen von den Ausdrücken für technische, exaktwissenschaftliche oder ganz greifbare Dinge, entspricht ja ungefähr niemals ein Wort der einen Sprache genau und unbedingt einem solchen der anderen, um ganz zu schweigen von den Nuancen des Tones, dem Unterschied zwischen dem als familiär oder vulgär oder altmodisch oder akademisch oder rhetorisch, poetisch, pathetisch usw. Empfundenen. Wer sich recht ernstlich in eine Sprache eingearbeitet hat, erst der weiß im allgemeinen, wie vieles er noch nicht kann. Und wie viel Abstufungen gibt es bei dem Sprechenkönnen! Hier hat gewissermaßen der Ungebildete einen Vorzug oder doch Vorteil vor dem Gebildeten, der Triviale vor dem selbständigeren Geiste. Ist es doch für einen engbegrenzten oder einen recht gewöhnlichen Seeleninhalt um so leichter, sich in das fremde Sprachgewand zu kleiden, um so schwerer aber für den, der auf seine eigene Art denkt und fühlt und dafür schon in seiner Muttersprache die Ausdrucksform erst sucht und wählt. Nebenbei gesagt, muß man es deshalb auch nicht ohne weiteres auf die Schwerfälligkeit der Pedanten schieben, wenn viele unserer Gelehrten sich in dieser Hinsicht minder leicht bewegen als z. B. Leute vom dienenden Personal. Auch leisten aus ähnlichem Grunde vielfach Besseres als die Männer von akademischer Bildung ihre Frauen, oder die bloßen Welt- und Gesellschaftsmenschen Besseres als die geistig Vertieften. „Parlieren" kann also viel oder wenig bedeuten, je nach den Personen und je nach dem, worüber man parliert. Doch hat auch wohl derselbe Mensch seine verschieden günstigen Zeiten: in einer gewissen Erregung gelingt fließendes Sprechen besser als in gewöhnlicher Stimmung. Ermüdungszustände setzen auch diese Fähigkeit sehr herab: will uns doch in solchen Zuständen oft aus der eigenen Sprache irgendein wohlbekanntes Wort durchaus nicht auf die Zunge kommen.

Sehr wichtig bleibt es natürlich auch, auf welche Weise wir die fremde Sprache überhaupt erlernt haben. Wer von einem frühen Zeitpunkt seines Lernens an zum Hören und Sprechen regelmäßige Gelegenheit hatte, ist innerlich in einer ganz anderen Lage, als wer zunächst wesentlich von Lehrbüchern aus, wenn auch unter guter Anleitung eines Lehrers, in die Sprache eingedrungen ist. Es ist zwar kein Fehler, sehr viel mehr lesend wie auch hörend aufzunehmen und zu verstehen, als man seinerseits in jedem Augenblick auszudrücken vermag, und den meisten geht es ja auch innerhalb ihrer Muttersprache nicht anders; man denke an das Küchenmädchen, das einen Roman liest, oder an den Sekundaner, der Schillers Dichtungen auffaßt. Aber wenn das Mißverhältnis sehr groß bleibt, so ist das immer etwas bedrückend. Im ganzen gibt es doch kaum etwas, worauf in fast allen Jahr-



Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 09:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hunderten so viel Mühe und Fleiß des Lernens verwandt worden ist wie das Können fremder Sprachen. (Des Lernens, nicht des Forschens oder Arbeitens!) Freilich waren es früher andere Sprachen: in der späteren Zeit des Römertums die griechische und dann viele Jahrhunderte hindurch die lateinische, neben die dann in den letzten Jahrhunderten die französische sich stellte, um — wenigstens für uns — namentlich noch durch die englische ergänzt zu werden. Wir haben es also noch gut, wenn wir uns etwa mit Holländern, Skandinaviern, Ungarn vergleichen, für die mit Einschluß der deutschen drei lebende Sprachen zu erlernen nötig wird, nötiger als für uns jene beiden, da jene mit ihrer eigenen nicht weit in der Welt kommen können. In Frankreich, wo der Eifer für lebende Sprachen sehr gewachsen ist, hat man die eine oder andere schon in die Elementarklassen hineingenommen, und vielleicht kommt es auch anderswo dazu, daß Elementarschülern Gelegenheit zum ersten Erlernen einer fremden Sprache geboten wird. Die Lehrpläne unserer Elementarschulen, bis jetzt viel weniger angefochten als die der höheren, lassen doch auch ihrerseits wesentliche Abänderungen des Herkömmlichen zu.

Wie eine lebende Sprache eigentlich zu lehren sei, damit sie wirklich und womöglich in kurzer Zeit gekonnt werde, darüber ist unendlich viel nachgedacht und auch sehr viel ohne genügendes Nachdenken darauf losgeredet worden. Man kann sagen, daß alle Methoden, die die Sache ganz leicht machen sollen, irgendwie auf Irrtum hinauslaufen: denn diese Sache ist und bleibt eben als ganze immer recht schwer. Wie ungeheuer ist allein der Wortschatz einer lebenden Sprache! Einige hunderttausend kann man beim Englischen zusammenrechnen. Aber schon für das regelmäßige Ausdrucksbedürfnis ist er viel größer, als man gewöhnlich denkt. Und was die Aussprache betrifft, so ist, genau besehen, fast jeder Laut in einer Sprache etwas abweichend von dem ihm entsprechenden in einer anderen, und fast nur Kindermund vermag sich in die eine Lautwelt ungefähr so gut wie in die andere hineinzugewöhnen; später wird vollkommen gleichartige Wiedergabe vielleicht den meisten auf Lebenszeit unmöglich. Dazu die unendlich feinen Verschiedenheiten der Satzbetonung, bei der gleichwohl eine ganz geringe Abweichung den Fremdling immer wieder erkennen läßt. Leichter darf immerhin das Schreiben heißen, wenigstens soweit es sich um erfolgreiche Nachahmung des Briefstils oder Aehnliches handelt: literarisch vollbefriedigend in einer fremden Sprache zu schreiben, wird wiederum nur einzelnen unter vielen möglich. Um aber überhaupt in einer fremden Sprache sicher zu werden, wird es fast immer nötig sein, daß der eine Lernende sich zwischen vielen befindet, von denen er lernen kann. Mindestens wird er als einzelner einem einzelnen gegenüberstehen müssen. Wenn also in unseren öffentlichen Schulen ein Lehrer für viele Lernende da ist, so darf man nicht absprechen, wenn ein leichtes Können dieser vielen noch keineswegs herauskommt. Auch ist es immer ein — übrigens schwer vermeidlicher — Umweg, wenn auf dem Weg der Reflexion erfaßt werden soll, was sich natürlicher durch Nachahmung erwirbt. Die wesentlich imitative Spracherlernung gedeiht eben da, wo sie an die natürlichen Vorgänge des Lebens sich anschließt, wo man sprechen hört und spricht über das Kleine oder Größere, was man erlebt, gemeinsam mit anderen erlebt. Da haften die Wendungen und Worte, der Tonfall, die Gefühlsausdrücke von selbst im Ohr, zumal sie sich auch reichlich zu wiederholen pflegen. Und darum hat man immer wieder einen Aufenthalt im Ausland für das dienlichste Mittel erklärt. Neuerdings hat der zeitweilige Austausch französischer Kinder mit deutschen oder englischen eine ziemliche Ausdehnung angenommen, und man hört von günstigen Ergebnissen. Ob jede ernstgesinnte Familie auf einen solchen äußeren Vorteil hin den Tausch mit einer fremden wagen will? Jedenfalls aber wird auch ein solcher aus anderen Gründen auf eine mäßige Zeit zu beschränkender Aufenthalt sich recht fruchtbar erst erweisen, wenn eine gute Grundlage vorher zu Hause gelegt worden ist; sonst wird es immer nur zu jenem äußeren Angewöhnen einer Anzahl von Wendungen kommen können, wofern nicht eine hervorragend günstige individuelle Begabung ins Spiel kommt.

Im Grunde sind auch alle Fragen nach der rechten Methode insofern vergeblich, als diese Methode, wenn sie die vollkommen geeignete sein sollte, für jede Art von Begabung, von Vorbildung, für jede Altersstufe des Beginnenden, für jeden bestimmten Lernzweck, ferner je nach dem Maß der verfügbaren Zeit, nach der Beschaffenheit der nebenhergehenden Studien, dem Verhältnis der Muttersprache zu der fremden Sprache verschieden gewählt werden müßte. In Wirklichkeit kann man auf sehr verschiedene Art in die Sprache hinein, aber schwerlich ohne erheblichen Zeitaufwand und ohne Mühe und Ausdauer zu einem ordentlichen Können kommen. Anderseits ist es doch bemerkenswert, wie manche Personen neben einer ganz anderen ihre volle Kraft und ihren höchsten Ernst in Anspruch nehmenden Lebenstätigkeit (etwa in Wissenschaft, Politik, Kunst, Technik) es über eine Reihe lebender Sprachen zu sehr befriedigender Herrschaft gebracht haben. Und es ist ferner offenbar eine Täuschung, daß all dergleichen durchaus in der Jugendzeit erworben sein müsse, daß es sich später überhaupt nicht mehr ermögliche. Was in der Jugend erworben sein muß, ist wesentlich der Sinn für sprachliche Verschiedenheit in physischer, logischer, seelisch-stilistischer Beziehung und die Gewöhnung, sich darin zu versuchen, sich darum zu bemühen, das Kleine nicht zu gering zu schätzen, um es ernst zu nehmen. Wenn diese persönliche Disposition zum Sprachenlernen rechtzeitig erworben ist, dann kann man nach und nach sich immerhin mit verschiedenen Sprachen hinlänglich vertraut machen. Und wenn es zwar nicht richtig ist, was man zuweilen gesagt hat, daß man mit jeder neuen Sprache eine neue Seele zu seiner alten hinzu erwerben und also innerlich um so viel reicher werde, als man mehr Sprachen lerne, so wird eine Verfeinerung und Erweiterung menschlichen Empfindens und Verstehens und eine erhöhte Elastizität der geistigen Persönlichkeit doch das Ergebnis sein, neben dem ganz praktischen Wert, der bei der schon oben erwähnten heutigen Verkehrsentwicklung immer größer wird. Es ist mit dem Können von Sprachen eigentlich ähnlich wie mit dem Spielenkönnen musikalischer Instrumente. Wer überhaupt die nötige Anlage, Neigung und Gelegenheit hat, leistet darin oft nebenbei vieles und Schönes, ohne daß man an der Verfolgung seiner beruflichen Lebenzwecke einen Abzug gewahrt. Allerdings muß man nicht meinen, mit irgendeinem Instrument leichthin fertig zu werden; und sehr übel tun die, die beim

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Sprechen einer fremden Sprache alsbald all die Flüchtigkeiten nachzuahmen trachten, die sich der Einheimische gern in seinem Lebenskreise erlaubt. Eine fremde Sprache spreche man als Fremder immer mit aller Ruhe, Vollständigkeit und Korrektheit; das wird keinem Hörer unangenehm sein, während ihn das Kokettieren mit nachlässiger Sicherheit in fremdem Munde doch leicht abstößt, besonders wenn es gar mit mangelnder Korrektheit verbunden ist.

Soll es vielleicht wieder, wie in Deutschland im 18. Jahrhundert und wie auch seitdem in verschiedenen europäischen Ländern, das Anliegen möglichst vieler Familien werden, daß ihre Kinder sogleich mit der Muttersprache eine oder die andere fremde Sprache zu sprechen sich gewöhnen? Alle ernsteren Beobachter der Kinderseele und Freunde einer gesunden persönlichen Entwicklung haben sich doch dagegen erklären müssen. Daß des Kindes seelisches Leben zunächst sich durchaus im Anschluß an eine einzige Sprache entwickle, ist das Heilsamere und ist wichtiger als jener kleine Vorteil der leichteren und völligeren lautlichen Eingewöhnung, zu der es übrigens doch auch mehrere Jahre nachher nicht zu spät sein wird. Anderseits gibt es unter uns Deutschen jetzt nicht wenige, die einen Mangel an nationaler Würde darin sehen, wenn man nicht lebenslang bei seinem Deutsch bleiben will, nicht mit ihm dreist durch die Welt zu kommen sucht, nicht dafür den Anspruch erhebt, daß die anderen es kennen und verstehen sollen. Aber diese Art von Pflege der nationalen Würde ist nichts wahrhaft Würdiges, und namentlich beraubt sie uns der Möglichkeit, mit der Fremde wirklich innere Fühlung zu nehmen, was doch zu unserer eigenen Bereicherung dient. Solche innere Bereicherung ist doch wohl wichtiger als die äußere Eroberung eines weiteren Stückes Terrain, auf dem das Hotelpersonal und die Verkäufer in den Läden unsere deutsch gegebenen Aufträge aufzufassen und zu erledigen haben. Und der Wert einer solchen inneren Berührung und Erweiterung wird auch preisgegeben, wenn eine künstliche Weltsprache den Verkehr aller mit allen vermitteln soll. Uebrigens gehen die Aussichten einer solchen wohl nur scheinbar in die Höhe.

Zum Jubelfest der Erziehungsanstalt Schnepfenthal.

Von A. Trinius. — Hierzu 15 Abbildungen.

Wenn Pfingstglocken durch die Welt läuten, ungezählte Tausende sich in die frisch erwachte Bergwelt des Thüringer Waldes ergießen, wird Alt-Schnepfenthal das seltene Jubelfest seines 125jährigen Bestehens feiern, und von weit über die deutschen Grenzen werden sich in dem stillen Reinhardsbrunner Tal Männer wieder zusammenfinden, die das Leben schied, und die nun die Stätte ihrer fröhlichen Jugend noch einmal wieder zum Feiern und dankbarem Rückwärtsblicken vereinigt. Zwischen all den zu Ehren, Stellung und Besitz gelangten „Ehemaligen" wird sich dann die helläugige Schar der jetzigen „Schnepfenthäler" mischen im sonntäglich roten Frack mit vergoldeten Knöpfen, dem Rest der einst vom Begründer vorgeschriebenen Festkleidung, die hier der Waldnatur Sonntags einen so farbenfröhlichen Einschlag gibt, wenn die junge Schar barhäuptig sich im Freien tummelt. Der Ruf Schnepfenthals als letzte Erziehungsanstalt im Basedowschen Sinn reicht heute weit über die schwarzweißroten Grenzpfähle hinaus. Neben der Wissenschaft soll die waldfrische Poesie eines von feinsten Naturreizen geschmückten Erdenwinkels Leib und Seele für den späteren Kampf des Lebens stählen.

Wo vom offen gewellten Lande her das Reinhardsbrunner Tal sich malerisch öffnet, im Hintergrund wundervoll von den Bergtrabanten des Inselberges umschlossen, da baut sich zur Rechten hinter Pappeln, alten Kastanien und einer dicht überblühten, hohen Bastion Schnepfenthal auf. Schlichte Gebäude nur, von einem spitzen Türmlein überragt. Die Wohnungen der Lehrer, des eigenen Pfarrers, die Gebäude der Schule und der Oekonomie bilden eine freundliche, waldeingeschlossene Kolonie. Ueber dem Eingang erblickt man das vom Begründer entworfene Symbol gemalt: Beim Untergang der Sonne ein in die Erde gesenkter Spaten, dazu die drei in Gold prangenden Buchstaben D. D. H. (Denke, Dulde, Handle). Gemeinsame Räume zum Arbeiten, Essen, Gottesdienst, Schlafen vereinigen die Schüler. Hochinteressant ist das Empfangzimmer, in dem Wände und Tische bedeckt sind mit den Bildnissen ehemaliger Zöglinge in ihrer roten Festkleidung, Namen darunter, die später im Leben sich Ansehen und Ruhm eroberten. Noch heute bildet das trauliche „Du" eine Brücke von Herz zu Herz zwischen den Schülern und dem Direktor und seiner Gattin. Es war der Wunsch des Begründers, daß die Zöglinge in den Anstaltsleitern Vater und Mutter wiederfinden sollten. Auch sonst hat sich noch vieles Eigenartige aus früheren Zeiten erhalten. Eine kurze Morgen- und Abendandacht umgrenzt das Tagwerk der Schüler, die neben der Wissenschaft noch Unterricht in praktischen Dingen empfangen, Achtung vor der Hand zu bekommen, wie Schnitzen, Schreinern, Buchbindern; dazu gesellt sich dann noch reger Umgang mit der Natur, die man zu allen Jahreszeiten stets ohne Kopfbedeckung durchstreift.

Es war am 7. März 1784, da der Pädagoge Christian Gotthelf Salzmann, von Dessau kommend, im Reisewagen mit seiner Familie auf dem stillen Gutshofe zu Schnepfenthal abends eintraf. Diesen Tag hat dann der Begründer als Stiftungsfest bestimmt, von dem aber diesmal zum Jubeltage abgewichen wird, indem man zu einer vorteilhafteren Jahreszeit die Gäste von nah und fern lud. Getragen von hoher Begeisterung für seine Idee, großmütig unterstützt von Ernst II., Herzog von Gotha, war Salzmann an sein Werk gegangen. In der Denkschrift über sein neues und gewagtes Unternehmen heißt es zum Schluß: „Der glückliche Erfolg hängt von dem Segen des Allvaters ab, der dann am sichtbarsten ist, wenn man ohne Cabale und Gleisnerey, offen, treu und uneigennützig handelt." In diesem hohen Sinne und Segen hat Schnepfenthal bis heute still fortgewirkt. All jene Anstalten, die im 18. Jahrhundert zur Verwirklichung der philanthropischen Grundsätze Basedows erstanden, sind längst wieder eingegangen. Schnepfenthal blüht heute noch unter



Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

einem Enkel Salzmanns, Schulrat Dr. Wilh. Ausfeld nebst seinem Sohn Dr. Fritz Ausfeld.

Als erster Schüler der jungen Anstalt war aus Quedlinburg Karl Ritter eingetroffen, der nun mit den Kindern Salzmanns den gemeinschaftlichen Unterricht genoß. Als einer der epochemachendsten Gelehrten der Erdkunde schloß er zu Berlin 1859 die Augen. Der ihn damals begleitete, um dann als Erzieher ein langes Menschenalter hier zu wirken, das war Guts Muths, der Begründer deutscher Turnerei, also ihr „Großvater" im Gegensatz zu „Vater" Jahn. Gegenüber der Anstalt, wo in der Hardt, einem malerischen Eichwäldchen, Schnepfenthal seine Toten der Erde zurückgibt, da hat auch damals Guts Muths den ersten, heute noch benutzten Turnplatz Deutschlands angelegt. Der Ruf Schnepfenthals flog von Gau zu Gau weit über die deutschen Grenzen. Neue Bauten erstanden, berühmte Lehrer fanden Anstellung. Ge-



Die Zöglinge auf dem Spaziergang.



Hofrat Dr. Salzmann (1811—1848).



Chr. G. Salzmann (1784—1811).



Schulrat W. Ausfeld (1848—1880).

Die früheren Direktoren der Anstalt Schnepfenthal.

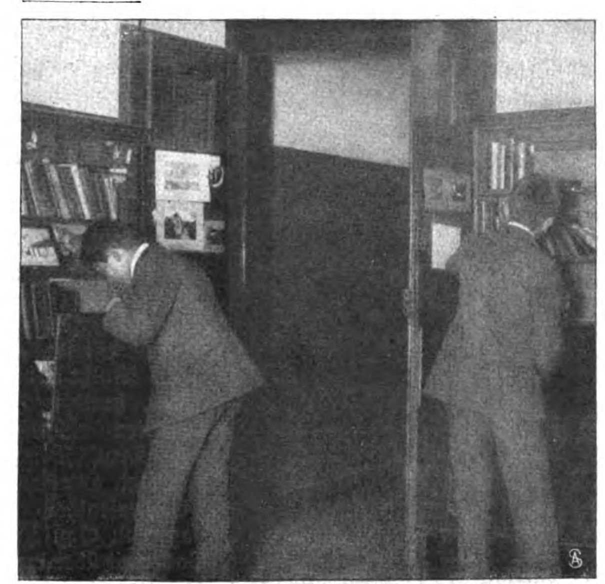


Das Gut im Tal.

Digitized by Google

Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 09:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google





Die Flurschränke der Schüler.



Am Brunnen im Hofe.

krönte Häupter kamen, sich die Stätte fröhlicher Jugend mit eigenen Augen anzusehen. Auch „Unser Fritz“, des neuen Reiches zweiter Kaiser, war mit seiner Gemahlin hier gewesen. Goethe war hier. Vielen Erben fürstlicher und adliger Namen ist Schnepfenthal ein teures Stück Jugendland gewesen. — Am 31. Oktober 1811 entschlief Salzmann im Kreise seiner Lieben, im freudigen Bewußtsein, ein Werk von weiter schaffender Kraft zu hinterlassen. Sein Sohn übernahm das reich erblühte Erbe. Als die Anstalt ihr 50. Jubiläum feierte, war es Karl Ritter, der



Auf dem ältesten deutschen Turnplatz.



In der Schreinerwerkstatt.



Anstaltslehrer vor dem Moosherbarium.



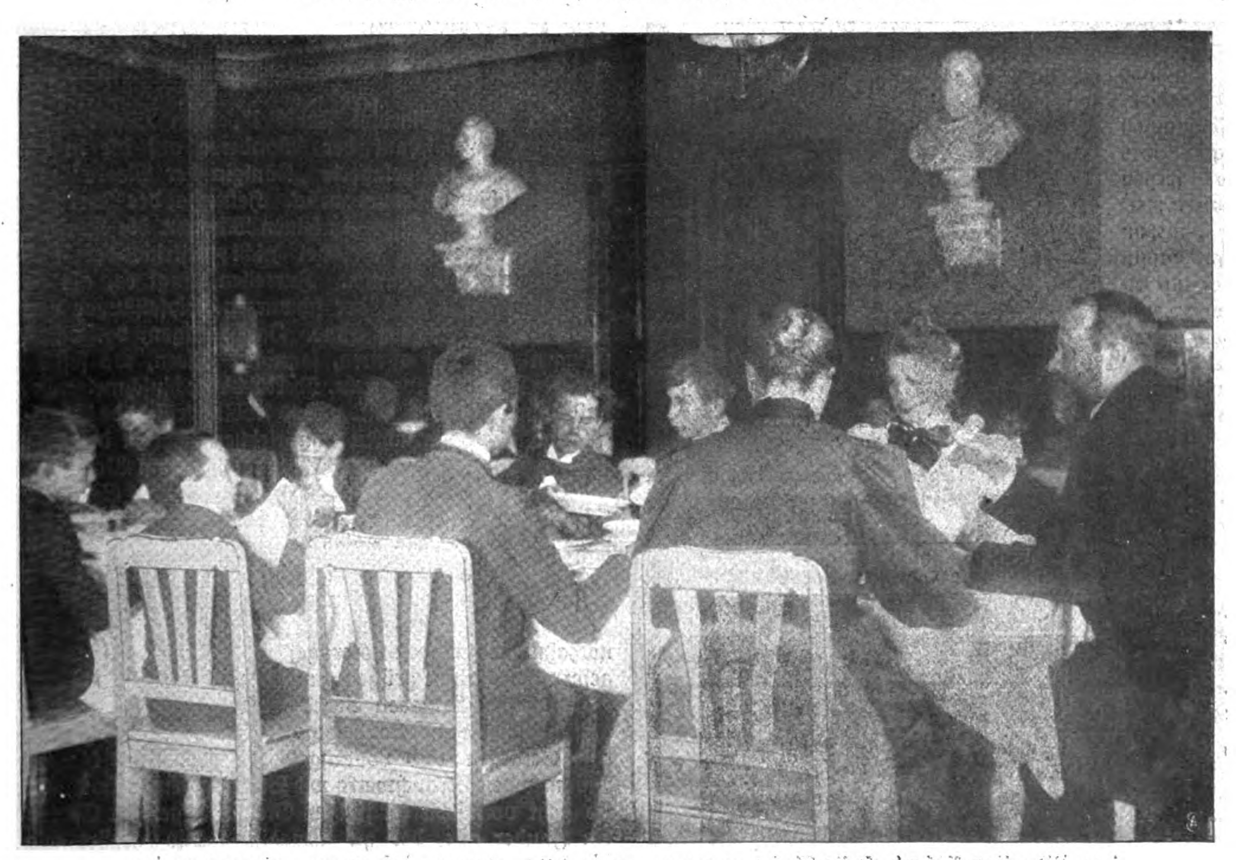
Digitized by Google

Original from
CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 09:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Das Besuchzimmer mit den Bildnissen früherer Schüler der Anstalt.



Der Anstaltsleiter Schulrat Dr. Ausfeld mit Familie und Zöglingen beim gemeinsamen Mittagsmahl.



Digitized by Google

Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 09:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



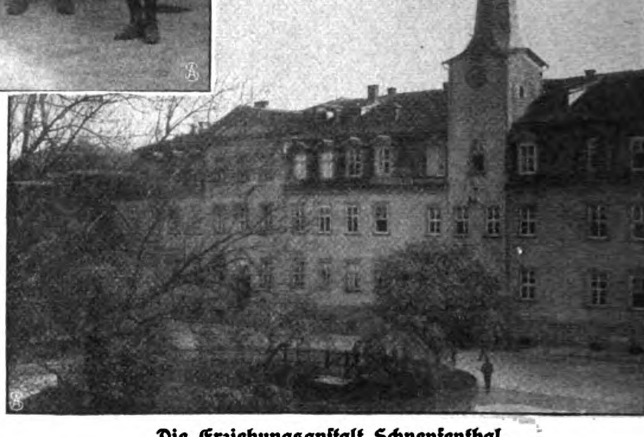
thal die Saat der Liebe in junge, harrende Herzen ausgestreut. Menschenliebe und Lebenssonne! In diesen Zeichen wird es auch fernerhin junge Menschenseelen fern dem Weltgetriebe der Reife und dem Lichte entgegenführen. Das sei unser Festwunsch!

Zöglinge in den charakteristischen roten Sonntagsfräcken.

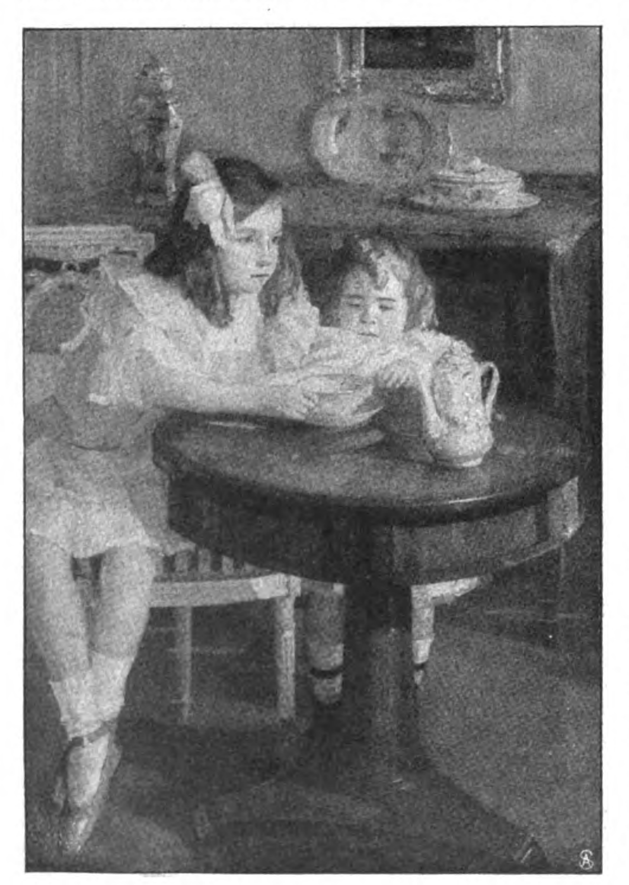


Das Emblem der Anstalt.

ihr eine Festschrift widmete. Wo so viel Adel der Gesinnung, gütiges Menschentum, Treue und Streben daheim sind, liegt die Bahn, die in kommende Jahre führt, wohl vorbereitet und gesegnet da. Weit über ein Jahrhundert hat Schnepfen-



Die Erziehungsanstalt Schnepfenthal.



Kinderbild. Von Richard Emile Miller.

Die 8. Venezianische Kunstausstellung.

Von Alfred Georg Hartmann. — Hierzu 8 Abbildungen.

Von den „Giardini Pubblici", dem Stadtgarten Venedigs, aus schaut der Wanderer auf die in beseeltem Umriß hingelagerte „Königin der Meere" wie auf einen schönen Traum zurück. Heute hat der Park sein eigenes Fest. Es singen in seinen Bäumen die Amseln, wie die Engel im Himmel nicht bestrickender ihre Stimme erheben können. Zuweilen klingt es, als ob der frohlockende Ruf der schwarzen Wipfelsänger von hundert Orten zugleich käme. In schattigen, versteckten Gängen und auf offenen, sonnigen Alleen, wo festlich geputzte Menschen wandeln, überall dieser hinschmelzende, bald sehnsuchtsvoll flötende, bald fröhlich trillernde Vogelgesang. Eine Zärtlichkeit ohnegleichen liegt in der Luft und umschmeichelt das Herz mit berauschendem Wohllaut.

Dort, auf der Viale Trieste, wo — von Schapers Künstlerhand geschaffen — Richard Wagners sicherer Blick das Meer, das ewige Meer sucht, tanzen sonnengebräunte Kinder mutwillige Ringelreihen. Und in den Beeten blühen und glühen Farben, die den Reiz venezianischer Mosaikarbeiten oder orientalischer Teppiche nachahmen: zwischen hochragenden Palmen und grotesk geformten Kakteen grüßen ganze Regimenter Tulpen das Sonnenlicht. Daneben einzel verstreut und in Gruppen blustige Azaleen, treuherzige Stiefmütterchen, ziegelrote Geranien und vollaufgeblühte Kamelien, die im Dämmer des Strauchwerks wie Blutstropfen aufleuchten. Es geht von dem im jungen Grün prangenden Garten ein Zauber aus, der zu Venedig ebenso gehört wie die bezwingende künstlerische Erhabenheit der Piazetta.

Digitized by Google

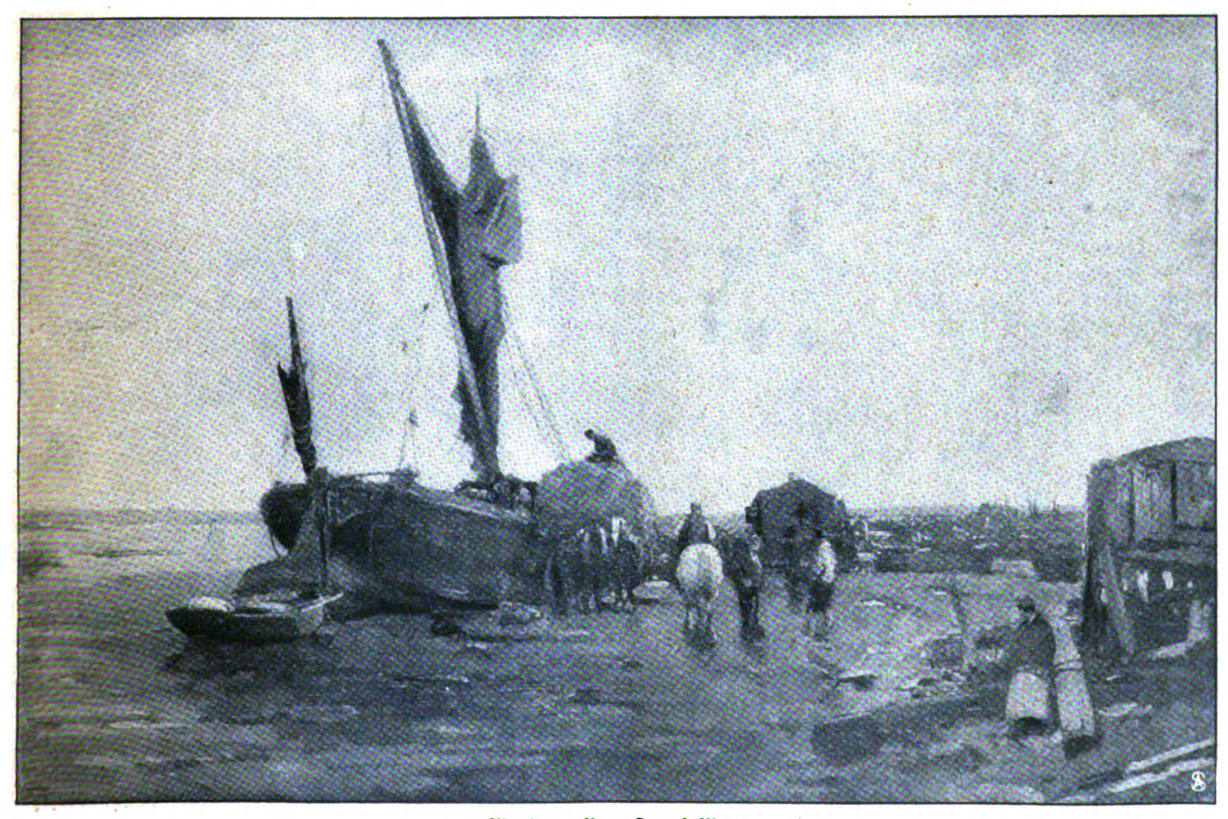
Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 09:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Badende Kinder. Von Peter Severin Kroyer.

In diesem stimmungsvollen Milieu steht seit vielen Jahren der Kunstausstellungspalast, über dessen Portal die verheißungsvolle Inschrift prangt: Pro arte. Diese alle zwei Jahre stattfindenden internationalen Ausstellungen haben durch die gutorientierte Klugheit ihrer Leiter einen, man kann wohl sagen, europäischen Ruf erlangt. Freilich ist es nicht die venezianische oder, weiter gefaßt, die italienische Kunst, die hier von Triumph zu Triumph schreitet. (Bei Apollo, es liegt keine Kunst so danieder wie die moderne Kunst



Marine. Von Frank Mura


Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Italiens!) Es ist mehr die Ensemblestimmung, das Gesamtniveau dieser Ausstellungen, was Venedig als Ausstellungstadt zustatten kam und dort einen immer mehr aufblühenden Markt für moderne Kunst schuf. Man kann es als eine ausgemachte Tatsache hinnehmen, daß Venedig in ausstellungstechnischer Hinsicht heute an der Spitze der Kunststädte steht.



Herbst am Gardasee. Von Girolamo Cairati.

Wer die letzten venezianischen Ausstellungen gesehen hat, dem fällt vor allem auf, daß die Ausstellungsleitung immer bemüht ist, unter Beibehaltung des guten Hausgeistes, möglichst viel Abwechslung zu bieten. So hat sie sich diesmal die Idee der Kollektivausstellungen von lebenden und toten Künstlern in einer Weise zu eigen gemacht, die unumschränktes Lob verdient. Man sieht im ganzen gegen zwanzig Einzelausstellungen. Nennen wir zuerst die italienischen Künstler Ettore Tito, Camillo Innocenti, Alberto Pasini †, G. Pellizza da Volpedo †, Francesco Jerace, Guglielmo Ciardi, Marius de Maria, Girolamo Cairati, Francesco Gioli, Cesare Tallone, Telemaco Signorini †, Giovanni Fattori † und Ettore de Maria Bergler, an die sich dann außer Richard Emile Miller und Fr. Karl Frieseke die bei uns allgemeiner bekannten Maler Paul Albert Besnard, Anders Zorn, Peter Severin Kroyer und der Bildhauer Paul Troubetzkoy mit größeren Kollektivausstellungen anschließen. Alles das ist mit verschiedenen Einzelwerken anderer Künstler zusammen im alten Kunstausstellungsgebäude untergebracht. Man sieht, ein reich gedeckter Tisch harrt auf den Eintretenden. Aber ein guter Wirt bringt das Beste immer zuletzt. So auch hier. Schon die Einrichtung, daß man in dem aus 36 Sälen bestehenden großen Ausstellungshaus nach dem zwölften Saal plötzlich auf kurze Zeit ins Freie geführt wird, wo der durchs Schauen ermüdete Blick an den Wundern weit sich dehnender Wiesen rasch gesund sich badet, ist hier in Venedig einzig. Verläßt man nun den großen Kunsttempel, so findet man, im Park verstreut, noch vier kleinere Ausstellungshäuser, die sogenannte Padiglioni Stranieri (die Pavillons der Fremden). Hier stellen die Belgier, die Ungarn, die Engländer und



Im Garten. Von Fritz von Uhde.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die Bayern aus. Die Gesamtzahl der in allen fünf Häusern untergebrachten Werke beläuft sich auf über 1700 Nummern.

Was Italien bringt, ist, im ganzen gefaßt, wie gesagt, nicht aufsehenerregend. Die Kollektivaussteller Tito, Ciardi, Pasini und Cairati bieten Interessantes. Tito nennt eine kraftvolle Technik sein eigen, die er, ähnlich wie in Deutschland Angelo Jank, mit großer Bravour beherrscht. Unter den Bildern Ciardis findet man einige kleine, ältere Landschaften, die bald an frühe Corots oder an seinen viel zu früh verstorbenen Landsmann Delleani, bald an die Münchner Landschafterschule der siebziger Jahre erinnern. Das große Bild „Die Stadt des Traums" gehört der letzten Epoche des Malers an. Pasini überrascht ebenfalls mit älteren Sachen. Bei Cairati kann man eine Vertiefung der von ihm kultivierten fixierten Pastelltechnik feststellen. So ließen sich aus den großen Zusammenhängen auch noch Einzelarbeiten, etwa Mancinis sehr farbiges Porträt eines Mannes in altholländischem Kostüm, Fattoris gut charakterisiertes weibliches Bildnis oder das mit großer Eleganz ausgestattete Porträt der ebenso schönen wie grazilen Contessa Annina Morosini herausgreifen; aber sie können schließlich eben doch wenig an der Tatsache ändern, daß sehr viel „Nieten" an den Wänden hängen, die in dem Bild „Flüchtlinge" — einem dem seligen Neide nachempfundenen Rührstück — zweifellos eine Art Höhepunkt erreichen. Anderseits muß aber festgestellt werden, daß die italienische Malerei in Ad. de Carolis und Ercole Sibellato Männer besitzt, die — genau wie Plinio Nomellini auf dekorativem Gebiet — nach einem neuen malerischen Stil suchen.

Unter den übrigen Einzelausstellern fällt der Münchner Franz v. Stuck trotz seiner Anstrengungen, mit einem seegrünen Hintergrund für die Bilder eine wirksame Folie zu schaffen, am meisten ab. Der Kenner kann hier klarer als je sehen, daß die Stucksche Malerei vielfach auf den „Bluff" gestellt ist, und daß von Werken, wie „Die Kreuzigung", „Das verlorene Paradies", „Die Sünde", „Die Sphinx",

Bildnis der Contessa Annina Morosini. Von Lino Selvatico.


Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Erinnyen“ und „Der Krieg“, die alle hier vereinigt sind, eigentlich nur die genannte „Kreuzigung“ größere künstlerische Quantitäten besitzt. Die Ausstellungen von Zorn, Besnard und Kroyer sind als wirkliche Zeitdokumente viel anregender, obgleich sie nicht mit einer solch dekorativen Geste vors Publikum gebracht werden. In den Serien von R. E. Miller und F. K. Frieseke lernt das große Publikum zwei ernste künstlerische Arbeiter kennen.

Es ist schwer, zu entscheiden, wem von diesen Künstlern die Siegespalme zugesprochen werden soll. Man kennt alle längst von den Ausstellungen her, und die jetzige venezianische Internationale faßt nur das zusammen, was in den letzten Jahren zerstreut gezeigt wurde. — Von den Ländern, die Einzelpavillons besitzen, hat diesmal Belgien einen harten Stand. Man sieht zwar sehr gute Landschaften von Gustav Max Stevens und Richard Baseleer, eine psychologisch äußerst fein aufgefaßte weibliche Büste „Das Lächeln“ von Egide Rombeaux und außerdem interessante Radierungen von Alfred Delaunois und Jules de Bruyker. Aber sonst sehr viel bald verzischtes Brillantfeuerwerk.



Porträt der Prinzessin Mathilde. Von Paul Albert Besnard.

Die ungarische Ausstellung leidet sehr unter dem schlechten Arrangement. Trotzdem freut man sich an einigen ausgezeichneten alten Arbeiten von Munkácsy und von dem der Barbizonschule zuzurechnenden Ladislas de Paál, und auch die Werke Merse Pal Szinyeis, Molnar Janos Penteleis (vortreffliches Gurkenstilleben), István Czóks und Gustav M. Mannheimers sind malerische Ruhepunkte, zu denen man immer wieder zurückkehrt.

Setzt man dann seine Wanderung draußen im Grünen fort, so kommt man zu dem Pavillon der Engländer. Ich sehe in ihm den Clou der Ausstellung. Erstens macht er, was seine Aufmachung anlangt, den abgerundetsten und zugleich kultiviertesten Eindruck, und zweitens ist die Qualität der Werke überraschend einheitlich und gut. Man muß lange suchen, bis man in diesen Sälen, um im Atelierjargon zu reden, etwas



Das Tau. Von Ettore Tito.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Kitschiges findet. Am großartigsten ist A. D. Peppercorn vertreten mit einer Gewitterlandschaft von einer kolossalen Stimmungsgewalt, die mächtig an die Seele rührt. Frank Muras saftig-gemalte Marine wirkt wie der schönste Holländer. Daran reihen sich dann Landschaften von W. Mc. Taggart und Bertram Priestman. Ein sehr eigenartig konzipiertes und auch als Malerei höchst angenehmes Werk ist das Bild William Orpens „Ich und die Venus", auf dem sich der Maler mit der Palette neben einer Venusstatue, beides gegen ein Fenster stehend, dargestellt hat. Des großen William Nicholson weibliches Porträt „Alice" besitzt die Schlagkraft eines guten Manet. Lavery vertritt mit seinen geschmackvollen Porträten die heute in England sehr in Schwung befindliche aristokratische Bildniskunst.

Das Haus der Bayern, alias der Münchner Sezession, bietet dem ständigen Ausstellungsbesucher wenig Neues. Die Ausstellung steht gleichsam unter retrospektiven Gesichtspunkten, wirkt aber in Venedig als gute Propaganda für das fortschrittliche Münchner Prinzip. Uhde, Zügel, Keller, Habermann, Landenberger, Kühl, Hummel, Weisgerber, Groeber, Philipp Klein und Hayek marschieren hier an der Spitze.

In einem Saal mit ausgewählten graphischen Arbeiten fallen Werke von Max Liebermann, Kollwitz, Orlik, Struck, Heinrich Wolff, Zelsing, Klinger und Josef Israels auf.

Die Liebhaber der Plastik finden in den Werken des Russen Troubetzkoy und der Italiener Sirio Tofanari und Rembrandt Bugatti Anregungen.

Pfingsttag.

Erzählung von Emanuela Baronin Mattl-Löwenkreuz.

„Is denn die Alwine immer noch nicht da?" fragte Frau Leberecht aus der Küche.

„Nein, Mama", entgegnete die Tochter, die ein spitzenbesetztes Tändelschürzchen umband und vorm Spiegel ihr Haar lockerte, daß es hübsch bauschig um die Stirn stand.

„So! Und gleich kommen die Pensionäre, und du kannst dich mit ihnen allein plagen —"

„Aber ich plage mich doch gar nicht, Mama, sie fallen von selbst über deine leckeren Gerichte her, man braucht sie ihnen nicht lange anzutragen, das bißchen Getue ist doch eigentlich lustig, und es sind lauter so distinguierte Personen."

„Ja, natürlich. Ihr amüsiert euch wie zwei Prinzessinnen, während ich abends nicht weiß, welches Glied ich noch rühren kann. Und ob ich es noch lange so aushalte —"

„Warum läßt du dir nicht helfen? Die Alwine könnte doch —"

„Die ist so ungeschickt, daß sie zu nichts zu verwenden ist."

„Aber ich —"

„Damit du dir deinen netten Teint verdirbst und abgearbeitete Hände kriegst? Daraus wird nichts, solange ich am Platz bin. Wenn ich aber einmal krank werde, behüt uns Gott."

„Du wirst schon nicht", sagte Carlotta, lächelte ihrem Spiegelbild zu und schlüpfte hinüber in das Speisezimmer.

An einer langen Tafel legte ein halbwüchsiges Dienstmädchen die Gedecke auf für Frau Leberechts Pensionäre. Tadellose Wäsche, hübsches Porzellan, Blumen in der Tafelmitte und dazu eine feine, leckere Kost gegen nicht allzuviel Entgelt. Von zwölf bis zwei fand man immer warme, immer frisch bereitete Speisen vor. Und wenn jemand besondere Wünsche hatte, wurde rasch ein kleines Extragericht eingeschoben. Oder wenn etwas nicht mundete, so sorgte die Witwe ängstlich für Ersatz, kochte und briet, den Schweiß auf der Stirn, damit nur ja keiner von den Gästen ausblieb.

„Warum geben Sie nie Hühner?" fragte Hauptmann a. D. Spitzmüller, als im Frühling die kleinen Vögelchen noch bitter teuer waren.

„Und Spargel hab ich bei meiner Schwägerin auch schon gegessen", sagte die dicke Baronin vorwurfsvoll.

Die Witwe seufzte und rechnete. Aber die große Barauslage erhielt ihr zweifellos zwei vornehme Kunden. Und das Fernbleiben nur eines einzigen hätte ihr Budget ins Wanken gebracht. So reichte alles knapp, das Logis war nicht allzu teuer, und gar zu viel aßen sie und die Mädchen nicht — wenn sie Glück hatte, und wenn nichts passierte, und wenn sich ihr Kreis vielleicht noch vergrößerte — ja, wenn Gott half, konnte sie später daran denken, noch einiges zurückzulegen. Ein winziges Sümmchen für Carlottas Aussteuer. Wegen Alwine brauchte sie sich nicht den Kopf zu zerbrechen. Sie war ein verschlossenes, mürrisches Ding, die würde keinen Bewerber finden, und sie war auch lange nicht so niedlich wie Carlotta.

Carlotta stand im Speisezimmer und harrte der Pensionäre. Die Mutter schaffte derweil in der Küche. Was sie angriff, ging der Frau flink von der Hand.

Der erste der Gäste war Hauptmann a. D. Spitzmüller. Carlotta machte ihr Knickschen und erkundigte sich artig nach seinem Befinden, und wie das Wetter stünde, und ob der Krieg nun abgewendet wäre?

Spitzmüller strich sich seinen Pfefferschnurrbart. Eigentlich hatte er damischen Hunger, am klügsten wäre es, die junge Person nach der Küche zu expedieren, damit man etwas zwischen die Zähne kriegte. Aber die junge hübsche Frauensperson war allein. Man konnte die Gelegenheit benutzen und einen Vorstoß wagen. Einen glänzenden Plan hatte er sich nämlich zurechtgelegt.

„Fräulein," begann er, blies die Backen auf und wurde feuerrot, denn es war ein großer Moment — „haben Sie schon daran gedacht, eine Ehe zu gründen?" Er hielt inne, die Worte waren nicht glücklich gewählt, er wollte ja gründen — aber was verstand die junge Frauensperson davon? Nichts verstand sie, und sie würde ihm gleich gerührt um den Hals fallen. Er räusperte sich und fuhr fort: „An Ihrer Mama, unserer verehrten Frau Wirtin hängen Sie wohl sehr?"

Carlotta nickte mit großen runden Augen.

„Na also, und wenn Sie heiraten, nehmen Sie die Frau Mama wohl mit in die Ehe? Natürlich,



Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 09:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957 Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wenn sich Mutter und Tochter sehr lieben, wäre es geradezu eine Grausamkeit —"

Nun begann Carlotta den Plan des Hauptmanns, der ein Gourmand war, zu erraten. Sie drehte sich auf den Absätzen ihrer hübschen Stiefelchen, kicherte und zierte sich ein bißchen und flog dann in die Küche, um die Speisen zu holen.

Indigniert blieb der Hauptmann zurück. Das junge Ding hatte wirklich kein Benehmen. Jetzt wußte er nicht einmal, woran er war. Vor Unbehagen und Empörung griff er tiefer noch als gewöhnlich in die Schüssel.

„Heute wird es nicht reichen!" klagte Carlotta draußen in der Küche. Neue Gäste waren gekommen. Das kleine Dienstmädchen stand müßig am Herd, denn Frau Leberecht besorgte lieber alles selbst.

„Nicht reichen wird es? — Gott sei Dank!" stieß die Frau hervor, die nur im ersten Augenblick erschrocken war. „Is bloß ein Beweis, daß es ihnen geschmeckt hat! Gießt man ein bißchen Weinchen in die Sauce. Und Fleisch — ja, Fleisch wird man holen müssen — aber wenn sie nur zufrieden sind, die Herrschaften —"

„Denke dir, Mama, der Spitzmüller hat just eben mit einer Erklärung losplatzen wollen —"

„Ja, du meine Seele, was hat ihm denn nicht gepaßt? War zu viel Pfeffer —"

„Aber nein. Ganz etwas anderes. Eine Erklärung eben. Eine Liebeserklärung —" setzte sie großartig hinzu.

„Ach du mein Herr! Ich arme Witwe in meiner Drangsal — das hat mir noch gefehlt, daß mein ältester Kunde ausbleibt! Die Baronin geht dann sicher auch und die zwei jungen Herren vom Ministerium, die so gern politisieren. Und heiraten kannst du das alte Scheusal doch auch nicht —" Die Frau setzte sich entgeistert auf die Kohlenkiste, ihr Gesicht mit dem wulstigen, zitternden Kinn wurde ganz weiß.

„Am liebsten heiratet das Schleckermaul dich —" sagte die Tochter und huschte mit einem Tablett in das Speisezimmer.

Nun schellte es, Alwine kehrte heim. Sie war ein großes, blasses Mädchen mit dunklen Augen. Rasch band sie sich eine Schürze vor und betrat die Küche.

„Guten Tag, Mama, ich habe mich leider verspätet —"

„Sonst nichts —" fuhr die Frau auf, froh, daß ihre Erregung losplatzen konnte „derweil kann ich mich abarbeiten, daß mir das Blut aus den Nägeln quillt —"

„Aber, Mama, du brauchst mich doch nicht —"

„Natürlich, natürlich!" höhnte sie erbost. „Schau nur die Carlotta an, die schwatzt mit den Gästen und nimmt mir ab, soviel sie kann. Wie ein Singvogel ist sie den ganzen Tag im Haus, während du so mürrisch bist, daß niemand etwas mit dir zu tun haben will —"

„Ich tauge auch nicht zu dem Geschäft. Ich habe dich doch so gebeten, Mama, daß ich Lehrerin werden darf!"

„Ich habe keinen übrigen Nickel in der Tasche, merke dir das. Wir müssen arbeiten, wie die Dienstboten arbeiten, wenn wir nicht verhungern wollen. Du mußt dir deine Fazen abgewöhnen. Verstanden! Und wo warst du so lange?"

„Ich habe die Einkäufe besorgt, die du mir aufgetragen hast. Und dann," sie stockte, „dann bin ich durch den Stadtpark gegangen. Dort war es so schön, und eine Bank in der Sonne ist leer gestanden. Und ich hab mich niedergesetzt, weil ich so müd und traurig war, und hab in das Grüne geschaut und in die Blumen. Du machst dir ja keinen Begriff, Mama, wie einzig schön es jetzt draußen ist."

„Geh mir aus den Augen, aber rasch," sagte die Mutter und sprang von der Kohlenkiste herab — „ich weiß mir vor Plage nicht zu helfen, und meine Tochter lustwandelt in Gärten!" Eine Flut von Vorwürfen prasselte auf sie nieder. Alwine senkte stumm das Haupt. Das Dienstmädchen stand am Herd und kicherte vor sich hin. Sie konnte nicht anders. Das große Fräulein, das stets Schelte kriegte, tat ihr leid, aber wie jemand ausgezankt wurde, war es, als kitzle man ihre Fußsohlen. Sie hatte Mühe, nicht herauszulachen.

Plötzlich öffnete Hauptmann Spitzmüller die Tür. Die Witwe schnappte nach Luft, beschrieb eine halbe Wendung mit ihrem korpulenten Leib, und jetzt stand in ihrem verärgerten alten, müden Gesicht ein Lächeln — „Befehlen der Herr Major?"

„Nö, nichts," sagte der Hauptmann, „hier hat es wohl ein Gemetzel gegeben?"

„Gar nicht, gar nicht!" sagte die Witwe höflich. „Waren der Herr Major mit etwas nicht zufrieden?"

„Recht zufrieden, ja, Sie kochen recht schmackhaft, meine Liebe, ich wollte Ihnen nur meine Anerkennung ausdrücken —" und damit trollte er sich. Hinter ihm schlüpfte Alwine in den Speisesaal. Sie hatte Hunger, aber zu speisen würden sie erst bekommen, wenn der letzte Gast ging. Da nahmen die Mutter, die Schwester, sie und das kleine Dienstmädchen am Küchentisch Platz und würgten rasch hinunter, was die Pensionäre übriggelassen hatten.

Der letzte Gast war ein junger Herr, der sich feiner trug als die anderen. Er war heiter und freundlich, obwohl er immer erst kam, wenn die anderen gegangen waren, als wolle er mit ihnen nicht zu Tische sitzen. Erst hatte Carlotta gemurrt, weil dadurch ihre eigene Speisestunde noch weiter hinausgeschoben war, aber dann hatte sie sich mit ihm angefreundet. Gab es nichts mehr zu besorgen, nahm sie ihm gegenüber Platz und würzte ihm das Mahl mit ihrem kindlichen Geplapper. Manchmal bestellte er feine Früchte, die nicht in der Pension inbegriffen waren, die teilte er dann mit Carlotta. Alwine hatte er noch nie welche angeboten. Wie auch die anderen Gäste gegen die ältere Schwester Zurückhaltung übten und sie selten in ein Gespräch verflochten. Alwine saß an einem entfernten Tischchen und arbeitete die Wochenrechnung aus, die den Pensionären jeden Samstag vorgelegt wurde. Dabei aber beobachtete sie unausgesetzt die beiden vor ihr. Carlotta spielte wie ein Kätzchen mit einer großen Apfelsine, die ihr der junge Mann eben zugeschoben. Da hob er den Kopf und sagte unerwartet: „Warum meiden Sie mich eigentlich, Fräulein Leberecht?" und blickte nach Alwine.

Ihr blasses Gesicht rötete sich ein wenig, dann kam ein abweisender Zug zum Vorschein, und herb entgegnete sie: „Ich wüßte nicht, daß ich es an meiner Pflicht hätte fehlen lassen. Worüber hat der Herr Doktor sich zu beklagen?"

Er schüttelte den Kopf, lächelte und blickte, ohne zu antworten, unverwandt nach ihr.

Da war es dem Mädchen, als könne sie den Blick nicht länger ertragen, sie würde abermals unartig werden oder in Tränen ausbrechen, weil der Zank



Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 09:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mit der Mutter ihr noch am Herzen fraß. Sie erhob sich rasch und trug ihre Schreibereien in das anstoßende enge, luftlose Zimmerchen, das ihr zum Nachtquartier diente und bloß Raum für den Schlafdiwan und einen Tisch bot.

Sie warf sich auf die Lagerstatt, und die zurückgedrängten Tränen quollen unaufhaltsam zwischen den Fingern, die sie vors Gesicht schlug. Nach einer Weile hörte sie ein leises Pochen. Sie meinte, die Schwester riefe sie zum Speisen, und schwieg. Aber nochmals pochte es zart und schüchtern — sie gab unwillkürlich eine leise Antwort, und vor ihr stand der junge Doktor. Er sagte etwas, das sie nicht verstand, und sie setzte sich aufrecht und starrte entgeistert nach ihm.

Er blieb immer noch in der Tür, hinter ihm konnte man Carlottas mißbilligendes Gesicht sehen.

Dann zog er die Tür zu.

Vor Staunen und Verblüffung regte sich Alwine nicht, ihre Tränen aber waren versiegt.

Der junge Doktor stand mit gesenktem Kopf am Tisch, man sah, daß er erst einer Bewegung Herr werden wollte. Dann hub er an: „Fräulein Leberecht, Sie müssen mir schon verzeihen, daß ich Sie vorhin mit meiner ungeschickten Bemerkung verstimmt habe, und auch, daß ich hier eindringe —"

Sie erhob sich und bot ihm einen Stuhl, den einzigen in der Kammer. Aber er blieb vor ihr stehen und fuhr fort: „Ich habe gesehen, wie Sie im Aerger das Zimmer verließen — und schaun Sie, das hab ich schon als Kind nicht vertragen; wenn ich gewußt habe, daß jemand bös mit mir war, hab ich nicht gerastet, bis ich mir seine Vergebung abgeholt. Und es liegt mir wirklich am Herzen, mir Ihre Freundschaft zu erringen, Fräulein Leberecht —"

„Freundschaft? Sie kennen mich doch gar nicht. Der Umstand, daß meine Mutter für Sie kocht und wir genötigt sind —"

„Nicht so böse, trotzige Worte — stoßen Sie nicht einen Menschen zurück, der es wohl mit Ihnen meint — — Ihre Schwester sagte mir vorhin —"

„Das kann ich mir vorstellen, daß meine Schwester sich über mich beklagt hat, nichts mache ich in diesem Haus recht!" entfuhr es ihr, denn es kränkte sie, daß man sie gerade diesem jungen Menschen gegenüber schlecht gemacht.

„Nun, ungefähr das hat Ihr Fräulein Schwester wohl ausgedrückt — aber sehen Sie, ein Wort davon hat mich gepackt, hat mir den Mut gegeben, hier bei Ihnen einzudringen, denn vor andern kann ich nicht mit Ihnen darüber reden, und sonst, auf der Straße, werden Sie mir nicht erlauben, Sie zu begleiten —"

Sie schüttelte verneinend den Kopf.

„Ihre Schwester sagte mir, Sie hätten Ihren Beruf verfehlt und wollten lieber Bücher lesen, Lehrerin werden —"

„Und ob ich das möchte!" brach sie los. „Aber ich kann doch nicht! Ich bin eine Sklavin! So wenig Ersprießliches ich zu leisten imstande bin, so unzufrieden man mit mir ist, bin ich doch eingeschaltet in das Räderwerk des Tages und bin unentbehrlich. Das kleine Dienstmädchen, das bloß Gedecke auflegt und Geschirr abspült, ist auch unentbehrlich. Wir ziehen hier alle an einer Kette wie Verdammte. Die Geplagteste ist Mutter, aber sie leidet nicht, weil sie den ganzen Tag schafft. Ich habe zu viel Zeit zum Denken. Deshalb ist mir nicht zu helfen."

„Vielleicht gäbe es doch eine Möglichkeit für Sie, loszukommen, wenn Sie nur wollen —"

„Aber ich will doch nicht! Mir ist alles gleichgültig. Heute bin ich eine Stunde auf einer Bank im Grünen gesessen. Es war unglaublich schön, die warme Sonne, die ersten ausgesetzten Pfingstrosen, das Jauchzen der Kinder, wie berauscht und betäubt war ich davon, und ich bin beinahe glücklich nach Hause gekommen. Aber die Mutter hat recht, es war eine Pflichtversäumnis gewesen. Was soll man mit einem Leben beginnen, wo alles, rein alles ein Unrecht gegen die Verhältnisse ist? Ich versichere Sie, das zermürbt einen. Und jetzt gehen Sie, Herr Doktor — lachen und plaudern Sie weiter mit meiner kleinen Schwester, das paßt besser zu Ihnen, als wollten Sie sich über mich den Kopf zerbrechen. Wenn Mama von Ihrem Besuch hier hört, wird sie nur ärgerlich auf mich sein."

Er wollte noch etwas erwidern, aber dann ging er. Carlotta hatte an der Tür gehorcht und geleitete ihn sehr ungnädig zum Ausgang. Sie stürmte in die Küche, erzählte alles brühheiß der Mutter, aber Witwe Leberecht nahm diesen höchst seltsamen Vorgang, daß ein Pensionär ihrer ältesten Tochter Aufmerksamkeit geschenkt und gar einen Besuch abgestattet, merkwürdig teilnahmlos hin.

„Ach laß nur," sagte sie, „er schert sich doch nicht weiter um sie. Eine Beauté ist sie ja nicht, daß man sich etwas anderes ausspekulieren könnte. Was ich bloß heute für tolles Kopfweh gekriegt habe — wenn das nur gut ist bis zum Abend. Und morgen muß mit dem Pfingstkuchen begonnen werden."

„So lege dich doch hin, Mama —"

„Hab keine Zeit", entgegnete die Frau, aber gegen Abend mußte sie sich doch legen, die Füße trugen sie nicht mehr, es flimmerte ihr vor den Augen.

„Sollen wir einen Arzt holen?" meinte eines der Mädchen.

Da richtete sie sich drohend auf im Bett —

„Untersteht euch wegen ein bißchen Kopfschmerz. Sind wir Kapitalisten? Nur um Himmels willen, daß die Gäste nichts merken, sonst glauben sie weiß Gott, was los ist, und bleiben aus —" ihre Hände fielen zurück, sie wurde ohnmächtig.

Carlotta schrie hellauf, und Alwine brachte die Mutter mit Essig und kalten Kompressen wieder zu sich.

Am andern Tag aber stand die Mutter bereits wieder am Kochherd und backte Kuchen. Alles ging wie sonst. Als der letzte Gast seinen Kaffee schlürfte und eine feine, duftende Zigarre rauchte, saß Carlotta wieder vor ihm und tändelte mit den Kirschen, die er ihr geschenkt hatte. Aber verspeisen wollte sie sie nicht, die sollte Mutter kriegen.

Währenddem ging Alwine ab und zu. Plötzlich blieb sie vor dem jungen Doktor stehen. „Mutter war gestern krank —" begann sie, es war das erstemal, daß sie ihn aus freien Stücken ansprach.

Carlotta schnitt ein Gesicht, Mutter hatte doch nicht wollen, daß man ihr Unwohlsein ausplaudere, aber Alwine redete darauf los, es war, als wolle sie irgendwie gutmachen, daß sie gestern so unfreundlich gewesen. Sie fragte auch, ob er Doktor der Medizin wäre? Als er verneinte, schien sie enttäuscht, führte aber doch das Gespräch weiter. Carlotta erhob sich und ging nach der Küche. „Ich habe schon immer gesehen, daß sie ihm verliebte Augen macht!" sagte sie draußen. Das



Digitized by Google

Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 09:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Dienstmädchen kicherte, und die Mutter sagte: „Unsinn!" und setzte hinzu: „Es war ein Influenzaanfall, den ich gestern gehabt habe. Gepackt hat es mich tüchtig. Aber die Pfingstkuchen sind mir heuer recht gut gelungen, und das ist die Hauptsache."

Als sie allein waren, redete Alwine nicht mehr so freimütig zu dem jungen Mann. Nach einer Weile sagte er: „Ich muß immer an Sie denken, und wie ich Ihnen helfen könnte. Ich wurde auch in meiner Jugend in einen Beruf hineingezwungen, der mich unglücklich zu machen drohte. Ich sollte Militär werden, und mich hat's nach den Büchern gezogen. Erst wie ich umsatteln durfte, war mir wohl."

„Ich kann nicht umsatteln. Im Gegenteil, ich will mir alle Mühe geben, meine Mutter zufriedenzustellen. Das ist mir gestern klar geworden, daß ich das muß. Ist es nicht himmelschreiend, daß diese Frau für uns arbeitet, und daß wir vor der bittersten Armut stehen, legt die Mutter ihre armen, fleißigen Hände in den Schoß? Ich will bei unserm kleinen Dienstmädchen in die Lehre gehen —"

„Zum Kochen und Braten sind Sie doch viel zu schade." —

Sie errötete. Ihre Lippen zitterten. „Ich möchte ja anders, aber was für meine Mutter gut ist, ist lange auch gut genug für mich."

Er blickte sie traurig an. Wie sollte er ihr zu verstehen geben, daß er sich ihr lange schon schweigend zugesellt, daß ihn das Martyrium ihres Stolzes und ihrer Einsamkeit in das Herz schnitt! Die Gemeinsamkeit, die Vertraulichkeit zwischen ihnen hatte just erst angehoben, mit einem unbesonnenen Wort konnte er alles zerstören.

So sagte er nur: „Es ist ja noch Ihre Schwester da. Und was täte Ihre Mutter, wenn Sie sich einmal verheirateten?"

„Das ist ausgeschlossen!" entgegnete sie heftig.

„Warum?" fragte er leise.

„Weil — — weil — die Mutter sagt es selbst, daß ich unliebenswürdig bin. Und ich hab noch nie jemand liebgehabt, und mich hat niemand liebgehabt, sehen Sie, das ist der Beweis!"

Das überwältigte ihn. Seiner nicht mächtig, erhob er sich, ging ein paarmal im Zimmer auf und ab, an der langen Tafel vorbei, plötzlich blieb er vor ihr stehen.

„Fräulein, liebes Fräulein, erschrecken Sie nicht, glauben Sie nicht, daß Sie es mit einem Wahnsinnigen zu tun haben. Aber ein halbes Jahr sehe ich Sie jetzt alle Tage — bis ich angefangen habe, von Mittagessen zu Mittagessen die Stunden zu zählen, wo ich wieder Ihr liebes, stolzes Gesicht sehen kann. Ich habe nie gewagt, das Wort an Sie zu richten, denn ich habe gefürchtet, etwas zu tun oder zu sagen, was Sie mir auf immer abwendet — daß ich Sie gestern endlich angeredet habe, hat mich eine schlaflose Nacht gekostet. Können Sie mir verzeihen? Bin ich Ihnen nicht zu unangenehm? Ich frage nicht jetzt — aber später einmal werd ich Sie fragen — können Sie mir Hoffnung geben?"

Sie stand weiß und still vor ihm. Ihre Augen füllten sich mit Tränen.

Da schlang er den Arm um sie, und er, der kaum auf seinen Füßen stand, suchte ihr Halt zu geben.

„Sie sind so jung, Sie wissen nicht, was Sie tun und wollen," sagte sie mit geschlossenen Augen — „ich bin doch älter als Sie —"

„Aber, Liebe, Liebe, ist das Ihr einziges Bedenken?!"

„Ich kenne Sie doch nicht," wehrte sie, „ich habe nie daran gedacht — daß — mich — — jemand gern haben kann."

„Lesen können Sie, soviel Sie wollen, und lernen den ganzen Tag, und was ich arbeite, würden wir miteinander besprechen — Gott, wäre das ein köstliches Leben!" rief er froh wie ein Junge dazwischen.

„Sie müssen mir Zeit lassen... Ich bin ganz verwirrt — — und was werden Mama und Carlotta sagen?"

„Nicht an die andern denken, für sie wollen wir später sorgen."

Da lehnte sie sich in seinen Arm zurück und schluchzte unsinnig. Und nun wollte er sie nicht mehr freigeben, auch nicht für eine Bedenkzeit.

Nach einer Weile sagte sie: „Und dann ist Pfingsten. Wir werden in einen Wald oder in einen Garten gehen, ja — Lieber? Und in der Sonne werden wir sitzen — ich brauch mich nicht zu ängstigen, daß ich weg muß. Ach Gott — ich darf ja jetzt die Sonne haben!"

„Und glaubst du, wirst du mich liebgewinnen können?"

„Du hast doch immer mit der Schwester gesprochen," entfuhr ihr das Geheimnis, „und ich war so bös auf dich und Carlotta — —" Sie sagte nichts mehr, denn er drückte einen schüchternen und seligen Kuß auf ihre Lippen. Und Angst und Dunkelheit wichen, der Pfingsttag ihres Lebens brach an: der Tag der Liebe.

Wirkl. Geh. Rat Dr. Thiel.

Zu seinem 70. Geburtstag. — Hierzu die Spezialaufnahme Seite 947.

Allsonntäglich flutet der Strom der Berliner Besucher durch die weiten Gefilde des Neuen Botanischen Gartens zu Dahlem, und wohl jeder ist von Bewunderung für das einzig dastehende Werk erfüllt. Die wenigsten aber wissen, daß diese wundervolle Anlage dem Chef der Domänenverwaltung im Landwirtschaftlichen Ministerium, dem Wirkl. Geheimen Rat Dr. Thiel, zu danken ist, dessen Bild wir zu Ehren seines 70. Geburtstages wiedergeben. Der Botanische Garten und die mustergültige Villenkolonie Dahlem sind indessen nur ein kleines Bruchstück aus der umfangreichen Lebensarbeit dieses Mannes, der über vierzig Jahre ununterbrochen im Dienst der deutschen Landwirtschaft gestanden hat.

Exzellenz Thiel ist Landwirt von der Pike an. Bevor er in seiner Vaterstadt Bonn studierte und sich dort als Privatdozent niederließ, widmete er sich einige Jahre der praktischen Landwirtschaft, weil ihm die praktischen Grundlagen für die wissenschaftlichen Studien unentbehrlich schienen. Dieser Anschauung ist er durch sein ganzes Leben treu geblieben, und es kommt heute noch oft genug vor, daß der Herr Ministerialdirektor im Gespräch mit Landwirten praktische Ratschläge gibt, die geradezu verblüffen. Längere Jahre war Thiel Professor an landwirtschaftlichen Hochschulen; aber bald nach Beendigung des Krieges von 1870/71, aus dem er das Eiserne Kreuz mit heimbrachte, wurde er ins Ministerium


Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wirklicher Geh. Rat Dr. Thiel.

Zu seinem 70. Geburtstag. — Spezialaufnahme für die „Woche“.

Generated on 2019-06-06 09:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by 

Original from
CORNELL UNIVERSITY

berufen. Ein wichtiges Arbeitsfeld nach dem andern wurde ihm anvertraut, bis aus dem Hilfsarbeiter Dr. Thiel der Wirkliche Geheime Rat und Ministerialdirektor geworden ist.

Trotz aller Verdienste, die Thiel sich in den verschiedenen Zweigen seiner Amtstätigkeit erworben hat, beruht doch seine Größe darin, daß er nie die Grenzen seines Ressorts kannte. Wo immer es galt, der Landwirtschaft zu helfen, war er da; ob das innerhalb oder außerhalb seines Amtes lag, ob das nun mit großen Schwierigkeiten verknüpft sein mochte oder nicht. Als im Jahr 1883 Max Eyth, der feurige Dichter-Ingenieur, den Plan zu einer allgemeinen deutschen Landwirtschaftsgesellschaft darlegte, war Thiel der erste, der seine Sach- und Fachkenntnis in den Dienst der Sache stellte, obwohl gerade er die Schwierigkeiten besser durchschaute als der eben aus der Fremde heimgekehrte Max Eyth. Bis zum heutigen Tage gehört er dem Vorstand der „D. L.-G." an.

Immer war es seine Sorge, für die wissenschaftliche Ausgestaltung und Vertiefung der Landwirtschaft einzutreten. Darum galt den landwirtschaftlichen Hochschulen fortgesetzt sein amtliches und außeramtliches Interesse; darum förderte er alle Unternehmungen in diesem Sinne, wie z. B. die Arbeiten an den Moorkulturen, die Versuchs- und Lehrbrauerei, die Versuchsanstalt für das Gärungsgewerbe; darum gründete er die Lehrgänge für landwirtschaftliche Wanderlehrer in Eisenach. Darum wurde er Herausgeber der Landwirtschaftlichen Jahrbücher und des allgemein verbreiteten Landwirtschaftlichen Kalenders.

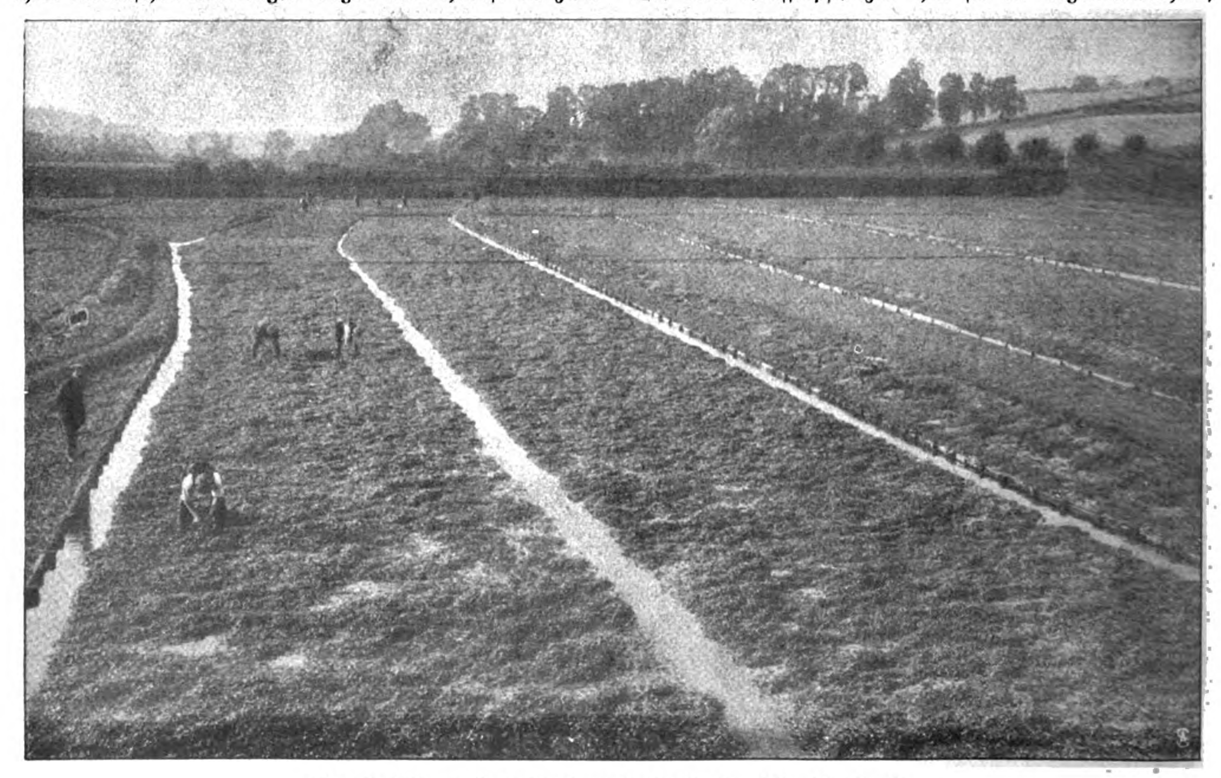
Und doch findet dieser unermüdliche Arbeiter, der auf allen Gebieten in Theorie und Praxis zu Hause ist, noch die Zeit zu herzlich-vornehmer Geselligkeit, wobei ihm seine liebenswürdige Gattin aufs beste zur Seite steht. Die Frische und Tatkraft seines Wesens zeigt sich auch im Verkehr. Er hat die seltene Gabe, einen Menschen durch und durch zu sehen, und dieser scharfe Blick hat viel dazu beigetragen, daß er immer die richtigen Menschen auf die richtige Stelle zu setzen wußte. Während er selbst von der Bescheidenheit ist, die sich so gern mit wahrhafter Tüchtigkeit vereint, weiß er jede Leistung anderer freudig anzuerkennen. Und wo er einmal Sympathie und Freundschaft gab, da hält er sie fest durch dick und dünn.

So ist es nur natürlich, daß die Glückwünsche, die dem siebzigjährigen, aber selten rüstigen Manne entgegengebracht werden, nicht nur dem verdienstvollen Beamten gelten, sondern ebensosehr dem vornehmen, aufrichtigen Menschen und Charakter.

Die Wasserkresse.

Von Professor Dr. Udo Dammer. — Hierzu 6 photographische Aufnahmen.

Zu den wenigen bei uns wildwachsenden Pflanzen, die wir genießen, gehört die Brunnen- oder Wasserkresse, Nasturtium officinale, eine Verwandte des Goldlackes und des Wiesenschaumkrautes, die in klaren Bächen und Teichen Europas und Nordasiens heimisch ist. Ihre bis 60 Zentimeter hohen, hohlen Stengel tragen ziemlich fleischige, saftiggrüne, unpaarig gefiederte Blätter, die ihres angenehmen Geschmackes und ihrer diätetischen Wirkungen wegen vom Herbst bis zum Frühjahr gern als Salat gegessen werden. Ihr Gebrauch ist ein uralter. Schon Xenophon empfiehlt den Persern ihren Anbau; Cicero und Plinius erwähnen die Pflanzen. In den Arzneibüchern der verschiedensten Länder ist die Pflanze als Heilkraut aufgeführt. Man rühmt ihr nach, daß sie das Blut reinige, daß sie ein gutes Mittel gegen Skorbut sei, und daß sie namentlich Leuten mit sitzender Lebensweise sehr zuträglich sei. Wie viele Wasserpflanzen hat sie die Eigentümlichkeit,



Eine typische Wasserkressenfarm in Buckinghamshire (England).


Original from CORNELL UNIVERSITY



Wie die Beete bepflanzt werden.



Die Kresse wird in fließendem Wasser gewaschen und verpackt.

Generated on 2019-06-06 09:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Digitized by Google
Original from
CORNELL UNIVERSITY



Das Kressenbett wird gereinigt, nachdem die Pflanzen gesammelt sind.

daß ihre Stengel an den Blattknoten sehr leicht Wurzeln bilden, wenn sie mit nasser Erde in Berührung kommen. Hierauf ist ihre Vermehrung begründet.

Wie schon erwähnt, verlangt die Pflanze reines, klares Wasser. Wo man ihr dieses geben kann, da gedeiht sie ohne Mühe, und da sie gerade zu der Zeit, in der es uns an frischem Grünzeug mangelt, geerntet werden kann, so sollte man sie mehr anbauen, als es bisher geschieht. In Deutschland ist es namentlich der Ort Dreienbrunnen bei Erfurt, wo sie im großen angebaut wird. In Frankreich findet man sie namentlich in der Umgegend von Paris. Auf dem größten Gemüsemarkt der Welt, in Coventgarden in London, kommen im Frühjahr täglich viele tausend Bunde zum Verkauf. In Berlin war sie bis in verhältnismäßig neue Zeit auf dem Markte fast unbekannt. Jetzt ist sie schon ein beliebter Salat, der namentlich im Winter und Frühling gern gekauft wird. Vorläufig kommt noch die meiste Kresse aus Dreienbrunnen nach Berlin. Drei Millionen Bunde Brunnenkresse gehen jährlich von hier nach auswärts. Das Land, früher ein Sumpf, wurde zu Ende des 18. Jahrhunderts in Kultur genommen. Noch manches Stück Sumpfland in Deutschland könnte in ähnlicher Weise nutzbringend verwertet werden.



Wie man die Wasserkresse schneidet.

Die Kulturmethode in Dreienbrunnen ist eine ganz besondere. Man hat das Land mit zahlreichen, einen halben Meter tiefen und drei Meter breiten Gräben, sogenannten Klingen, durchzogen, die man nach Belieben mehr oder weniger hoch mit Wasser füllen kann. In diese Gräben pflanzt man im August, nachdem sie sauber gereinigt und geebnet sind, die etwa zwei Finger langen Spitzen alter Pflanzen in spannenlangen Abständen voneinander. In dem schlammigfeuchten Boden bewurzeln sich die Stecklinge schnell, so daß man sehr bald Wasser in die Gräben lassen kann, ohne befürchten zu müssen, daß die Pflanzen vom Wasser losgerissen werden. Anfänglich gibt man nur etwa 10—12 Zentimeter hoch

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Die jungen Sprößlinge werden zur Umpflanzung herausgezogen.

Wasser. Da das Land fruchtbar und wertvoll ist, muß man die zwischen den Gräben befindlichen Landstreifen nach Möglichkeit ausnutzen. Man bepflanzt sie deshalb mit Gemüse, besonders Blumenkohl, Kohlrabi, Sellerie und Salat. Die Bewässerung dieser Beete, die Jähne genannt werden, geschieht mit eigenartigen Gießschüsseln, die man in den Klingen füllt. Um hierbei die Brunnenkresse nicht zu beschädigen, läßt man beim Bepflanzen der Klingen auf beiden Seiten ein Stück frei, wodurch zugleich ein besserer Abfluß des Wassers erzielt wird. Im Oktober werden die Klingen gedüngt. Dann wird wieder Wasser in die Gräben gelassen, und darauf beginnt die Ernte. Ein genügend langes, starkes Brett wird über die Klinge gelegt, und auf ihm hockend, faßt man mit den Fingern ein Büschel Kresse, schneidet es etwa fingerlang ab, bindet es mit einer dünnen Weidenrute zusammen und wirft es zurück ins Wasser. Da man nicht alle nebeneinander stehenden Spitzen abschneidet, so finden die dazwischen stehenden Pflanzen Platz, sich zu entwickeln. Alle vier, später alle sechs Wochen wiederholt man die Ernte an der gleichen Stelle. Nach der Ernte werden die Pflanzen mit einem Brett unter Wasser gedrückt.

Etwas anders ist die Kultur in England, die durch unsere beistehenden Bilder veranschaulicht wird. Die Klingen sind hier wesentlich breiter. Wie Abb. S. 950 zeigt, wird der Boden mit Brettern, an denen sich ein Stiel befindet, zunächst gut geebnet. Da auf dem Lande das Wasser flach steht, ist der Boden schlammig weich, so daß die Arbeit ohne Mühe ausgeführt werden kann. Unsere Abb. S. 948 zeigt eine größere Anlage, auf der man deutlich die breiten Beete und die schmalen Gräben, deren Ränder befestigt sind, erkennen kann. Von einer älteren Anlage nimmt man die schon gut bewurzelten Stecklinge (obiges Bild), die dann in ähnlicher Weise wie in Dreienbrunnen aufgepflanzt werden (Abb. S. 949). Die Bepflanzung geschieht im Frühling oder im Herbst. Großen Wert legen die Engländer darauf, daß der Boden zwischen den Pflanzen mit Sand oder Kies wenigstens 5 Zentimeter hoch bedeckt ist. Beim Pflanzen achten sie darauf, daß die Pflanzenreihen in der Richtung der Strömung liegen, damit die Pflanzen beständig von strömendem Wasser umgeben sind. Ferner legen sie die Beete so an, daß beim Pflanzen das Wasser den Boden nur 5 Zentimeter hoch bedeckt. Wenn sich die Pflanzen entwickeln, so stauen sie bald das Wasser, das allmählich die Pflanzen bis zu 8 Zentimeter hoch umspült. Im Winter läßt man das Wasser bis zu 10—12 Zentimeter hoch anschwellen. Zweimal im Jahr wird die Anlage erneuert, im Mai bis Juni und im September bis November. Die Frühjahrspflanzung liefert vom August an, die Herbstpflanzung im Frühjahr Ernte.

Bilder aus aller Welt.

Wenn ein trübes Gerücht recht behält, sind zwei deutsche Forschungsreisende, Dr. Brunhuber und Karl Schmitz, auf ihrem Zug durch Südchina von den Lolos, den Lutzows oder einem anderen Räuberstamm ermordet worden. Die deutsche Gesandtschaft in Peking stellt nach dem Verbleib der beiden Verschollenen Forschungen an, die dadurch erschwert werden, daß ein Teil der in Frage kommenden Stämme nicht in einem der chinesischen Oberhoheit unterworfenen Gebiet lebt.

Im Bürgersaal des Berliner Rathauses fand dieser Tage der erste Kongreß der Kaufmannsgerichtsbeisitzer Deutschlands statt, an dem sich Interessenten aus dem ganzen Reiche beteiligten. Der wichtigste Punkt der Tagesordnung der ersten Kongreßsitzung war die Konstituierung eines großen Verbandes der Kaufleutebeisitzer und kaufmännischen Handelsgerichte Deutschlands, der die Förderung der deutschen Kaufmannsgerichte und



Karl Schmitz.



Phot. Liesendahl, Köln.

Dr. Robert Brunhuber.

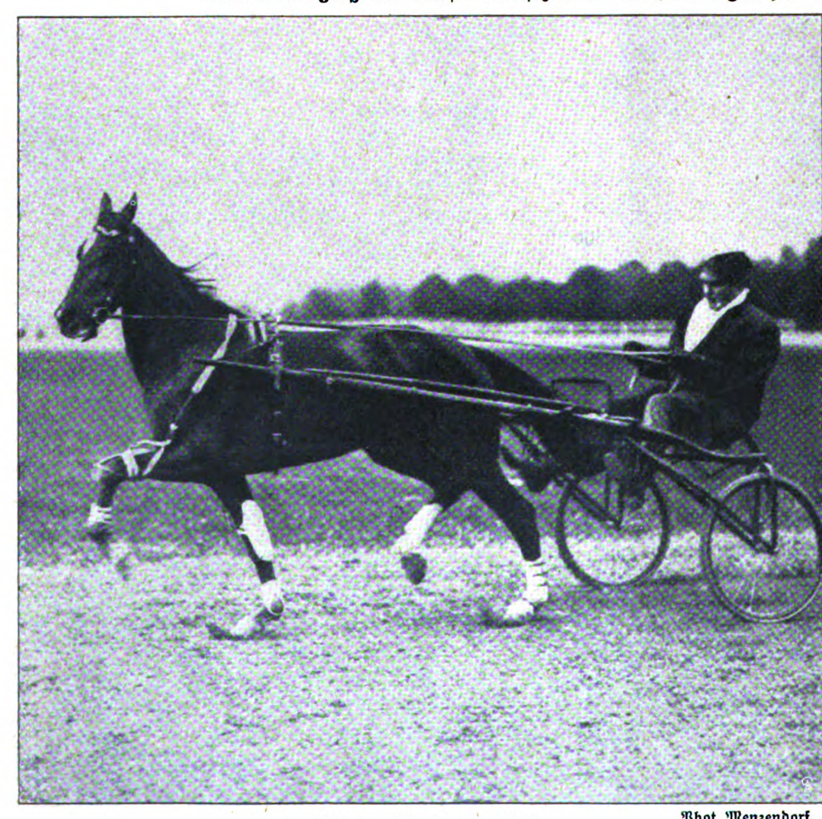
Zu den Gerüchten von der Ermordung der beiden Chinaforscher.



Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Vom I. Kongreß der Kaufleutebeisitzer der Kaufmannsgerichte Deutschlands in Berlin. Phot. Schicker̈a.



Phot. Menzendorf.

„Lou Dillon“, die Traberkönigin.

Das schnellste Traberpferd, das je über eine deutsche Bahn gelaufen ist.

die Herbeiführung eines gedeihlichen Zusammenwirkens zwischen Prinzipalen und Angestellten bezweckt.

In Vertretung von Dr. Rich. Strauß dirigierte Kapellmeister Laugs aus Hagen mit Erfolg einige Konzerte der Berliner Königlichen Kapelle.

Auf der neuen Trabrennbahn in Ruhleben gab es neulich ein interessantes Gastspiel. Der amerikanische Multimillionär L. V. G. Billings hat nicht weniger als neun der besten Pferde seines Stalls zum Eröffnungsrennen nach Berlin entsandt, darunter die Stute Lou Dillon, die „Traberkönigin“, die in Amerika als das beste Traberpferd — natürlich der Welt gilt. Das schöne Tier wurde am Schluß des Rennens von seinem Trainer dem begeisterten Publikum vorgeführt.

Phot. Neuhaus.

Kapellmeister Robert Laugs

dirigierte das 9. u. 10. Sinfoniekonzert der Kgl. Kapelle in Berlin.

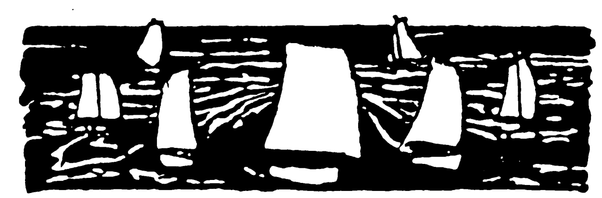
Schluß des redaktionellen Teils.

Generated on 2019-06-06 09:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY

DIE·WOCHE

Nummer 23. Berlin, den 5. Juni 1909. 11. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 23.



Die sieben Tage der Woche.

26. Mai.

Das preußische Herrenhaus beendet seine Etatsberatung und vertagt sich auf drei Wochen.

In Konstantinopel wird wieder eine große Anzahl von Funktionären, Politikern und Journalisten zum Tode verurteilt.

Mr. Asquith hält im englischen Unterhaus eine Rede, in der er ausführt, daß der Zwei-Mächte-Standard der britischen Flotte nur die Ueberlegenheit der englischen Marine über die zwei stärksten europäischen Flotten anstrebe, und daß die außereuropäischen Flotten nicht unter diesen Gesichtspunkt fallen.

27. Mai.

In Konstantinopel finden 13 Hinrichtungen statt.

Das preußische Abgeordnetenhaus vertagt sich bis zum 22. Juni.

In den Räumen des Herrenhauses findet die diesjährige Tagung des internationalen Komitees der olympischen Spiele statt.

28. Mai.

Die Mitglieder der Linken treten aus der Finanzkommission des Reichstags aus, da sie das Verfahren der neuen, aus Konservativen, Zentrum und Polen gebildeten Mehrheit für geschäftsordnungswidrig ansehen.

Die englische Admiralität beschließt, daß von nun ab in den englischen Marinekadettenschulen die deutsche Sprache gelehrt werden soll.

29. Mai.

Auf dem Berliner Auswärtigen Amt wird das Schlußprotokoll in der Casablanca-Affäre unterzeichnet, in dem sich die deutsche und die französische Regierung gegenseitig ihr Bedauern aussprechen.

Auf dem Tempelhofer Feld findet die große Frühjahrsparade der Berliner, Spandauer und Groß-Lichterfelder Gardetruppen statt.

30. Mai.

Graf Zeppelin unternimmt mit dem Luftschiff „Zeppelin II" eine Fernfahrt bis Bitterfeld. In Berlin verbreitet sich das Gerücht, der Graf wolle die Reichshauptstadt besuchen, und das Kaiserpaar sowie eine große Menschenmenge (Abb. S. 965) erwarten die Ankunft des Luftschiffs, das jedoch nicht erscheint.

31. Mai.

Der Lenkballon „Zeppelin II" erleidet bei Göppingen einen Unfall, der die Heimfahrt nach Friedrichshafen verzögert.

Der Sultan überträgt dem preußischen Generaloberst von der Goltz die Reorganisation seiner Armee.

Im Berliner Gewerkschaftshaus wird der Internationale Bergarbeiterkongreß eröffnet.

1. Juni.

In Paris und Umgebung beschädigen Anarchisten die Drähte der Telegraphen- und Telephonleitungen.

In München wird die X. Internationale Kunstausstellung eröffnet.

2. Juni.

Das Luftschiff Zeppelin II, das notdürftig repariert die Fahrt wieder aufgenommen hat, landet sicher in Manzell.

Auf dem in Heilbronn tagenden 20. Evangelisch-Sozialen Kongreß hält Graf Posadowsky einen großen Vortrag über „Luxus und Sparsamkeit".

▫ ▫ ▫

Der Kampf um den Touristen.

Von Victor Ottmann.

Das alte Scherzwort, daß einer, wenn schon gar nichts anderes, doch wenigstens ein Zeitgenosse ist, kann etwas ernsthafter dahin erweitert werden, daß auch die bescheidenste Existenz sich rühmen darf, ein Gegenstand der Statistik und in den verschiedensten Fächern der Volkswirtschaft als bestimmte Wertziffer gebucht zu sein. Aber nicht nur unsere staatsbürgerlichen und beruflichen Beziehungen, auch unsere Freuden verwandeln sich in der Registratur der Nationalökonomie zu dürren Zahlen, jeder genossene Liter Wein, jedes Kilogramm Tabak wird uns da nachgerechnet, und selbst in dem Augenblick, wo wir zum Wanderstab greifen, um einmal ganz ungebunden und unkontrolliert in die Ferne zu ziehen, dürfen wir das immerhin schmeichelhafte Bewußtsein haben, in den Augen des Statistikers an Reiz zu gewinnen. Zwar als Einzelwesen interessieren wir ihn wenig, trotz aller inneren und äußeren Vorzüge, aber in unserer Gesamtheit, in der gewaltigen Masse der Touristen als konsumierendes Ungeheuer mit Millionen Köpfen, stellen wir im Wirtschaftsgetriebe der Nation einen Faktor von unschätzbarer Bedeutung dar. Die Umsatzziffern, die dem Wandertrieb ihr Dasein verdanken, sind enorm. Eisenbahnen, Schiffahrt, Post und andere Verkehrsanstalten, Unterkunfts- und Verpflegungstätten, große Industrie- und Handelzweige, eine Unmenge kleiner Erwerbe, eine Armee von Beamten, Angestellten und selbständigen Geschäftsleuten — alles hängt unmittelbar oder indirekt mit der Touristik zusammen und wäre zum großen Teil in seiner Existenz bedroht, wenn das bewegungs-

Published 5. VI. 1909. Privilege of copyright in the United States reserved under the Act approved 3. March 1905 by August Scherl G. m. b. H., Berlin.


Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lustige Ungeheuer eines Tages streiken und zu Hause bleiben wollte. Und da so außerordentlich weite Kreise der Bevölkerung vom Touristen abhängig sind und sich bemühen müssen, seine rollenden Taler in ihre Kanäle zu leiten, entwickelt sich nach ehernen Wirtschaftsgesetzen ein heißes Ringen, das Werben um seine Gunst: der Kampf um den Touristen.

Dieser friedliche Kampf kommt dem Touristen nur zugute, wie der Konsument eben immer Nutzen daraus zieht, wenn die Produzenten sich in ihren Leistungen zu über- und in ihren Preisen zu unterbieten suchen. Schon die ersten Anregungen zur Reise verdankt er oft den Suggestivmitteln, zu deren Anwendung die Fremdenindustrie — man gestatte das nicht sehr anmutig klingende, aber praktisch brauchbare Wort für einen sonst schwer zu umschreibenden Begriff — sich genötigt sieht, um die Aufmerksamkeit auf ihre Leistungen zu lenken. Denn es unterliegt keinem Zweifel, daß viele Reisepläne erst durch die Propaganda der interessierten Kreise festumrissene Gestalt annehmen. Man hat Lust, auf ein paar Wochen zu verreisen, aber weiß nicht recht, wohin, man schwankt unschlüssig zwischen See und Gebirge, zwischen den verschiedensten Zielen, erwägt eins nach dem andern, um schließlich alle zu verwerfen — da fällt der Blick auf ein wirkungsvolles Plakat, auf eine gut abgefaßte Annonce, auf einen verlockenden Prospekt, auf ein Landschaftsbild in einer Zeitschrift, auf den Bericht eines Reiseschriftstellers, und die verschwommenen Wünsche gewinnen plötzlich feste Form, der Flug der Sehnsucht wählt ein Ziel. Die vom modernen kaufmännischen Geist durchdrungene Fremdenindustrie kennt die werbende Kraft der Propaganda. Sie weiß, daß es im Handelsleben nicht genügt, etwas Gutes zu erzeugen, sondern daß damit Hand in Hand die Kunst gehen muß, das Erzeugnis anzubieten und die Aufmerksamkeit darauf zu lenken. Was auch immer in Umsatz gebracht werden soll, es darf unmöglich den Ehrgeiz haben, wie das Veilchen im verborgenen zu blühen; es muß sich auf den Markt stellen und anpreisen. Aber es genügt oft nicht einmal, sich nur an schon vorhandene Bedürfnisse zu wenden, sondern es kommt darauf an, Bedürfnisse zu schaffen. Eine Propaganda, die auf der Höhe ihrer Kunst steht, weiß mit den einschmeichelnden Mitteln der Ueberredung und Verlockung die Begehrlichkeit zu wecken und Wünsche zu erregen, an die man noch vor kurzem gar nicht gedacht hatte. Auch die Fremdenindustrie kann solche Suggestivmittel nicht entbehren, um so weniger, als die Ferienreisen, von Heilzwecken abgesehen, ja keine absolute Notwendigkeit sind und deshalb verlockend gemacht werden müssen wie alles, was nicht zum täglichen Brot gehört.

Kein Wunder also, wenn im Kampf um den Touristen schon in der vorbereitenden Phase die ganze Strategie moderner Reklame entfaltet wird und keine Wirkung von Pinsel, Griffel, Feder, Farben und Druckerschwärze unversucht bleibt, um den Touristen zu erobern. Dem Reisekandidaten, dem ein Konvolut Druckschriften von Reisebureaus, Reedereien, Verkehrsvereinen, Kuranstalten usw. kostenlos ins Haus flattert, und der sich nun ins Studium der in Wort und Bild oft trefflich abgefaßten, geschmackvoll ausgestatteten Broschüren vertieft, kommt selten zu Bewußtsein, wieviel Arbeit, Umsicht und Aufwand in diesem Material steckt, und daß er die Annehmlichkeit, auf bequeme Weise ohne jede Verpflichtung über alles Wissenswerte aufgeklärt zu werden, nur dem Wettbewerb verdankt. Es ist dabei eine interessante Tatsache, daß auch staatliche Verkehrsinstitute, die sonst gern einen gewissen Beharrungshang zeigen, ein Widerstreben gegen die Zumutung, um die Gunst des Publikums zu buhlen, sich neuerdings zur Teilnahme am Kampf um den Touristen veranlaßt sehen. Nur die Post hat das nicht nötig, sie ist als völlig konkurrenzloses Monopol in der glücklichen Lage, ohne die geringste Propaganda auszukommen. Aber manche Staatsbahn hat bereits den Weg beschritten, den viele Privatbahnen längst eingeschlagen haben, um den Verkehr auf ihren Linien zu beleben, indem sie Reklamen und Druckschriften verbreiten, die den Vorzügen ihrer Einrichtungen, ihren schnellen Verbindungen und interessantesten Punkten gewidmet sind. Europa kennt keine so scharfe Eisenbahnkonkurrenz, wie sie in Nordamerika herrscht. Dort, wo eine große Anzahl von Parallellinien die Hauptstädte zwischen Ost- und Westküste verbindet und der Reisende, um von einem Ort zum anderen zu gelangen, oft die Wahl zwischen vier Strecken hat, nimmt der Kampf um den Passagier heftige Formen an. Zwar haben sich die verschiedenen Gesellschaften durch bindende Festsetzung der Fahrpreise von einem gegenseitigen Unterbieten geschützt, aber jede sucht nun durch Gewährung besonderer Vorteile, durch Schnelligkeit, weitgehenden Komfort und oft groteske Reklametricks die andere auszustechen. Ein so wildes Rennen nach dem Passagier haben die europäischen Bahnen schon deshalb nicht nötig, weil die Zahl der konkurrierenden Linien nur gering und das System der Verstaatlichung vorherrschend ist. Dennoch sind, wie gesagt, auch die Staatsbahnen aus ihrer kühlen Reserve zu größerer Geschäftigkeit gedrängt worden, und manche unterhalten jetzt in den Hauptstädten eigene Auskunftsstellen, die vornehmlich der Propaganda dienen und den Reiselustigen animieren und beraten sollen. Auch die Privatindustrie hat da als treibende Kraft gewirkt. So war z. B. der Schlafwagenbetrieb auf deutschen Bahnen lange Zeit hindurch nur ein Privatunternehmen, bis endlich die preußische Staatsbahnverwaltung sich entschloß, auch ihrerseits Schlafwagen zu bauen und einzustellen; heute laufen deshalb auf unseren Linien teils staatliche Schlafwagen, teils solche jener Privatgesellschaft. — In ähnlicher Weise äußert sich der Kampf um den Touristen bei den Schiffahrtsbetrieben. Die hauptsächlich in Betracht kommenden Reedereien haben wohl für gewisse Linien, wie z. B. den atlantischen Dienst, durch Uebereinkunft den Tarif geregelt, aber natürlich sucht sich jede im Wettbewerb hervorzutun, sei es durch Größe, Ausstattung und Schnelligkeit der Schiffe, sei es durch die Güte der Verpflegung oder sonstige Vorzüge. In einigen Zonen des Erdballs, z. B. im Stillen Ozean, hat die Konkurrenz der Parallellinien sehr scharfe Formen angenommen, und es ist kaum nötig, zu erwähnen, daß der Reisende aus diesem Wettbewerb nur Nutzen zieht.

Außer den großen Verkehrseinrichtungen, den Eisenbahnen und Reedereien, kommen beim Kampf um den Touristen hauptsächlich jene Verbände in Betracht, die den Zusammenschluß aller an der Fremdenindustrie eines gewissen Bezirks beteiligten Interessenten darstellen und unter fachmännischer Leitung eine gemeinschaftliche, großzügige Propaganda betreiben. Derartige Organisationen empfehlen sich überall, wo sich in einer sehenswerten Stadt, einer naturschönen Landschaft der Wunsch


Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nach stärkerer Belebung des Fremdenverkehrs, nach Heranziehung von Touristen oder Kurgästen regt. In der Erkenntnis, daß der einzelne nur wenig dafür zu tun vermag, schließen die Hotels, Kuranstalten und verwandten Industrie- und Handelszweige mit den Vertretern der Behörden einen Bund, der, wie er sich auch nennen mag: Verkehrs- oder Verschönerungsverein, Fremdenauskunftsstelle usw., seine Werbemittel in Form von Plakaten, Annoncen und Prospekten in die Welt schickt. Solche Kollektivreklamen verfehlen bei geschickter Inszenierung ihre Wirkung nicht und flößen um so mehr Vertrauen ein, als sie sich von Uebertreibungen fernzuhalten pflegen und nur das verheißen, was die betreffende Stadt oder Gegend dem Fremden wirklich zu bieten hat. Die Propagandabroschüren der deutschen Verkehrsvereine sind im allgemeinen gut, zum Teil vorzüglich redigiert und bilden oft wertvolle kleine Monographien, die über den eigentlichen Zweck einer kurzen Information weit hinausgehen. Ihre Vorzüge kommen um so mehr zur Geltung, wenn man sie mit ähnlichen Schriften anderer Länder vergleicht, zum Beispiel mit amerikanischen, die zwar in der Ausstattung meist Erstaunliches leisten, deren Text aber durch die Häufung ruhmrediger Tiraden und Superlative und durch skrupellose Aufschneidereien den feineren Geschmack beleidigt. — Es wäre noch zu erwähnen, daß auch ganze Länder Propagandabureaus einrichten; so gibt es z. B. in Berlin amtliche Auskunftsstellen für Reisen in Skandinavien, Oesterreich-Ungarn usw.

Den Verbänden der Unternehmer stehen die Verbände der Konsumenten gegenüber, in unserem Falle der Touristen. Auch die Touristen haben es vielfach für vorteilhaft gehalten, sich zu mehr oder minder großen, von bestimmten Interessen beherrschten Vereinen zusammenzuschließen. Es sei hier nur an einige der größten erinnert: den Deutschen und Oesterreichischen Alpenverein, den Deutschen Radfahrerbund, den Riesengebirgsverein, Schwarzwaldverein, Schwedischen Touristenverein usw. Alle diese Verbände suchen ihren Mitgliedern möglichst viel Erleichterungen im Reiseverkehr zu verschaffen und arbeiten deshalb mit den Organisationen der Fremdenindustrie Hand in Hand, treten aber auch mitunter selbst als Unternehmer auf; so hat z. B. der Deutsche und Oesterreichische Alpenverein bekanntlich mehr als 200 Schutzhütten erbaut. Der Schwerpunkt der Touristenvereine liegt auf alpinem Gebiet, weil hier die Interessen am meisten begrenzt und in sich abgeschlossen sind, während sie sich auf anderen Gebieten zu sehr zersplittern. Immerhin wären auch dort größere Zusammenschlüsse zu bestimmten Zwecken nur von Vorteil, denn die Gesamtheit der Touristen könnte mit ihrer starken Konsumentenkraft schnell manche Verbesserung durchsetzen, die der einzelne oder eine kleine Gruppe unmöglich zu erzwingen vermag. Ein gutes Beispiel gibt der Verband reisender Kaufleute, dessen Anregungen wir schon viele Reformen im Verkehrs- und Unterkunftswesen verdanken.

Wohin der Tourist auch blickt, er sieht mit Befriedigung, wie das Ringen um seine Gunst zu Taten anspornt, die, mit Wissenschaft und Kunst vereint, Bereicherungen unseres Lebens bedeuten, und wie die Touristik deshalb in Wahrheit eine Kulturmission erfüllt. So manche alte, geschichtlich denkwürdige, durch schöne Architekturen ausgezeichnete Stadt verdankt ihre Erhaltung nur den Touristen, auf die sie ihre Anziehungskraft ausübt, und manche naturschöne, aber industriearme Gegend lebt fast ausschließlich vom Fremdenverkehr. Hier versucht eine Stadt durch eine interessante Ausstellung die Reiselustigen anzulocken, dort veranstaltet eine andere zum gleichen Zweck theatralische Musteraufführungen, und selbst Weltstädte, wie Paris, London, Berlin, Wien, wissen den befruchtenden Einfluß des Fremdenverkehrs zu schätzen und nehmen am Kampf um den Touristen teil. Diesem Einfluß verdanken wir es, daß wir heute überall im Reich, selbst in kleinen Provinzstädten, Quartiere finden, die allen vernünftigen Anforderungen an Bequemlichkeit entsprechen, und was unsere großen hauptstädtischen Hotels in dieser Hinsicht leisten, wie sehr sie bestrebt sind, mit allen Mitteln einer bis zum Raffinement gesteigerten Technik auch den verwöhntesten Kunden zu befriedigen, bedarf keiner weiteren Auseinandersetzung. Es verdient auch anerkannt zu werden, daß der Wettbewerb um den Touristen ziemlich allgemein ein streng reelles Geschäftsgebaren im Unterkunftswesen zur Folge hatte und der Reisende Prellereien allenfalls nur noch in manchen Gegenden des Südens und Orients ausgesetzt ist. Die anständigen Hotels verschmähen solche Praktiken, und wenn ein Tourist wirklich einmal mehr bezahlen muß, als er erwartet hatte, so ist er eben nur aus mangelhafter Information an das unrichtige, zu seinem Etat nicht passende Haus geraten.

Mag sein, daß die ungemein lebhafte Reiselust unserer Zeit manche Schattenseite aufweist, daß sie schwache Charaktere zu verhältnismäßig hohen Ausgaben verleitet, oft auch nur einem seichten Vergnügungsbedürfnis dient und die Oberflächlichkeit befördert — alle diese gelegentlichen Auswüchse und Irrungen können dem Guten und tausendfach Belebenden, das in unserer Touristik liegt, keinen Abbruch tun. Kurzsichtig ist deshalb jede Politik, die auf eine Einschränkung und Erschwerung des Reiseverkehrs hinzielt, denn der Tourist ist ein Kulturpionier und der Kampf um den Touristen ein stählendes Ringen lebendiger Kräfte.

Die Runde.

Ein Wort zu unserer üblichen Zeitbestimmung. Von Prof. Dr. Egbert Braatz.

Wenn wir Tag oder Woche sagen, so glauben wir damit eine Maßeinheit ausgedrückt zu haben, so genau, als ob wir z. B. Meter oder Liter gesagt hätten. Und doch hören wir jeden Tag anstatt über eine Woche „über acht Tage“ sagen, die Gewohnheit beherrscht oft unsere bessere Einsicht, nur sind wir meist uns dessen nicht bewußt, wie weit die Wurzeln unserer Gewohnheiten zurückliegen. Auch in der Zeitbestimmung ruht unsere Kultur auf der Arbeit längst untergegangener Völker, auf der Weltanschauung der Alt-Babylonier.

Unsere Zeiteinteilung beruht auf der Beobachtung der Bewegung von Sonne, Mond und Sternen, und auch aus religiösen Gründen hatten die Babylonier die größte Veranlassung, sich mit ihnen zu beschäftigen,


Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY

denn das Schicksal des Menschen war ihnen abhängig von den Bewegungen und Stellungen der Gestirne. Der „Schicksalsstern“ bestimmte über Glück oder Unglück.

Liegt in diesem Zahlenmäßigen auch etwas Starres und Unerbittliches, so herrscht hier doch ein Gesetz, mächtiger als die Götter, ohne Willkür. Nicht wie bei den Griechen, deren Götter nach ihrem Tode mit einem gewissen Recht der Operette verfallen sind. An die heilige Zahlensymbolik der altbabylonischen Astrologen erinnert noch manche Anschauung unserer eigenen Zeit.

Nach Ginzel (Chronologie) sind den Babyloniern die Zahlenverhältnisse der rechnerischen Bestimmungen der Perioden des Umlaufes der Sonne und des Mondes und die Erscheinungen der Sonne im 3. Jahrhundert mit einer uns überraschenden Genauigkeit bekannt. Ihre Winkelmessungen und Zeitbestimmungen lassen sich bis ins 7. Jahrhundert v. Chr. zurückverfolgen. Die Aufzeichnung roher Beobachtungen auf Tafelfunden (aus der Zeit Sargons) geht bis auf 2800 v. Chr. zurück, und die Darstellung sämtlicher Tierkreisbilder zeigen schon Grenzsteine des 12. Jahrhunderts v. Chr.

Von Babylon her stammt das Prinzip des Sexagesimalsystems, die Sechs- und die Sechzig-Teilung als Grundlage des 360-tägigen Rundjahrs der Tagesunterabteilungen und sämtlicher Maße und Gewichte (Ginzel). So ist dort das Jahr in 12 Monate, der Tag in sechs Doppelstunden (K A S. B U) eingeteilt. Ferner ist:

1 Sechsteltag = 60 Zeitgrade
1 Zeitgrad = 60 Zeitminuten
1 Zeitminute = 60 Zeitsekunden.
(1 Zeitgrad = 4 unserer Zeitminuten).

Die Hebräer teilten die Stunde (schaah) in 1080 chlakim, deren 18 auf unsere Minute gehen, und den chlak, der $3^1/_3$ unserer Sekunde entspricht, weiter in 76 regaim, Augenblicke. Diese letzten subtilen Zeiteinteilungen hatten aber nur einen fast rein begrifflichen Wert.

Die einfachste Vorrichtung zur praktischen Zeitmessung war keineswegs etwa die Sonnenuhr, sondern der Gnomon, ein aufrecht stehender Pfahl oder ein Obelisk, umgeben von konzentrischen Kreisen zur Messung der Länge des Schattens. Ja, selbst später war eine noch viel primitivere Zeitbestimmung durch die Länge des Schattens bei den Griechen im Gebrauch. Aristophanes erzählt, daß jemand zum Essen eingeladen war „zur 10-füßigen Schattenlänge“ (Ideler). Man maß also, um zum Diner nicht zu spät und nicht zu früh zu kommen, die Länge seines eigenen Schattens mit den eigenen Füßen. Besondere Schwierigkeiten machte die Zeitbestimmung in der Nacht. Die Babylonier verfuhren dabei wahrscheinlich ebenso wie später die Griechen. Sie bedienten sich einfach eines Wasserbehälters, der mit einem Hahn versehen war und durch Zufluß aus einem anderen, größeren Behälter beständig mit Wasser gefüllt erhalten wurde. So konnten sie aus dem Messen oder Wägen der ausgeflossenen Wassermengen die verflossene Zeit bestimmen. Eine originelle Einrichtung fand sich an den griechischen Gerichtshöfen, um die Sachwalter am zu langen Reden zu verhindern. Jeder Redner bekam sein Bronzegefäß (Klepsydra), das bis zu einer gewissen Höhe mit Wasser gefüllt war und sich durch kleine, im Boden angebrachte Oeffnungen allmählich entleerte. Sowie das Wasser abgelaufen war, verkündigte der Gerichtsdiener, daß die Reihe an dem nächsten sei

Mancher Leser wird sich schon die Frage vorgelegt haben, wie ich als Chirurg dazu komme, mich in ein so unmedizinisches Thema zu vertiefen. Das soll gleich klar werden.

Wenn ich einen Patienten z. B. am vorigen Sonnabend operiert habe, und ich frage ihn am heutigen Sonnabend, wieviel Tage es seit der Operation her sei, so erhalte ich prompt die Antwort: „Acht Tage.“ Oft habe ich dann weiter gefragt: „Und wieviel Tage werden es am nächsten Sonnabend sein?“ Worauf es dann regelmäßig heißt: „Vierzehn Tage.“ Also zweimal acht ist vierzehn. „Das haben Sie in der Schule nicht so gelernt“, bemerke ich dann wohl dazu. Wenn einer nicht genau darauf zu achten Gelegenheit gehabt, wird er es nicht leicht verstehen, wenn ich sage, daß ich seit etwa zwanzig Jahren auch nicht ein einziges Mal die Antwort „sieben Tage“ erhalten habe. Und wenn man es noch so gut eingesehen hat, daß es falsch ist, und sich noch so wundert, wie man sich so ausdrücken kann, so sagt man im nächsten Moment selbst dennoch wieder acht anstatt sieben Tage. So groß ist die Macht der Gewohnheit. Damit kommen wir zum eigentlichen Kern unseres Themas.

Auf dem Gebiete der Messung kleinster Zeiteinheiten haben wir sehr große Fortschritte gemacht. Auf elektrischem und photographischem Wege können wir noch Zehntausendstelsekunden messen. Eine solche Verfeinerung der Meßverfahren ist eine Folge des modernen Strebens nach Exaktheit. In auffallendem Gegensatz dazu steht aber unsere ganz alltägliche Gewohnheit, bei so großen Zeitmaßen, wie es zwölf bis vierundzwanzig Stunden sind, uns oft unglaublich ungenau und verworren auszudrücken. Wieviel Ungenauigkeit kommt da dem „Tage“ zu. Wann fängt er an? Eigentlich fängt er gar nicht an. Oder ist es denn so gewöhnlich, daß ein Ding nicht mit sich, sondern mit seinem konträren Gegensatz anfängt? Wenn zwei Dinge sehr verschieden sind, sagt man: Sie sind verschieden wie Tag und Nacht. Und doch fängt der Tag bei uns mitten in der Nacht an. Ebenso bei den Römern und Chinesen. Die Mohammedaner lassen ihn gerade da anfangen, wo er aufhört, mit Sonnenuntergang, ebenso die Juden mit dem Abend. Wenn wir „acht Tage“ sagen, so meinen wir nicht bloß acht Tage, sondern meinen damit zugleich die dazugehörigen Nächte, also 24 Stunden. Um dieses auseinanderzuhalten, haben schon die alten Babylonier und später andere, wie die Römer, einen natürlichen Tag und einen bürgerlichen Tag unterschieden. Der bürgerliche Tag hatte 24 Stunden. Da ich aber unseren Sprachgebrauch im Auge habe, so kann uns die Bezeichnung „bürgerlicher Tag“ wenig helfen. Ich habe noch nie gehört, daß einer das „bürgerlich“ hinzugesetzt hätte, wenn er 24 Stunden sagen wollte. Wir haben also in der Bezeichnung Tag ein Zeitmaß, das sich fortwährend ändert, ja das oft mehr als zweimal so groß ist wie zu anderen Zeiten. Im Winterpunkt ist die Nacht $16^1/_2$ Stunden, der Tag nur $7^1/_2$ Stunden lang, im Sommerpunkt ist es umgekehrt. Es ist doch so, als ob man ein Meter sagt und damit zwei sagen wollte. Kurz, unsere Ausdrucksweise leistet hier an Ungenauigkeit geradezu das Unmögliche. Es ist für mich ganz unzweifelhaft, daß, nachdem dieser Uebelstand einmal zur Sprache gebracht, gleichsam die Diagnose gestellt ist, hier einmal eine Aenderung, die Abhilfe kommen muß und kommen wird. Auf welche Weise? Sehr einfach.



Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Arzt erlebt es fast jeden Tag, daß für neue Medikamente auch für Krankheiten neue Bezeichnungen erfunden werden, deren Stamm einem lateinischen oder griechischen Lexikon entnommen ist, manchmal aus beiden zugleich. Die Neubildungen sind so überaus zahlreich, daß man zweifelhaft darüber sein kann, ob jene alten Sprachen, Griechisch und Lateinisch, wirklich das Prädikat der „toten" Sprachen verdienen. Während so die „toten" Sprachen jeden Tag wieder aufleben, ist die Bereicherung unserer lebenden deutschen Sprache weniger üppig. Wir sind meist sehr stolz, wenn wir ein von uns unnützerweise angenommenes Fremdwort zurückübersetzen oder durch ein deutsches Wort ersetzen und auf diese Weise ein neues deutsches Wort, wie z. B. Fahrkarte für Passagierbillett oder Tunke für Sauce, bekommen. Weswegen sollte man da nicht für einen Begriff ein sinngemäßes Wort suchen? Jedes Wort unserer Sprache ist doch auch einmal zuerst gedacht worden.

Da es nun unmöglich ist, mit dem einen Wort Tag den eigentlichen (Sonnen-) Tag und zugleich auch Tag und Nacht zu bezeichnen, so ergibt sich einfach die Notwendigkeit, für den Begriff „vierundzwanzig Stunden" ein besonderes Wort zu wählen, und ich habe dafür das deutsche Wort

„Runde"

gewählt. Runde soll bedeuten, daß die Erde sich von einem beliebigen Zeitpunkt ab einmal umgedreht hat, daß seitdem 24 Stunden vergangen sind. 50 Stunden würden also heißen: zwei Runden und zwei Stunden. Runde paßt dem Klange nach gut zu Stunden und schließlich auch zu Sekunden.

Obgleich die Wörter meist wie Scheidemünzen weitergegeben werden, ohne sie viel zu besehen, so ist es doch besser, wenn sie auch wenigstens einigermaßen sinngemäß sind. Das kann man z. B. von Minute und Sekunde weniger sagen als von Runde. Wenn also jemand gegen „Runde" etwas einwenden will, so sei er doch gerecht und frage sich, ob er sich schon einmal gefragt hat, woher denn die täglich anstandslos gebrauchten Wörter Minute und Sekunde herstammen.

Dabei soll natürlich der alte, gute, liebgewordene wirkliche Tag in keiner Weise angetastet werden, weder in Prosa noch Poesie. Ihm soll nur eine Last abgenommen werden, die er gar nicht tragen kann. Eine Last, die ihm einst in Babylon aufgelegt wurde. Wer nicht oft in die Lage kommt, von einem Zeitpunkt ab, ich möchte sagen, die Stunden zu zählen, wird weniger geneigt sein, die absolute Notwendigkeit eines besonderen Wortes für 24 Stunden einzusehen. Um so mehr aber der Arzt und auch der Richter und Gesetzgeber. Es wird sich also empfehlen, da, wo man sich nicht verschwommen auszudrücken gestatten will, das Wort Runde in Parenthese zum Worte Tag dazuzusetzen. Allmählich würde sich daraus dann das Wort so einbürgern, daß es allein stehen kann. Sehr viel können hier die höheren Behörden zur Besserung der Unzulänglichkeit unserer Sprache tun.

Wir würden im Deutschen auch keineswegs mit einer solchen besonderen Bezeichnung für 24 Stunden die einzigen sein. Andere Völker sind schon so praktisch gewesen. So hat dafür die schwedische Sprache das Wort dygn, die dänische dogn, während der natürliche Tag (Lichttag) in beiden Sprachen dag heißt. Die russische Sprache hat für 24 Stunden das Wort Ssuttki, die persische das Wort Schebanruz. Die Griechen hatten dafür zwar kein einzelnes Wort. Sie setzten einfach Tag und Nacht oder vielmehr Nacht*) und Tag nebeneinander und bekamen auf diese Weise das Wort Nychthemeron. Da man aber meist die vierundzwanzig Stunden von einem im besonderen Fall bestimmten Zeitpunkt ab und nicht gerade von dem wieder erst zu bestimmenden Anfang der Nacht oder des Tages zu rechnen hat, so ist es zweckmäßiger, ein Wort zu haben, das gestattet, einfach von jedem beliebigen Zeitpunkt die 24 Stunden zu bezeichnen, wie das bei „Runde" der Fall ist.

Auch im Hebräischen gibt es eine Bezeichnung für 24 Stunden, meeslees (meisleis, mesles). Wie mir Herr S. B. Kahane in Danzig auf meine Bitte die Freundlichkeit hatte mitzuteilen, bedeutet dieser Ausdruck: von Zeit zu Zeit. Der genannte Gelehrte ist aber der Ansicht, daß hier eine Begriffsverwechslung vorliege, und daß es eigentlich richtiger heißen sollte meerewlerew, von Abend zu Abend. Diese letztere Bezeichnung soll nach ihm in der ältesten hebräischen Literatur sehr oft vorkommen.

Wir sehen also, daß eine ganze Anzahl Völker die Notwendigkeit schon eingesehen hat, ein Wort für 24 Stunden zu haben.

Und es hängt jetzt nur von den verehrten Zeitgenossen ab, ob sie schon jetzt auch im Deutschen ein solches Wort für die genaue Bezeichnung von einem so wichtigen Zeitraum haben wollen, oder ob sie diese absolut notwendige Korrektur unseres Sprachgebrauches der Einsicht künftiger Geschlechter überlassen wollen.

Briefe eines modernen Mädchens.

Berlin, den 2. Juni.

Lieber Freund!

Es werden so viele verfehlte Reisen in der Welt gemacht! Nur die Pfingstreise ist meistens ein Erfolg. Sie ist eine schöne Illusion, die sich gewöhnlich besser erfüllt, als es das Schicksal vieler anderen Illusionen auf geistigen und moralischen Gebieten ist.

Die bewußten Zitate aus „Reineke Fuchs" und Uhlands „schwarzem Ritter" auf der Lippe, begibt man sich irgendwohin, wo es grün ist. Man hat noch nicht die hochgespannten Anforderungen der Sommerzeit, in der die Schweiz den niedrigeren Gebirgen den Preis verdirbt. In der Pfingstzeit ist gerade die deutsche Landschaft Trumpf. Sie tut ihre Schönheitswunder allerorten auf, die neuergrünten Wälder, die blauen, duftumhüllten Fernen, das volle Blühen des jungen Jahres! Die Konkurrenz der anderen Länder scheidet in diesen Wochen von selbst aus. Die Seebäder und die Alpen sind noch zu kalt, und Italien, nach dessen winterlichen Sonnengluten der halberfrorene Nordländer sich monatelang gesehnt hat, ist nunmehr viel zu heiß, seine Wege verstaubt, seine Blumen ver-

*) Auch die alten Germanen stellten die Nacht dem Tage voran und rechneten nach Nächten, wegen des Mondjahres (Tacitus, Caesar). „Im Mhd. heißt es regelmäßig für acht Tage sieben Naht und für 14 Tage vierzehen Naht. Ein Nachklang dieser Sitte sind die Bezeichnungen Weihnacht, Fastnacht und Zwölfnächte." (Prof. Dr. O. Weise, Unsere Muttersprache, ihr Werden und Wesen, 1907, Seite 104.) Wenn wir bei der Woche anstatt richtig sieben „acht Tage" sagen, so folgen wir damit einem uralten Sprachgebrauch der Römer. Sieben Tage arbeitete der Landmann, am achten hatte er seinen Markttag. Diesen 8. Tag nannte aber der Römer den 9., die Nundinae. Genau so sagen wir jetzt noch auf sieben Tage acht, weil wir den Anfangstag gleich voll mitzählen. Die Nundinae hat Konstantin abgeschafft und mit dem Christentum die siebentägige Woche, wie sie früher bei den Juden und beim christlichen Kultus schon gebräuchlich war, eingeführt. Die Woche heißt auf Hebräisch schebua, von scheba, sieben (Ideler).



Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sengt. Der deutsche Wald aber schlägt um die Pfingstzeit jeden Rekord, und der aus „der Straßen quetschender Enge“ hinausgeflüchtete Stadtmensch genießt die breitästige Buche, den blütenübersäten Rotdorn wie ein Wunder oder ein Labsal. Die oft so dürftige Natur der Heimaterde, in diesen Wochen wird sie reich! Weise teilt sie nicht alle Schätze auf einmal aus, sondern gibt sie abgestuft, in wohlerwogenen Etappen, nacheinander. Sind die Baumblütenblätter von den Zweigen geregnet, so entfaltet der Flieder seine immer aufs neue berückende, lilablaue Herrlichkeit, und eine vollblühende Kastanie gehört unbedingt zu jenen versöhnenden Erscheinungen, die einen Lebensmüden am Dasein festhalten könnten, ebenso wie ein maurisches Fenster oder ein Bild des Giorgione. Und schlägt ein vollentfalteter Goldregenbaum, der in seiner phantastisch gelben Schönheit in einem deutschen Garten steht, nicht alle Rivalenbäume, selbst jene exotisch märchenhaften wie den Pfefferbaum mit den rosafarbenen Dolden? Oder jene wundersamen Bougainvillien, wie sie in den Gärten Palermos über die Mauer hängen, wunderbar gezeichnet, als wären sie von japanischen Künstlern stilisiert?

Die Welt, wie der Pfingstreisende sie sieht, ist so neu und jung! Die frisch bestellten Felder, all die aufgelockerte, rotbraune Erde riecht so überzeugend nach Lenz und Werdekraft, und dem, dessen Lebensluft zu lange mit Benzin und Asphalt durchsetzt war, weht sie verlockender entgegen als „Wohlgerüche Arabiens“. In den deutschen Gärten wuchern förmlich die Azaleen und der Rhododendron, und die Birke, deren weiße Rinde immer um so weißer erscheint, je heller noch das Grün der zarten Blätter sie umzittert, glänzt im Licht.

Man ist um Pfingsten immer erstaunt, wieviel Birken es in der Welt gibt! In den Großstadtstraßen sieht man sie in Massen herankommen wie den Wald im Macbeth! An den Pfeilern der Warenhäuser lehnen sie, ganze junge, erdentrissene Stämme, und unter dem Bann des genius loci dieser Hallen hält mancher Käufer sie sogar für imitiert! Die katholischen Dome Süddeutschlands schmücken sich mit Birkenalleen, so daß es in den steinernen Hallen stärker nach Maien als nach Weihrauch riecht — aber trotz des starken Birkenkonsums der Städte um Pfingsten sieht man beruhigt die zahllosen Birkenbestände im Freien — gerade wie man beim Wandern in morgenhellen Buchenwäldern dankbar konstatieren kann, daß das grausame Italien doch noch nicht alle Singvögel auf dem Flug nach Norden abgefangen und umgebracht hat.

Ja, um Pfingsten ist der Deutsche mit seinem Vaterland rechtlos zufrieden, sobald er politische Dinge ausscheidet. Auch die Klimanörgler, die sich so gern auf Goethe berufen, halten eine Weile den Mund, wenigstens bis zur Periode der nicht endenwollenden Sommerwogen, die ja nachgerade eine typische Begleiterscheinung des Erdenwallens geworden sind.

In unserer Zeit ist ja nur noch eine neue Note in das Reiseleben gekommen durch die vielen „Austauschreisen“, die sich in manchen Fällen als eine der klügsten Erfindungen in Hinsicht auf den Weltfrieden erweisen. Eine fremde erfolgreiche Nation ist vielen unbehaglich und verdächtig wie ein fremder, tugendreicher Mensch, der uns zu stark angelobt und anempfunden wurde. Erst die Bekanntschaft Aug in Auge löst den Bann des Vorurteils. Mit dem Land, an dessen gastlichen Herd wir gesessen, verbindet uns fortan Wohlwollen, und die kosmopolitische Verbrüderung wird auf friedlichstem Wege gestärkt durch das Her- und Hinüber der Gesamtgruppen — seien es nun Bürgermeister, Gewerkschaften, Professoren oder Geistliche.

Selbst das englische „Girl“, das mit dem deutschen Mädchen ausgetauscht wird und solch netter, wohlgewaschener, blusenreicher Typ in deutschen Familienbeständen zu werden anfängt, arbeitet unbewußt mit an dieser sozialen Aufgabe.

Horizonterweiterung müßte eigentlich obligatorisch sein wie Impfen und Steuern. Man müßte ein Gesetz machen, daß der deutsche Schüler im Binnenlande in der Zeit der größten Eindrucksfähigkeit irgendwie ans Wasser gebracht wird, sei es nun nach Hamburg oder Kiel, um augenfällig vorgeführt zu bekommen, was der Reiz und Zauber, die Wichtigkeit und Notwendigkeit des Begriffs „Meerüber“ bedeutet. Denn überzeugender als alle Erläuterungen der Lehrer wirkt auf das staunende Auge der erste Anblick eines Kriegsschiffs oder Lloyddampfers, die man durch den graublauen Nebel der Förde oder elbabwärts stolz und sicher dem Meer entgegenstreben sieht.

Wir sind ja viel zu lange Binnenländer gewesen! Wenn jetzt ein Mädchenaustausch mit Japan eingerichtet würde, wäre ich gewiß die erste, die sich meldete — wobei ich allerdings dringend die Hoffnung hegen würde, daß Ihnen, lieber Freund, das kleine schlitzäugige Exemplar aus dem Osten, das dann ein Jahr lang statt meiner eine exotische Note in unseren blonden Familienkreis bringen würde, nicht gleich die gleiche Sympathie abgewinnt, die Sie immer zu empfinden vorgaben für Ihre reiselustige Freundin

Ada-Alice.

Syringenduft . . .

Im Garten — hinter der Mauer —
sind so viel Syringen drin — —
und weiß wie ein Blütenschauer
weht's über die Seele hin.

Schaut nicht aus dem lichten Gezweige,
vom glänzenden Grün umlaubt,
lieblächelnd zur Tagesneige
ein blondes geliebtes Haupt?

Und dann — aus dem Pförtlein der Mauer —
wie immer im blassen Gesicht
den heimlichen Zug der Trauer
du selber, so schlank und licht? . . .

Deine Hände wollen mir bringen
den Strauß, den dein Herz mir gibt . . .
Du hast die weißen Syringen
so über alles geliebt. — —

Und du selbst — in früher Reife —
in tiefster Seele wahr —
die schwarze Samtbandschleife
im blonden Wellenhaar, —

mit Augen, umflort von Leide,
arm — nur an Liebe reich,
warst in dem weißen Kleide
einer zarten Syringe gleich.


Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Deine Füße — wie Kinderfüße . . .
— — wo du gingst, da war die Luft
immer voll Sang und Süße
und weißem Fliederduft . . .
— — — — — — — — — — — —
Hinter der grauen Mauer,
da liegt ein weites Feld —
das ist das Feld der Trauer,
vom Totengräber bestellt.

Und einmal — im Abendprangen,
da bist du — zerwühlten Haars —
heimlich von mir gegangen — —
ein Abend im Frühling war's.

Der Mann mit der eisernen Schippe,
der grub so tief dich ein . . .
da schläfst du mit lächelnder Lippe,
und ich — bin — ganz — allein . . .

Die Frühlinge kommen und gehen —
und kommen mit Glanz und Glühn,
und flüsternde Winde wehen,
und die Syringen blühn.

Sie schützen den Ruhehafen,
sie wuchern um deine Gruft,
sie wissen — du kannst ja nicht schlafen
ohne Syringenduft . . .

Eugen Stangen.

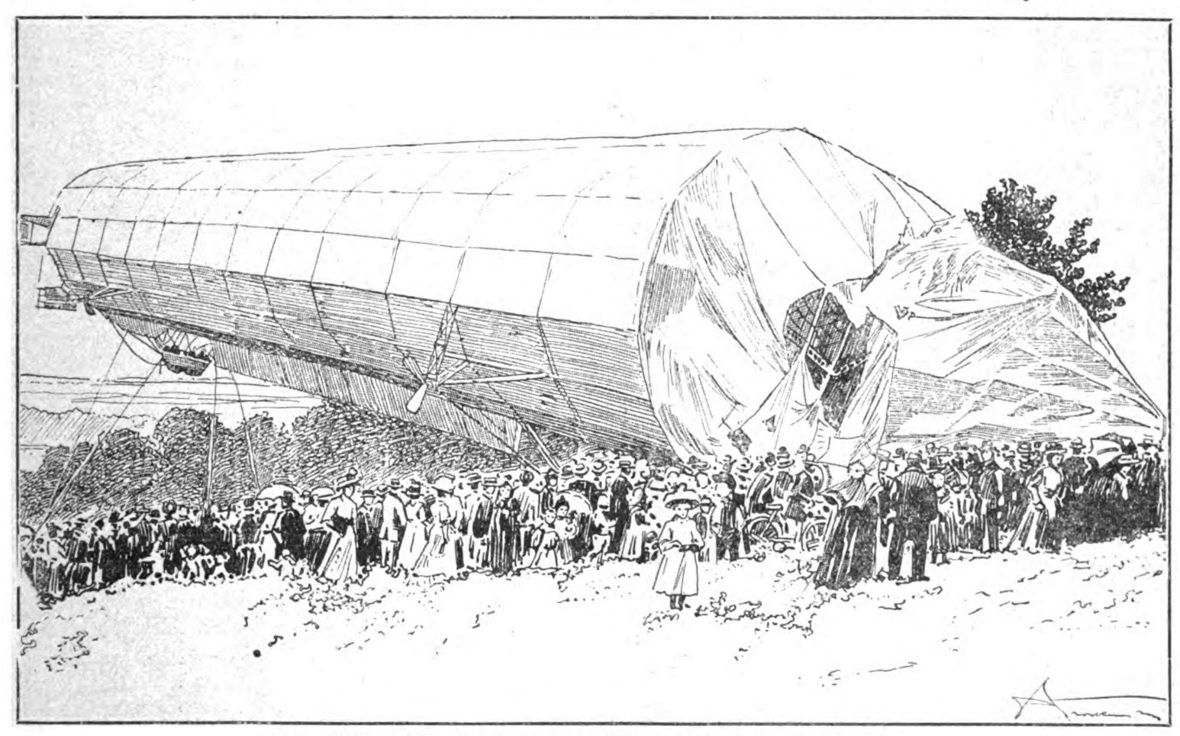
Unsere Bilder

Die holländische Thronerbin (Abb. S. 961) wird am 5. Juni feierlich getauft werden. Das Kind, dessen Rufnamen an eine berühmte Ahnfrau des Hauses Oranien erinnert, trägt auch den Namen seiner Mutter und Großmutter. Die Holländer behaupten, daß es diesen beiden königlichen Frauen auch im Antlitz gleicht, und haben wohl Grund zu wünschen, daß sich die Aehnlichkeit auch auf das Seelische erstrecken und daß den beiden Regentinnen eine dritte folgen möge, die ihre Vorzüge nicht verleugnet.

Die Fernfahrt des Ballons Zeppelin II. (Abb. S. 965), die sich bis Bitterfeld erstreckte, hat in Berlin große Aufregung verursacht. Gerüchte und unrichtige Zeitungsmeldungen hatten den Glauben erregt, daß Graf Zeppelin bis Berlin gelangen wolle. Auf dem Tempelhofer Feld wartete eine große Menschenmenge ebenso vergeblich als geduldig auf den großen Augenblick, der nicht kommen wollte. Auch das Kaiserpaar und die Prinzen hatten sich eingefunden. Aber Zeppelin, der gar nicht beabsichtigt hatte, nach Berlin zu kommen, fuhr um jene Zeit schon wieder zurück. Leider erlitt das Luftschiff auf der Heimreise, als es zur Ergänzung des Benzinvorrats bei Göppingen niederging, eine nicht unbedeutende Havarie. Die Spitze verfing sich in den Aesten eines starken Birnbaums und wurde demoliert. Nach notdürftiger Reparatur konnte das Luftschiff die Fahrt fortsetzen und ist in Friedrichshafen wieder eingetroffen.

Der Wechsel im Berliner Oberkommando (Abb. S. 962). Nach der Frühjahrsparade auf dem Tempelhofer Feld wurde offiziell verlautbart, daß der Oberkommandierende in Berlin und den Marken Generalfeldmarschall von Hahnke nach 58 jährigem Militärdienst in den wohlverdienten Ruhestand tritt. An seiner Stelle wurde der General der Infanterie Gustav v. Kessel, der bisherige Kommandeur des Gardekorps, mit dem Oberbefehl in Berlin und den Marken betraut, der auch schon auf eine 55jährige Dienstzeit zurückblicken kann, während der er ausschließlich der Garde angehörte. Das frei werdende Kommando des Gardekorps wurde dem General der Infanterie Alfred v. Löwenfeld übertragen, der bisher das X. Armeekorps befehligte. Die Generale v. Kessel und v. Löwenfeld haben miteinander im Feuer von St. Privat gestanden, wo beide schwer verwundet wurden und beide das Eiserne Kreuz errangen.

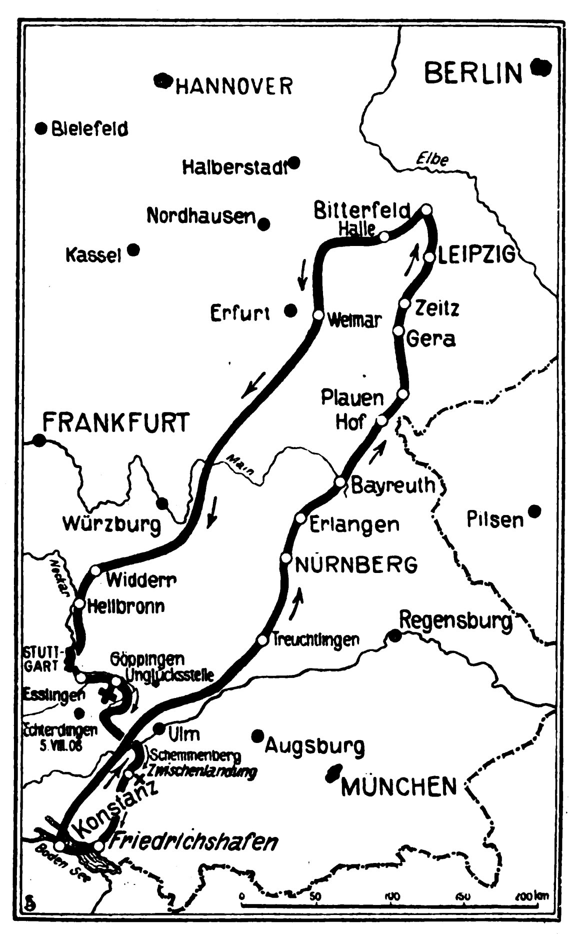
Der Schiedsspruch in der Casablanca-Affäre (Abb. S. 962), den das Haager Schiedsgericht nach langwierigen Verhandlungen gefällt hat, ist allerwärts beifällig aufgenommen worden. Die Schiedsrichter gaben beiden Parteien Recht, tadelten das Verhalten der Organe beider Staaten und ermöglichten es den Regierungen Deutschlands und Frankreichs, die leidige Angelegenheit durch einige höfliche Formalitäten



Der „Z II“ auf der Rückfahrt von Bitterfeld: Unfall bei Göppingen.

für immer aus der Welt zu schaffen. Es hat sich bei diesem Anlaß wieder ergeben, daß die Institution des Haager Schiedsgerichts zwar nicht ernste Interessenkonflikte zwischen zwei Staaten beseitigen kann, aber die besten Dienste leistet, wenn es sich um die Schlichtung eines weniger wichtigen, wenn auch sehr ernsten Streitfalles handelt.

Enver Bey (Abb. S. 963) hat seinen Urlaub beendet. Der kaiserlich türkische Militärattaché in Berlin hatte sich auf kurze Zeit heimbegeben, um Konstantinopel erobern, die Verfassung retten und den Padischah stürzen zu helfen. Dann fand er sich still wieder in Berlin ein und nahm seinen Dienst auf, als ob nichts vorgefallen wäre. Der bescheidene Freiheitsheld, der so eilig dem Jubel seiner Landsleute entflohen ist, konnte aber nicht verhindern, daß er bei der Frühjahrsparade auf dem Tempelhofer Feld die allgemeine Aufmerksamkeit der Berliner auf sich lenkte.



Die Fahrtstrecke des „Z II".

König Eduards Derbysieg (Abb. S. 964). Das große Derby in Epsom schloß in diesem Jahre mit einer gewaltigen Sensation: Zum erstenmal seit seinem Regierungsantritt wurde Eduard VII. Derbysieger. Als Prinz von Wales hatte er zweimal in dem klassischen Rennen seine Farben als erste durchs Ziel gehen sehen. Der dem königlichen Rennstall entstammende Hengst Minoru war Favorit. Die zahllosen Zuschauer, unter die sich der König mit dem Prinzen von Wales zwanglos mischte, verfolgten das Rennen mit leidenschaftlicher Teilnahme. Nach dem Siege wurde der Monarch von einer begeisterten Menge umdrängt.

Der Panamakanal (Abb. S. 968), dessen Bau in diesem Jahre der Präsident Taft besichtigt hat, ist noch bei weitem nicht vollendet. Dem ungeheuren Werke stellen sich bei jedem Schritt vorwärts neue Schwierigkeiten entgegen; doch es ist zweifellos, daß die nordamerikanischen Ingenieure die großartige Weltanlage, auf deren Vollendung nicht nur der Welthandel, sondern auch die amerikanische Diplomatie ungeduldig warten, in absehbarer Zeit fertig stellen werden.

Die Zentenarfeier Josef Haydns (Abb. S. 966) wurde am Grabe des großen Musikers in Eisenstadt in Ungarn begangen. An der Spitze einer Deputation legte der Wiener Bürgermeister Dr. Lueger einen Kranz am Grabe Haydns nieder; er benutzte die Gelegenheit, um energisch gegen die madjarischen Chauvins zu protestieren, die Haydn, der meist in Ungarn gewirkt hat, als den Ihren feiern, aber sein schönstes Werk, die österreichische Nationalhymne, auf das heftigste verpönen. In Rohrau, dem Geburtsort des Komponisten, fand gleichfalls eine Feier statt. Auch hier hielt Dr. Lueger eine temperamentvolle Rede.

Wiener Maifestspiele (Abb. S. 966). Die noch nicht lange bestehende „Gesellschaft zur Pflege und Förderung der Kunst" veranstaltete dieser Tage im Sacher-Garten, einem reservierten Teil des Praters, ein Frühlingsfest, das bedeutende bildende Künstler arrangiert hatten, und dem keiner der Reize fehlte, die edelste Musik und Dichtkunst sowie der Glanz einer erlesenen Gesellschaft verleihen können. Das Hauptereignis des Tages war die Aufführung der Tanzdichtung „Rokoko" von Franz Schrecker, einem hochbegabten jungwiener Komponisten. Andere Spiele auf der reizenden Gartenbühne folgten, dazwischen spielte ein erlesenes Orchester; kurz, es war ein Abend voll eleganter Freuden und hochkultivierter Genüsse.

Eine eigenartige Jeanne-d'Arc-Feier (Abb. S. 967) hat in Compiègne stattgefunden. Der Festausschuß, dem der Bürgermeister des alten Ortes vorstand, hatte das Ziel angestrebt, einen historischen Vorgang zu neuem Leben zu erwecken. Im Jahre 1429 hat Jeanne d'Arc mit dem soeben in Reims gekrönten König ihren feierlichen Einzug in Compiègne gehalten. Dieses Ereignis und die Turnierfeste, die es begleiteten, wurden in stilechter Weise zur Darstellung gebracht.

Die Toten der Woche

Kommerzienrat Karl Kekerstein, † in Berlin am 31. Mai im Alter von 79 Jahren.

Graf Lothar Hohenthal, Sekretär der deutschen Botschaft in Paris, † in Paris am 1. Juni im 33. Lebensjahr.

Geh. Schulrat Dr. Friedrich Landmann, † in Weggis am Vierwaldstätter See am 27. Mai im Alter von 53 Jahren.

Dr. Emilio Mitre, bekannter argentinischer Staatsmann, † in Buenos Aires am 26. Mai im Alter von 55 Jahren.

Ernst Naville, bedeutender Philosoph, † in Genf am 27. Mai im Alter von 92 Jahren.

Australischer Premierminister Price, † am 1. Juni im Alter von 57 Jahren.

Man abonniert auf die „Woche":

in Berlin und Vororten bei der Hauptexpedition Zimmerstr. 37/41 sowie bei den Filialen des „Berliner Lokal-Anzeigers" und in sämtlichen Buchhandlungen, im

Deutschen Reich bei allen Buchhandlungen oder Postanstalten und den Geschäftsstellen der „Woche": Bonn a. Rh., Kölnstr. 29; Bremen, Obernstr. 16; Breslau, Schweidnitzer Str. 11; Cassel, Obere Königstr. 27; Dresden, Seestraße 1; Elberfeld, Herzogstr. 38; Essen (Ruhr), Kastanienallee 98; Frankfurt a. M., Kaiserstr. 10; Görlitz, Luisenstr. 16; Halle a. S., Große Steinstraße 11; Hamburg, Neuerwall 2; Hannover, Georgstr. 39; Kiel, Holtenauer Str. 24; Köln a. Rh., Hohe Str. 148/150; Königsberg i. Pr., Weißgerberstr. 3; Leipzig, Petersstr. 19; Magdeburg, Breite Weg 184; München, Bayerstraße 57; Nürnberg, Kaiserstraße, Ecke Fleischbrücke; Stettin, Große Domstraße 22; Straßburg (Els.), Gieshausgasse 18/22; Stuttgart, Königstr. 11; Wiesbaden, Kirchgasse 26,

Oesterreich-Ungarn bei allen Buchhandlungen und der Geschäftsstelle der „Woche": Wien I, Graben 28,

Schweiz bei allen Buchhandlungen und der Geschäftsstelle der „Woche": Zürich, Bahnhofstr. 89,

England bei allen Buchhandlungen und der Geschäftsstelle der „Woche": London, E. C., 30 Lime Street,

Frankreich bei allen Buchhandlungen und der Geschäftsstelle der „Woche": Paris, 18 Rue de Richelieu,

Holland bei allen Buchhandlungen und der Geschäftsstelle der „Woche": Amsterdam, Keizersgracht 333,

Dänemark bei allen Buchhandlungen und der Geschäftsstelle der „Woche": Kopenhagen, Kjöbmagergade 8,

Vereinigte Staaten von Amerika bei allen Buchhandlungen und der Geschäftsstelle der „Woche": Neuyork 83 u. 85 Duane Street.

Generated on 2019-06-06 09:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY

Bilder vom Tage



Zur Taufe der holländischen Thronerbin am 5. Juni.

Königin Wilhelmina der Niederlande mit Prinzessin Juliana. — Erste Aufnahme.

Digitized by Google

Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 09:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google





Hofphot. E. Bieber.

Generalfeldmarschall v. Hahnke,
der bisherige Oberbefehlshaber in den Marken, tritt in den Ruhestand.

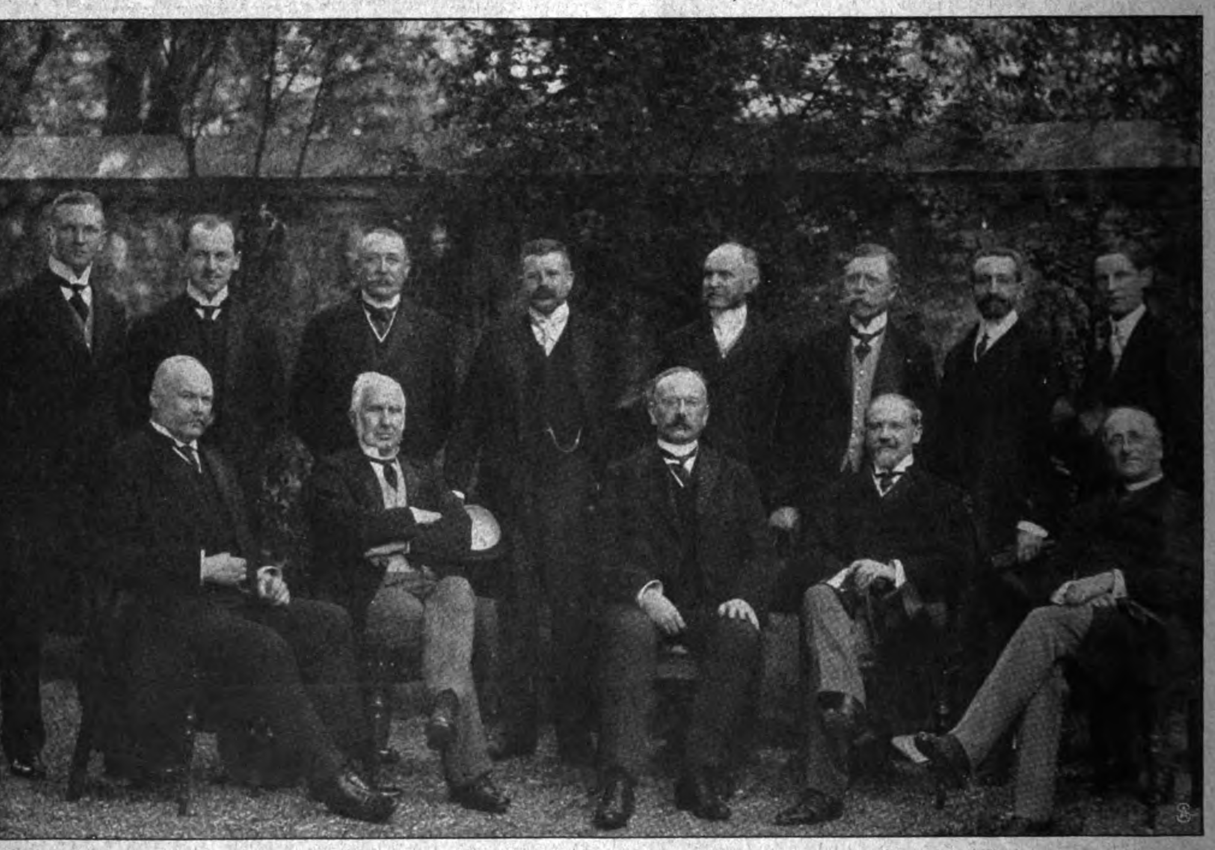


General der Infanterie v. Löwenfeld,
der neue Kommandeur des Gardekorps.



Hofphot. E. Bieber.

General der Infanterie v. Kessel,
der neue Oberbefehlshaber in den Marken und Gouverneur von Berlin.



Von links nach rechts, sitzend: Geh. Legationsrat Kriege (Deutschland), Sir Edward Fry (England), Minister v. Hamarskjöld (Schweden), Professor Fusinato (Italien), Professor Renault (Frankreich). Stehend: Liljewalch, Gaus, Baron Michiels van Verduynen (Generalsekretär des Schiedsgerichts), Geh. Rat Dr. Lentze (Sachverwalter für Deutschland), Professor Dr. Weiß (Sachverwalter für Frankreich), Roëll, Jarousse de Sillac, Weiß.

Zum Schiedsspruch in der Casablanca-Affäre: Die Mitglieder des internationalen Schiedsgerichts im Haag.
Hofphot. A. Zimmermans.


Digitized by Google

CORNELL UNIVERSITY

Der jungtürkische Freiheitsheld:

Major Enver Bey (×), Militärattaché der türkischen Botschaft, bei der Frühjahrsparade in Berlin.

Spezialaufnahme für die „Woche“.

Digitized by

Original from
CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Eduard VII. als Sportkönig.

1. Minoru (×), der Derby-Sieger des königlichen Rennstalls, während des Endkampfs. — Phot. Sport & General.

2. Der König (×) erwartet sein Pferd nach dem Sieg.

3. Minoru wird unter polizeilicher Bewachung nach dem Rennen in die Paddocks geführt.

Auf dem Rasen von Epsom.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Von der Fernfahrt des Grafen Zeppelin nach Norddeutschland:

Volksmenge auf dem Tempelhofer Feld bei Berlin in Erwartung des Luftschiffes.

Spezialaufnahme für die „Woche“.

Generated on 2019-06-06 09:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



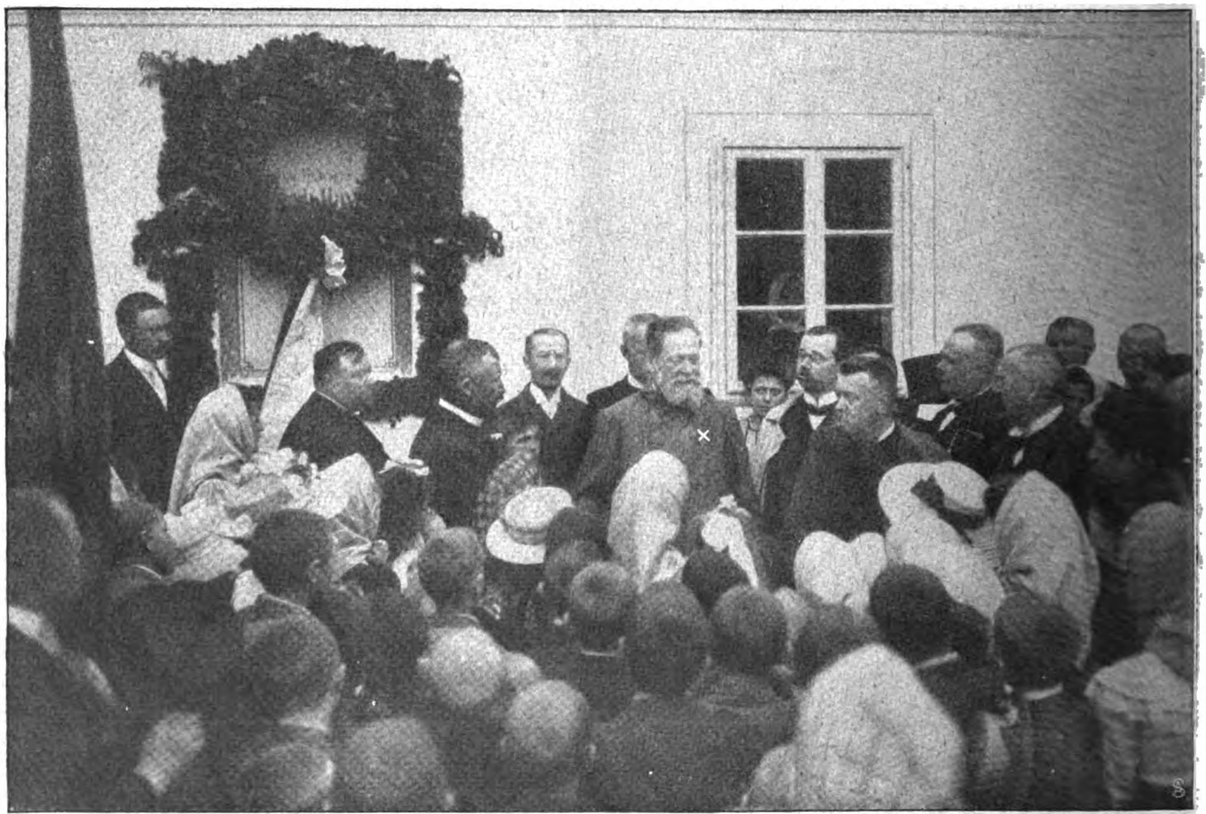
Digitized by Google

Original from
CORNELL UNIVERSITY



Kostümbild aus der Tanzdichtung „Rokoko" Phot. S. Dra.

Von den Maifestspielen der „Gesellschaft zur Pflege und Förderung der Kunst" in Wien.



Die Zentenarfeier von Haydns Todestag in Eisenstadt und Rohrau Phot. Seebald.

Der Bürgermeister von Wien Dr. Lueger (×) hält eine Ansprache in Rohrau, dem Geburtsort des großen Komponisten.

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 09:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957 Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Phot. M. Branger.

Jeanne d'Arc in Compiègne:

Festzug zum Gedächtnis an den Einzug Karls VII. und der Jungfrau in Compiègne

nach der Krönung zu Reims im Jahre 1429.



Digitized by Google

Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 09:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Von Colon am Atlantischen bis Panama am Stillen Ozean: A. Die Schleusen bei Gatun. B. Die Schleuse von Pedro Miguel. C. Die Schleusen von Milaflores.

Der Panamakanal, wie er nach seiner Vollendung vom Ballon aus erscheinen wird.

Digitized by 

Original from
CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 09:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Hanseaten.

Roman von

Rudolf Herzog.

16. Fortsetzung.

Oberingenieur Feldermann meinte: „Sie haben immer Sonntag, Herr Twersten, wenn Sie in der Arbeit sind."

„Und wissen Sie weshalb, Feldermann? Weil uns die Arbeit unseres Wertes bewußt werden läßt. Wir leben nicht umsonst! Das sind Sonntagsgedanken."

„Sie werden dem deutschen Panzer zugute kommen." Und des Ingenieurs Augen leuchteten wie die seines Chefs.

„Wolle Gott," erwiderte Twersten, „daß er nur der erste auf unseren Hellingen ist. Nicht allein der Werft wegen, sondern der Stärkung des deutschen Nationalbewußtseins halber. Je mehr Schiffe unsere Flagge zeigen, hier, dort, überall, um so größer unser Ansehen unter den Völkern und der Respekt vor unserem langen und starken Arme. Damit die eigentümliche Befähigung des Deutschen, die sich bei keiner anderen Nation wiederfindet, und von der Bismarck schon sarkastisch sprach, die eigentümliche Befähigung des Deutschen, aus der eigenen Haut nicht nur heraus-, sondern in die eines Ausländers hineinzufahren und vollständig Pole, Franzose oder Amerikaner, kurz und gut etwas der Art zu werden, endlich jede Existenzberechtigung verliert."

„Da kenne ich auch einen Ausspruch Bismarcks, Herr Twersten, der noch aus den fünfziger Jahren stammt."

„Sagen Sie ihn. Das ist nahrhafte Kost."

„Es muß uns Söhnen Teuts erst einmal sehr schlecht gehen, ehe wir Courage haben. Solange wir noch etwas zu verlieren haben, fürchten wir uns. Sind wir ausgezogen und durchgeprügelt, so ist jeder ein Löwe!'"

„Wir könnten", meinte Twersten, „dem Alten im Sachsenwalde keine größere Freude machen, als wenn wir ihm einmal diesen einen Ausspruch korrigieren könnten. Auf der Wacht sein, wenn es uns gut geht! Nur der Emporsteigende hat Feinde, und diese Feindschaft ist allemal die Quittung der Bedeutung."

Er nickte ernst vor sich hin.

„Der Alte im Sachsenwalde. . . . Wie lange noch wird er die Stimme des nationalen Gewissens sein. . . . Es sind schlechte Nachrichten da aus Friedrichsruh. Ich fürchte, Deutschland wird bald unter eine große Zeit einen Strich ziehen müssen. — Und dieser große, rastlose Arbeiter war mir zeitlebens Vorbild und Freund." — —

Am nächsten Tage inspizierte Twersten alle Einrichtungen der Werft. Die neuen Vorkehrungen, die getroffen werden mußten, sollten den höchsten Anforderungen standhalten. Er betrachtete den ersten Staatsauftrag als die Belastungsprobe aller früheren Leistungen.

Vor dem Neubau des spanischen Kreuzers hielt er an. „Ich freue mich, Herr Schiffsingenieur, daß dieser Kreuzer helfen wird, den Grundstock einer neuen spanischen Flotte zu bilden. Ich wollte, Sie bauten hundert Schiffe, und alle Welt machte es Ihnen nach. Nichts gibt es, was die Kriegsgefahr so verringert, als wenn auf Jahrzehnte hinaus unermeßliche Werte auf dem Spiele stehen."

„Ein kostspieliger Friede", entgegnete der Spanier mürrisch.

„Nichts als Eigenversicherung. Wir würden sonst gegebenenfalls höhere Prozente zu zahlen haben."

„Es wird ein schönes Schiff, Herr Twersten", lenkte der Spanier ab. „Ein Jammer, daß die beiden Dampfer, die wir damals nach Santiago sandten, nun als gute Prise in amerikanischen Häfen liegen."

„Wenn sie nur der Menschheit nützen. Das ist immer noch besser, als daß sie jetzt zerschossen auf dem Grunde des Meeres liegen."

Er dachte an den Stapellauf der „Ingeborg", als er weiter schritt. Und nun war es nur noch eine Gedankensekunde bis zu Ingeborg Bramberg. „Nun kommt sie bald heim von ihrer Erholungsreise", sagte er sich. „Jeder Tag kann es sein. Wie viel Freude gibt es doch noch auf der Welt."

Auf seinem Schreibtisch fand er eine Depesche. Er wußte sofort, daß es keine Geschäftsdepesche war.

„Treffe heute Hamburg ein. Bitte Abend mir schenken."

Er las die Depesche ein paarmal hintereinander, legte sie hin, langte von neuem nach ihr und las sie wieder. Und jedesmal wurden es mehr Worte, und zuletzt war es ein langer, langer Brief.

Und er hörte sich selber lachen, leise und glücklich. —

Am Nachmittage traf Frau Ingeborg Bramberg auf dem Hamburger Bahnhof ein. Sie staunte, als sie Marga Vanheil gewahrte. „Sind Sie wirklich meinetwegen hier?" Und sie nahm mit herzlicher Danksagung die Rosen, die Marga ihr entgegenhielt. „Aber, Mädchen, wie konnten Sie denn wissen, daß ich kam?"

„Ich hatte Sehnsucht nach Ihnen," gestand die junge Freundin ein, „und vor einer Stunde faßte ich Mut und telephonierte Herrn Twersten an, ob er wohl wisse, wann Sie wiederkämen. Da hörte ich: Heute. Nun, in einer Speditionsfirma gibt es Kursbücher."

Ingeborg Bramberg umarmte sie. „Ihr liebes Gesicht zuerst zu sehen, ist ein glückbringendes Omen. Wollen Sie mich nach Hause begleiten? Dann ist mein Zimmer gleich warm und lebendig."

„Ist Herr Bramberg nicht in Hamburg?"

„Herr Bramberg macht in Schottland bei Freunden Jagden mit."

Published 5. VI. 1909. Privilege of copyright in the United States reserved under the Act approved 3 March 1905 by August Scherl G. m. b. H., Berlin.



Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Nein, wie Sie aussehen! Gebräunt und kühn, und solch ein frischer Duft geht von Ihnen aus wie von der See."

„Kommen Sie, Schmeichelkatze."

„Wahrhaftig, nein. Wenn ich es nicht schon wäre, müßte ich mich auf dem Fleck in Sie verlieben."

Arm in Arm schritten sie durch die Bahnhofshalle dem wartenden Wagen zu. Und eine fühlte das Blut im Arme der anderen pulsen.

„Sie blonde Schönheit", sagte Frau Ingeborg. „Ihre Jugend kann es sich erlauben, verschwenderisch zu sein."

Sie saßen Seite an Seite in dem offenen Landauer und fuhren die Straße nach Uhlenhorst.

„Erstens", erwiderte Marga Vanheil, „bin ich keine Schönheit, sondern nur ein geradegewachsenes Mädchen. Zweitens bin ich durchaus nicht mehr so jung, und drittens: furchtbar sparsam."

„Mit dem Herzen?"

„Natürlich. Denn das ist das einzige Vermögen, mit dem ich frei wirtschaften kann."

„Wenn Sie nicht gerade kaufmännische Nebengeschäfte mit der Firma K. R. Twersten machen."

„Hat er es Ihnen gesagt?"

„Wer — er?"

„Nun, vorläufig gibt es doch nur den einen. Bob steckt noch im Werdeprozeß."

„Ja, er hat es mir gesagt. Hat sich das Geschäft mit ihm gelohnt?"

„Könnten Sie ihm nicht sagen, er möchte irgendwo in der Welt einen neuen Krieg anzetteln und wieder Schiffe hinschicken? Diesmal würde die Firma Martin Vanheil die Verladung übernehmen."

„Das will ich gewiß gerne tun. Aber ich glaube, er hätte jetzt etwas Ruhe nötig. Meinen Sie nicht?"

Marga Vanheil suchte Frau Ingeborgs Hand und hielt sie fest. Das war ihre Antwort. Und der Wagen fuhr die Alster entlang durch den sommerstillen Tag und hielt vor dem Portal der Brambergschen Besitzung.

„Ich will mich umkleiden," sagte Frau Ingeborg im Hause, „aber Sie dürfen zugegen sein."

Ganz still saß das große Mädchen auf einem Polster im Ankleideraum. Es war ihr so feierlich zumute wie nie. Mit andächtigen Augen sah sie Frau Ingeborgs Schönheit, die stolzen, weißen Schultern, den von der Seeluft gebräunten Hals, den schlanken, biegsamen Arm.

Sie spürte plötzlich Tränen und ein unerklärliches Sehnsuchtsgefühl, das in die Ferne langte und nicht aus noch ein wußte. Und durch ihren Mädchenkörper lief es heimlich wie ein warmer Strom, der Erwartung und Bangen war und doch voll unfaßbaren Glückes.

„Närrchen", sagte Frau Ingeborg, beugte sich schnell über sie und küßte sie auf die andächtig lauschenden Augen.

Und nun hielt Marga Vanheil die Augen geschlossen, bis Frau Ingeborg angekleidet war.

Im Wohnzimmer Frau Ingeborgs nahmen sie den Tee. Das ganze Hauswesen hatte pünktlich mit dem Eintreffen der Frau des Hauses eingesetzt, als hätte es nicht einen Tag in sommerlicher Ferienruhe gelegen. Geräuschlos und flink arbeitete das Dienstpersonal. Es war alles wie sonst.

„So oft Sie nun schon bei mir waren," scherzte Frau Ingeborg, „jedesmal hatten Sie eine Neuigkeit, die Sie loszuwerden brannten. Also flugs, schütten Sie Ihr Herz aus."

„Wie können Sie das sagen! Ich komme nur Ihretwegen, ganz allein Ihretwegen, und nicht etwa, weil Robert Twersten — —"

„Aha!"

„Gott, ja," seufzte das Mädchen, „daß er endlich wieder einmal geschrieben hat, ist nicht aus der Welt zu schaffen. Und er schreibt in der Hauptsache über meinen Bruder Fritz. Da hatte dieser Schlingel, nur um seine schiffsbautechnischen Kenntnisse zu erweitern, eine Maschinistenanstellung in der spanischen Flotte angenommen und sich in der Seeschlacht von Santiago gründlich den Arm verstaucht. Was sagen Sie zu solchen Streichen? Ich hatte einmal einen jungen Dachshund, der mußte auch überall dabei sein, oder er wurde krank vor Aufregung. Es gibt doch wirklich Männer, die etwas sehr lange meinem jungen Dachshund Konkurrenz machen."

„Kommen Sie nun bald auf Robert Twersten zu sprechen?"

„Weshalb nicht, Frau Ingeborg, wenn Sie es wünschen und das Thema so interessant finden?"

„Nein," sagte Ingeborg Bramberg, zog die Stirne zusammen, überlegte und schüttelte den Kopf, „es gibt kein interessanteres."

Und sie lachten herzlich miteinander.

„Also, weil Sie durchaus nichts anderes zu hören wünschen", stellte Marga Vanheil fest. Und sie begann und erzählte in einem Atemzug.

„Das schrieb Robert, und daß Fritz heldenmütig die Maschine bedient hätte und später, als das Schiff sank, mit großer Auszeichnung an Bord des amerikanischen Kriegsschiffes empfangen worden sei. Der verletzte Arm habe ihm nicht eine Minute seinen glücklichen Humor rauben können, und nun würde er wohl allem Anschein nach noch längere Zeit im Ausland bleiben, was Fritz uns aber in wenigen Tagen selber und ausführlicher schreiben werde. Bis hierher habe ich Bobs Brief meinem Vater vorgelesen, der ganz selig über die Fortschritte seines Jungen war, von dessen großer Zukunft er jetzt täglich mit uns spricht. Er hat wieder einen bösen Anfall gehabt, der Vater, und kommt aus seinem Lehnstuhl nicht mehr heraus. Da sitzen wir jede freie Zeit bei ihm und horchen ihm gläubig zu, wenn er seinen Liebling Fritz bis zum Minister oder, was ihn noch viel mehr dünkt, zum großen Hamburger Werftbesitzer avancieren läßt. Und Bob schrieb weiter, daß er selbst Kuba verlassen wolle, sobald Fritz seine Gesellschaft nicht mehr brauche, und daß er nach Neuyork gehen würde."

„Nach Neuyork? Weshalb kommt er denn nicht zurück?"

„Sie wissen doch, Frau Ingeborg, daß er — mit seinem Vater — zerfallen ist."

„Und Sie konnten ihm nicht schreiben, daß er es



Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

trotzdem wagen sollte, freimütig sich seinem Vater zu stellen? Wenn er Kuba jetzt schon verläßt, um aufs Geratewohl nach Neuyork zu gehen, so ist das doch ein Zeichen, daß sein jugendlicher Überschwang bereits die erste Enttäuschung erfahren haben muß. Denn in Santiago lebt doch seine Mutter, die er blind vergöttert."

Die Erregung, mit der sie sprach, teilte sich dem Mädchen mit.

„Sie dürfen mich nicht tadeln, Frau Ingeborg, denn was Herr Twersten nicht erreichte, das durfte ich mir nicht zutrauen. Und ich wollte es auch nicht! Ich wollte nicht, daß Bob mir eines Tages sagen könnte, ich habe ihm den Weg verlegt. Jeder tüchtige Mensch muß seinen eigenen Weg gehen und sich seine Erfahrungen selber sammeln. Karl Twersten hat die seinen. Weshalb soll Robert sich seine Lebensweisheit schenken lassen?"

„Sie sind sehr stolz für Ihren Freund Bob, Marga."

„Für meinen Freund Bob . . ."

„Oder" — Ingeborg Bramberg nahm die Hand des Mädchens in die ihre — „ist er Ihnen jetzt mehr?"

„Ja," sagte sie herzhaft, „jetzt ist er mir mehr. Ich hätte selbst nicht gedacht, daß das so schnell kommen würde. Aber man muß wohl erst einmal gründlich Angst um einen Menschen kriegen, bevor man weiß, daß man ihn gründlich liebhat."

„Und das ist jetzt bei Ihnen der Fall, Sie — heimliche Braut?"

„Heimliche Braut" — — wiederholte sie mit einem versonnenen Lächeln. „So heimlich, daß es wohl kaum je ans Tageslicht kommen wird."

„Jetzt verstehe ich Sie nicht, Marga. Weiß er es denn nicht?"

„O doch", und sie nickte vor sich hin. „Er hat es mir ja schon gesagt, wie ich es noch gar nicht zu hören wünschte."

„Nun?" —

„Nun? Ja, ich meine, es wäre wohl zu schön, einmal den Namen Twersten zu tragen. Aber er war ja noch ein halber Junge und kannte nicht viele Mädchen außer mir. Und an mich war er von klein an gewöhnt. Da dachte ich mir denn, bis zu dem Tage, an dem er dahinter kommt, daß es nur Gewöhnung war und er sich entwöhnt und die Erfüllung aller seiner Wünsche in einer andern findet, bis zu dem Tage ist es gut, daß seine Gedanken ein festes Heimatziel haben, damit er nicht steuerlos herumtreibt."

„Mädchen", murmelte Frau Ingeborg und schlang beide Arme um sie.

Marga Vanheil hielt ganz still in der Umarmung.

„Sehen Sie," sagte sie nach einer Weile, „so wohl, wie ich mich jetzt bei Ihnen fühle, so wohl sollte sich Bob in Gedanken an mich fühlen, wenn er sich in der Fremde einsam vorkommt und mit seinen Gedanken irgendwohin flüchten muß, um wieder Boden unter den Füßen zu spüren. Es hilft ja soviel, wenn man auch nur einen einzigen Menschen weiß, der an einen glaubt. Und dieser Mensch will ich für Bob sein."

„Mädchen, Mädchen, wie verstehst du schon das Innerste der Liebe — —"

„Ich habe noch gar nichts davon verstanden", fuhr Marga fort. „Erst seitdem ich mich um ihn ängstige. Nicht, weil ich Furcht wegen seines Emporkommens habe. Da sehe ich mir nur Karl Twersten an und sage mir: es ist sein Sohn! Nein, ich ängstige mich — aber nun werden Sie lachen — ob es ihm auch an nichts fehlen wird, ob er nicht Mangel leiden muß, ob er an seinen Körper denkt und ordentlich essen und trinken wird, Gott, und wegen tausend solcher Sachen, die eigentlich furchtbar lächerlich sind."

„Ich lache gar nicht," sagte Frau Ingeborg Bramberg ernst, „denn ich habe mich immer danach gesehnt, mich auch einmal so ängstigen zu dürfen."

Und beide spannen sie ihre Gedanken weiter. . . .

„Es muß wohl bei den Männern Sache des Temperaments sein", meinte Marga Vanheil. „Was den einen niederschlägt, gibt dem andern erst den tollsten Lebensmut. Mein Bruder Fritz zum Beispiel. Ja, dem könnte es noch so schlecht gehen, er würde dazu pfeifen und singen. Der könnte in die böseste Gesellschaft geraten, und er würde sich am anderen Tage vergnügt den Rock ausschütteln, und die Sache wäre abgetan. Und wenn er die schlimmste Enttäuschung erlebte, er würde aus seiner Erstarrung aufwachen und staunend um sich sehen und sagen: Kinder, lacht doch! Soeben hatte die Sonne auch gelacht. — — Andere hingegen — denen verhärtet es das Gemüt oder kapselt es ihnen ein, daß sie vor der Zeit still werden und sich vor sich selber schämen, wenn sie einmal lachen müssen. Wenn wir aber einen Menschen so recht von Herzen liebhaben, möchten wir sein Gemüt ganz frei und fröhlich wissen, weil wir uns dann einbilden können, wir hätten teil daran und das unsere dazu beigetragen."

„Liebes, liebes Mädchen," sagte Frau Ingeborg Bramberg ergriffen, „und das ist nun auch deine Angst?"

Marga Vanheil blickte sie mit klaren Augen an.

„Es muß etwas geschehen sein, was ihn furchtbar erschüttert hat. Zwischen seinem letzten und seinem vorletzten Brief gibt es keine Verbindung mehr. Zwei ganz verschiedene Menschen haben diese Briefe geschrieben. Ein ausgelassener und ein peinlich korrekter, der ein Menschenalter älter ist. Ich muß wissen, was diese unvermittelte Änderung veranlaßt hat, um alles, was mich sonst in Verwirrung setzen könnte, ruhigen Blutes darauf zurückzuführen und das eine vom anderen zu subtrahieren. Was bleibt, macht keine Furcht mehr."

Sie erhob sich.

„Wollen Sie mir dazu verhelfen, Frau Bramberg? Wollen Sie Herrn Twersten fragen, wenn er heute abend kommt, um Sie zu begrüßen? Es ist doch sein Sohn, um den ich mich sorge. Nicht wahr, Sie tun es?"

„Ja, Marga, ich hätte es auch ohne diese Bitte getan. Um ihm die Hälfte der Last abzunehmen." — —

Und Ingeborg Bramberg saß allein und wartete auf den Schritt, den sie von ferne schon erkannte.

Jetzt hob sie den Kopf. Ihre Züge spannten sich. Eine mädchenhafte Röte glitt über ihre Wangen. Dann zwang sie ihre Erregung nieder und nahm ruhig die Meldung des Dieners entgegen.



Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Ich lasse Herrn Twersten bitten."

Ein paar Schritte tat sie ihm entgegen. Hinter Karl Twersten schloß sich die Tür. Und beide streckten sie die Hände aus. — —

„Da bin ich wieder."

„Da bist du wieder."

„Jetzt gehe ich nicht wieder fort. Wie konnte ich dich nur so lange allein lassen! Ich faß es gar nicht mehr."

„Weil du meinen Wunsch erfülltest. Und nun halte ich die Wirkung in beiden Händen. Wie ein ganz junges Mädchen stehst du vor mir."

„Das macht nur die Freude, wieder bei dir zu sein", murmelte sie. „Diese unermeßliche Freude — —!"

Er legte den Arm um sie und hielt sie fest. Und sie fühlten sich beide stark und sicher.

Alles, was sie in ihren Sinnen getragen hatten während der Trennungzeit, sagten sie sich, und selbst das Unwesentliche wurde ihnen zur Bedeutung, weil es in ihrem Munde einen Klang gewann, der die Liebe zum andern hindurchzittern ließ, und nur mit dem Schwersten hielt Karl Twersten noch zurück.

„Heute morgen," sagte er, „bevor ich dein Telegramm erhielt, wußte ich schon, daß der Tag ein Sonntag für mich würde. Er führte sich ein mit einem Auftrag für die deutsche Flotte, dem ersten Auftrag für das Deutsche Reich."

„O du — daß das heute kommen mußte!"

Nichts vermochte sie sonst zu sagen. Aber sie preßte seine Hände mit aller Kraft und sah ihm mit freudefeuchtem Blick in die Augen.

„Du brauchst dich nur zu nahen, Ingeborg, und das Glück läuft dir als Quartiermacher voraus."

„Diesen Tag müssen wir festlich begehen. Wollen wir auf der Elbe fahren oder über die Werft gehen oder — nein, du sollst es bestimmen."

„Festlich begehen —?" Er sann nach. „Ich wüßte wohl etwas, aber es ist kein Fest, sondern eine Feier. Es wird uns feierlich zumute werden, wenn wir es tun. Aber wir werden es im Leben nicht wieder vergessen."

„Dann wollen wir es tun, Karl. Denn eine große Erinnerung ist immer wie eine Weihe."

„Ich möchte — mit dir zusammen — hinaus in den Sachsenwald fahren, Ingeborg."

„Zu Bismarck?" sagte sie, und ihre Augen leuchteten auf.

„Er stirbt."

Und das Licht in ihren Augen erlosch.

„Das Sterben eines solchen Mannes erleben," sagte sie dann leise, „ist mehr, als hundert Geburten erleben. Hier erst sind wir der Unsterblichkeit nahe."

Er sah sie lange an. Wie sie ihn immer wieder verstand! —

Vom Berliner Bahnhof aus bedurfte es nur einer halbstündigen Eisenbahnfahrt. Tiefer Abend war hereingebrochen, als sie Friedrichsruh erreichten. Hinter dunklen Mauern lag das Schloß. Nicht sichtbar den Blicken, aber erreichbar den Herzen der vielen, die des heiligen Ernstes der Stunde voll schweigend die Parkmauer umstanden. Dort lag der Riese, der für die strömende Fülle seiner Kräfte nichts Höheres auf Erden gekannt hatte, als der Eckehart seines Volkes zu werden. Dort lag der Riese, der unberührt durch Lieb und Haß hindurchgeschritten war zu seinem Ziel, das das Ziel seines Volkes war. Umjubelt auf den Höhen, die sein Fuß betrat, wohin er sich wandte. Ehrfurchtgebietend in der Verlassenheit des Lebensabends, die so gewaltig war wie sein strahlendster Tag. Immer der Größte unter den Großen. Im lauten Kampf der Welt und in der Weltabgeschiedenheit seines Sachsenwaldes, aus dem seine Stimme mahnend und warnend klang, wenn der Gang der Geschichte hastig am Kreuzweg den Weiser zu überrennen dachte. Da lag der Riese, mit seinem Gott allein.

Schwer atmend stand Twersten am Portal. Er fühlte Ingeborgs Hand in der seinen.

Ein Diener kam aus der Pforte und lief eilig und verstört zum Bahnhof. Hundert gemurmelte Fragen hinter ihm drein.

„Es geht zu Ende . . ."

„Herrgott, es geht zu Ende."

„Es ist nicht möglich! Ein Bismarck darf nicht sterben!"

„Seid stille. . . . Stört ihn nicht." — —

Und die Schatten der Nacht sanken tief herab auf die schauernden Bäume des Sachsenwaldes.

Wieder lief ein Diener den Weg. Heißes Flüstern neben ihm, hinter ihm, um ihn her.

Der Mann schüttelte nur den Kopf. Als er sprechen wollte, war es nur ein Schluchzen. Da winkte er: „Noch nicht — —"

Und die Menschen falteten die Hände und sprachen nicht mehr. —

Lautlos bog Twersten in einen Waldpfad ein. Ingeborg ging leise neben ihm und sah ihn fragend an.

„Ich muß sein Fenster sehen. Dann bin ich ihm noch näher. Es gibt eine Stelle, die es gestattet."

Und sie gingen den Weg die Bille entlang, durch einen Dom dunkel geisternder Buchen und Fichten, und fanden den Platz in der tiefen Nacht. Hell leuchteten aus der Ferne die Fenster des Schlosses und wiesen dem Tode den Weg. Der dort sterbend lag, hatte sich nie versteckt.

Ganz einsam standen die beiden Menschen und schauten hinüber. Eine Erschütterung ging durch Twerstens Körper, und die Ergriffenheit lag lastend auf seinem Gesicht.

Ingeborg gewahrte es, trotz der Dunkelheit.

„Still," sagte sie, „er stirbt nicht. Da sein Werk weiterlebt, lebt er mit ihm. Denn er ist sein Werk."

„Und wenn — sein Werk — in die Hände von Pfuschern gerät?"

„Dann ist es ja ein ganz anderes. Sein Werk streicht kein Mensch mehr aus."

Er nickte langsam vor sich hin, und der Atem ging ihm leichter.

„Dich bedrückt etwas, Karl. Ich fordere wie immer meine Hälfte."

Er blickte starr auf die Fenster des Schlosses. Was mochte in dem Manne dort, dem der Tod ehrfürchtig die



Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 09:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957 / Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Grußhand hinstreckte, vorgehen, wenn er an sein Erbe dachte. — —

„Ich denke an meinen Jungen, Ingeborg."

Im Nachtwind seufzten die Bäume auf, und ein Tierschrei kam aus weiter Ferne.

„Dein Junge, Karl, wird, gestärkt an Leib und Seele, heimkommen. Traust du deiner Art so wenig?"

„Er ist nicht meine Art allein. Ja, wenn er auch der deine wäre!"

„Karl", entgegnete sie leise. „Er ist es durch dich geworden. Ich nehme ihn feierlich an. Und meine Wünsche sollen bei ihm sein und ihm helfen, daß er wird wie du."

„Wie ich? Ich weiß fast nicht, ob es gut und glücklich ist. Die mir am nächsten stehen sollten durch Familienbande, haben mich verlassen, weil meine Nähe sie am Glücklichwerden zu hindern schien."

„Robert wird wieder kommen, und — —"

„Nein, die andere nicht."

Das Wort kam ruhig und fest. Und der Wald nahm es auf und gab es im Echo der Nacht wie eine Bestätigung zurück.

„Ich werde dich nie verlassen, Karl."

„Ich halte deine Seele mit beiden Händen."

„Das brauchst du nicht. Sie bliebe, und wenn du sie fortschicken wolltest. Denn nun gehört sie einmal zu dir."

Er reckte sich jäh auf. „Hörtest du nichts?" Und sie horchten mit angehaltenem Atem.

„Was war das für ein Ton —? Wie ein Sprung im Glas —. Noch immer —. Als ging es durch die ganze Welt. Ingeborg!"

Schulter an Schulter standen sie und starrten nach dem blinkenden Fenster des Schlosses. Noch einmal zuckte das Licht wie ein funkelnder Blitz durch die Nacht. Dann war es abgeblendet.

Die Läden schlossen sich in kreischenden Angeln. Und alles lag von der Finsternis aufgesogen.

Bismarck war entschlafen. — — —

Noch immer horchte Twersten angespannt in die Nacht. Als müsse jetzt ein Unfaßbares, ein Überwältigendes kommen und sich mit wilder Wucht auf die Erde werfen.

Ein Mensch war weniger.

Bismarck hieß er, Bismarck! Und hatte die Welt mit seinem Namen erfüllt, daß in Jahrhunderten noch die Heldensage von ihm erklingen würde als Fest- und Jubellied der Deutschen!

Ein Mensch war weniger. Bismarck! Bismarck!

Und mußte sterben, wie alle Menschen starben. — —

Die Kirchenuhr eines nahen Dorfes schlug die elfte Stunde. Und die Uhr ging weiter.

„Komm," sagte Twersten still, „nun wollen wir gehen. Die Alltäglichkeit kehrt zurück."

Und sie gingen, und nach einer Weile besprachen sie, daß sie weiter gehen wollten durch den Wald, um nicht jetzt schon mit den Menschen zusammentreffen zu müssen, die von der Station aus die Heimfahrt antraten.

„Ich kenne jeden Pfad im Sachsenwald. Schon als Junge lief ich an freien Tagen hier hinaus. Und als Mann bin ich oft genug hindurchgeschritten, wenn ich von Friedrichsruh kam."

„Ich möchte die ganze Nacht mit dir wandern, Karl."

„Über Rheinbeck sind es zwei Stunden bis Bergedorf. Dort erreichen wir den letzten Nachtzug."

Das Mondlicht lag weiß auf den Wegen und zeigte die Richtung. Dicht stand der hohe Wald zu beiden Seiten. Ein glitzernder Bach ringelte sich neben ihnen den Pfad entlang. Und die Nacht, die fröstelnd begonnen hatte, wurde wärmer und schöner und wurde eine deutsche Sommernacht.

Sie gingen ganz allein in dem weiten Wald.

Und plötzlich sagte Twersten, ohne im Schreiten einzuhalten: „Ich habe einen Brief von Angèle bekommen."

„Heute —?"

„Nein, schon vor zehn Tagen. Ich hätte es dir mitgeteilt, aber ich wollte nicht, daß dir die Erholungskur gestört würde."

„Was sagst du da?"

„Deine Ruhe war mir wichtiger. O, still, du! Jetzt, wo du frisch und frank wieder an meiner Seite gehst, sage ich es dir. Angèle schrieb mir von Santiago. Am selben Tage, an dem draußen vor der Bai die Schlacht tobte. Sie ersuchte mich, die Scheidung zu beantragen."

Mit einem Griff hielt er die Wankende und stützte sie.

„Habe ich dich erschreckt, Ingeborg? Und Tränen? Ich hätte es dir noch nicht sagen sollen."

„Zehn Tage", erwiderte sie, „habe ich mich an der See gefreut, während du das mit dir herumtrugst."

„Dann war es gut so, Ingeborg. Und du hast die Nachricht früh genug."

„Komm", sagte sie gefaßt. Und blieb wieder stehen, schlang ihre Arme um seinen Hals und drückte ihre kalte Wange fest an sein Gesicht.

(Fortsetzung folgt.)

Wie meine Autographensammlung entstand.

Von Professor Dr. Ludwig Darmstaedter.

Die Redaktion der Woche hat den Wunsch geäußert, einen Bericht über die Entstehung und Entwicklung meiner Autographensammlung zu erhalten, die ich durch Stiftungsakt vom 31. Dezember 1907 der Königlichen Bibliothek zugesichert und jetzt derselben als Gabe zur Eröffnung des neuen Gebäudes dargebracht habe.

Diesem Wunsche entspreche ich um so lieber, als ich glaube, hierdurch manchem Autographensammler nützliche Winke geben und öffentlich darlegen zu können, wie wertvoll eine solche Sammlung für die Geschichte der Wissenschaften werden kann.

Früh schon hatte ich begonnen, in der üblichen



Original from CORNELL UNIVERSITY

Weise Autographen zu sammeln und meiner Sammlung alte Stücke, deren ich von Größen der Literatur, der Kunst, der Wissenschaft, von Fürsten, Staatsmännern, kurz von Berühmtheiten aller Art habhaft werden konnte, einzuverleiben.

Als die Sammlung einen erheblichen Umfang angenommen hatte, erschien es mir interessant, nachzuforschen, inwieweit sich aus dem breiten Rahmen derselben eine Spezialsammlung von Autographen der hervorragendsten wissenschaftlichen Forscher herausziehen ließe. Ich gewann so einen Grundstock zum Aufbau einer Sammlung, die gleichsam eine Galerie der Pioniere der Wissenschaft darstellen und in ihrem Endziel ein historisches Bild der Entwicklung der Wissenschaften geben mußte.

Hand in Hand hiermit erfüllte mich der Gedanke, die Taten der in der Sammlung zu vereinigenden Forscher in Form einer Tabelle zu bringen, die als allgemeine Uebersicht der chronologischen Entwicklung der Wissenschaften dienen sollte.

Diese Idee verwirklichte sich späterhin, wenigstens soweit es die exakten Wissenschaften und die Technik anging, in dem in Gemeinschaft mit Professor René du Bois Reymond herausgegebenen Buche „4000 Jahre Pionierarbeit in den exakten Wissenschaften“ und der unter fernerer Mitarbeit von Oberst Karl Schaefer unter dem Titel „Handbuch zur Geschichte der Naturwissenschaft und der Technik“ erschienenen zweiten Auflage dieses Buches.

Der Plan, auch für die freien Wissenschaften ein ähnliches Buch zu schaffen, hat sich noch nicht verwirklichen lassen, ist es doch ungleich schwerer, hier eine chronologische Folge von Tatsachen festzustellen, als in den Naturwissenschaften.

Erschien eine solche tabellarische Uebersicht bei der herrschenden Vorliebe für die historische Forschung in der Wissenschaft an sich schon interessant genug, so war sie mir von besonderm Wert, indem sie mir Klarheit über diejenigen Forscher verschaffte, die in der Sammlung noch fehlten, und indem sie sich zu einem für meine Sammelzwecke wertvollen Desideratenkatalog ausbaute.

Den ersten derartigen Desideratenkatalog, der sich auf Autographen aller Art bezog, hat seinerzeit Goethe drucken lassen und an seine Korrespondenten und Freunde „mit Bitte um gefällige Beiträge“ versandt. Das mir vorliegende Druckblatt ist überschrieben „Autographa“ und führt alphabetisch die Namen auf, die in Goethes Sammlung fehlten. Auf ähnliche Weise habe ich mit Glück versucht, die Sammlung, insoweit es sich um neuere Forscher handelte, zu vervollständigen. Auf direkte Briefe an sehr zahlreiche Gelehrte habe ich stets in liebenswürdigster Weise die Erfüllung meines Anliegens gefunden.

Schwieriger wurde die Sache, wenn es sich darum handelte, Autographen nicht mehr lebender Forscher zu erhalten.

Es liegt in der Natur der Sache, daß wissenschaftliche Autographen schwieriger zu erhalten sind als solche aus Literatur und Kunst. In den letzteren Ge-

Schreiben Dr. H. Barth's an A. Petermann. [illegible]

Zinder den 1sten Jan. 1853

[illegible] 18. Jan 1854.

[illegible]

den 29sten Jan

[illegible]

Dr. Barth

Heinrich Barth, 1821—1865, Afrikareisender, schreibt unterm 1. Januar 1853 aus Zinder am Niger an A. Petermann in Gotha, den unermüdlichen Förderer der Afrikaforschung. Der Brief hat zwei Nachschriften vom 23. und 29. Januar 1853.

bieten werden die hervorragenderen Namen rasch bekannt; jedes Blättchen von ihrer Hand, mag es noch so unbedeutend sein, wird aufgehoben und früher oder später dem Handel zugeführt, für den solche Autographen einen Marktwert repräsentieren.

Anders bei wissenschaftlichen Forschern, deren Bedeutung oft erst spät, zum großen Teile erst nach ihrem Tode voll gewürdigt wird.

Der Handel hat demgemäß an Handschriften solcher Forscher kein Interesse; ganz schlimm sah es in dieser Beziehung aus, als ich mit Sammeln begann; denn niemand hatte vorher sich mit solchen Spezialitäten abgegeben, und wenn sie einmal bei Händlern vorkamen, wurden sie in die bei ihnen üblichen alphabetischen Konvolute gelegt.

So war es meine erste Aufgabe, aus solchen Konvoluten zu schöpfen; die großen inländischen und ausländischen Autographenhandlungen stellten mir mit großer Bereitwilligkeit ihre Konvolute zur Verfügung, aus denen sich für mich eine erhebliche Ausbeute ergab. Noch erheblichere Schätze konnte ich aus Briefwechseln berühmter Leute heben, von denen mir u. a. der des in Montpellier um 1750 lebenden Arztes Sauvages de la Croix, der des im Jahre 1884 in Paris verstorbenen Abbé Moigno, der sich naturwissenschaftlich hervorragend betätigt hatte, und der des bekannten Prager Technologen Johann Pohl zur Verfügung gestellt wurden.

Andere ergiebige Quellen für mich waren die Manuskripte von biographischen Sammelwerken, wie „Men and women of the Time“, die mir die Firma Scott in London überließ, und die des „Biographischen Lexikons hervorragender Aerzte“, die ich Herrn Professor Pagel in Berlin verdankte, und ferner zahlreiche Stammbücher, unter denen sich als besonders ergiebig das eines im 17. Jahrhundert lebenden Nachkommen des berühmten Arztes Ludovicus Septalius erwies. Auch gelehrte Gesellschaften, wie insbesondere die deutsche chemische Gesellschaft und die Gesellschaft für Erdkunde und deren langjähriger Vorsitzender Professor Hellmann, haben mich mit größter Bereitwilligkeit in meinem Sammeln unterstützt. — So gewann denn die Sammlung, der ich noch eine Abteilung der epochemachenden Persönlichkeiten der Welt- und Kulturgeschichte angegliedert hatte, nach und nach einen immer größeren Umfang, der sich noch erhöhte, als ich bei Familienangehörigen berühmter Forscher sowie bei Behörden mit meiner Bitte um Ueberlassung von Au-

Wir, Kirchhoff u. ich haben eben eine Arbeit ~~gemeinschaftlich mit Kirchhoff~~ beendet, die uns großes Vergnügen gemacht hat. Wir haben eine analytisch-chemische Methode [illegible], durch welche die bisherigen Grenzen der Erkennbarkeit der Stoffe fast bis ins Unbegrenzte hinausgerückt sind, und die Analyse auf eine einfache Fernrohrbeobachtung zurückgeführt ist. Wir haben z. B. ein Gemenge von Ka. Na. Li. Ca. Sr. Ba.-Verbindungen, von jeder nur 1/100 Milligramm, wir betrachten dies Gemenge durch das Fernrohr unseres Apparates und sehen unmittelbar alle diese Stoffe erkennbar mit einer Sicherheit, wie wenn wir die analytische Chemie bisher nirgends erreicht ist. Wäre bei diesen 6 Stoffen noch ein oder mehrere andere z. B. noch unbekannte einfache Körper, so würde auch dieser sich sogleich dem Auge bemerkbar machen. Wir haben auf diesem Wege die Gewißheit erlangt, daß außer dem Ka Na u Li noch ein 4' der Alkaligruppe angehörendes Element existirt. Diese Methode gestattet mit gleicher Sicherheit und Schärfe die irdischen Stoffe zu bestimmen, welche die Sonnenatmosphäre und die Atmosphäre der hellen Fixsterne enthält. Die Methode beruht auf Kirchhoffs schöner Entdeckung des umgekehrten Verhältnisses zwischen Absorptions- und Emissions-Vermögen der Körper.

Freundschaftlichst [illegible]

Heidelberg d. 16 April 1860. Ihr R. Bunsen.

Robert Wilhelm von Bunsen, 1811—1899, Chemiker, berichtet im obigen Briefe vom 16. April 1860 über seine glänzendste, in Gemeinschaft mit Robert Kirchhoff gemachte Entdeckung der Spektralanalyse. Er erwähnt in dem wahrscheinlich an Ettingshausen in Wien gerichteten Brief, daß er bei seinen spektralanalytischen Untersuchungen Linien gefunden habe, die auf ein neues Element hindeuteten, und sieht auch bereits die Wichtigkeit der Methode für die Bestimmung der Beschaffenheit der Himmelskörper voraus.



Digitized by Google

Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 09:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

tographen das größte Entgegenkommen fand. Aus der großen Reihe der mir so zugänglich gewordenen Stücke hebe ich die folgenden Autographen hervor, die ich den in Klammern beigefügten Gebern verdanke: Suarez (Preußisches Justizministerium), Chauvin (Reichspostamt), Drais (Badische Domänendirektion), Ressel (Marinesektion d. k. u. k. Kriegsministeriums), Cavallo (italienisches Kriegsministerium), Grey (englisches Kolonialamt), Henry Cavendish (Herzog von Devonshire), Basedow (Polizeibehörde in Magdeburg), Sinsteden (Polizeibehörde in Xanten), und so könnte ich noch seitenlang von Erwerbungen schöner Stücke erzählen, aus denen ich nur, um einen Begriff der Reichhaltigkeit der Sammlung zu geben, noch einige hervorheben will: Tycho Brahe, Galilei, Kepler, Newton, Francis Bacon, Descartes, Franklin, Galvani, Volta, Daguerre, Otto von Guericke, George Stephenson, James Watt, Lavoisier, Jenner, Adam Smith, Darwin, Napoleon I., Viktor Emanuel, Viktoria von England, den Großen Kurfürsten, Wilhelm I., Wilhelm II., Bismarck, Cromwell, Hutten, Sickingen, Wallenstein, Washington, Spinoza, Calvin, Luther, Melanchthon, Zwingli, Andrée, Cook, Lesseps, Livingstone, Nachtigall, Nansen, Nordenskiöld, Stanley.

Christoph Wilhelm Hufeland, 1762—1836, Verfasser von „Makrobiotik oder die Kunst, das menschliche Leben zu verlängern", wendet sich im obigen Brief vom 29. Mai 1823 gegen die damals herrschende operative Polypragmasie, die in der Folge der durch Dieffenbach, Stromeyer und Konrad Martin Langenbeck begründeten konservativen Chirurgie weichen mußte.

Beim Kauf von Autographen legte ich stets den Hauptwert darauf, Stücke zu erhalten, die sich durch ihren Inhalt auszeichneten, und bevorzugte namentlich solche Stücke, die von einer Entdeckung des betreffenden Forschers handelten. So konnte ich zu meiner Freude Stücke von Fulton, Laënnec, Leeuwenhoek, Montgolfier, Senefelder und vielen anderen erhalten, in denen eine Hauptentdeckung der betreffenden Forscher behandelt war, und Zeichnungen von Camper, Vauban erwerben, die so recht mit dem Lebenswerk dieser Forscher zusammenhingen. Natürlich gelang die Erwerbung solcher Stücke erst, nachdem die Händler auf mein spezielles Sammelgebiet aufmerksam geworden waren und nun auch ihrerseits nach solchen Objekten Ausschau hielten.

Wenn ich mich von dieser Sammlung, die durch mehr als zwanzig Jahre meine Aufmerksamkeit rege erhalten hatte, trennte, so geschah es, weil ich den Wunsch hatte, daß sie ungeteilt dem Vaterland erhalten bleiben und daß, was für mich durch so lange Jahre eine stete Quelle der Freude ausmachte, nunmehr der Allgemeinheit zum Nutzen und zur Freude gereichen sollte.

Beim belgischen Thronfolger.

Hierzu 4 photographische Aufnahmen von Ch. Chusseau-Flaviens.

Durch die offizielle Reise nach dem Kongostaat, der Kolonialschöpfung König Leopolds II., hat der belgische Thronfolger vor kurzem zum erstenmal die Aufmerksamkeit der Diplomatenwelt auf sich gelenkt. Alles, was man bis jetzt vom Prinzen Albert weiß, spricht dafür, daß Belgien in ihm dereinst einen durchaus modernen Herrscher finden wird, der Pflichteifer mit liebenswürdiger Einfachheit der Umgangsformen verbinden wird.

Prinz Albert von Belgien wurde als Sohn des verstorbenen Grafen Philipp von Flandern, des Bruders König Leopolds II., am 8. April 1875 in Brüssel geboren. Man darf ihn einen halben Deutschen nennen: seine Mutter war eine Prinzessin Hohenzollern, seine Gemahlin, die er im Jahre 1900 heimführte, ist eine Tochter Herzogs Karl Theodor in Bayern. Dem Ehebund sind zwei Söhne und eine Tochter entsprossen.

Der belgische Thronfolger gehört nicht zu jenen Fürsten, die durch Luxus oder mondaine Abenteuer von sich reden machen. Nur als Sportfreund hat er manchmal Außergewöhnliches geleistet. Er gehört zu den besten Herrenreitern seines Landes und vollzieht im Sattel Bravourstücke, die ihm wenige nachmachen können. Als Automobilfahrer ist er ebenso geschickt wie unternehmend. Er hat bereits in den Alpen schneebedeckte Berge mit dem Auto bereist. Daneben betätigt er sich als Fußtourist von großer Ausdauer. Er hat den Cervin und den Monte Rosa — letzteren mitten im Sturm — bestiegen.

Der Hauptteil seiner Zeit gehört gegenwärtig sozialen Werken. Seine Lieblingsschöpfung ist der „Ibis", eine Fischerschule, wie sie vielleicht in keinem andern Land zu finden ist. Als der Prinz in La Panne, einer

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Prinz Albert von Belgien mit seiner Gemahlin und seinem ältesten Sohn Prinzen Leopold.

kleinen Ortschaft am Strand der Nordsee, zur Erholung weilte, fiel ihm die außerordentliche Armut der Bevölkerung auf. Die Erwachsenen mußten sich im Innern des Landes als Tagelöhner verdingen; verlassene Kinder irrten umher. Prinz Albert beschloß nun, durch systematische Hebung des Fischereigewerbes den Strandbewohnern zu einer auskömmlichen Existenz zu verhelfen.

Bevor er sich ans Werk machte, unternahm er eine längere Studienreise längs der Küste. Er reiste inkognito als Graf de Réthy, zum Teil sogar als einfacher Matrose, wobei er gleich der übrigen Bemannung von fünf Uhr morgens bis fünf Uhr nachmittags in einer Fischerbarke den Dienst versah.

Die Fischerschule „Ibis" ist auf einer Brücke installiert. Von frühester Kindheit an gewöhnen sich die Schüler an das Meer. Ihre erste Seereise unternehmen sie im elften oder zwölften Lebensjahr, um erfahrene Seeleute beim Dienst zu beobachten; so wach-

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 09:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sen sie allmählich zu seetüchtigen Fischern heran. Die Durchführung des in großem Stil unternommenen Werkes kostete den Prinzen Albert viel Mühe. Nachdem er sich mit einem hohen Betrag an die Spitze der Sammlungen gestellt, bereiste er persönlich die Gemeinden, um Subventionen zu erlangen. Schließlich gelang es ihm auch, in der Kammer alle politischen Parteien für sein Unternehmen zu gewinnen. Er hat bei dieser Gelegenheit bewiesen, daß er seine Pläne durchzusetzen versteht. Wie sehr ihm dieses Schulwerk am Herzen liegt, bekundet der Umstand, daß er auch seine Söhne die Schüleruniform des „Ibis" tragen läßt. Lebhaftes Interesse bringt Prinz Albert auch der Technik entgegen. Er ist selbst geschickter Mechaniker und Konstrukteur. Schon als Kind zeichnete er sehr gern. Wenn er spazierenging, mußten ihn seine Lehrer immer in die Nähe von Bahngleisen führen. Er ließ sich mechanische Spielzeuge schenken, die er sorgfältig auseinander nahm und mit überraschender Geschicklichkeit wieder zusammenzusetzen wußte.

Von der außerordentlichen Einfachheit seines Gebarens und Auftretens zeugen viele Anekdoten. Charakteristisch ist ein Vorfall, der sich gelegentlich seines Besuches in Potsdam ereignet hat. Als er die Rückreise antreten sollte, begab er sich nach seiner Gewohnheit allein auf den



Prinzessin Albert von Belgien, geb. Herzogin in Bayern.





Prinz Karl und Prinzessin Marie, die jüngsten Kinder des belgischen Thronfolgerpaars.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Bahnhof. Trotzdem die Abfahrtzeit vorbei war, rückte der Zug nicht von der Stelle. Endlich, nach geraumer Weile erkundigte sich der belgische Thronfolger beim Stationschef nach der Ursache des Aufenthaltes. „Wir warten auf eine hohe Persönlichkeit", lautete die Antwort. — „Auf wen denn?" — „Auf den Prinzen Albert von Belgien." — „Der bin ich." — „Sie haben mich wohl zum besten!" — Der Stationschef kehrte dem Prinzen den Rücken. Bald erfuhr er den wahren Tatbestand und erschöpfte sich in Entschuldigungen.

Die schweizerischen Alpenpässe.

Sustenpaß, Oberalppaß, Furka. — Von A. Krenn. — Hierzu 12 Aufnahmen des Verfassers.

Zu den wenigen Alpenpässen, die trotz ihrer Bedeutung bis heute noch nicht fahrbar gemacht sind, gehört auch der Susten, der die einzige direkte Verbindung des Berner Oberlandes mit dem Reußtal und der dort durchgehenden Gotthardbahn ermöglicht. Schon einmal, vor beinahe hundert Jahren, ist ein Anlauf unternommen worden, den Paß auszubauen und an die gleichzeitig im Bau befindliche Gotthardstraße anzuschließen, aber das Projekt blieb mitten in der Ausführung stecken, und erst neuerdings wird mit dem Ausbau der Sustenstraße Ernst gemacht, die nach ihrer Vollendung zu den schönsten und interessantesten Alpenstraßen zählen wird.

Sie zweigt in Innertkirchen bei Meiringen von der Grimselstraße ab und führt in ziemlich starker Steigung durch das von prächtigen Wäldern bewachsene Nessental aufwärts. Der Umstand, daß die gute Fahrstraße am Steingletscher ein Ende nimmt und nur der ziemlich beschwerliche Saumweg über den eigentlichen Paß weiterführt, mag bisher den großen Touristenstrom von dieser an sich lohnenswerten Tour, die ein reiches, noch wenig bekanntes Exkursionsgebiet umschließt, abgehalten haben. Auch stellt die Länge des Weges Meiringen-Wassen, elf bis zwölf Stunden, an die Ausdauer des Fußgängers erhebliche Ansprüche. Doch ist in dem etwa sechs Stunden von Meiringen gelegenen Wirtshaus am Steingletscher Gelegenheit zur Unterkunft geboten. Während des Aufstiegs zur Paßhöhe hat man Gelegenheit, den ungeheuren Rücken des Steingletschers zu betrachten. Auf der Paßhöhe öffnet sich der Blick auf die großartige Bergkette, die das Meiental vom Engelberger



Die Oberalppost.
Blick gegen die Paßhöhe.



Hotel und Poststation am Oberalpsee.



Abendstimmung auf der Oberalp.

Tal scheidet, und die in den Spannörtern ihre erhabensten Repräsentanten hat. Beim jenseitigen Abstieg tritt das imposante Sustenhorn als Beherrscherin der Landschaft hervor, während links davon der Griesengletscher seine Eiswände drohend auftürmt, als ob er die untenliegende grüne Sustenalpe jeden Augenblick verschütten wolle. Bald wird das Bild freundlicher, große Alpenrosenfelder umsäumen den Weg, das spärliche Grün wird üppiger, und große Viehherden beginnen die Landschaft zu beleben. Einige kleine Häusergruppen sind malerisch in das Tal eingebettet, durch das die wilde Meien-Reuß in tollen Sprüngen dahineilt, bis sie oberhalb Wassen in der dunklen Felsenschlucht verschwindet und jäh zur Andermatter Reuß hinabstürzt.

Militärbaracken auf der Paßhöhe des Oberalppasses.

Andermatt und das Urserental von der Oberalpstraße.

Die Gotthardbahn, die bei Wassen in den großartig angelegten Windungen in die Höhe steigt, führt dreimal über die Schlucht hinweg.

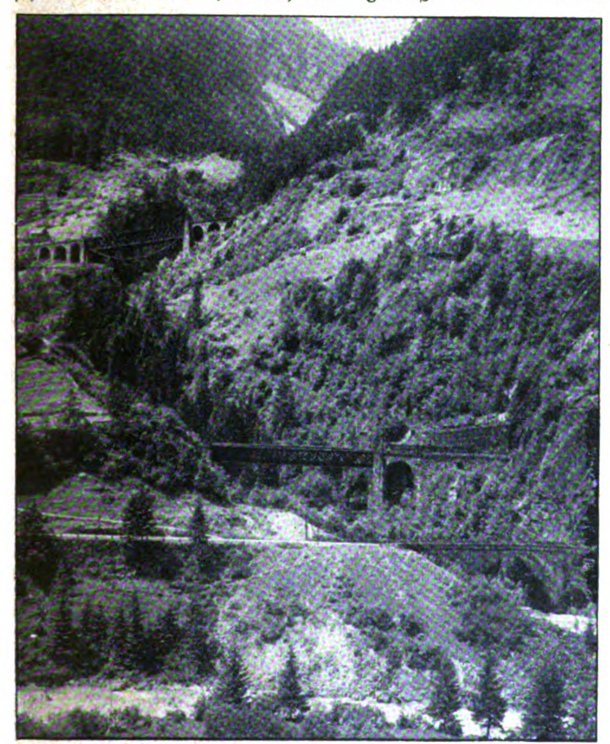
In weniger als einer Stunde ist Göschenen zu Fuß zu erreichen, von wo wir durch die bereits bekannte Schöllenen wieder nach Andermatt hinaufsteigen, das als Zentralpunkt des Gotthardgebietes die beste Gelegenheit zu mannigfachen Ausflügen gewährt. Wenn man nicht vorhat, über den Oberalppaß nach dem Rheintal und nach Chur weiter zu wandern, so kann der Aufstieg bis zur Paßhöhe als bequeme Halbtagestour ausgeführt werden. Die in großen Kehren berganführende Poststraße bietet anfänglich nur einen immer freier werdenden Blick über das grüne Urserental mit der Furka im Hintergrund, aber je höher man steigt, desto mehr treten die trotzigen Formen der Gotthardberge hervor, bis man vollständig von der starren,

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Der Sustenpaß von der Meienalp. Links die Sustenspitze (2931 m).

ernsten Hochgebirgsnatur umschlossen ist. Kurz vor der Paßhöhe erreicht man den großen, fischreichen See, dessen tiefdunkle Farbe zu dem Charakter der Landschaft so stimmungsvoll paßt. An einigen festen Blockhäusern vorbei führt die Straße zur Paßhöhe, von der man, noch einige hundert Schritte weiter gehend, einen schönen Blick ins Hinterrheintal genießt und die vielen



Die drei Brücken der Gotthardbahn über die Meienreuß b. Wassen.



Partie von der Furkastraße mit den Gerstenhörnern und dem Nägelisgrätli.

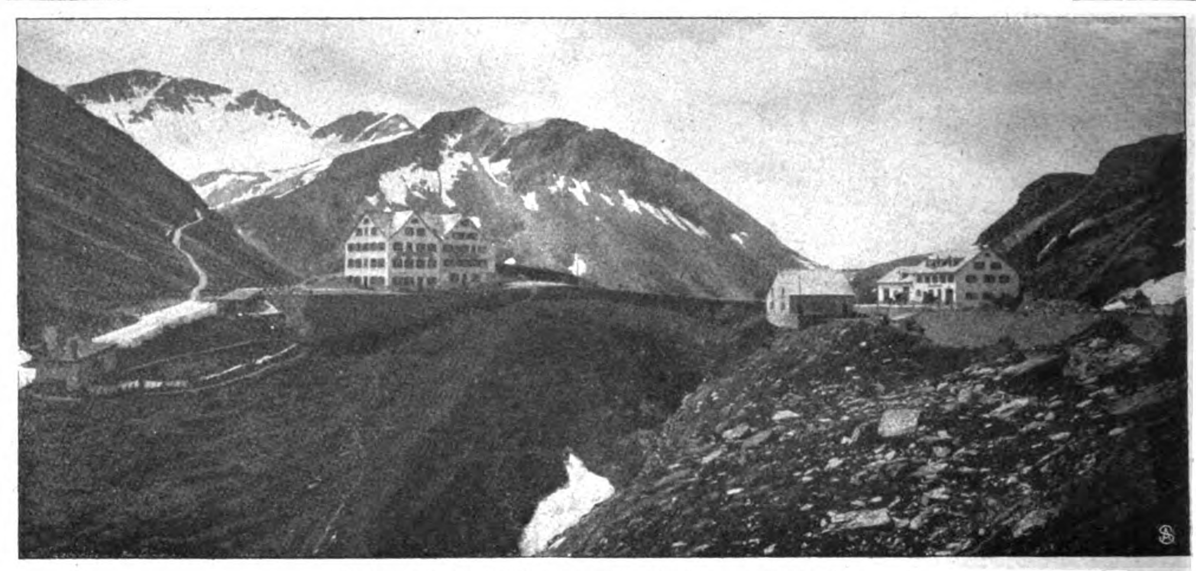
Kehren, in denen die Straße sich wieder in die Tiefe senkt, überblicken kann. Weitaus großartiger und lohnender ist die Rundsicht von dem in einer Stunde bequem erreichbaren Kegel des Calmot, von dem man das ganze Rheintal zu Füßen erblickt. Die Rückkehr nach Andermatt, die bequem in zwei Stunden erfolgen kann, ist besonders gegen Abend von eigenartigem Reiz, da die tiefstehende Sonne dann seltsame Farbenspiele und herrliche Beleuchtungseffekte hervorbringt.

Was die Oberalpstraße gegen Osten, ist die ebenfalls von Andermatt ausgehende Furkastraße nach Westen, gebaut als militärische Verbindungstraßen, die sich alle in dem starkbefestigten Gotthardgebiet treffen,

Digitized by Google

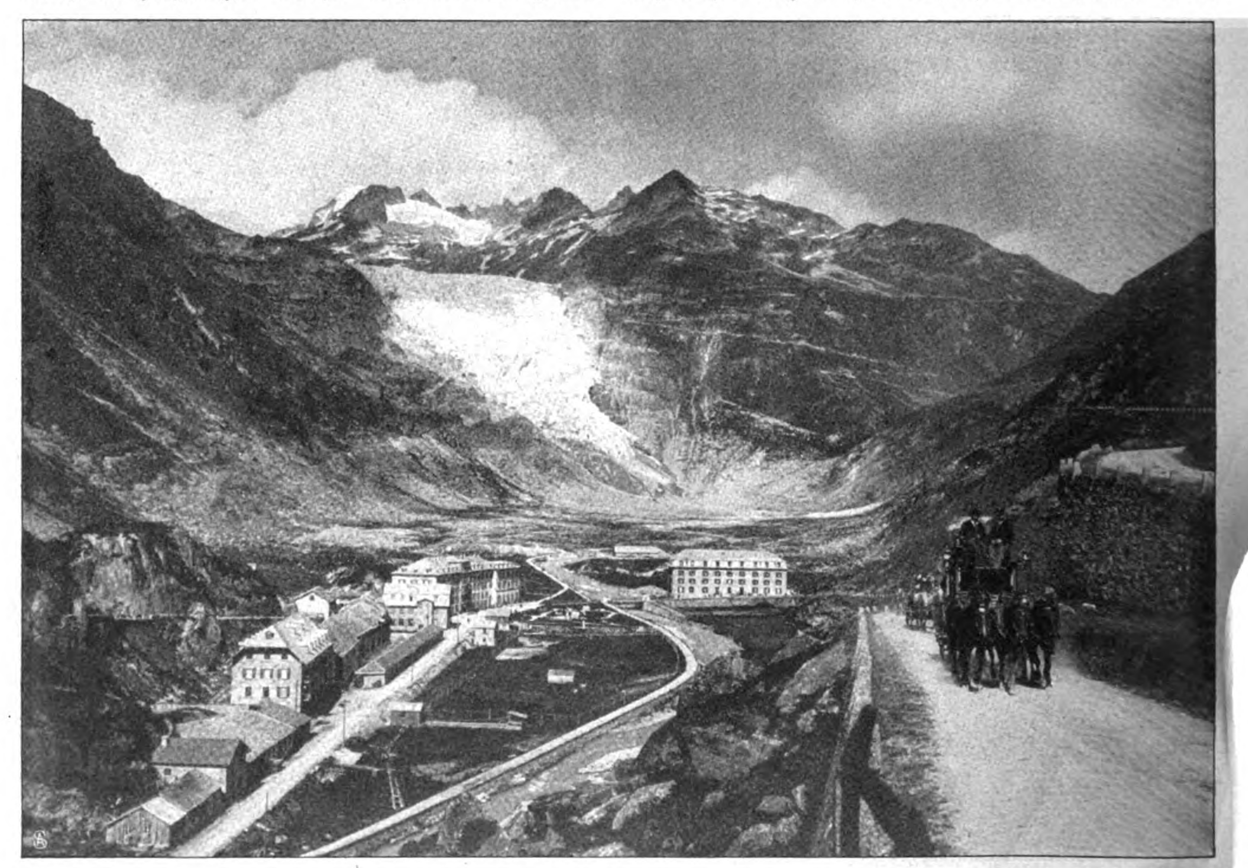
Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 09:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Furkapaßhöhe (2436 m) gegen den Längisgratgletscher.

die Furkastraße nimmt noch die aus dem Berner Oberland kommende Grimselstraße auf, die wegen ihrer militärischen Bedeutung seinerzeit dem projektierten Bau der Furkastraße vorgezogen wurde. Alle diese im Gotthardgebiet einmündenden Straßen sind im Winter geschlossen, mit Ausnahme des Weges durch die Schöllenen, im Sommer aber entwickelt sich auf ihnen der Reiseverkehr in großartigster Weise. Besonders die Furkastraße hat eine bedeutende Frequenz aufzuweisen, da sie sowohl den Verkehr nach dem Wallis (Brig, Zermatt usw.) wie auch den in Gletsch abzweigenden Verkehr über die Grimsel aufzunehmen hat. Ungeachtet der vielen Privatbeförderungen fährt die Post mehrmals des Tages ganze Wagenkarawanen über den Paß, und an schönen Tagen begegnet man Scharen von Fußgängern auf dieser wegen ihrer Schönheit berühmten Tour.



Gletsch mit Rückblick auf den Rhonegletscher und die Furkastraße.

Digitized by Google

Original from
CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 09:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Am Absturz des Rhonegletschers.



Rückblick von der Höhe des Furkapasses auf Tiefenbach und Galenstock.
Rechts in der Ferne der Pizzo Centrale im Gotthardgebiet.



Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Bietet schon der Anstieg von Andermatt her manches hübsche Bild, mehr lieblich als großartig, so erwartet den Wanderer beim Ueberschreiten der Paßhöhe eine einzigartige Ueberraschung, vor der alles andere zurücktreten muß: der Blick auf die Berge des Berner Oberlandes, der sich ganz urplötzlich auftut. Es ist kein allmähliches Emporwachsen der Bergspitzen, das man mit dem Höhersteigen kaum wahrnimmt, sondern es ist wie die Enthüllung eines Kunstwerkes, das nach dem Fallen der Hülle plötzlich in voller Schönheit vor dem Beschauer steht. Schreckhörner, Fiescherhörner, Finsteraarhorn, und wie die imposante Reihe der Berner Alpengipfel alle heißen, stehen in majestätischer Größe vor Augen, und nach kurzem Weiterwandern treten als neue Ueberraschung auch die weiter entfernten Zermatter Bergriesen in das Panorama ein. Indessen nähert sich die Straße immer mehr dem gewaltigen Eisstrom des Rhonegletschers, dessen riesige Eismassen einem plötzlich erstarrten, ungeheuren Wasserfall gleichen, der plötzlich über 500 Meter in die Tiefe stürzt. Die Straße führt in zahlreichen Windungen immer in der Nähe des Gletscherabsturzes und mit prächtigen Blicken auf diesen in die Tiefe und der Poststation Rhonegletscher entgegen.

Die Haushälterin.

Skizze von Alice Berend.

Herr Steuerrat Stülpnagel war mit sich und dem Leben zufrieden.

Wenn er des Morgens am Frühstückstisch saß, den würzigen Kaffeeduft einsog und in die knusprigen Semmeln biß, während er in der Zeitung von den Irren und Wirren seiner Mitmenschen las, mußte er oft ärgerlich den Kopf schütteln. Man sollte nicht glauben, welcher Bagatellen halber so mancher und manche das schöne angenehme Leben einfach wegwarfen, wie viel grobe Dummheiten überhaupt so tagtäglich an allen Ecken der Welt begangen wurden. Nur weil man von allen Dingen so viel Wesens machte. Wenn die Menschen doch nur das Leben so einfach nehmen wollten, wie es ist.

Das alles sagte er auch jeden Abend am Biertisch, wo er sich stets mit der gleichen Pünktlichkeit, mit der er alle seine Lebensfunktionen vollzog, genau um die gleiche Stunde einfand.

Seine Kollegen, die nach einem einförmigen Arbeitstag und einem schmalen Familienabendbrot hier ein behagliches Stündchen suchten, ließen sich nicht mehr von ihres Kollegen selbstzufriedener Weltunzufriedenheit in ihrer Abendzigarre stören.

Aber es gab doch immer irgendeinen Neuling in der Tafelrunde, der sich erregte und heftig widersprechen wollte, wenn Herr Stülpnagel zum erstenmal seinen Satz von der Einfachheit des Lebens mißbilligend in die Unterhaltung warf.

Dann ging die Rede erregt hin und her, aber an Herrn Stülpnagels festgeschmiedeter Lebensanschauung prallten alle Entgegnungen eindruckslos ab.

Unglückliche Liebe? War es nicht widersinnig, ja geradezu verächtlich, Liebe zu empfinden, wo sie nicht gewünscht wurde?

Familienstörung? Werden nicht ganze Regimenter in Zucht und Ordnung gehalten? Und da sollte man in einem kleinen Kreise nicht Disziplin halten können?

Geldsorgen? Wenn man nicht mehr ausgab, als man hatte, konnte man nicht in Sorgen geraten. Ein einfacheres Exempel gab es doch gar nicht. Ja, wenn die Menschen das Leben doch nur so einfach nehmen wollten, wie es ist. —

„Aber, lieber Stülpnagel, Sie reden wirklich wie der Blinde von den Farben“, schrie eines Abends ein älterer Kollege, der bis jetzt schweigsam, über häuslichen Sorgen brütend, dagesessen hatte, plötzlich laut und verärgert in die Debatte hinein. „Was weiß denn ein Junggeselle wie Sie überhaupt vom Leben? Von der Zwickmühle der täglichen Sorgen? Ihr ganzer Lebenskreis dreht sich doch um ihre eigene Nase.“

„Erlauben Sie mal,“ sagte Herr Stülpnagel, sich scharf nach dem Sprecher umwendend, „es wird doch hier auch Unverheirateten gestattet sein, ein Wörtchen mitzureden?“

„Ganz nach Belieben,“ erwiderte der andere, „es ist eben nur ganz belanglos, wenn von dem täglichen Lebenskampf die Rede ist.“ Und er paffte eine solche Dampfwolke aus seiner langen, im Lande gewachsenen Zigarre, daß alle am Tisch husten mußten.

„Ja, was würden Sie machen, verehrter Herr Stülpnagel, wenn Sie ohnedies nicht wüßten, wie Sie mit einer sechsköpfigen Familie und dem knappen Gehalt balancieren sollen und Ihnen am Ende des Quartals noch eine große Extraausgabe ins Haus fällt?“ fragte ein anderer mit müder Stimme.

„Ich würde sie aus der Kasse ‚für unvorhergesehene Ausgaben‘ zahlen“, rief Herr Stülpnagel prompt und triumphierend.

Der rauchumhüllte Familienvater, der Stülpnagel zuerst angegriffen hatte, lachte nur kurz auf, nahm einen wütenden Schluck aus dem Bierseidel und ließ dessen Blechdeckel zukrachen, daß es knallte.

Der mit der müden Stimme lächelte nur und sagte erst nach einer Weile: „Eine Kasse ‚für Unvorhergesehenes‘, wenn man nicht mit dem Nötigsten zu Rande kommt. Wenn's nicht so traurig wär, müßte man lachen.“

„Wenn die Menschen das Leben doch nur —“ Herr Stülpnagel wurde unterbrochen, denn einer rief heftig: „Sie haben es einfach zu gut, lieber Freund, das ist es.“

„Natürlich“, sagte ein anderer. „Keine Familiensorgen und keine Junggesellenverdrießlichkeiten, denn Ihre Haushälterin ist zufällig eine Perle. Kocht wie'n Koch, näht die Knöpfe an, noch ehe sie wackeln, und ist schweigsam wie'n Fisch. Aber warten Sie nur ab, wenn diese edle Dame Sie einmal verlassen wird.“

„Warum soll sie mich denn verlassen?“ rief Herr Stülpnagel gereizt.

„Weil sie ihr Erspartes an den Mann bringen will oder sonst aus irgendeinem Grund: Eine Wirtschafterin ist doch kein unbeweglicher Gegenstand.“


Original from CORNELL UNIVERSITY

„Dann werde ich mir eine zweite Frau Schmidt dressieren", schrie Stülpnagel, schlug mit der geballten Faust auf den Tisch und sah unter dem goldgeränderten Kneifer alle der Reihe nach funkelnd mit seinen kleinen, scharfen Augen an. —

Damit war aber das Thema Stülpnagel für heute abgetan, man wendete sich den Tagesereignissen zu und vertiefte sich in die Politik. —

Wie immer verließ man pünktlich um zehn Uhr das von Bierdunst und Rauch erfüllte Lokal, in dem man sich heißgeredet hatte, und schritt langsam, im weitergeführten Gespräch, durch die abendlich belebten Straßen heimwärts.

Sonst hatte sich Stülpnagel stets als Triumphator gefühlt, wenn er sich von seinen Kollegen verabschiedete. Heute hatte ihm etwas die Laune verdorben. Er ging rasch und trat mit heftigen Tritten das Pflaster.

Zu Hause fand er alles in der gewohnten Ordnung. Das Schlafzimmer leicht erwärmt, die Streichhölzer am rechten Ort, die Pantoffel genau da, wo sie stehen sollten, das Glas mit Zuckerwasser auf dem Nachttisch.

Zufrieden streckte sich Herr Stülpnagel zur Ruhe. —

Nur aus Langweile und ein wenig angeborener Bosheit fragte ein paar Abende später ein Kollege am Stammtisch, ob Frau Schmidt noch immer nicht verlobt sei. Herr Stülpnagel verneinte barsch und gleichgültig, aber diese Frage vermehrte die Unruhe, die ihn seit jenem Abend befallen hatte.

Er begann sich Frau Schmidt genauer anzusehen. Wenn sie des Mittags die Speisen auftrug, musterte er sie verstohlen. Während er sie früher als einen nützlichen Schatten gedankenlos geduldet hatte, begann er sich jetzt näher mit ihr zu beschäftigen. Er musterte die Aufschriften der Briefe, die sie erhielt, er hätte gern gewußt, wohin sie des Sonntags in der schwarzen Seidenbluse und dem großen, modernen Hut forteilte. Er sah ihr vom Fenster nach, wie sie mit festen Schritten, sich in den breiten Hüften wiegend, auf der sonntäglichen Straße zwischen anderen geputzten Leuten davonschritt.

Sie war wirklich noch ganz stattlich und eine vollendete Hausfrau; wer sie heiratete, würde vielleicht glücklicher werden als viele, die mit einer jungen Schnattergans zum Altar rannten.

Er wußte nicht, wann er es das erstemal gedacht hatte, aber sicher war, daß Herr Stülpnagel schon in den nächsten Tagen zu überlegen begann, ob es nicht das beste wäre, wenn einfach er selbst Frau Schmidt heiraten würde. Er überlegte das Für und Wider und zergrübelte sich den Kopf, ob er auch in der Ehe das Wirtschafterinnengehalt zahlen müsse.

An einem Sonntag, nach einem vortrefflich bereiteten Mittagessen, rief Herr Stülpnagel seine Haushälterin kurz entschlossen ins Zimmer. Frau Schmidt trug schon die seidene Bluse, auf der eine große goldene Brosche blinkte, und Herr Stülpnagel fand, daß sie geradezu distinguiert aussah.

Frau Schmidt wurde etwas unruhig unter den prüfenden Blicken ihres Hausherrn. War er hinter die wahren Preise von Eier, Fleisch und Butter gekommen?

Sie war darum nicht wenig erstaunt, als sie einen ernsthaften Heiratsantrag bekam. Doch hatte sie schon [illegible] der nächsten Sekunde alle Vorteile überschlagen, die [illegible]h ihr damit boten, und, ohne mit der Wimper zu [illegible]en, sagte sie ja.

Die Hochzeit wurde bald und in der Stille gefeiert. Ohne unnütze Kosten.

Die Wohnung war ein wenig geändert worden; in das größte Zimmer kam eine moderne Schlafzimmereinrichtung. Bestritten aus der Kasse für „unvorhergesehene Ausgaben".

Sonst sollte alles beim alten bleiben.

Aber sehr bald, als der Zauber der Neuheit verflogen war, begann Herrn Stülpnagel die dauernde Nähe Frau Schmidts unangenehm zu werden.

Früher hatte sie schweigend die Schüsseln aufgetragen und war verschwunden, jetzt saß sie ihm gegenüber, holte sich die besten Bissen weg und schwatzte und schwatzte.

Am bittersten aber wurden Herrn Stülpnagel die schönen Sonntagnachmittage zerstört. Diese einzigen Tagesstunden, an denen er sein eigener Herr war, hatte er sonst, behaglich auf dem Diwan liegend, verbracht, eine „Echte" rauchend und alle Sonntagsbeilagen seiner Zeitung Buchstabe für Buchstabe durchstudierend. Ungestört — wie ein Rentier — wie ein Fürst.

Jetzt — empfing Frau Stülpnagel um diese Zeit lebhaften Kaffeebesuch. Als Frau Schmidt hatte sie diesen flüsternd in die Küche oder ihr kleines Zimmer geschoben, jetzt machten sich die ältlichen Damen in schwarzen Seidenblusen in allen Zimmern breit, und Herr Stülpnagel mußte unter ihnen am Kaffeetisch sitzen, wo höchst verschwenderischerweise ein hochgetürmter Kuchenteller und eine tiefe Schale mit süßer Sahne standen, und nun mußte er vielzüngig das gleiche Geschwätz hören wie wochentags.

Um Ruhe zu finden, gewöhnte sich Herr Stülpnagel das späte Nachhausekommen an. Aber da fand er in dem modernen Schlafzimmer Frau Stülpnagel wach im Bett sitzend, sie hatte sich vor Räubern und Dieben gefürchtet, und mit Tränen genäßte Vorwürfe klatschten auf ihn nieder.

Gewiß, Herr Stülpnagel wehrte sich zornig gegen alles dies, war wütend, rasend, drohte und schimpfte, aber was nützte es schließlich, und nach jeder solchen Szene fühlte er sich müde und niedergeschlagen, als habe er bei Regenwetter einer Beerdigung beigewohnt.

Er wurde mager, er fühlte sich schlecht. Den Stammtisch mied er.

Er sah ein, es mußte eine Aenderung geschehen.

Eines Tages trat er in das Bureau eines berühmten Justizrates. Koste es, was es wolle, noch war eine ganz stattliche Summe in der Kasse für „unvorhergesehene Ausgaben", er mußte Frau Schmidt wieder loswerden.

Er hatte eine lange Unterredung mit dem Justizrat, dem eine heftige Auseinandersetzung mit Frau Stülpnagel-Schmidt folgte. Die gute Frau blieb ihm keine Antwort schuldig, die Stammtischrunde hätte sich auf das vollkommenste überzeugen können, daß sie nicht stumm wie ein Fisch war. Türen krachten, Frau Stülpnagel zog wieder in ihre Kammer neben der Küche und verlangte vom heutigen Tage an Gehalt, Herr Stülpnagel wohnte wieder in seinem Junggesellenzimmer, und so warteten sie auf die Scheidung.

Diese ließ lange auf sich warten, es gab viel Hin und Her, und inzwischen kam das Leben allmählich wieder in seinen alten Gang wie vor der Ehe. Das Schweigen, das zuerst bissige Feindschaft barg, wurde wieder angenehme Gewohnheit.



Original from
CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 09:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Eines Tages aber wurde die gerichtliche Scheidung vollzogen, und mit dumpfem Schrecken empfanden beide, daß sich wohl eine große Aenderung vollziehen müsse. Aus diesem Gefühl heraus rief der Hausherr Frau Schmidt ins Zimmer und fragte, wann sie nun gehen wolle.

Frau Schmidt brach in lautes Weinen aus und sagte mit schluchzender, gluckſender Stimme, daß nun also eine fremde Frauensperson die schöne Wirtschaft verschandeln werde, und warum sie fort solle, sie, die jeden Topf und jeden Deckel kenne, fort von hier, wo kein Wäschestück ohne einen Flicken von ihrer Hand wäre.

Herr Stülpnagel dachte mit Schrecken an all das widrige, verwirrende Drum und Dran, das ein Wechsel der Wirtschafterin mit sich bringt, und war daher sehr zufrieden, daß Frau Schmidt bleiben wollte.

So einigte man sich denn dahin, daß alles beim alten bleibe, nur daß Frau Schmidt kein Kündigungsrecht habe, und daß Herr Stülpnagel, wenn er ihr den Dienst kündigen sollte, eine Entschädigungsumme zahlen müsse. So war einer des andern so ziemlich sicher.

Alles kam wieder ins alte Gleis, die neue Schlafzimmereinrichtung bekam ein törichter Neffe von Onkel Stülpnagel als Hochzeitsgeschenk, die Wochentage wie die Sonntage kamen und gingen wieder ruhig und friedlich.

Am Biertisch aber sagte Herr Stülpnagel: „Wenn die Menschen das Leben doch nur so einfach nehmen wollten, wie es ist.“



„Zur Adlerpost“ in Neustadt (Schwarzwald).

„Zum Lindwurm“ in München.

Straßenschild eines Weinhauses in Tölz.

Deutsche Wirtshausschilder.

Von Leo von Noort.

Hierzu 12 Spezialaufnahmen des Verfassers.

Wer heute in eine fremde Stadt kommt, der hat es nicht gar schwer, seine Geschäfts- oder sonstige Freundschaft, die er besuchen möchte, ausfindig zu machen. Man läßt sich im Hotel vom Pikkolo das Adreßbuch heranschleifen und ist dann — an der Hand des Stadtplans, des Straßenverzeichnisses und der wohlgeordneten Hausnummern — in der Lage, sich ohne weitere Umfrage leicht und sicher zu orientieren.

Früher war das schwieriger. Straßennamen hat es wohl gegeben, solange es Städte gibt — und wenn auch die Einheitlichkeit dieser Bezeichnungen viel zu wünschen übrigließ, so kam ein anschlägiger Kopf doch bald dahinter, daß die gesuchte Fuchsengasse

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

identisch sein könnte mit der Mausledergasse, sintemalen beide übereinstimmend als zweite Querstraße links vom Domplatz bezeichnet wurden.

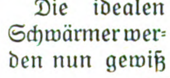
Nun aber das richtige Haus treffen! Bis zum Ende des siebzehnten Jahrhunderts gab es keine numerierten Gebäude — weder in Deutschland noch sonst auf unserm Kontinent, dem alten. Da hieß es denn umherfragen. Und wer das Glück hatte, auf einen kundigen Thebaner zu stoßen, der erfuhr bald, daß der Gesuchte seinen Handel mit Rauchwerk oder seine Wechslerbank im — „Roten Lamm" betrieb. Das war dann leicht gefunden. Drüben hinter dem „Greif" und den „drei Mohren", dicht neben dem „Grünen Baum", leuchtete und winkte über einem gotisch spitzen Torweg das rote Lamm.

Die idealen Schwärmer werden nun gewiß



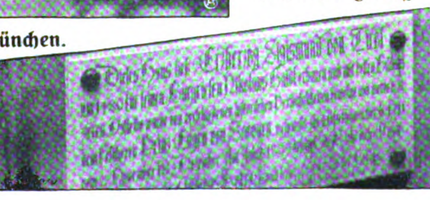
„Zur Sonne" in Stuttgart.







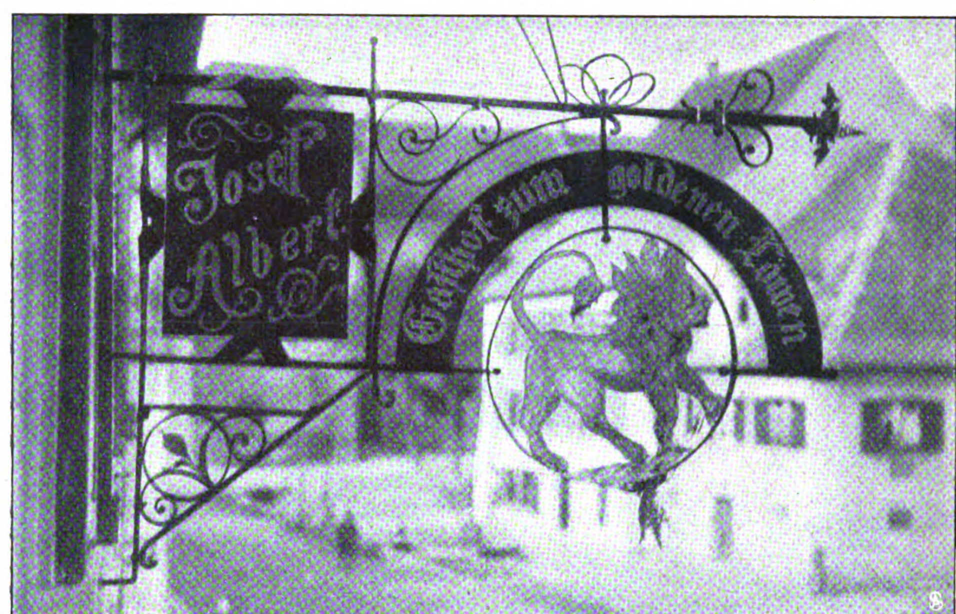
„Zum Postgarten" in München.





Rechtes Bild.

„Zum Burgriesen" in Innsbruck.



„Zum goldenen Löwen“ in Hüfingen (Schwarzwald).

verloren sich die Schilder oder richtiger „Hausmarken“ bis auf wenige hartnäckige Reste und wurden Alleingut der Wirtshäuser und Apotheken.

Da an Gastwirtschaften unterschiedlicher Art in deutschen Landen nirgends ein Mangel ist, so stößt man überall auf diese Hieroglyphen, die besonders in alten Städten dem Straßenbild eine romantisch groteske Note geben.

Wer zählt die Tiere, nennt die Namen! glauben, daß in der so guten alten Zeit ganze Straßenzüge Haus bei Haus mit Gastwirtschaften besetzt waren, und daß die mittelalterlichen Kaufherren zur besseren Bequemlichkeit in Baccho ihre Geschäfte in Trinkstuben etablierten. Bedaure — nein. Damals hatten nicht nur die Gastwirtschaften, sondern überhaupt alle ordentlichen Häuser ihre Schilder oder Abzeichen, nach denen sie benannt wurden, und an denen sie erkennbar waren. Diese Abzeichen ersetzten die Numerierung. Als letztere dann allmählich von Amts wegen eingeführt wurde,



„Zur Hundskugel“ in München.



„Zu den drei Königen“ in Stuttgart.

Einer großen Beliebtheit und damit auch einer Farbenvielseitigkeit, die den ganzen Tuschkasten der Heraldik erschöpft, erfreut sich merkwürdigerweise der Ochse. Es gibt goldene, silberne, rote, blaue, grüne, weiße usw. Ochsen. Dann das Roß, dessen häufiges Antreffen schon erklärlicher ist. Von den Alpen bis zur Nordsee gilt der Pferdekopf im Volksglauben als ein gutes und kräftiges Mittel gegen allerlei Ungemach und böse Einflüsse. Dieser Glaube stammt noch aus Zeiten, da der Deutsche dem Wotan opferte und dem Sleipner, dem weißen Rosse des Allvatur. In der christlichen Aera bevorzugte man das goldene Lamm und statt des heidnischen Schimmelreiters den Martinus und den heiligen Georg, die auf nicht wenigen Wirtshausschildern zu finden sind. Hie und da läßt man den heiligen

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



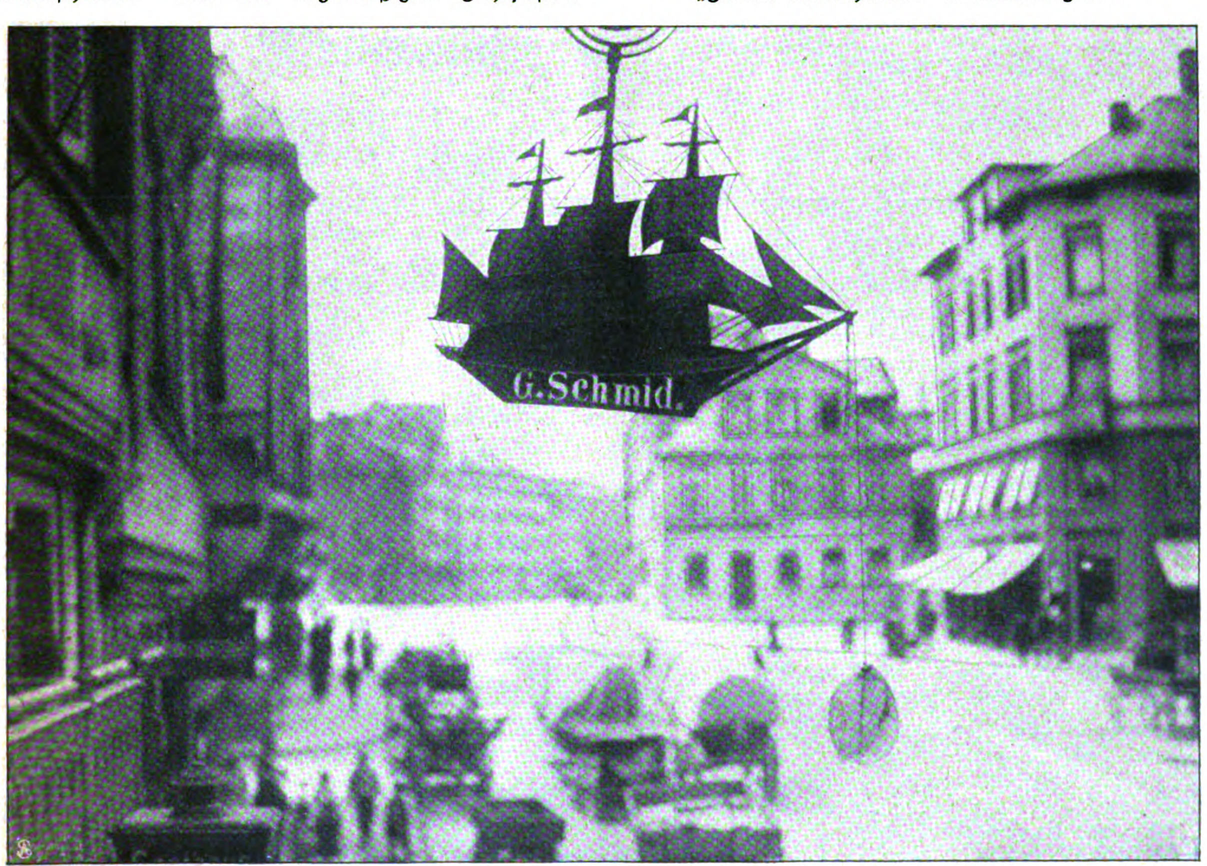
Brauerei „Zum Tiger" in Straßburg (Elsaß).



„Zu den drei Schwanen" in Naumburg a. S.

Georg beiseite und beschränkt sich auf eine möglichst gruselige Wiedergabe des flammenspeienden Lindwurms oder gar nur auf ein Hufeisen, dessen glückbringende Eigenschaften auch auf die Georgsage zurückzuführen sind. Ebenfalls sehr beliebt wegen ihrer heilbringenden Vorzüge sind die heiligen drei Könige. In vielen Gegenden findet man ja die Anfangsbuchstaben ihrer Namen Kaspar, Melchior und Balthasar an jeder Tür.

Jüngere Wirtshausschilder, die nicht aus den alten Hausmarken hervorgegangen sind, lassen sich leicht unterscheiden. Als die regelmäßigen Fahrpostver-



Deutsche Wirtshausschilder: „Zum Schiff" in Stuttgart.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bindungen aufkamen, lag es nahe, daß auf den Etappen Gasthäuser sich auftaten, wo die durchgerüttelten Reisenden sich restaurieren konnten. Daher gibt es in Deutschland unzählige Wirtshäuser „zur Post" oder, wie in München, „zum Postgarten". Neustadt im Schwarzwald hat in der Richtung noch eine Extrawurst: einen Gasthof „zur Adlerpost", besonders interessant deshalb, weil das Schild mit seinem Doppeladler noch aus der österreichischen Zeit stammt.

Ueber den Ursprung der „Hundskugel" in München habe ich selbst von alteingesessenen Isar-Athenern keine befriedigende Auskunft erhalten können. Ebenso läßt die Schweinsblase, die an dem Aushang „zum Schiff" in Stuttgart auf die buntbewegte Hauptstädterstraße herniederbaumelt, nur Vermutungen zu. Ersetzt sie den Berlinischen Stuhl mit der weißen Schürze als Hinweis auf frische Wurst? Oder deutet sie an, daß neben der Schankwirtschaft noch ein Schlächtereibetrieb im Gange ist? Oder ist sie bloß eine neckische Laune, die mich genarrt? Jedenfalls habe ich diese rätselhafte Blase getypt — nicht minder treu wie den „Burgriesen" in Innsbruck, über den mir eine ganze Literatur mit Lied und Beschreibung in die Hand gedrückt wurde. Ein tiroler Fürst hat einen baumlangen Rittersmann, dem er besonders hold war, nach seinem Tode aushauen und an dem der Hofburg gegenüberliegenden Hause anbringen lassen — auf daß er ihn immer vor Augen habe. Ein findiger Gastrat hat dann diesen Akt gemütvoller Anhänglichkeit dahin ausgenutzt, daß er in dem betreffenden Hause hurtig eine Gastwirtschaft eröffnete und sie „zum Burgriesen" nannte.

Wein wurde bekanntlich schon viel früher getrunken als Bier. Deshalb ist es verwunderlich, daß Weinkneipen unverhältnismäßig weniger originelle oder auch nur bemerkenswerte Wirtshausschilder aufweisen. Ueber eine vergoldete oder giftgrüne Traube geht's da selten hinaus. Um so drastischer wirkt ein Schild, das einem in Tölz mit den buntesten Farben ins Auge springt.

Schlüssel.

Es gibt verschlossene Herzen,
Die tun sich nimmer auf,
Und wenn die Mutter der Schmerzen
Wartet selbst darauf!

Es gibt verschlossene Türen,
Die lassen dich nicht ein,
Und solltest du mit dir führen
Schlüssel von Saphirstein!

Doch gibt es auch stählerne Pforten:
Wenn du dich ihnen genaht —
Sie öffnen sich nicht den Worten,
Doch weit der goldenen Tat!

Alfred Friedmann.

Träumerei in der Hängematte.

Plauderei aus der Sommerfrische von L. M. Schultheis.

Trotzdem es sich unter deutschen Apfelbäumen, die schon längst Frucht angesetzt haben, ebenso süß und vielleicht noch süßer träumen läßt als unter den blühenden Mandeln des grünen Loirestrandes, trotzdem ich von einem bequemen Faulenzerstuhl aus wehmütige Betrachtungen darüber anstellen konnte, wie eine fortschreitende Zivilisation den Menschen, besonders den Bauern, zwingt, sich permanent mit Dingen zu beschäftigen, die der Höhlenbewohner mit Entrüstung abgelehnt hätte, und diese Erkenntnis mir merkwürdig wohltat, so blieb mir doch ein Gefühl der Unbefriedigung, eine Ahnung, als wenn mein sommerliches Wohlbehagen der Steigerung fähig sei.

Im übrigen blieb es mir nicht lange verborgen, daß meine Mitsommerfrischler mit merkwürdiger Beharrlichkeit nach dem Frühstück und dem Mittagessen verschwanden, ohne mir wieder auf den zahlreichen Spazierwegen zu begegnen:

> Lo, some we loved, the loveliest and the best
> — — — — — — — — — — — — — — — —
> had drunk their cup a round or two before
> and one by one crept silently to rest.

Als ich dem Geheimnis auf die Spur zu kommen suchte, erwiderte man mir mit einer schönen, schlichten Resignation, die der Antike nicht unwürdig war: Wir hängen uns auf! Da wurde mir klar, daß solch heitere Todesverachtung nur auf dem Schopenhauerschen Unglauben an die Finalität des Selbstmords beruhen könne — und wirklich war ich nicht ganz fehlgegangen, denn die temporären Todeskandidaten erschienen samt und sonders kurz vor dem Abendbrot jeder aus einem anderen Schlupfwinkel, und jeder mit einer Hängematte unterm Arm, vergnügt und mit Nervenkraft neu geladen wie ein Elektromotor. Da beschloß ich, mich auch aufzuhängen.

Das Resultat meiner Mußestunden, die ich zwischen Himmel und Erde rhythmisch pendelnd in ein kleines Notizbuch einzutragen pflegte — eines jener kleinen Bücher mit Bleistift und Spiegel, die man von seinem Stiefelhändler gratis als Neujahrsgabe bekommt, und für die er zu erwarten scheint, daß man sich über die Qualität seiner Lieferungen ausschweigt — dieses Resultat war eine von Form und Metrum unbeengte Georgika. Es wäre stillos, von einer Hängematte eine drastischere Literaturform zu erwarten, da alles Irdische, wie Strafprozesse, Steuerreformen usw., von einem abfällt im Augenblick, wo auch das linke Bein sich über den Netzrand schwingt. Höchstens bleibt das Interesse an der Luftschiffahrt ein reges, weil die Lage längere Beobachtungen ungemein erleichtert.

Die Aufzeichnungen unter verschiedenen Daten sind folgende:

8. Juli. Ich hänge einsam und glücklich im Grasgarten, aber nicht dem vorderen, der sich grenzenlos in die abschüssige Landschaft verliert, sondern dem hinter der Scheune, den man erst erreicht, wenn man durch einen hohen, stillen Raum geht voll süßen Heugeruchs und dunkler Kühle. Durch das niedrige Tor


Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schaut man in ein Stückchen goldgrünen Sommers und bleibt einen Herzschlag lang stehen, um Lächeln mit Lächeln zu grüßen, ehe man hinaustritt mitten in die goldsmaragdne Seligkeit, um ein schattiges Plätzchen zu finden — kein ganz dunkles, sondern eins, mit spärlichen Lichtern bestreut.

9. Juli. Der hintere Grasgarten ist anheimelnd, weil er voller Beschränkungen ist, groß genug, um das Auge schweifen zu lassen, und doch klein genug, daß das Gefühl eines chez soi aufkommen kann, mit wackligen Lattenzäunen, an denen Milchtöpfe hängen, mit grünen Hecken und Mauerwerk, die einen Ring niedriger Bauernhäuschen einschließen, geschmückt mit blonden Kinderköpfen, kariertem Bettzeug und Fuchsientöpfen.

9. Juli abends. Ich bin gespannt, was aus den blassen Van-Dyck-Händen wird, die ich aus der Stadt mitgebracht habe — entweder maikäferbraune Ungetüme oder sonnenfleckige Kröten — es wäre aber voreilig, sich schon jetzt zu entscheiden.

10. Juli. Um mich her ist ein Rauschen in den Apfelkronen, das zeitweilige Brüllen einer Kuh und das ängstliche Piep-Piep junger Küken — dann und wann tropft ein Babyapfel herab, der noch nicht Verstand genug hat, um hängenzubleiben; dies Dripp-Dropp gibt dem Ganzen eine Art von largo Rhythmus.

Ein ganz kleines Wattebäuschchen segelt über das Blau, aber mit einem silbernen Schein, wie Watte ihn nie zustande bringt. So ist alles blau und grün, eine befriedigende Farbenzusammenstellung, die mich an einen gewissen schottischen Hochlandplaid mahnt.

12. Juli. In einer Ecke ist ein Haufen Reisig und trockener Stecken. Die Küken, die sich einbilden, Piepmätze zu sein, machen sich lächerlich in ihren Anstrengungen, auf den schwanken Reisern das Gleichgewicht zu behaupten. Eins davon, ein schwacher, kleiner Kerl, steht regungslos, in philosophische Betrachtungen versunken, ein größeres stürzt sich meuchlings auf den Denker und gibt ihm wütende Schnabelhiebe. Das kleine dreht sich entsetzt um und starrt das große an — es entsteht eine hypnotische Pause, bis das kleine, von Panik erfaßt, schleunigst flüchtet. Das große läuft hinterher und verprügelt es aufs neue.

Der liebe Gott schaut herunter und amüsiert sich. Nicht so sehr über den kleinen Rüpel, als über meine gerechte Entrüstung, die nach einer schwanken Weidenrute schreit. Ich ärgere mich erst ein wenig, beruhige mich aber bei dem Gedanken, daß es überflüssig und vorwitzig sei, immer persönlich eingreifen zu wollen, wenn doch anzunehmen ist, daß bei der Massenproduktion von Rauhbeinen auf der Welt die Gerechtigkeit automatisch funktioniert. Sonst hätte der liebe Gott zu viel zu tun.

15. Juli. Ich hänge ganz still unter einem riesigen alten Kirschbaum, und die Welt um mich her ist mit schwachen Stimmchen und leisen Düften erfüllt, den Stimmchen der Bienen, Hummeln und Heimchen — die Vögel verstummen, je höher die Sonne hinankriecht; aus dem Gras steigt der sanfte Hauch der weißen Wegerichköpfchen, die zu Tausenden emporstreben, und der Duft frischen Heus. Grün streckt sich die unendliche Welt um mich, blau der unendliche Himmel.

16. Juli. (Am Rand eines bewaldeten Hügels.)

Still liegen wie ein Kind und ganz wunschlos — dem Summen der Bienen lauschen, das aus rosablühenden Brombeerhecken ertönt, den Kornschatten folgen, die über die bleichenden Felder wandern — nichts begehren, nach niemand sich sehnen, den Wind hoch oben in den Eichen rauschen hören, einmal ganz sich selbst zu eigen sein und zu fühlen: das Beste, was du weißt, sagst du doch nicht.

18. Juli. Man schwingt leise hin und her zwischen Himmel und Erde, und legt man den Kopf zurück und schaut auf, so verliert man das Gefühl der Erdgebundenheit und glaubt nur an das, was über uns ist — unendliche Tiefen blauer Luft, in der grüne Lärchenwipfel schwanken. Zwischen ihnen durch blinkt ein blasser Mond, ein Julimond, ein Mittsommertagsmond . . .

Am Fuß des Hügels, wo noch zwei verlorene Lärchen stehen, ist ein Kleefeld, ein Ton zwischen lila Rosenrot, vermischt mit enzianblauen Kornblumen.

20. Juli. (Unter dem Schutzdach eines Tempelchens auf dem Hügel.)

Ein grauer Tag. Durch das Eichengebüsch erscheint die Ebene in perlgraue Schleier gehüllt, tief unten. In weitem, leichtem Rhythmus lagert sich Linie vor Linie, die nur einmal gebrochen wird durch einen kühnen Kegel, der vulkanisch die Ebene durchbricht. Die ruhige Schönheit seiner Kurven erfreut das Auge. Auf einem abgestorbenen Baum kämpfen ein halbes Dutzend Meisen miteinander, sonst ist alles still. Der Regen fängt an herniederzutropfen, erst leise, dann rauscht er auf tausend Blätter. Darin liegt auch eine Empfindung des Rastens, des Ausspannens, eine Befreiung wie von Tränen, die zu lange zurückgehalten wurden.

Eine Wasserjungfer duckt sich in das Dämmerdunkel des Unterholzes, schutzsuchend. Der schmale Leib schillert regenbogenfarbig über pfauenblau, die Gazeschwingen, die sie zurückgebogen hat, sind tiefdunkel wie der blauschwarze Nachthimmel. Sie sitzt wartend und zitternd.

21. Juli. Es regnet in Strömen. Kein Tag zum Aufhängen — tut man es aber dennoch, dann gleich definitiv. Der Briefträger war da, hat mir aber nichts gebracht. Auf meinen ernsten Zuspruch hin verspricht er, morgen netter zu sein. Während er in seinen heute wirklich unzeitgemäßen Drillhosen gemächlich abzieht, denke ich darüber nach, warum man nur mit so großer Ungeduld auf Briefe wartet, die einem gleichgültig sind, sobald man sie in der Hand hält, und warum man, wenn sie nicht kommen, das Gefühl hat, als habe man wieder einmal einen Höhepunkt erklommen, der nur einen enttäuschenden Blick auf flaches, ödes Land bietet?

In dieser grünen Wildnis dürfte es gar keine Postboten geben. Man müßte einmal alle Brücken hinter sich abbrechen und sich darauf besinnen, wer man eigentlich ist. Für daraus resultierende Fülle temporärer Selbsterkenntnis wäre eine schleunige Rückbeförderung nach den Penaten der Großstadt, für hoffnungslos chronische Fülle dagegen eine schmerzlose Chloroformnarkose am Ort einzurichten.

Gestern wurden wir beinah von einem Kulturanfall der schlimmsten Sorte heimgesucht. Am Präsidialende des Tisches, wo ein lieber, alter Professor der Theologie, einige Beamte und ein Student der Rechte sitzen, erhob sich eine Diskussion darüber, ob gut und böse relativ oder absolut seien. Die Debatte entwickelte sich heftig, der junge Jurist gebrauchte philo-



Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sophische Schlagwörter, immer deutlicher sah ich, wie sich das Wort „Nietzsche" auf seinen flaumbärtigen Lippen formte, und erwog schon, ob es nicht besser sei, in die Wildnis zu fliehen, zu Heuschrecken und wildem Honig, als ein Unbekannter im psychologischen Augenblick ein Wort sprach von so erlösender, herzerfrischender Plattheit, daß die Diskussion plötzlich zusammensank wie ein verunglückter Zitronenauflauf.

22. Juli. Die Sonne ist wieder da, und alles leuchtet! Im Grasgarten weht der Wind, und die Bäume wiegen sich. In dem Riesenkirschbaum über mir leuchten die Kirschen durchsichtig wie rote Achate. Ich schwinge mit meinem Baum; alles bewegt sich. Die weißen Schmetterlinge in Paaren flattern über den spärlichen Dotterblumen im Gras immer nahe zusammen und immer so, als ob ein unsichtbarer Faden sie verbinde oder ein Magnet — wie die Doppelsterne, die im Weltraum um einen gemeinsamen Mittelpunkt schwingen.

24. Juli. Gestern hatte ich die Hängematte im Grasgarten vergessen, spät abends fiel sie mir ein. Ich ging hinaus, um sie zu holen. Es war dunkel und mild — eine weiche, süße Luft, mit Lindenblütenhauch beschwert, hing über dem Erdreich. Am Himmel brannten die Sterne. Der Impuls kam mir, so scheinbar grenzenlos im dunklen Weltraum zu schweben wie der Sarg Mohammeds oder wie ein Planet. Ueber mir dehnte sich der Weltraum, vom schimmernden Band der Milchstraße zusammengehalten, die Erde unter mir, von Nacht bedeckt, schien so weit entfernt wie der meilentiefe Meeresboden den Füßen des Schwimmers auf hoher See. Wen die linde Dunkelheit so vom Scheitel bis zur Sohle umfängt und umspült, den überkommt ein freudig-wehes Gefühl der Freiheit und Losgelöstheit von Banden. Winzig klein fühlt er sich und doch ein bewußtes Atom, das das Unbegriffene zu ahnen vermag.

Aus der Wiese schrillte das Gezirp einer Zikade, und irgendwo ganz nah ging der tiefe, warme Atem einer Kuh. Da, wo ich die Hecke vermutete, goß es sich plötzlich leuchtend, flimmernd herüber, erlosch, glänzte wieder auf, fünf, sechs Funken jetzt, Glühwürmer im Sommerspiel: the lamping flies, whose tiny spark goes in and out, like passions bashful hope — Ueber ihnen hängen ewig, unbeweglich Gottes Glühwürmer, die Sterne.

———— o ————

Was die Richter sagen.

Die Polizeistunde.

Der § 365 StGB. lautet:

Wer in einer Schankstube oder an einem öffentlichen Vergnügungsort über die gebotene Polizeistunde hinaus verweilt, ungeachtet der Wirt, sein Vertreter oder ein Polizeibeamter ihn zum Fortgehen aufgefordert hat, wird mit Geldstrafe bis zu 15 Mark bestraft.

Der Wirt, der das Verweilen seiner Gäste über die gebotene Polizeistunde hinaus duldet, wird mit Geldstrafe bis zu 60 Mark oder mit Haft bis zu 14 Tagen bestraft.

Die Polizeistunde — Schlußzeit — wird durch Polizeiverordnung vorgeschrieben. Solche Polizeiverordnungen sind gewöhnlich keine Strafverordnungen im Sinne des Gesetzes vom 11. März 1850, d. h., sie setzen für den Fall der Zuwiderhandlung keine Strafe fest, sie sind vielmehr nur Anordnungen der Verwaltungsbehörde, die, da sie nur den Rahmen des durch § 365 mit Strafe bedrohten Tatbestandes ausfüllen, nicht den für die Polizeistrafverordnungen gegebenen Formvorschriften unterliegen. (Kammergerichtsentscheidung vom 18. Jan. 1892.)

Was nun den Begriff der Schankstube anbetrifft, so fällt darunter jedes öffentliche Lokal, in dem Getränke (nicht nur geistige) zum sofortigen Genuß gewerbsmäßig verabreicht werden. Den Charakter der Gewerbsmäßigkeit kann die Bewirtung ohne Entgelt dann tragen, wenn ein indirekter Vorteil damit verbunden ist. Auch ein Privatzimmer kann als Schankstube angesehen werden, wenn tatsächlich Schankwirtschaft darin betrieben wird, so daß das etwaige Uebersiedeln von Schankgästen in das Privatzimmer des Wirtes von der Einhaltung der Schlußstunde nicht befreit. Die Polizeistunde gilt nicht für Logiergäste, und zwar auch dann nicht, wenn sie es nur geworden sind, um an die Polizeistunde nicht gebunden zu sein (Goldammers Archiv 44. S. 403, 51. S. 59); sie gilt auch nicht für eine geschlossene Gesellschaft; daher ist es zulässig, daß der Wirt seine sonst öffentlichen Wirtschaftsräume einer geschlossenen Gesellschaft über die Polizeistunde hinaus überläßt. Die Ueberlassung muß von vornherein an den bestimmten Personenkreis erfolgen, nicht etwa kann der Wirt beim Nahen der Schlußstunde durch einen Aushang „Geschlossene Gesellschaft" seine Gäste willkürlich zu einer solchen machen. Anderseits ist aber für den Begriff einer geschlossenen Gesellschaft nicht eine dauernde Organisation zu einem bestimmten Zweck erforderlich. Die Arbeiter einer Fabrik, die Angestellten eines Geschäftes usw. bilden eine geschlossene Gesellschaft auch dann, wenn sie zum Zweck einer Zusammenkunft erst zusammengetreten sind. (Kammergerichtsentsch. v. 14. März 1895.)

Die Ueberlassung muß aber auch ausschließlich an die geschlossene Gesellschaft erfolgen, so daß Mitglieder einer geschlossenen Gesellschaft in einem sonst jedermann zugänglichen und dem öffentlichen Verkehr nicht entzogenen Schankraum über die Polizeistunde hinaus sich nicht aufhalten dürfen. (Kammergerichtsentsch. v. 28. März 1893.)

Die Polizeistunde gilt auch für Bahnhofsrestaurationen in Ansehung des daselbst verkehrenden nicht reisenden Publikums. Insoweit Eisenbahnreisende in Frage kommen, untersteht der Wirt dem Aufsichtsrecht der Eisenbahnverwaltung; insoweit ihm dagegen die allgemeine Konzession (auch für anderes Publikum) erteilt ist, ist er an die seinen Erwerbbetrieb im allgemeinen regelnden polizeilichen Vorschriften gebunden. (Kammergerichtsentscheidung vom 1. Oktober 1891 und vom 1. Februar 1900.)

Die Schlußstunde kann von der Polizei verlängert werden. Eine solche Verlängerung ist widerruflich. Allerdings ist der Widerruf nicht in die Willkür der Polizeibehörde gestellt, sie muß für ihn wie für alle ihre Handlungen ihr pflichtgemäßes Ermessen walten lassen. Da für eine solche Vergünstigung die Art der Wirtschaftsführung, die von der Persönlichkeit des Wirtes abhängt, ausschlaggebend ist, so ist eine Verlängerung der Polizeistunde regelmäßig dahin auszulegen, daß sie für das Lokal nur dem bestimmten Wirt, also jedenfalls nicht über die Dauer seiner Wirtschaftsführung hinaus bewilligt wird. Die Verlängerung erlischt daher, wenn die Wirtschaft in andere Hände übergeht. (Kammergerichtsentscheidung vom 15. März 1900.)

Auf Speisewirtschaften, in denen Getränke nicht verabreicht werden, bezieht sich die Strafvorschrift des § 365 StGB. nicht. Will also eine Polizeiverordnung eine Polizeistunde auch für diese festsetzen, was zulässig ist, da die Regelung des Verkehrs in den öffentlichen Speisewirtschaften als im Interesse der öffentlichen Ordnung geboten erscheinen kann, so muß die Verordnung den Formvorschriften des Gesetzes vom 11. März 1850 entsprechen und demgemäß eine besondere Strafandrohung enthalten.

Amtsrichter Dr. Lubowski.

Generated on 2019-06-06 09:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Original from
CORNELL UNIVERSITY

Bilder aus aller Welt.



Hofphot. Höffert.

Ein fürstlicher Handelshochschüler: **Prinz Heinrich XXXII. Reuß** absolvierte die Handelshochschule in Köln.



Phot. Reim.

Martin Greif. Zum 70. Geburtstage des Dichters.

Zum erstenmal hat ein deutscher Prinz das Diplom einer Handelsschule rite erworben. Prinz Heinrich XXXII. Reuß, Oberleutnant zur See à la suite der deutschen Marine hat nach ordnungsgemäßem viersemestrigem Studium als immatrikulierter Studierender an der Handelshochschule in Köln die Abschlußprüfung abgelegt und damit das kaufmännische Diplom-Zeugnis erlangt.

Martin Greif begeht am 18. Juni seinen 70. Geburtstag. Eine große Gemeinde verehrt die kraftvolle und doch liebenswürdige künstlerische Individualität des Dichters, der als Dramatiker und ganz besonders als Lyriker seinem Volk viele wertvolle Gaben beschert hat.

Dem berühmten Kliniker Adolf Kußmaul wurde in Freiburg i. B., der Stätte seines segensreichen Wirkens, ein schönes Denkmal errichtet. Die mit einem allegorischen Relief geschmückte Porträtherme ist ein wohlgelungenes Werk des Karlsruher Bildhauers Professor Volz.

Die Kopenhagener Frühjahrssaison bringt seit einigen Jahren regelmäßig ein schönes Wohltätigkeitsfest: den Kinderhilfstag, den ganz Kopenhagen fröhlich begeht, und an dem tausend bunte Veranstaltungen dazu benutzt werden, Geld für die armen Kinder zu sammeln. Der diesjährige Hilfstag verlief unter enormer Beteiligung aller Kreise besonders glänzend und brachte reichen Ertrag.



Phot. Ruf.

Das in Freiburg enthüllte Denkmal des berühmten Klinikers Adolf Kußmaul.



Die Ballon- und Luftschiffgruppe im Festzuge.



Phot. Schaumburg

Vom diesjährigen Kopenhagener Kinderhilfstag, dem großen dänischen Wohltätigkeitsfest.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Phot. Hünich.

Eine neue Erscheinung im Straßenbild Groß-Berlins: Rollschuhläufer auf dem Asphalt.

Ein neues Bild in dem so reichen Verkehrsleben Berlins! In den Straßen und Parkalleen der Reichshauptstadt tauchen immer häufiger Rollschuhläufer auf, die jetzt noch die Aufmerksamkeit der Passanten erregen, in absehbarer Zeit aber vielleicht so zahlreich vertreten sein werden wie die Radfahrer. Der Rollschuh ist besonders wegen seiner Billigkeit und Leichtigkeit berufen, dem Fahrrad den Rang — abzulaufen.

Der Kaiser hat bei seiner Anwesenheit in Gelnhausen im Herbst 1906 der dortigen Marienkirche eine Glocke gestiftet. Diese und zwei andere Glocken, deren Kosten die Bürgerschaft durch Sammlungen aufgebracht hat, wurden am Himmelfahrtstage in Gegenwart eines Vertreters des Kaisers in festlichem Zuge eingeholt. Dann wurde das neue Geläut, eins der stärksten des Regierungsbezirks Kassel, feierlich eingeweiht.

Militärischer Geist ist in England eingezogen. Das große Frühjahrsmanöver in Aldershot, dem König Eduard beiwohnte,

Phot. Halm.

Die feierliche Einholung des aus drei Glocken bestehenden neuen Geläuts der Marienkirche.

Ein Festtag in Gelnhausen, der alten Kaiserpfalz.

Digitized by

Original from
CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Phot. Intern. Public Company.

König Eduard besichtigt von seinem Auto aus eine Flußüberschreitung des 16. Lanzenreiter-Regiments.

Von den englischen Frühjahrsmanövern in Aldershot.



Phot. Fischer.

Der Großschiffahrtsweg Berlin-Stettin: Arbeiten am Kanalbau zwischen Lehnitzsee und Malzerschleuse.



Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 09:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957 Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Hofphot. Andersen.

Kgl. Württembg. Kammersängerin Elisa Wiborg
zieht sich in das Privatleben zurück.

erregte die lebhafte Teilnahme weiterer Bevölkerungsschichten, die sich bisher mit militärischen Dingen wenig oder gar nicht befaßt haben.

Ein neuer Großschiffahrtsweg wird Berlin und seinen Ostseehafen Stettin verbinden. Bis Pinnow wird die alte Linie über die Havel beibehalten; von dort aus wird eine Wasserstraße angelegt, die durch den Lehnitzsee bis in die Gegend von Malz geht, wo eine große Schleppzugschleuse errichtet wird.

Die Kgl. Württembergische Kammersängerin Elisa Wiborg nahm kürzlich als Sieglinde in der „Walküre" von der Stuttgarter Hofbühne, an der sie 16 Jahre lang gewirkt hat, und vom Bühnenleben überhaupt Abschied.

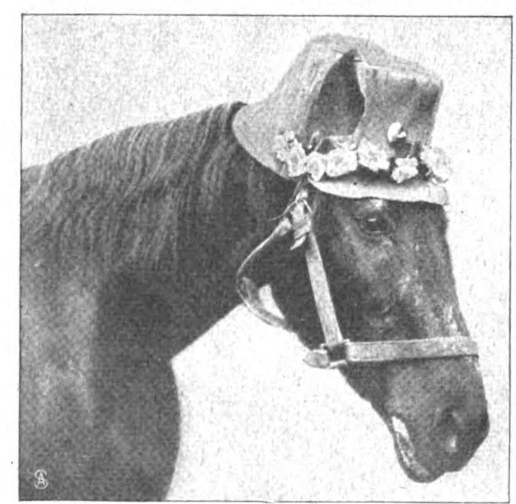
Auf der idyllischen hamburgischen Insel Neuwerk befindet sich ein stiller kleiner Friedhof, auf dem die Ueberreste der namenlosen Toten ruhen, die die Wellen an die Insel getrieben haben. Bisher schmückte kein Zeichen des Gedenkens diese stillen Gräber. Nun hat eine von den Neuwerker Badegästen veranstaltete Sammlung es ermöglicht, auf diesem Friedhof ein schlichtes, stimmungsvolles Denkmal zu errichten. In einen Findling von nordischem Granit ist eine Bronzeplatte in der Form eines Rettungsringes eingelassen, der ein ergreifendes kleines Gedicht des geschätzten Lyrikers Gustav Falke umrahmt.

Ein Pferd, das etwas auf sich hält, schützt sein Haupt gegen die Sonne dieses Frühlings nicht durch einen der spitzen Strohhüte, die für Provinzgäule gut genug sind, sondern durch einen der modernen Topfhüte, die auch auf dem Gebiet der Pferdetoilette als dernier cri der Eleganz gelten.



Ein eigenartiges und poesievolles Grabdenkmal. Phot. Jaap.
Vom Friedhof der Namenlosen auf der hamburgischen Insel Neuwerk.

Die englischen Kinder, die „auf Ferien" reisen, haben es gut, und zwar schon während der Reise. Die Great Northern Railway übernimmt es, ihnen die Zeit zu vertreiben, indem sie ihnen an den einzelnen Stationen stets neue ergötzliche Spiele zur Verfügung stellt.



Phot. Hänich.

Vom Siegeszug des Topfhuts:
Der dernier cri der Pferdemode.



Reisekomfort in England:
Unterhaltungsspiele für Kinder während der Eisenbahnfahrt.

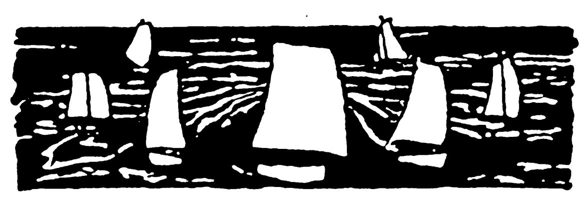
Schluß des redaktionellen Teils.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

DIE·WOCHE

Nummer 24. Berlin, den 12. Juni 1909. 11. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 24.



Die sieben Tage der Woche.

3. Juni.

Im Wiener Parlament kommt es wieder zu heftigen Streitigkeiten und Raufereien.

Der Allgemeine Deutsche Schulverein hält im Bürgersaale des Berliner Rathauses seine 28. Hauptversammlung ab.

Die Flottenkommission der französischen Kammer beschließt, Rochefort und Lorient als Kriegshäfen beizubehalten.

4. Juni.

Eine aus den Mitgliedern der Parlamente der Kapkolonie, der Oranjefluß- und der Transvaal-Kolonie bestehende konstituierende Versammlung nimmt mit allen gegen zwei Stimmen die Verfassung für das Vereinigte Südafrika an.

Ministerpräsident Stolypin begründet in der russischen Reichsduma in einer großen Rede den Entwurf des Gesetzes über die Glaubensfreiheit.

Der Daily Telegraph kündigt an, daß an den diesjährigen englischen Flottenmanövern nicht weniger als 300 Kriegsschiffe teilnehmen werden.

5. Juni.

In Kiel wird die Tagung des Deutschen Flottenvereins eröffnet. Der Vorsitzende Großadmiral v. Köster und Konteradmiral Weber beschäftigen sich in ihren Reden mit der englischen Flottenpanik.

In der Wilhelmskirche im Haag findet die Taufe der holländischen Thronerbin Prinzessin Juliana statt. Die Bevölkerung begrüßt die erste Ausfahrt der Prinzessin mit begeisterten Kundgebungen.

Die Arbeiterabgeordneten des englischen Unterhauses treffen zum Besuche der Reichshauptstadt, deren soziale Institutionen sie studieren wollen, in Berlin ein.

6. Juni.

Bei einem Diner zu Ehren der aus den Kolonien gekommenen Delegierten der Pressekonferenz des britischen Reiches weist Lord Rosebery (Abb. S. 1005) einerseits auf die friedliche Lage in Europa, anderseits auf die stets steigenden Rüstungen hin, die auch England mit Anspannung aller Kräfte mitmachen müßte.

7. Juni.

In Dresden beginnt die diesjährige Haupttagung der Deutschen Kolonialgesellschaft.

Der türkische Großwesir erklärt, daß die Pforte unter keinen Umständen die Angliederung Kretas an Griechenland zugeben werde.

8. Juni.

Das österreichische Abgeordnetenhaus lehnt das wegen der Konzessionierung der bosnischen Agrarbank gegen die Regierung beantragte Mißtrauensvotum ab.

Sir Edward Grey hält auf dem britischen Pressekongreß eine Rede, in der er die Konsolidierung des Reichs, möglichste Vermeidung von Streitigkeiten mit anderen Nationen und Aufrechterhaltung der hohen Rüstungsausgaben als die Hauptzwecke seiner Politik bezeichnet.

Die Reichsduma nimmt das Gesetz betreffend den Uebertritt aus einer Religionsgemeinschaft in eine andere mit den von den Oktobristen vorgeschlagenen Aenderungen in erster Lesung an.

Kammerherr Paklewski Kosell wird zum russischen Gesandten in Teheran ernannt.

9. Juni.

Vor der Strafkammer des Landgerichts in Dresden beginnt ein Geheimbundprozeß gegen russische Studenten.

▫ ▫ ▫

Kochkunst und Volksgesundheit.

Von Prof. Dr. H. Strauß (Berlin).

„Das Schicksal der Nationen hängt von der Weise ihrer Ernährung ab", sagt Brillat-Savarin, der geistvolle Verfasser der „Physiologie des Geschmacks", in seinen Aphorismen. Wenn dieser Satz auch viel zu weit geht, so birgt er doch, wie manche aphoristisch hingeworfene Bemerkung, einen Kern von Wahrheit in sich. Denn die Beziehungen der Ernährung zur Volksgesundheit sind sehr mannigfaltige und sehr bedeutsame und erstrecken sich nicht bloß auf das leibliche, sondern auch auf das geistige Wohl. Sagt doch schon ein altes Sprichwort: Mens sana in corpore sano.

Bekanntlich sind für die Ernährung zwei Faktoren maßgebend: 1. eine entsprechende Auswahl des Rohmaterials und 2. eine rationelle Zubereitung. Die letztere Aufgabe fällt der Kochkunst zu. Unterscheidet sich doch der Mensch vom Tier dadurch, daß er für einen Teil seiner Nahrung des Kochens bedarf, und man kann sagen, daß das Bedürfnis nach gekochten Speisen — wenn man von Fanatikern der Ernährung wie den „Rohkostlern" unter den Vegetariern absieht — mit steigender Kultur zunimmt. Wenigstens lehrt dies ein Vergleich der Art und Weise, wie sich die Kulturvölker ernähren, mit derjenigen von halbwilden Völkerschaften, wovon man sich auch hierzulande zuweilen in Kolonialausstellungen überzeugen kann. Die Geschichte der Kochkunst ist in der Tat auch schon sehr alt. Während man früher geglaubt hat, ihre Anfänge auf die Zeit der Brandopfer der heidnischen Religionen zurück-

Published 12. VI. 1909. Privilege of copyright in the United States reserved under the Act approved 3. March 1905 by August Scherl G. m. b. H., Berlin.


Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

führen zu müssen, haben Fundstätten aus der jüngeren Steinzeit Küchenabfälle zusammen mit Knochen und Geräten ergeben, die Spuren von Feuer zeigen. Es ist ganz natürlich, daß in Zeiten, in denen noch nicht der Dampf und die Elektrizität in den Dienst des Verkehrs gestellt werden konnten, die Entwicklung der Kochkunst großenteils von dem beeinflußt wurde, was das betreffende Land selbst an Naturprodukten erzeugte. So wissen wir, daß schon die alten Assyrer Brot und gebratenes Fleisch genossen haben, und wir haben nach dem, was wir über die Ernährung der alten Aegypter erfahren haben, allen Grund anzunehmen, daß die verdorrten Mumien in unseren Museen in bezug auf die Ernährung einst gute Tage erlebt haben müssen. Bekannt ist die Entwicklung, die die Kochkunst bei den alten Griechen genommen hat, die in ihren Symposien nicht bloß geistreichen Witz und heitere Laune pflegten, sondern es auch in der Zubereitung der Speisen zu einer hohen Vollendung gebracht haben. Das kann man unter anderem aus den „Deipnosophisten" des Athenaeos und aus den Mitteilungen von Archestros von Gela ersehen, dessen Werk später ins Lateinische übersetzt wurde. Was Rom auf dem Gebiete der Kochkunst in den Zeiten des Kaiserreichs leistete, kann man schon aus der Nennung des Namens „Lukullus" erfahren, und es ist begreiflich, daß die römischen Schriftsteller über die Unkultur der Germanen erstaunt waren, die Brot ohne Hefe in Asche gebacken haben und auf das Trinken oft mehr Wert legten als auf das Essen. Erklärlich ist aber auch, daß die Germanen auf diesem Gebiet hinter den Römern zurückstanden, denn das nordische Klima konnte an Naturprodukten nicht das bieten, was im südlichen Klima zu finden war, und es forderte auf der anderen Seite auch die Rauheit des Klimas eine kompaktere, mehr zum „Heizen" geeignete Kost.

Trotz der wissenschaftlichen Vertiefung, die die Lehre von der Ernährung in der Zwischenzeit erfahren hat, und trotz der Fortschritte, die die Kochkunst im Laufe der Zeit gemacht hat, finden wir aber auch heute noch, wo das Dampfroß und die Dampfschraube die früher vorhanden gewesenen geographischen Unterschiede hinsichtlich der Ernährung fast ausgeglichen haben, in bezug auf die Wahl der einzelnen Nahrungsmittel und in bezug auf ihre Zubereitung große Unterschiede, die teils durch Gewohnheiten, teils durch Folgen des Klimas, teils durch andere Momente bedingt sind. Schon bei den europäischen Nationen ist nach dieser Richtung hin ein Vergleich der Ernährungsart der nordischen Völker mit derjenigen der südlich wohnenden von Interesse. Es führen also auch auf diesem Gebiet verschiedene Wege nach Rom. Welcher Weg aber gewählt werden mag, jedenfalls ist im Interesse des Volkswohls zu verlangen, daß die Nahrung preiswert und ausreichend, wohlschmeckend und gut bekömmlich ist. Während es Sache der Ernährungslehre ist, Direktiven zu geben, wie die beiden ersten Eigenschaften der Ernährung gewonnen werden, ist es Aufgabe der Kochkunst, für die beiden letzteren Eigenschaften zu sorgen.

Ein Wohlgeschmack der Nahrung ist nötig, um den Appetit rege zu halten. Wohlgeschmack ist nicht bloß eine Forderung der Feinschmecker, sondern das natürliche Recht eines jeden Menschen. „Eine hohe Entwicklungstufe eines Volkes", sagt Rubner, „prägt sich nicht in dem Verzicht auf die Genußmittel, sondern mehr in einer Verfeinerung des Geschmacks- und des Geruchsinnes aus." Seitdem wir dazu noch durch die genialen Untersuchungen des russischen Physiologen Pawlow wissen, daß der Wohlgeschmack der Nahrung auf die Produktion der Verdauungsäfte anregend wirkt, sind wir sogar zu dem Satz berechtigt: „Gut gekocht (d. h. schmackhaft gekocht), ist schon halb verdaut." Mit der Erzeugung eines schmackhaften Charakters der Nahrung ist aber die Aufgabe der Kochkunst in keiner Weise erschöpft, sondern sie hat auch noch zum Ziel, schwer verdauliches Material vom Organismus fernzuhalten bzw. dieses durch die Einwirkung bestimmter Prozeduren, so besonders der Hitze, leichter verdaulich zu machen. Diesem Zweck dienen die Reinigung der Nahrungsmittel, die Entfernung grober, schwer verdaulicher Partien aus ihnen, sowie das Kochen, Braten und Backen usw., die durch das Aufquellen des Bindegewebes und durch die Auflockerung zellulosehaltiger Massen eine Vorarbeit für die Verdauung liefern. Dazu kommt noch eine desinfizierende Wirkung der Hitze, auf die die moderne Hygiene an vielen Stellen Wert legt.

Von der richtigen Ernährung des einzelnen hängt dessen Gesundheit und Leistungsfähigkeit und von der Leistungsfähigkeit der Gesamtheit der Wohlstand eines Volkes ab. Umgekehrt zeigt sich aber auch, daß nichts die Entwicklung und Verbreitung von Seuchen — handele es sich nur um die akuten Seuchen, die in vergangenen Jahrhunderten ganze Nationen dezimiert haben, oder um chronische Infektionskrankheiten, wie z. B. die Tuberkulose — so sehr begünstigt wie materieller Notstand und schlechte Ernährung. Das ist schon so häufig — so u. a. auch auf dem letzten Hygienekongreß besonders nachdrücklich von Jürgensen — betont worden, daß man ruhig sagen kann: Der einzelne hat nicht nur gegen sich, sondern auch gegen die Nation die Aufgabe, sich rationell zu nähren.

Die Erfüllung dieser Aufgabe wird bei entsprechendem Einkommen kaum allzu großen Schwierigkeiten begegnen, dagegen können sich solche bei begrenzten Erwerbsverhältnissen nicht ganz selten bieten. Zum mindesten ist unter solchen Verhältnissen ein wirtschaftliches Vorgehen in der Auswahl und der Zubereitung der Nahrungsmittel sowie das Vorhandensein ausreichender küchentechnischer Fähigkeiten von größerer Bedeutung als in den wohlhabenden Kreisen. Denn die tägliche Erfahrung lehrt immer wieder, daß auch der Minderbemittelte durch ökonomischen Einkauf und durch entsprechende Fähigkeiten auf dem Gebiet der Zubereitung sich auch ohne allzu großen Kostenaufwand eine wohlschmeckende, ausreichende und bekömmliche Nahrung verschaffen kann. Leider beherzigen aber noch nicht alle die große Bedeutung dieser Punkte vollkommen, und es ist trotz aller Anerkennung für die wirklich hervorragenden Leistungen gemeinnütziger Vereine auf dem Gebiet der hauswirtschaftlichen Erziehung des Volkes noch mancher Wunsch zu äußern. Es beziehen sich diese Wünsche dabei nicht etwa nur auf die minderbemittelten Kreise, sondern in gleicher Weise auch auf die begüterten Stände.

Wenn man von besonderen Ausnahmen absieht, herrscht in der Küche die Frau, und es ist sehr zu bedauern, daß in den wohlhabenden Kreisen die Frau es vielfach an Verständnis und Interesse für die Küche fehlen läßt. Die Gründe hierfür sind mannigfacher Natur, zum Teil liegen sie vielleicht darin, daß im



Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 09:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

allgemeinen nicht allzuviel geboten wird, um den Gebildeten in den Geist der Sache einzuführen. Gar manche junge Dame, die in der Küchentätigkeit nur ein schematisches, gedankenloses Arbeiten sieht, würde einer solchen Tätigkeit viel mehr „Geschmack" abgewinnen, wenn sie über die bei den einzelnen Prozeduren sich abspielenden Vorgänge genauer unterrichtet sein würde, so daß sie den Zweck der einzelnen Handlungen nicht nur begreifen, sondern auch in ihrer Bedeutung würdigen kann. Auch die Kochkunst verlangt als Kunst von ihren Vertretern eine nicht geringe Dosis von Intelligenz, und sie scheint auch nicht einmal so uninteressant zu sein, wenn man bedenkt, daß Männer wie der Prinz von Condé, der Prinz von Soubise, Staatsmänner wie Richelieu, Mazarin und Colbert, Philosophen wie Montaigne und Kant und andere große Geister es nicht verschmäht haben, sich mit Küchenfragen eingehend zu beschäftigen. Bekannt ist auch, daß nicht nur verschiedene Könige von Frankreich — dem führenden Lande in Fragen der Küche — sondern auch Friedrich der Große der Kochkunst ein Interesse entgegengebracht haben. Es befindet sich also jede Dame, die sich für die Küche interessiert, in bester Gesellschaft. Haben doch auch die Aerzte begonnen, nicht allein Fragen der Ernährungslehre in Laboratorien, sondern auch Fragen der Küchentechnik an Ort und Stelle, d. h. in der Küche, zu studieren. Im Mittelstande, bei dem das Interesse für Küchenfragen meist größer zu sein pflegt, findet die Betätigung dieses Interesses häufig ein Hemmnis darin, daß die betreffenden Damen glauben, ihre Arbeitskraft besser in einer Erwerb bringenden Tätigkeit verwerten zu können. Solange es sich um einzeln stehende Personen handelt, mag ein solcher Standpunkt verständlich erscheinen, wenn es sich aber um das Haupt einer ganzen Familie handelt, so ist es doch fraglich, ob die Betätigung wirtschaftlicher Fähigkeiten im eigenen Haushalt immer gegenüber einer außerhalb des Hauses Erwerb bringenden Tätigkeit zurücksteht. Dies gilt wenigstens für solche Fälle, in denen die Frau nicht einzig und allein auf ihren eigenen Erwerb angewiesen ist. Bekanntlich ist sparen oft nur eine besondere Art des Verdienens. In den minder bemittelten Kreisen finden wir die größte Erschwerung für die Ausbildung in küchentechnischen Fragen darin, daß die der Schule entwachsenen jungen Mädchen alsbald in eine Erwerb bringende Tätigkeit eintreten müssen, so daß sie wenig Gelegenheit haben, ihre hauswirtschaftlichen Fähigkeiten zu entwickeln. Dazu kommt noch, daß gerade in diesen Kreisen die Fortschritte der Ernährungslehre und der Kochkunst am wenigsten Eingang gefunden haben. Wenn man sieht, wie die Tochter von der Mutter, die Mutter von der Großmutter und die Großmutter von der Urgroßmutter ihre Belehrung empfangen haben, so muß man mit Bedauern wahrnehmen, daß Generationen an den Fortschritten vorbeigegangen sind, die ein ganzes Jahrhundert gezeitigt hat. Und dabei ist gerade in diesen Kreisen nicht nur ein wirtschaftliches Vorgehen, sondern auch eine ausreichende sowie schmackhafte Beschaffenheit der Nahrung von besonderer Bedeutung. Macht sich doch gerade hier ein Mangel in der körperlichen Leistungsfähigkeit und in der geistigen Spannkraft alsbald in empfindlichster Weise in Form einer Einbuße des Erwerbs geltend, und hängt doch von einer wirtschaftlichen Verwendung des Einkommens Glück und Zufriedenheit der ganzen Familie, die Möglichkeit einer sozialen Hebung des Nachwuchses und die Zurücklegung eines Sparpfennigs für das Alter ab. In diesen Kreisen ist eine Besserung nur zu erwarten durch Einführung eines systematischen Unterrichts in der Kochkunst, und zwar genügen hierfür keineswegs die Freistellen an Fortbildungsschulen und den Haushaltungsschulen gemeinnütziger Institutionen*), sondern es ist ein obligatorischer Kochunterricht an den höheren Klassen der Volksschulen zu fordern, wie er meines Wissens bisher nur in Baden, Sachsen, Hamburg und in Städten wie Charlottenburg, Darmstadt u. a. eingeführt ist. Mit Recht sagt Rubner: „Die Erziehung der Mädchen in Haushaltungs- und Kochschulen kann nur immer wieder und bei jeder Gelegenheit als eine ungeheuer wichtige soziale Aufgabe des Staates bezeichnet werden, die leider jahrzehntelang nicht recht gewürdigt worden ist und noch jetzt kaum jene Initiative spüren läßt, die unbedingt zu gutem Gedeihen erforderlich ist. Die Technik des Kochens selbst will speziell für den kleinen Haushalt erlernt sein. In dieser Hinsicht bieten sich zahlreiche Hilfsmittel in der modernen Kochkunst (Kochkiste, Gasfeuerung, Sparherde), von denen diejenigen, die es anginge, häufig nur sehr wenig zu wissen pflegen." Wie auf manchem anderen Gebiet der sozialen Fürsorge, ist es auch hier die Jugend, wo zunächst der Hebel anzusetzen ist, und es ist eine dankenswerte Aufgabe einer weitschauenden Sozialpolitik, auf einem Gebiet, aus dessen Pflege nach vielen Richtungen hin eine Förderung für das Volkswohl winkt, mit gesetzlichen Maßnahmen vorzugehen.

Aber nicht nur für die Ernährung der **Gesunden** erscheint auf dem vorliegenden Gebiete eine Besserung der Verhältnisse notwendig, sondern auch auf dem Gebiete der **Krankenernährung**. Die großen Fortschritte, welche die Diätetik in den letzten Jahrzehnten gemacht hat, haben der Kochkunst eine Fülle von Aufgaben gestellt, so daß es nicht zuviel gesagt ist, wenn ein Wunsch nach „diätetischen Köchinnen" ausgesprochen wird. Für solche ist nicht nur ein Bedürfnis geschaffen durch die große Anzahl von Krankheiten, die durch Diät einer Besserung oder Heilung zugeführt werden können, sondern auch durch die Kompliziertheit in der Herstellung diätetischer Speisen. Kommt es doch für die Krankenernährung keineswegs nur darauf an, eine wohlschmeckende und appetitreizende Nahrung zu geben — bei appetitlosen Kranken kann diese Aufgabe allerdings in vorderster Linie stehen — sondern auch darauf, Dinge zu vermeiden, die der Entwicklung der Krankheit schädlich sein können, oder umgekehrt, in einer dem Kranken sympathischen Form größere Mengen bestimmter Nahrungstoffe zu reichen, von denen man sich einen günstigen Einfluß auf den Ablauf der Krankheit verspricht. Dazu gehört oft nicht allein Kunst und Erfahrung von seiten der betreffenden Köchinnen, sondern häufig auch ein nicht geringes Quantum von Intelligenz sowie von Verständnis für die Wünsche des Kranken und für die Forderungen der Krankheit und schließlich auch ein Verantwortungsgefühl. Aus diesem Grunde wäre zunächst die Krankenschwester die berufene Köchin für Kranke. Leider läßt aber die küchentechnische Ausbildung zahlreicher Krankenpflegerinnen bei uns noch viel zu wünschen übrig, und es wäre sehr wünschenswert, wenn auch bei uns bei der Ausbildung

*) Diesen Ausführungen liegt ein Vortrag zugrunde, den der Verfasser zum Besten des Berliner Lettehauses gehalten hat.


Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

von Krankenpflegerinnen eine praktische Tätigkeit in der Krankenküche unter entsprechender Leitung vorgesehen wäre, wie sie der Münchner Kliniker F. von Müller in einem Reisebericht über Amerika schildert, wo die Einrichtung getroffen ist, daß alle Schülerinnen eine Zeitlang in der Küche des Spitals beschäftigt werden. Mit Recht sagt Müller: „Eine Krankenpflegerin sollte auch kochen können. Wie oft ist es, zumal in der Privatpflege, wünschenswert, daß sie einer ungeschickten Köchin helfen muß, bestimmte Krankengerichte herzustellen. Die Kunst, die Speisen so appetitlich wie möglich herzurichten und aufzutragen, ist von nicht geringer Bedeutung, und die appetitlosen Kranken sind für derartige scheinbare Kleinigkeiten gar empfindlich und dankbar. Wer weiß besser Bescheid über den Geschmack und die Liebhabereien des Kranken als die Wärterin? Auch in der eigentlichen Krankendiätetik muß die Pflegerin Bescheid wissen. Sie sollte wissen, welche Speisen bei Magengeschwür, bei Diarrhöen, bei Nierenkrankheiten, bei Typhus erlaubt und verboten sind." Da die Anforderungen, welche die moderne Entwicklung der Diätetik an die Kochkunst stellt, im Laufe der Jahre aber recht große geworden sind, so gehört schon ein ziemlich großes Maß von küchentechnischen Fähigkeiten dazu, um auf dem vorliegenden Gebiete Ersprießliches zu leisten, und ich möchte deshalb hier den schon einmal früher von mir gemachten Vorschlag wiederholen, daß sich einzelne mit Interesse und Verständnis für Küchenfragen ausgestattete Schwestern speziell mit diätetischer Küche beschäftigen, grade so wie schon lange sich einzelne Schwestern als „Operationsschwestern" oder als Schwestern für Kinder- oder Wochenpflege speziell betätigen. Bei der großen Bedeutung, die ein Fehler auf dem Gebiet der Verpflegung nach sich ziehen kann, läßt sich eine so verantwortungsvolle Tätigkeit nur an solche Personen übertragen, die auch eine zureichende Erkenntnis für die Tragweite einer Unterlassungsünde besitzen. Darum halte ich die Heranbildung eines Stabes von „Diätschwestern" nicht bloß für eine Forderung der Zeit, sondern auch für ein Unternehmen, das denen, die sich diesem Berufe widmen, auch Aussicht auf eine in der Privatpflege dankbare Tätigkeit geben würde. Ist doch heutzutage die Ausführung von Mastkuren, sowie die systematische Ernährung von Diabetikern und Nierenkranken, von Magengeschwürskranken usw. eben deshalb oft schwierig, weil nicht jede Krankenschwester in der Lage ist, in der Küche die Zügel der Regierung im Sinne der ärztlichen Wünsche erfolgreich zu ergreifen; und bietet sich doch auch in Krankenhäusern, Sanatorien, Siechenhäusern usw. für solche Schwestern ein ersprießliches Feld der Tätigkeit. Freilich sollten sich einem derartigen Spezialzweige nur solche Krankenschwestern widmen, die sich schon längere Zeit mit der Krankenpflege beschäftigt haben und infolgedessen einen ausreichenden Einblick in die Vielseitigkeit der auf dem Küchengebiete zu erfüllenden Aufgaben gewonnen haben. Es ist Aufgabe eines organisatorischen Vorgehens, für solche Küchen- oder Diätschwestern eine entsprechende Ausbildungsgelegenheit zu schaffen in Form eines systematischen, den modernen ärztlichen Forderungen entsprechenden Unterrichts. Es sind also nicht nur auf dem Gebiete der Fürsorge für den Gesunden, sondern auch auf demjenigen der Fürsorge für den Kranken zurzeit Aufgaben vorhanden, von deren Erfüllung segensreiche Früchte für das Volkswohl erwartet werden dürfen, da auch für die Krankenbehandlung eine rationelle Diät eine große Bedeutung besitzt.

Rosengärten.

Von Professor Dr. Udo Dammer.

Mitten im Berliner Tiergarten wird jetzt auf Veranlassung unseres Kaisers ein großer Rosengarten angelegt, der das Denkmal umgeben soll, das der Herrscher seiner Gemahlin dort setzen will. Es ist nicht der erste große Rosengarten, den ein Hohenzoller anlegt. Der erste entstand auf Veranlassung Friedrich Wilhelms III auf der Pfaueninsel bei Potsdam im Jahre 1821. Hier hielt sich der König sehr viel auf, und manche gute und edle Tat blühte hier, wie Frau von Strantz sagt, sub rosa für die Welt unter seiner Hand empor. Sein Nachfolger schuf sich bei seinem Tuskulum, dem Charlottenhofer Schlößchen, einen Rosengarten, der Weltruf erlangte, namentlich seitdem Th. Nietner, der letzte Monograph der Gartenrosen, ihm vorstand. Nietner war ein passionierter Rosenfreund und ein hervorragender Rosenkultivator. Dazu kam, daß er ein ausgezeichnetes Schönheitsgefühl hatte, das ihn bei der Instandhaltung des Rosengartens leitete. Als er in einen größeren Wirkungskreis, nach dem Neuen Garten, versetzt wurde, legte er sofort dort wieder einen Rosengarten an, der nur leider nicht so günstig wie der Charlottenhofer lag und deshalb nicht zu der Geltung kam, die er verdient hätte. Der alte Charlottenhofer Rosengarten aber wurde unter seinem Nachfolger kassiert und hinter dem Schlößchen neu angelegt. Er hat sich dort nicht gar zu lange halten können, und jetzt ist an der alten Stelle ein neuer Rosengarten entstanden, der wieder das zu werden verspricht, was der alte war. Bekannt ist es auch, daß die Kaiserin Friedrich, die eine passionierte Blumenliebhaberin war, hinter dem Neuen Palais sich einen intimen Rosengarten anlegte, in dem wohl unser Kaiser seine Liebe für die Rosen empfangen hat.

Ein berühmter deutscher Rosengarten war der des Herrn von Lade in Monrepos bei Geisenheim, in dem man die seltensten Rosen in prächtigster Kultur vereinigt fand. Neuerdings dürfte der große Rosengarten der Gesellschaft deutscher Rosenfreunde in Sangerhausen wohl der reichhaltigste in Deutschland sein. Sein Zweck ist, den Rosenzüchtern und Rosenfreunden ein möglichst vollständiges Bild aller vorhandenen Rosen, und zwar nicht nur der Edelrosen, sondern auch der Wildrosen, zu geben und zugleich ihre beste Verwendbarkeit zu erproben. Einen recht ansehnlichen Rosengarten, der in bezug auf Wildrosen wohl der vollständigste ist, besitzt auch der Botanische Garten in Dahlem bei Berlin.

Einen ähnlichen Zweck wie der Sangerhausener Rosengarten verfolgt der von Gravereaux geschaffene Rosengarten von Bagatelle bei Paris. Er enthält indessen nur eine Auswahl der tausend besten Edelrosen



Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

aus dem 7000 Sorten umfassenden Rosarium von L'Hay und etwa 500 Wildrosen. Um dem Liebhaber die Auswahl noch zu erleichtern, sind in dem Garten von Bagatelle Sortimente von 100, 200 und 300 Sorten zusammengestellt. Eine genaue Etikettierung gibt hier die sehr nützlichen Fingerzeige, ob die betreffenden Sorten am besten als niedrige, als Hochstamm-, als Kletter- oder als Solitärpflanzen auf besonders hohen Stämmen kultiviert werden.

Daß Rosengärten nicht erst eine Errungenschaft der Neuzeit sind, dafür haben wir viele Belege. Wer hat nicht von dem Rosengarten Salomos gelesen? Bekannt sind die berühmten Rosengärten von Schiras, bekannt auch die Rosengärten von Kasanlyk. Daß die alten Römer namentlich bei Pästum gewaltige Rosengärten hatten, die die Unmengen von Rosen für die großen römischen Festlichkeiten liefern mußten, ist allgemein bekannt.

Einen Rosengarten anzulegen, ist nicht so einfach, wie es dem Laien wohl scheinen mag. Die Königin der Blumen ist nach mehr als einer Richtung hin eine sehr anspruchsvolle Dame. Zunächst verlangt sie einen tiefgründigen, nahrhaften Boden; lehmiger Sand oder sandiger Lehm sagt ihr am besten zu. Dabei soll der Boden locker genug sein, damit die Wurzeln leicht eindringen können, und doch wieder reichlich wasserhaltend. So bildet die Präparation des Bodens allein schon eine sehr wichtige Arbeit. Dann soll der Rosengarten geschützt sein gegen Winde und doch der Sonne voll ausgesetzt; denn die Rose braucht sehr viel Sonne, um ihre volle Schönheit zu entfalten, dabei aber eine ruhige Luft, damit Blätter und Zweige nicht beschädigt werden. Ferner ist der Bewässerungsanlage des Rosengartens besondere Aufmerksamkeit zu schenken. Wie wichtig diese Frage ist, das konnte man recht deutlich auf der Großen Berliner Ausstellung in Treptow in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts sehen: die große Hitze machte es nötig, daß die Rosen täglich sehr reichlich besprengt wurden; aber das Wasser der Wasserleitung war kalt, kaum 8 Grad Celsius, und sehr viele Rosen konnten den schroffen Temperaturwechsel nicht ertragen und gingen zugrunde. Deshalb soll ein großer Rosengarten stets große, flache Wasserbehälter in seiner Nähe haben, flache Seen oder Teiche, in denen das Wasser durch die Sonne erwärmt wird, ehe es zur Bewässerung der Rosen Verwendung findet. Entsprechend dem verschiedenen Wuchs der Rosen muß auch die ganze Anlage gehalten werden, soll sie einen ästhetischen Genuß gewähren. Um die Kletterrosen zur vollen Geltung zu bringen, sind Rosenlauben und Pergolen nötig, die die Rosen überspinnen, und über die sie ihre köstlichen Blumen zu Tausenden ausstreuen. Die hochstämmigen Rosen wirken durch ihre dünnen Stämme häßlich, wenn diese nicht durch Unterpflanzung oder auf andere Weise kaschiert werden. Deshalb verwendet man die Stämme als Stützpunkte für Girlanden entweder schwachrankender Rosen oder anderer zierlicher Schlingpflanzen, die zugleich durch den Kontrast ihres Laubes eine angenehme Abwechslung in den Rosengarten bringen. Auch dadurch, daß man die Stämme verschieden hoch wählt und hochstämmige mit halbstämmigen und niederen Rosen abwechseln läßt, erreicht man, daß die häßliche Wirkung des dünnen Hochstammes vermindert wird. Mit Recht darf die Rose beanspruchen, so gepflanzt zu werden, daß sie voll zur Geltung kommt. Es hieße sich an der Schönheit der Rose versündigen, wollte man eine große Anzahl hochstämmiger Rosen so dicht zusammenpflanzen, daß man die einzelnen Pflanzen nicht mehr deutlich erkennen kann. Zur Erzielung massiger Farbenwirkungen ist die Edelrose zu schade. Will man diese Wirkung aus irgendeinem Grunde doch erzielen, so darf dies nur dadurch geschehen, daß man niedrige Pflanzen einer Sorte zusammenpflanzt. Ein Fehler, der sehr häufig begangen wird, ist es, zu hohe Stämme zu pflanzen. Die Rose will von oben angesehen sein; deshalb darf der Stamm nur so hoch sein, daß die Blumen noch unter Augenhöhe sitzen. Nur in dem Fall, daß man Trauerrosen anpflanzt, kann und soll man sehr hohe Stämme wählen, weil diese ihre Zweige lang herabhängen lassen und sie über und über mit Blumen bedecken. Da, wie gesagt, die einzelne Rosenpflanze zur Geltung kommen soll, ist die einzig richtige Anpflanzungsweise in Linien, die nicht gerade zu sein brauchen. Rosengruppen müssen stets so weitläufig gepflanzt sein, daß man sich zwischen den Pflanzen bewegen kann. Die einzige Ausnahme wurde oben erwähnt. Neben der Linienpflanzung müssen aber auch Einzelpflanzen in den Rasen gepflanzt werden, doch so, daß der Beschauer sie auch vom Wege aus gut erkennen kann. Ganz besonders eignen sich hierzu gewisse Wildrosen, deren besonders große Büsche zur Blütezeit so dicht mit Blumen beladen sind, daß man kaum ein grünes Blatt sieht. Ob man die Rosen nach ihrer Zusammengehörigkeit oder nach Farben zusammenpflanzt, ist mehr oder weniger Geschmacksache. Im allgemeinen wird die Zusammenpflanzung nach der Zusammengehörigkeit den Vorzug verdienen, schon der einheitlicheren Wuchsverhältnisse wegen. So mannigfaltig nun auch die Rosen sind, so bedarf der Rosengarten doch noch einer Anzahl anderer Pflanzen, um nicht ermüdend zu wirken, und um für die Blumen den richtigen stimmungsvollen Hintergrund zu erhalten. Hierbei ist darauf zu achten, daß die Blüten dieser Pflanzen die Wirkung der Rosen nicht beeinträchtigen. Aus diesem Grunde wählt man teils Frühlingsblüher, die vor den Rosen blühen, oder Pflanzen, wie Heliotrop, Lobelien usw., die ganz niedrig bleiben und zum Teil auch durch ihren Duft uns erfreuen; ferner immergrüne Pflanzen, wie Nadelhölzer und Rhododendron. Wenn irgendwo, so sind im Rosengarten Bildhauerwerke angebracht. Der weiße Marmor wirkt zwischen den Rosen ganz besonders schön. Bei der Ausführung architektonischer Werke ist auf die Auswahl des Materials ganz besondere Sorgfalt zu verwenden. Neben Marmor kommt vor allem rheinische Lava in Frage, deren warmer grauer Ton sehr stimmungsvoll zu dem Laube und den Blüten der Schlingrosen paßt.

◇◇◇

Der Blitz und seine Gefahren.

Plauderei von Oberst a. D. J. Peter.

Der Sommer gibt immer wieder Anlaß, die Beobachtung zu machen, daß in unserer Zeit die Gewitter an Häufigkeit und an Heftigkeit zugenommen haben. Man hat den Einwand erhoben, daß dies nur scheinbar richtig sei, da durch die Zeitungen heutzutage auch einzelne Fälle zur Kenntnis weiterer Kreise gelangen, Fälle, die früher die nächste Umgebung des Städtchens oder des Dorfes nicht überschritten haben. Allein wenn


Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

man die Statistik und die fachmännische Literatur (von Bezold, Kassner, Holz usw.) zu Rate zieht, so findet man wissenschaftlich und einwandfrei nachgewiesen, daß in der Tat die Blitzschläge seit einer längeren Reihe von Jahren in ganz erheblicher Weise zunehmen. Diese Zunahme ist für ganz Deutschland ununterbrochen fortschreitend. Am größten ist die Zunahme in Mitteldeutschland, am geringsten in Norddeutschland, während Süddeutschland mit seinen Zunahmezahlen in der Mitte zwischen beiden steht. Indes ist die Zahl der zündenden Blitze in Norddeutschland erheblich größer als in Süd- und Mitteldeutschland. Wie groß die Steigerung der Blitzgefahr ist, illustriert die Tatsache, daß zum Beispiel im Königreich Bayern, Sachsen und Württemberg während der drei Jahre von 1889 bis 1891 fast genau ebenso viele Blitzschläge verzeichnet wurden wie für die acht Jahre von 1876 bis 1883!

Ueber die Ursachen dieser Erscheinung ist man bis jetzt im unklaren. Die Frage, ob die Zunahme mehr tellurischen oder mehr meteorologischen Einflüssen zuzuschreiben ist, ist noch offen. Interessant ist die Feststellung der Tatsache durch Prof. von Bezold, daß jedem Maximum der Sonnenflecken ein Minimum der Blitzschäden entspricht. Die Vermutung, daß zwischen den genannten Erscheinungen ein tatsächlicher Zusammenhang besteht, hat viel Wahrscheinlichkeit für sich. Immerhin ist die Sache hypothetisch. Jedenfalls, sagt von Bezold, gilt der Satz nicht umgekehrt. Möglich ist auch, daß die enormen Rauchmassen, die die großen Industriestädte in die Atmosphäre senden, die für diese Gegenden besonders im Steigen begriffene Blitzgefahr verursachen. Vielleicht ist das ausgedehnte Netz von Drähten und Schienen und die gesteigerte Verwendung von Metall bei Errichtung von Gebäuden nicht ganz unbeteiligt an der in Frage stehenden Erscheinung.

Daß die geographische Lage eines Ortes eine große Rolle spielt, ist außer allem Zweifel. In jedem Lande lassen sich einzelne zusammenhängende und weithin sich fortsetzende Stellen besonderer Blitzschlaghäufigkeit erkennen. Sie werden kurz als Gewitterstraßen bezeichnet. Als Ausgangspunkte dieser Gewitterstraßen erscheinen im allgemeinen die an der Ostseite von Gebirgen gelegenen Gegenden. Ganz besonders von Blitzschlägen heimgesucht sind die Flußtäler und, wie schon erwähnt, die Industriegebiete. Verhältnismäßig immun sind die Höhen der Gebirge und die ausgedehnten Heide- und Waldgegenden.

Der große Einfluß des Grundwassers auf die Anziehung des Blitzes wird zwar von einigen bezweifelt, allein dem steht doch die Erfahrung gegenüber, daß, je näher das Grundwasser der Erdoberfläche ist, desto größer die Blitzgefahr wird. Daher ist auch lockerer Sand- und Kiesboden, der im allgemeinen der Ausbreitung des Grundwassers günstiger ist als Felsboden, gefährlicher. Die Nähe von Seen, Sümpfen und Moräſten erhöht ebenfalls die Blitzgefahr, insbesondere wenn sie, was fast immer der Fall ist, mit dem Grundwasser in Verbindung stehen. Daher hat schon Franklin vorgeschrieben, daß die Erdleitung des Blitzableiters bis in das Grundwasser erfolgen müsse. Die Neuzeit weiß keinen besseren Rat, zumal es festzustehen scheint, daß der Blitz sich den kürzesten und auch widerstandärmsten Weg zum Grundwasser sucht.

Interessant ist die Beobachtung, daß die Nähe von Wäldern die Blitzgefahr für Gebäude vermindert. Die Ursache liegt vermutlich in dem Umstande, daß die Bäume zu einem fortgesetzten sukzessiven Elektrizitätsausgleich beitragen, abgesehen davon, daß sie den Blitzstrahl anziehen und ableiten. Dies beweist auch die Statistik. Das waldarme Schwaben z. B. zeigt die größte Blitzschlaggefährdung; ebenso Schleswig-Holstein, das nur wenig Waldungen besitzt. Uebrigens verhalten sich die einzelnen Baumarten sehr verschieden. Man ist dieser Frage in neuerer Zeit in wissenschaftlichen Untersuchungen nähergetreten, ist aber noch nicht zu einem abschließenden Urteil gekommen. Der im Volk bestehende Glaube, daß die Eiche der Baum sei, der vom Blitz am meisten, und die Buche der, der am wenigsten getroffen wird, hat sich bestätigt. Setzt man die Blitzgefahr bei der Buche = 1, so ergeben sich als Werte für die Nadelhölzer = 9, für die Laubhölzer = 12 und für die Eiche = 34. Den Grund suchte man in der Bodenbeschaffenheit der Bestände, aber Forscher (wie z. B. Jonesco) haben überzeugend nachgewiesen, daß die Hauptrolle der Oelgehalt des Baumes spielt. Bäume, die im Sommer reich an Oelgehalt sind, wie z. B. die Buche, sind in hohem Grade gegen die Blitzgefahr geschützt. Der Einfluß der Bodenbeschaffenheit braucht hierdurch nicht aufgehoben zu sein. Wiederholt ist die Beobachtung gemacht worden, daß bei saftigen Bäumen der Blitz nur die Rinde spiralförmig abschält, während hohe Bäume mit geringem Wassergehalt und schlecht leitendem Untergrund durch den Strahl zersplittert werden. Abgestorbene Aeste erhöhen bei allen Bäumen die Blitzgefahr.

Die Eigenschaft der Bäume, den Blitz anzuziehen, macht sie gewissermaßen zu Blitzableitern für die in ihrer Nähe befindlichen Gebäude. Dieser Schutz ist jedoch an die Bedingung geknüpft, daß die Bäume das Gebäude überragen, und daß sie mit dem Erdreich bzw. dem Grundwasser in besserer Verbindung stehen als jenes. Ist dies nicht der Fall, dann ist ein Abspringen des vom Baum angezogenen Blitzes sehr wahrscheinlich. Besonders die Pappel (populus italica L.) hat man früher gern als Schutz gegen Blitzgefahr für einzeln stehende Höfe, Scheunen usw. angesehen. Die neuere Forschung hat aber ergeben, daß sie nur dann einen wirksamen Blitzableiter bildet, wenn sie fast bis zum Boden belaubt ist, mindestens 2 Meter vom nächsten Punkt des Gebäudes entfernt steht und in nassem Grunde wurzelt bzw. neben ihr, entgegengesetzt vom Gebäude, ein Wasserbehälter (Teich, Grube, usw.) sich befindet. Spärlich belaubte und beästete Pappeln sind fast immer gefährlich. Unter Umständen wird der Blitz von dem Baum auch angezogen und springt auf das Gebäude über, trotzdem dieses einen Blitzableiter besitzt. Dr. Heß empfiehlt daher, der Pappel eine gute Erdleitung zu geben, indem man einen eisernen Ring um den Stamm legt und eine Leitung in den Boden herstellt. Ist dies nicht tunlich, so muß das Gebäude eine besondere Leitung erhalten, die bestimmt ist, den überspringenden Blitz abzuleiten.

Was nun die Gebäude an sich betrifft, so ist einleuchtend, daß einzeln stehende Häuser usw. mehr gefährdet sind als große Gruppen. Das Verhältnis der Blitzgefahr von Stadt und Land ist ungefähr 1 : 1,8. Telegraphen- und Telephonleitungen schützen, vorausgesetzt, daß für eine gute und sichere Ableitung der Ströme gesorgt ist. Auch Gas- und Wasserleitungen sollen an die Ableitung angeschlossen sein. Uebrigens ist man in einem Gebäude immer sicherer als im Freien. Man muß selbstverständlich vermeiden, sich während



Original from CORNELL UNIVERSITY

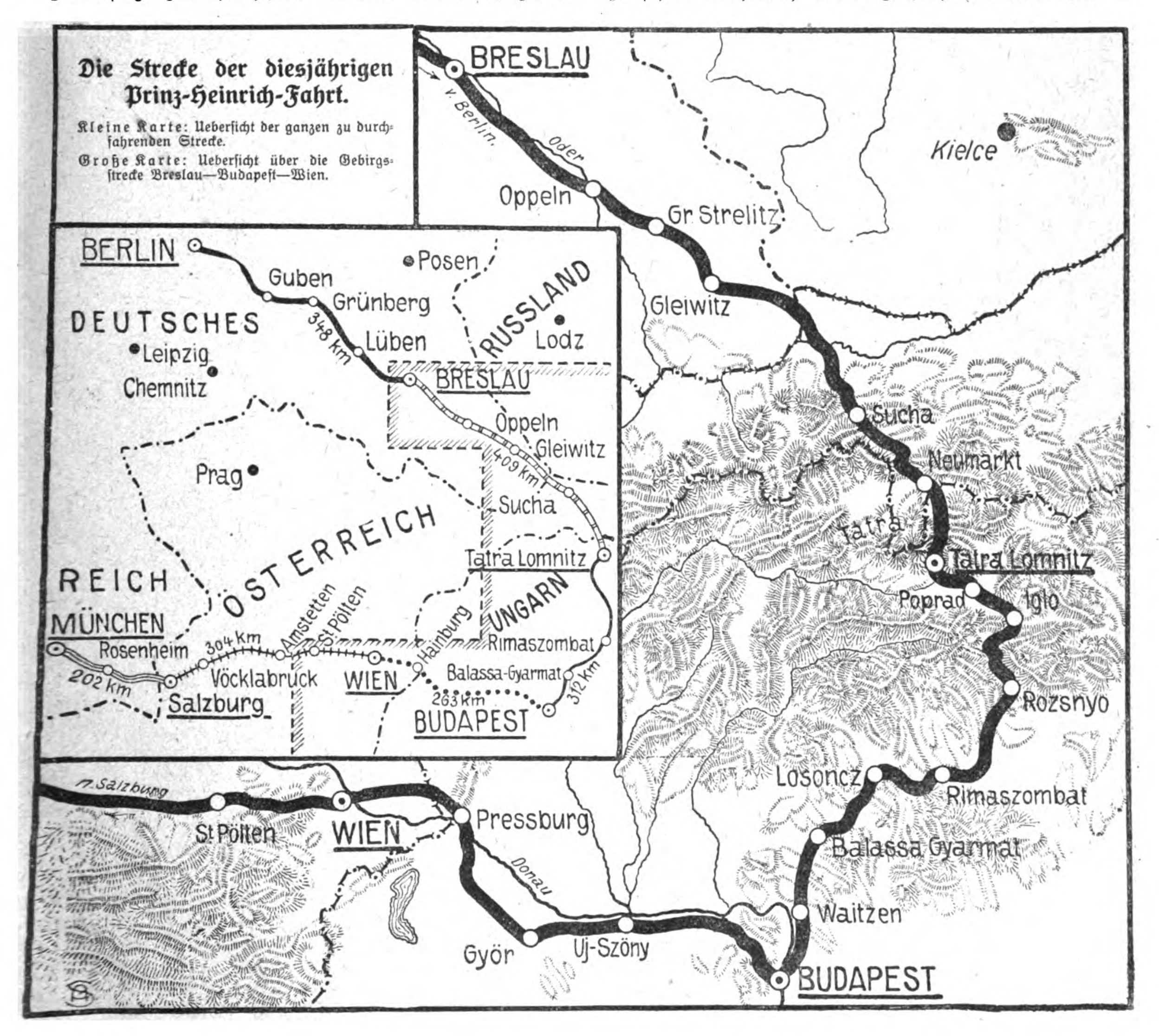
schwerer Gewitter in die Nähe der im Hause befindlichen Leitungen zu stellen. Dazu gehören aber auch z. B. mit Eisenstäben versehene Fenster, an Metallketten hängende Kronleuchter usw. Die Flucht in den Keller ist völlig zwecklos, denn die Gefahr, die beim Durchgang eines Blitzstrahles durch ein Gebäude für Mensch und Tier besteht, ist ganz die gleiche, ob sie sich in den oberen Räumlichkeiten oder im Keller befinden. Zum Schluß sei noch die statistisch festgestellte Tatsache erwähnt, daß die Blitzgefahr bei uns in Deutschland im Monat Juli am größten ist. Die meisten Blitzschläge fallen in den Nachmittagstunden von 3—9 Uhr (das Maximum liegt zwischen 3 und 4 Uhr nachmittags), die wenigsten in den Morgenstunden von 3—9 Uhr.

Unsere Bilder

Lord Roseberys Rede auf der Pressekonferenz des britischen Reiches (Abb. S. 1005). In London sind die Vertreter der Presse des britischen Weltreiches zu einem großen Kongreß versammelt. Natürlich kommt auf dieser Konferenz der Vertreter der öffentlichen Meinung auch die Flottenfrage zur Sprache, die in allen Gebieten eifrigst diskutiert wird, über denen die britische Flagge weht. Auf einem zu Ehren der aus allen Weltteilen herbeigeeilten Journalisten gegebenen Bankett hielt Lord Rosebery eine große Rede über die politische Situation in Europa. Er wies darauf hin, daß der Weltfrieden nie sicherer geschienen habe als jetzt, und daß dennoch in allen Staaten fieberhaft gerüstet werde. Deswegen müsse auch das britische Reich seine zwar gewaltige, aber immer noch unzulängliche Armada ausgestalten und Dreadnougths bauen, solange es noch einen Schilling für seine Kosten und einen Mann für seine Besatzung habe.

Ein Reiterstandbild des Zaren Alexander III. (Abb. S. 1009) wurde in St. Petersburg in feierlicher Weise enthüllt. Das von dem in Paris lebenden Bildhauer Fürsten Trubetzkoi geschaffene Denkmal steht auf dem Snamenskiplatz vor dem Nikolaibahnhof, der Anfangstation der großen transsibirischen Eisenbahnlinie. An der Enthüllungsfeier nahmen der Zar mit den Mitgliedern der kaiserlichen Familie, ferner das diplomatische Korps, die Spitzen der Zivil- und Militärbehörden, zahllose Abordnungen sowie die Gardetruppen teil.

Von der Internationalen Photographischen Ausstellung zu Dresden (Abb. S. 1007). Die schöne Ausstellung enthält ein Zimmer, dessen Inhalt davon Zeugnis ablegt, daß die fröhliche Kunst der Amateurphotographie auch in den höchsten Kreisen eifrig gepflegt wird. In diesem „Fürstenzimmer" sind vor allem die Arbeiten des Königs von Sachsen und zahlreicher anderer Mitglieder seines Hauses zu sehen. Doch auch andere Fürstlichkeiten haben sich mit



zahlreichen Aufnahmen eingestellt. Einige wohlgelungene Bilder des deutschen Kronprinzen und seiner Gemahlin zeigen, daß die Amateurphotographie auch im Berliner Kronprinzenpalais zu Hause ist.

Die Arbeiterabgeordneten des englischen Unterhauses (Abb. S. 1006) haben in der letzten Woche auf einer Reise in Deutschland geweilt, die dem Studium der deutschen Arbeitsverhältnisse und sozialen Institutionen galt, aber zugleich als Kundgebung für die Freundschaft zwischen England und Deutschland gedacht war. Die dreißig Parlamentarier, die die rheinischen Industriezentren und dann Berlin aufsuchten, gehören verschiedenen Fraktionen an, sind aber sämtlich aus dem Arbeiterstand hervorgegangen. Die staatlichen und städtischen Behörden aller besuchten Städte und besonders Groß-Berlins haben die englischen Gäste in aufrichtiger Freundlichkeit willkommen geheißen. Während ihres Aufenthalts in Berlin wechselten Rundfahrten, Besichtigungen und Empfänge mit geselligen Festen ab.

Das Kolonialfest in Antwerpen (Abb. S. 1011). In der großen belgischen Handelsmetropole fand dieser Tage anläßlich der Uebernahme des Kongostaates in den belgischen Staatsbesitz ein Kolonialfest, verbunden mit einer Ausstellung kolonialer Erzeugnisse, statt, dessen Zweck es war, das Verständnis für den Wert der Kolonialpolitik in die breiten Massen des Volkes zu tragen. König Leopold besuchte in Begleitung der Prinzessin Klementine und der Minister Schollaert, Libaert und Delbeke die Ausstellung. In der Börse fand ein feierlicher Empfang statt, bei dem der Vorsitzende der Handelskammer von Antwerpen in einer Rede auf die Verdienste des Königs um die wirtschaftliche Entwicklung des Landes hinwies. Dann fand ein riesiger Kostümfestzug durch die Straßen statt, dem der König und die anderen Festgäste zuschauten.

Das deutsche Ausscheidungsfliegen für das Gordon-Bennett-Rennen der Lüfte (Abb. S. 1006) hat in Essen stattgefunden. Zum Start waren von den 20 von der Sportkommission des Luftschifferverbandes für die Ausscheidungsfahrt bestimmten Führern nur 13 erschienen, dafür nahmen drei Ballons außer Konkurrenz an dem Wettfliegen teil. Die Beteiligung einer nach Tausenden zählenden Zuschauermenge und das begeisterte Interesse der Bevölkerung der Stadt Essen bewiesen, daß auch im Zeitalter des Lenkballons der nun schon 114 Jahre alte Freiballonsport die regste Teilnahme findet und eine aussichtsreiche Zukunft vor sich hat.

Dr. Johann Nepomuk Sepp (Abb. S. 1006), der Münchner Kunst- und Kulturhistoriker, der im Alter von fast 93 Jahren verschieden ist, war nicht nur ein tüchtiger Vertreter seines Faches, sondern auch ein altbayrischer Patriot und hochverdienter Politiker. Der „Isarwinkler" (so nannte sich der aus Tölz stammende Gelehrte gern) spielte schon in der Lola-Montez-Affäre von 1847 eine Rolle; ein Jahr darauf wurde er in das Frankfurter Parlament entsandt, wo er sich ebenso wie später im bayrischen Landtag und im Zollparlament rühmlichst hervortat. Im Jahre 1870 trat er in einer feurigen Parlamentsrede für den Anschluß Bayerns an Preußen und für die Beteiligung der bayrischen Truppen am Nationalkrieg gegen Frankreich ein.

Der Aviatiker Hubert Latham (Abb. S. 1006) hat auf dem Flugfelde der Aviatikerkolonie bei Mourmelon le Grand, dem Truppenübungsplatz von Châlons, mit seinem neuen Antoinette-Monoplan einen schönen Rekordflug vollbracht. Das von 100 Offizieren beglaubigte Protokoll besagt, daß der junge Engländer 1 Stunde 7 Minuten und 37 Sekunden lang in der Luft geblieben ist. Damit hat er alle bisherigen französischen Rekords geschlagen, denn sein erfolgreichster Konkurrent P. Tissandier hat am 20. Mai mit seinem Wright-Zweidecker nur einen Flug von 1 Stunde 2 Minuten vollführt.

Staatsrat v. Schicker (Abb. S. 1008), der langjährige stellvertretende Bundesratsbevollmächtigte Württembergs, ist, erst 62 Jahre alt, in Stuttgart verschieden. Schicker war von Geburt ein bayrischer Schwabe. Im Jahre 1875 gelangte er zugleich mit einer Reihe anderer tüchtiger junger Juristen in den württembergischen Staatsdienst. Sechs Jahre darauf war er bereits Regierungsrat, und schon im folgenden Jahre wurde ihm die Stellung übertragen, die er bis zu seinem Tode bekleidet hat. Die Energie und der unglaubliche Fleiß Schickers, der neben seinen Amtsgeschäften noch Zeit zu wissenschaftlichen Arbeiten fand, paarten sich mit viel Charakterstärke und einer klaren, aufs praktische gerichteten Intelligenz.

Der neue Erzbischof von München (Abb S. 1006). Der Prinzregent hat den geistlichen Rat Franz Bettinger, Domdechanten in Speyer, auf den erledigten Münchner Erzsitz berufen. Der neue Kirchenfürst steht im 59. Lebensjahre. Er ist der Sohn eines einfachen Schmiedemeisters und hat bisher als Seelsorger in verschiedenen Orten der Rheinpfalz gewirkt. Seit dem Jahre 1895 gehörte er als Pfarrer des Domes von Speyer dem dortigen Domkapitel an; den Rang eines Domdechanten hatte er erst vor wenigen Wochen erhalten.

Dr. Theodor Barth (Abb. S. 1008), der langjährige Führer der Linksliberalen und Begründer der Demokratischen Vereinigung, ist im 50. Lebensjahre gestorben. Der bedeutende liberale Politiker gehörte der parlamentarischen Laufbahn an, seitdem er im Jahre 1883 wegen seines Widerstandes gegen Bismarcks Zollpolitik das Amt eines Syndikus der Bremer Handelskammer hatte niederlegen müssen. Bald darauf begründete er seine politische Wochenschrift „Die Nation". Im Reichsrat und im preußischen Landtag galt er als ein äußerst unterrichteter Vertreter seiner politischen Ideale.

Aus der französischen Diplomatie (Abb. S. 1008). Die französische Regierung hat sich veranlaßt gesehen, zwei der wichtigsten Botschafterposten neu zu besetzen. Der bisherige Chef der Handelsabteilung des Ministeriums des Auswärtigen, George Louis, geht als Nachfolger des Admirals Touchard nach St. Petersburg. Die Konstantinopler Botschaft wurde dem ehemaligen Botschafter in St. Petersburg Maurice Bompard zuteil.

Antonietta dell'Era (Abb. S. 1008), die langjährige Primaballerina der Berliner Hofoper, hat von ihrem Publikum und der Bühnenlaufbahn in einer festlichen Aufführung des „Sardanapal" Abschied genommen. Die beliebte Tänzerin war ein echtes Ballettkind; sie hat schon mit fünf Jahren als Miniatur-Primaballerina gewirkt. Diese frühe Uebung erwarb ihr ihre viel bewunderte Leichtigkeit, Gewandtheit und Grazie.

Zwei große Ereignisse des Rennsports (Abb. S. 1010). Das große Derby in der Freudenau bei Wien hat mit dem sensationellen Siege eines krassen Outsiders geendet. Der von Miles gerittene Stirzenstein (Gestüt Remetesег) errang das „Blaue Band", an dem ein Preis von 114000 Kronen hängt. Dieser unerhörte Sieg eines Pferdes, gegen das 328 : 10 gewettet worden war, war nur möglich, weil Fervor (Stall Weinberg) ausbrach. — Bei dem Rennen um den Großen Preis von Hamburg, das gleichzeitig stattfand, war es ein deutscher Rennstall, der den Sieg errang und den 100,000-Mark-Preis erhielt. Der von Warne gerittene Stoßvogel brachte nach einem prachtvollen Kampf die Farben des Gradizer Gestüts durchs Ziel.

Das Pfingstturnier des Lawn-Tennis-Turnierklubs im Grunewald (Abb. S. 1012) war eine glänzende sportliche Veranstaltung, bei der die besten deutschen Meister und Sportsmen anderer Länder ihre Gewandtheit bewiesen. Die beste Berliner Gesellschaft, deren Mitglieder sich an dem Turnier beteiligten, war in der Zuschauermenge vertreten.

Die Toten der Woche

Dr. Theodor Barth, bekannter Politiker, ehem. Reichstagsabgeordneter, † in Baden-Baden am 3. Juni im 60. Lebensjahr (Portr. S. 1008).

Alfred H. Chauchard, Besitzer des Pariser Louvrebasars, † in Paris am 5. Juni im Alter von 88 Jahren.

Staatsrat Karl von Schicker, † in Stuttgart am 5. Juni im Alter von 62 Jahren (Portr. S. 1008).

Reichs- und Landtagsabgeordneter Karl Schmidt, † in Halle a. S. am 7. Juni im Alter von 55 Jahren.

Professor Johann Nepomuk Sepp, ehem. Mitglied des Frankfurter Parlaments, † in München am 5. Juni im Alter von 92 Jahren. (Portr. S. 1006.)

Oberst z. D. Leo v. Tiedemann, † in Köslin im Alter von 99 Jahren.

Erzbischof Wnukowski, Metropolit der römisch-katholischen Kirche des russischen Reichs, † in Petersburg am 3. Juni.

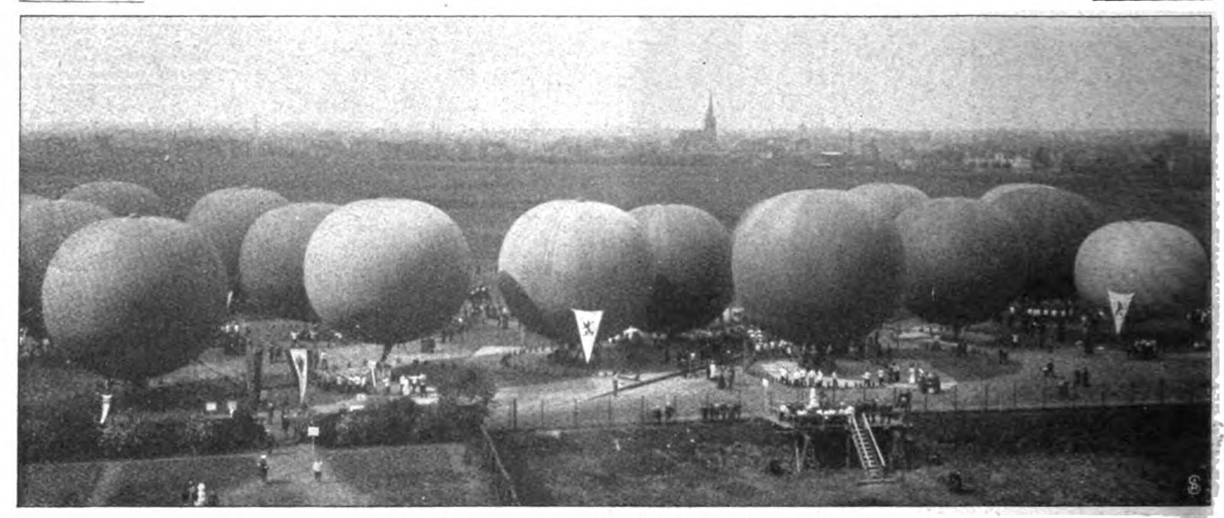

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY

Bilder vom Tage



Eine gewichtige Stimme im britischen Reich:
Lord Rosebery (×) hielt eine vielbesprochene Rede auf der Pressekonferenz zu London.

Generated on 2019-06-06 09:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY



Vorbereitungen zur Gordon-Bennett-Fahrt der Lüfte:
Start der für das Ausscheidungsfliegen bestimmten deutschen Ballons in Essen.



Hofphot. Dittmar.
Prof. Dr. Nepomuk Sepp †
der bekannte Münchener Gelehrte.



Ein neuer Sieg des Aeroplans.
Hubert Latham
schlug den Dauerrekord auf dem Truppenübungsplatz bei Châlons.
Phot. M. Branger.



Franz Bettinger,
der neue Erzbischof von München-Freysing.



Die englischen Gäste mit ihren Damen vor dem Charlottenburger Schloß. Phot. Deutsche Illustr.-Ges.
Vom Besuch der englischen Arbeiterabgeordneten in Berlin.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Aus der Internationalen Photographischen Ausstellung zu Dresden:

Kronprinzessin Cecilie. Aufnahme des Kronprinzen.

Digitized by 
Original from
CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Phot. Wertheim.

Staatsrat v. Schicker †

Der stellvertretende Bundesratsbevollmächtigte für Württemberg.



Phot. Piron.

Georges Louis,

der neue französische Botschafter in Petersburg.



Maurice Bompard,

der neue französische Botschafter in Konstantinopel.



Phot. Becker & Maaß.

Dr. Theodor Barth †

Der bekannte Parlamentarier und langjährige Führer der Linksliberalen

Die Künstlerin inmitten der Abschiedsgeschenke und Ehrengaben.

Abschied der Königl. Solotänzerin Antonietta Dell'Era von der Berliner Hofoper.

Spezialaufnahme für die „Woche".

Generated on 2019-06-06 09:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957 / Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Digitized by Google

Original from CORNELL UNIVERSITY

Phot. C. O. Bulla.

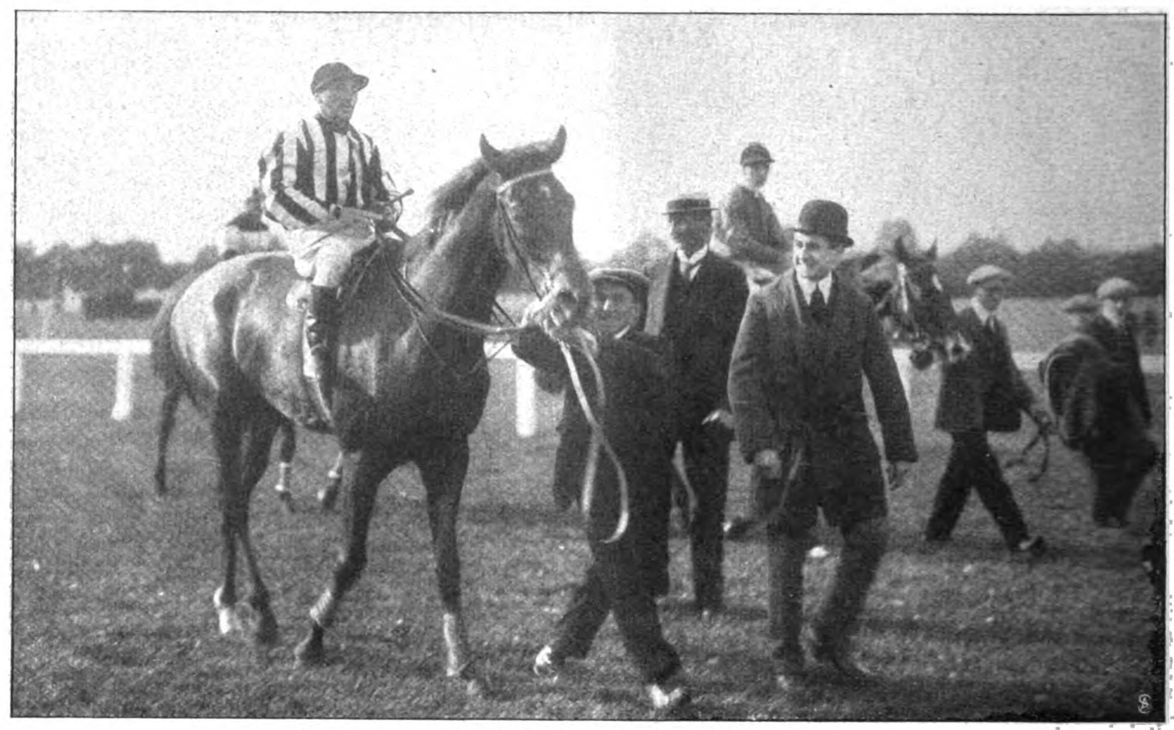
Die feierliche Enthüllung des Denkmals für Zar Alexander III. von Rußland

auf dem Snamenskiplatz in St. Petersburg.

Generated on 2019-06-06 09:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957 / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Public Domain in the United States, Google-digitized


Digitized by Google

Original from
CORNELL UNIVERSITY



Der Große Preis von Hamburg. Phot. Reich.

„Stoßvogel" vom Gradiţer Gestüt nach dem Sieg auf der Borsteler Rennbahn.



Das sensationelle Wiener Derby 1909.



Der Sieger „Slizenstein" nach dem Rennen.

Links: Elegante Toiletten auf dem Rennplatz.

Rechts: Eine sieghafte „Beauté".

Phot. Seebald.



Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



König Leopold (×) begibt sich zur Besichtigung des Festzugs nach der Tribüne.

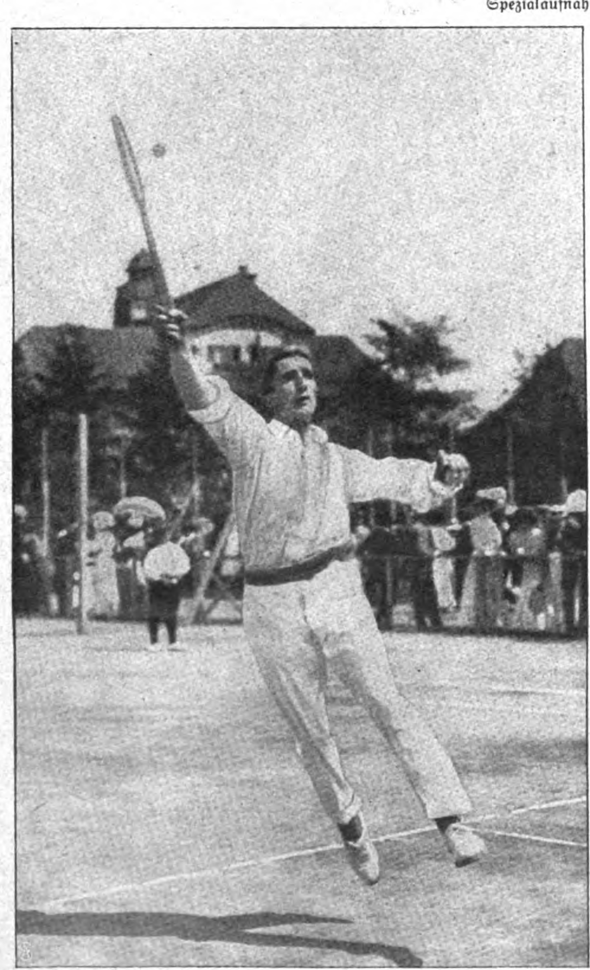
Der Wagen mit Landesprodukten des Kongostaats im Festzug. Phot. Bastyns.

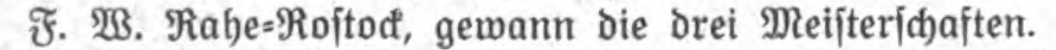
Vom großen belgischen Kolonialfest in Antwerpen.

Generated on 2019-06-06 09:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY

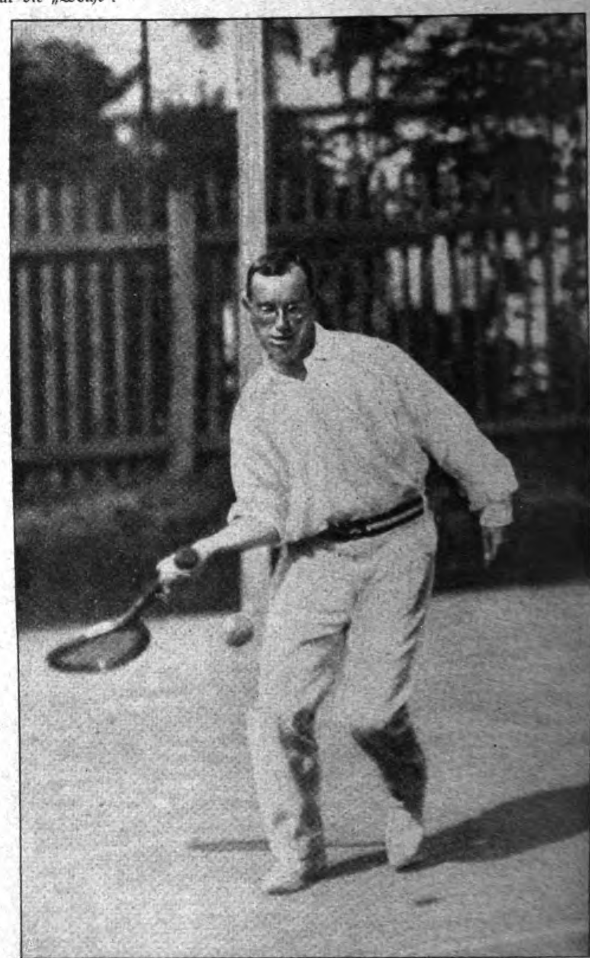


Zuschauer vor dem Klubhaus während des Turniers.
Spezialaufnahme für die „Woche“.





F. W. Rahe-Rostock, gewann die drei Meisterschaften.



Mr. Parker, ein hervorragender Spieler aus Neuseeland.

Phot. Electrophot.

Vom großen Lawn-Tennis-Turnier im Grunewald.

Generated on 2019-06-06 09:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY

Hanseaten.

Roman von

Rudolf Herzog.

17. Fortsetzung.

Karl Twersten wandte sich an Ingeborg und fuhr fort: „Nie hätte ich an diese Wendung gedacht. Deshalb überraschte sie auch mich, und ich glaubte, nicht richtig zu lesen. Aber Angèle schickte mir gleich eine Vollmacht mit für den Rechtsanwalt. Da war kein Zweifel mehr möglich. Ich habe alle Schritte bereits eingeleitet."

Sie wollte nach der Begründung fragen, aber sie tat es nicht. Was er ihr mitteilte, mußte ihr genügen, weil es — eine andere betraf.

Und sie gingen weiter auf den mondbeschienenen Waldwegen, und das leise Raunen der Wipfel ging mit.

„Angèle schrieb mir," fuhr er fort, als hätte er ihre Gedanken erraten, „ich solle den Scheidungsantrag mit böswilligem Verlassen und ihrer bestimmten Weigerung, zurückzukehren, begründen. Das hat mich wundergenommen. Denn allein ist sie nicht zu ihrem Entschluß gekommen. Es ist da eine geheimnisvolle Macht im Spiel, die ich in der Stille segnen möchte."

„Soll ich sie dir nennen?"

„Woher könntest du das wissen, Ingeborg. Und ich will keine verspätete Neugierde zeigen und mich mit der Tatsache bescheiden."

„Und wenn es für dich wichtig wäre, Karl? Wenn dir ein Gewinn dadurch würde?"

„Was hast du?" sagte Twersten. Und auch er fühlte sein Herz plötzlich heftiger schlagen. „Du glaubst doch nicht etwa, daß —"

„Ja, daß es Robert war, der sie zu dem Entschluß drängte."

Twersten nahm den Hut ab. „Das wäre schrecklich", murmelte er und strich das Haar aus der Stirn. „Und du sprachst von einem Gewinn."

„Robert wird heute schon Kuba verlassen haben."

Sie standen vor einer Waldwiese, die im Mondlicht wie ein grünsilberner Weiher glänzte. Doch als sie den Fuß hineinsetzten, hatte das nächtliche Bild seine Geheimnisse verloren. „Beantworte mir zwei Fragen, Ingeborg", sagte Karl Twersten.

„Du wirst sie dir selbst beantworten. Aber frage nur."

„Wie erfuhrst du Roberts Abreise? Und in welchen Zusammenhang bringst du sie mit — Angèles Entschluß?"

Ein stilles Lächeln glitt um Ingeborg Brambergs Mund. Sie erzählte von Marga Vanheil und ihrer besorgten Liebe. Sie erzählte von Roberts Briefen und dem Unterscheidungsvermögen des Mädchens, das einen jähen Wendepunkt im Leben des Freundes herausgelesen hatte. Und sie zog die Schlußfolgerung, wie sie nur Frauen zu ziehen verstehen.

„Plötzlich ist ihm die Binde von den Augen gefallen. Durch Geschehnisse, die ihn bis ins Innerste trafen, hat er Wert und Unwert erkennen gelernt, ist die Gestalt des Vaters vor seinen Augen hochgewachsen. Der Entschluß, aus Kuba zu fliehen, fällt mit seiner Mutter Brief an dich zusammen. Das Twerstensche Blut ist aufgewallt und hat reine Bahn geschaffen. Als du die Frau verlorst, Karl, hattest du den Sohn zurückgewonnen."

Twersten schwieg lange. Aber ein Wogen war in ihm, das ihm bis in die Kehle stieg.

„Jeden Abend", sagte er zögernd, „bin ich in Roberts Zimmer gegangen. Denn ich meinte, ich müßte dem Abwesenden vieles erklären. Ich habe mich also nicht getäuscht. Wir haben in Verbindung gestanden. Das ist wie ein ewiges und unsichtbares Band zwischen Vater und Sohn."

„Bist du noch bange um dein Erbe?"

„Heute will mir scheinen, als gälte es mehr, daß ich den Sohn wieder habe, und käme er erst nach Jahren. Ich will ihm Zeit lassen. Das Erbe? Vor einer Stunde hat der größte Deutsche die Augen geschlossen, ohne zu wissen, was aus seinem Erbe wird. Aber seine Zeit hat er erfüllt."

Sie wandten sich um und blickten den Weg zurück, dorthin, wo sie Friedrichsruh wußten.

„Er ist nicht tot. Er lebt immerdar als ein Schöpfer. Das ist das Größte."

„Mögen die, die nach ihm sind, Sorge tragen, daß man das gleiche einst von ihnen sagen kann."

„Und ich sage das nämliche von allen, die nach Karl Twersten sein werden."

„Liebe Frau, du willst mir wohltun, und du hast es erreicht." —

Und es war ihnen, als müßten sie dem großen Toten einen Dank zusenden, daß er ihnen mit seinem Sterben noch diese Stunde geschaffen hatte.

Durch das stille Reinbek gingen sie die Straße nach Bergedorf, der einst freien Stadt. In den Häusern war noch Licht. Schon war die Kunde von Bismarcks Tod hierher geeilt und hatte die Menschen aufgerüttelt, daß sie vor seinem Namen den Schlaf vergaßen.

Aufrecht und ein helles Licht in den Augen, schritten Twersten und Ingeborg Bramberg durch das Städtchen. Aus dem dunklen Sachsenwalde trugen sie das Licht heim in ihre Welt.

„Das war in Wahrheit ein Feiertag", sagte Ingeborg Bramberg, als sie den Wagen verließ, der vor ihrem Hause hielt.

Und Twersten entgegnete nur: „Ich danke dir." — —

Published 12. VI. 1909. Privilege of copyright in the United States reserved under the Act approved 3 March 1905 by August Scherl G. m. b. H., Berlin.



Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

15. Kapitel.

Ein eigenwilliger Sinfoniker ist der Tod. Oft läßt er ein Heldenleben in weltvergessenen Akkorden zerflattern, oft endet er eines stillen Menschen Dasein mit einem heroischen Finale. Wenn er die Geige hebt und die grimme Ironie über ihn kommt, wirbelt er die Lebensmelodien durcheinander und hängt an das Lied des einen den Schluß, den der andere erwartete. Und plötzlich wieder trifft er in rätselhafter Laune den einzigen Ausklang, der den Inhalt des Lebens, das in ihm verweht, wie ein Abbild erstehen und in seiner ganzen Treue Abschied nehmen läßt.

Als er im Winter des Jahres behutsam die Türe des Vanheilschen Hauses aufklinkte und leise auftretend die Treppen zur Wohnung des Hausherrn hinaufstieg, war die rätselhafte Laune in ihm, und er lächelte vor sich hin.

Martin Vanheil war in seinen Lehnsessel gebettet. Die Sprache, die er eine Zeitlang verloren hatte, hatte sich wieder eingestellt. Aber der Atem ging schwer und mühsam.

„Daß ihr mir — den Jungen nicht beunruhigt", gebot er immer wieder. „Dummheit, das mit mir. Im Frühjahr — tanz ich mit euch allen — auf der Wiese."

Frau Henriette, Erika und Marga saßen bei ihm, pflegten ihn und plauderten ihm vor.

„Der Fritz — —" sagte der Alte, „Kinder, der Fritz. Nun arbeitet er — auf einer amerikanischen Werft. Gebt acht — was ich immer prophezeit habe."

„Sprich nicht so viel, Vater, es strengt dich an."

„Gott, habt ihr eine Ahnung. Freude — hat mich nie im Leben angestrengt. Meine Lebensluft, wißt ihr! Andere — müssen ein paar Flaschen Wein trinken, um — das Stadium — zu erreichen. Habe ich — nie nötig gehabt. Ging immer ganz von selber."

„Ja, Vater, du bist eine glückliche Natur."

„Bin ich auch", sagte der alte Vanheil, und es zog eine Verklärung über sein abgemagertes Gesicht. „Etwas — muß der Mensch doch sein."

Frau Henriette legte ihm die Hände aufs Knie und sah ihn lange an.

„Du bist noch viel mehr, Martin. Du bist der beste Gatte und der liebevollste Vater."

Der Alte blickte sie der Reihe nach an. Eine stille, feine Röte färbte sein Gesicht. „Ist das wahr? Bin ich das wirklich? Ich meine oft, ich hätte euch mehr — mehr bieten müssen. Seid ihr — wahrhaftig — mit mir zufrieden gewesen?"

Kaum konnten die Frauen noch an sich halten. Sie mußten ganz fest die Lippen schließen und die Hände ineinander krampfen. Und sie erhoben sich, als hätte nur derselbe Gedanke in ihnen Raum, und legten die Arme um ihn und brachten ihre Köpfe nahe an den seinen.

„Ist das eure Antwort?" fragte der Alte. Und mit einer stillen Seligkeit fügte er hinzu: „Dann ist es eine schöne Antwort."

„Du hast uns alle reich gemacht, Vater", sagte Marga und streichelte sein dünnes Haar. „Wir können allen Armen und Unzufriedenen davon abgeben. Und wir werden für unser ganzes Leben genug übrig behalten, um nicht eine Stunde seufzen zu müssen."

„So hatte ich es mir gewünscht," murmelte der alte Vanheil, „genau so."

„Schlaf ein wenig, Vater. Wir setzen uns einstweilen ins Nebenzimmer und schwatzen weiter."

Und der alte Vanheil drückte sein Gesicht gegen die Polsterwandung und schlief friedlich ein.

Frau Henriette saß mit ihren Töchtern im Nebenzimmer. Die Augen quollen ihr über, und mit jeder Hand hielt sie eine Hand der Töchter.

„Er wird nicht wieder werden, Kinder, wir müssen auf alles gefaßt sein. Und ich habe ihn so liebgehabt, daß ich es euch gar nicht sagen kann."

„Mutter, Mutter, beruhige dich. Wir dürfen es ihm gar nicht zeigen, daß es nicht so fröhlich bei uns ist, wie er immer noch glaubt. Siehst du, Mutter, das muß unser Dank sein, daß wir ihn in dieser glücklichen Sicherheit — von uns gehen lassen."

Frau Henriette wischte mit ihrem Tüchlein langsam die Tränen fort. Und sie sagte, als spräche sie zu sich selber: „Ich bin all die Jahre seine Frau gewesen. Das kann kein Mensch außer mir wissen, was das heißt. All das Helle und Sonnige, was in ihm war, habe ich immer zuerst von ihm erhalten, und es mußte sich erst bei mir widerspiegeln, bevor es zu euch Kindern kam. In ihm war kein Gedanke, der nicht auch in mir war; kein froher Gedanke. Die Geschäftssorgen durften nicht hinter ihm her die Stiege hinauf. ‚Wenn ich dich und die Kinder sehe,' sagte er, ‚wäre es sündhafte Undankbarkeit, dem lieben Gott anders als lobsingen zu wollen. Lauf ans Klavier, spiel etwas so recht Heiteres. Schon die Kinder Israels tanzten um die Bundeslade!'"

Ein erinnerungswarmes Lächeln glitt um ihren Mund. Und in der Erinnerung fand sie den Halt für die Gegenwart.

Die Töchter fühlten es und drückten ihr die Hand. Und sie gab den Druck fest zurück.

„Hast du deinem Mann telegraphiert, Erika?"

„Er wird um vier Uhr hier sein können, Mutter."

Und die Tochter wollte nicht an Tapferkeit hinter der Mutter zurückbleiben und fügte von den eigenen Sorgen nichts hinzu.

„Arme Erika", sagte Frau Henriette leise und blickte der Tochter ins Auge.

„Laß das jetzt, Mutter. Für alles das bleibt uns noch so viel Zeit und für den Vater nur noch so wenig. Wenn er etwas von meinem Kummer erführe, würde er nicht ruhig sterben können. Da tritt alles andere zurück."

Marga Vanheil nickte der Schwester zu. Sie kannte diesen Mut.

„Ich werde jetzt noch eine Stunde aufs Kontor gehen und die Geschäfte erledigen. Rochus wartet wohl schon auf mich. Sollte der Vater früher erwachen, so schickt mir gleich Bescheid. Oder wenn der Doktor wieder kommt."

Als sie ins Privatkontor ging, folgte ihr der alte Rochus. Sie wies ihm den Stuhl ihres Vaters an, und sie saßen sich gegenüber und blickten durch das Fenster hinaus auf die Straße, ohne zu arbeiten. Dann machte das Mädchen eine Bewegung, und Rochus schrak auf.



Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 09:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ihre Blicke trafen sich und hafteten aneinander.

„Es wird heute zu Ende gehen, Herr Rochus", sagte Marga. „Der Doktor hat uns auf den Abend vorbereitet."

Der alte Prokurist erwiderte nichts. Die Brille war ihm beschlagen, und er nahm sie ab und putzte sie.

„Herr Rochus, heute abend werden wir noch einmal lügen müssen."

„Ja, ja — ja, ja."

„Wenn der Vater noch einmal nach dem Geschäft fragt, lassen Sie mich sprechen und machen ein unbekümmertes Gesicht dazu. Alles geht glänzend. Die Aufträge häufen sich, und — und —".

„Es ist schon gut, Fräulein Marga, Sie werden wie immer mit mir zufrieden sein."

„Herr Rochus," sagte Marga Vanheil nach einer Pause, „ich weiß, wie sehr das alles auf Ihr kaufmännisches Gewissen drücken muß. Aber denken Sie daran, daß Sie dem Vater damit den letzten Freundschaftsdienst leisten und einen Dienst, der keinen schädigt. Er war ja auch immer Ihr Freund und immer sehr besorgt um Sie. Nicht wahr, da wird es leichter?"

Der Alte hakte die Brille ein. „Wie kann man überhaupt von mir sprechen. Und mein kaufmännisches Gewissen hat wirklich gar nichts zu melden, Fräulein Marga, denn das andere Gewissen, das des alten Menschen Rochus,der ein Freund Ihres Vaters sein durfte, das hat eine viel stärkere Stimme, und ich wollte, ich könnte ihr noch jahrelang folgen."

Und sie blickten wieder zum Fenster hinaus auf die Straße, die ein grauer Schnee bedeckte.

„So tief hat die Schiffahrt noch nie geruht wie in diesem Winter", meinte Marga Vanheil.

„Wir werden große, neue Anstrengungen machen müssen," entgegnete der Alte, „wenn Sie nicht vorziehen sollten, die Firma aufzulösen."

„Die Firma des Vaters? Niemals!"

„Das hab ich mir gedacht, Fräulein Marga. Das ist wie ein Vermächtnis."

„Das i s t ein Vermächtnis, Herr Rochus. Und wer es antritt, übernimmt damit des Vaters Sorge für die Mutter und für Erika. Sehen Sie, was für ein großes Vermächtnis Vater mit der Firma hinterläßt? Fritz schlägt sich auf eigene Faust durchs Leben. Aber Mutter und Erika und Erikas Kinder, die gehören dazu. Für die alle hat die Firma einzustehen."

„Das sind sehr viele, Fräulein Marga. Nehmen Sie auch nicht eine zu große Aufgabe auf sich?"

„Herr Rochus," meinte Marga Vanheil mit einem mutigen Lächeln, „haben Sie es nie verspürt, daß die Kräfte mit den Pflichten wachsen? Daß die Leistungen um so größer werden, je mehr Menschen gläubig von uns abhängen?"

„Ich habe", erwiderte der alte Prokurist, „nie die Freude gehabt, für andere Menschen sorgen zu müssen. Das Glück, Frau und Kinder zu besitzen, habe ich nie gekannt. Denn es muß doch wohl ein großes Lebensglück sein, weil es so fröhlich machen kann. Aber von heute an, Fräulein Marga, werde ich es auch können. Denn ich werde mich für Sie und die Ihrigen mitsorgen."

Er wandte ihr sein faltig gewordenes Gesicht zu, und aus den Falten huschte ein vergessener Schimmer von Jugend und breitete sich aus und glitt bis in die Seele des alten Kaufmanns und gab ihm Rüstigkeit und Spannkraft.

Am Nachmittag kam Erikas Gatte. Als er ernst und würdevoll zu Martin Vanheil ins Zimmer gehen wollte, bedeuteten ihn die Frauen, heiter zu sein. Das verwirrte ihn. Wie konnte man einem Sterbenden gegenüber heiter sein?

„Ihr scheint euch doch wohl nicht ganz der Bedeutung dieser Stunde bewußt zu sein", meinte er mit gerunzelter Stirn.

„Weil wir uns s o s e h r ihrer Bedeutung bewußt sind, bitten wir dich um ein heiteres Gesicht."

„Ich verstehe eure Welt nicht", sagte der Offizier. „Aber da ich in eurem Hause bin, werde ich mich der Hausordnung fügen."

Ja, es war Martin Vanheils ungeschriebene Hausordnung. Er lag eingebettet im Lehnsessel, und die Enkel, die man auf seinen Wunsch zu ihm gelassen hatte, spielten unbekümmert zu seinen Füßen. Die Kräfte schienen noch einmal zurückgekehrt zu sein. Die Stimme gehorchte, wenn auch nur schwachen Tones.

„Ah, der Herr Hauptmann", begrüßte er sichtlich erfreut den Eintretenden. „Was macht der Kompaniedienst? Bekommt er gut?"

Der Hauptmann ergriff seine Hand.

„Danke sehr, Schwiegervater. Alles soweit in Ordnung. Aber ich freue mich, daß du weit besser aussiehst, als ich gedacht hatte."

„Haben sie dir was geschrieben? Frauensleut sind immer gleich ängstlich."

Der Hauptmann besann sich schnell. „Nein, nein, sie haben nichts geschrieben. Gerade weil ich so wenig von dir hörte, dachte ich es. Und da doch der Weihnachtsurlaub dicht vor der Türe stand, nahm ich ihn ein paar Tage früher, kaufte mir eine Fahrkarte, und — hier bin ich."

„Schön von dir gehandelt", sagte der alte Vanheil und winkte ihm, daß er sich einen Stuhl näher heranzöge. „Siehst du," meinte er, „jetzt kann ich dir auch sagen — wie ich mich über dich gefreut habe — daß du mir auch dieses Jahr wieder — Frau und Kinder hiergelassen hast. Das war ein großes Opfer. Ich — ich hätt's nicht fertiggebracht. Schwächlicher Chrakter, was? Aber du — du hast Sohnesliebe in den Knochen. Deine Frau und deine Kinder — haben mich sehr glücklich gemacht. Das — wird dir einmal vergolten werden."

Über die Stirn des Hauptmanns flog eine dunkle Röte. „Ich höre, du darfst noch nicht so viel sprechen, Schwiegerpapa. Wenn du willst, will ich dir lieber vom Dienst erzählen."

Er hatte seine beiden Knaben aufgehoben, geküßt und sie mit einem Zeichen, daß sie sich ganz still verhalten müßten, wieder niedergesetzt.

„Ei," wunderte sich der alte Vanheil vergnügt, „ich darf nicht? Habe ich denn einen Vormund?"

Und die Frauen nickten ihm zu und riefen: „Uns alle!"



Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 09:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957 / Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„So—o? Dann werde ich mir — für heute mal — meine Freiheit zurückerbitten."

Er fühlte es selbst, wie ihn das Sprechen anstrengte. Aber er wollte sich die Freude daran nicht nehmen lassen, und die Stimme wurde zum Flüstern.

„Fritz geht es gut. Ausgezeichnet geht es dem Jungen. Sein letzter Brief — Marga, lies ihn doch mal vor."

Zusammengesunken lag er zwischen den Kissen. Aber sein Ohr saugte jedes Wort auf, und seine Augen hatten glückseligen Glanz. Nur zuweilen murmelte er: „Der Fritz — — der Fritz — —!" während Marga las.

„Geliebte Eltern! Geliebtes Schwesternpaar!

„Dieser Brief wird um die Weihnachtzeit bei euch sein. Ich sehe die urgemütliche Wohnstube mit den schwarzen Scherenbildern, die Großvater uns staunenden Kindern schnitt, rings an den Wänden, und Vater sitzt am Klavier und freut sich, daß seine ‚Froonslüd' die alten Weihnachtslieder noch genau so schön können, wie er sie als Junge kannte. Nur mein edler Bariton fehlt. Und das ist für mich betrüblicher als für euch. Aber ich singe kräftig aus der Ferne.

„Wie es mir sonst geht? Prachtvoll! Vater pflegte immer zu sagen: Der Mensch ist nur dann glücklich, wenn ihm noch was zu wünschen bleibt. Demzufolge muß ich mich kannibalisch glücklich fühlen, denn der Wünsche werden es täglich mehr. Vorläufig arbeite ich hier im südlichsten Kriegshafen der Union als Konstrukteur auf der Werft. Das ist nun schon meine zweite Stellung innerhalb eines halben Jahres, und ich hoffe, noch ein gutes Dutzend Stellungen zu absolvieren, bevor mich Amerika los wird. Denn meine Augen sind, um mich eines Wortes unseres Schullehrers in Tertia zu bedienen, ‚überall, Jungs, und nur der liebe Gott sieht mehr, denn der sieht ins Herz!' Die Herzen meiner amerikanischen Mitbürger und Mitbürgerinnen interessieren mich nicht, aber die Herzen und Seelen der Maschinen und Schiffskörper. Da bändle ich mächtig mit den Augen an, und es wird mit Gottes Hilfe manches bessere Verhältnis zustande kommen, das noch den Hamburger Hafen baß erfreuen soll.

„Also mir geht's wunderlieblich und fein. Und dasselbe hoffe ich von euch zu hören. Schreibt mir aber immer über das deutsche Konsulat in Neuyork, dem ich stets meine Adresse anvertrauen werde. Denn der Wege sind viele in Amerika, die von einer Werft zur anderen führen, und ich gedenke sie alle in Gesundheit zu laufen. Komme ich dann zurück zu euch Lieben, so kaufe ich euch dicht an der Elbe ein Schloß, wie es nur in den Märchenbüchern abgebildet steht, und mir reserviere ich nur eine kleine Stube, in der ich niedliche Panzerkähne von knapp 200 Meter Länge bauen kann. Damit will ich mich denn nach meinen fröhlichen Wanderjahren zufrieden geben.

„Von Bob Twersten hatte ich nur ein einzigesmal Nachricht. Aber das lag an mir, weil ich noch nicht zum Antworten kam. Er sitzt auf einem Neuyorker Kontor und verkauft Baumwolle, was ihm wichtiger erscheint als mir. Sein höchster Wunsch gipfelt vorläufig darin, Kommis in einer Reederei zu werden. Seinem Briefe nach muß dieser Posten wohl direkt hinter dem des Präsidenten der nordamerikanischen Republik kommen. Es liegt alles nur daran, von welcher Seite man eine Sache ansieht.

„Und nun wünsche ich euch allen ein so idyllisches Fest, wie es nur im Hause Vanheil gedeihen kann. Eins aber kann ich euch sagen: ich habe euch ganz gewaltig lieb!

„In diesem Sinne bin ich alleweil und allerwegen euer treuer Sohn und wohlgewogener Bruder Fritz."

Des alten Vanheils Augen wanderten unablässig von einem zum anderen. In aller Augen wollte er die Freude an seinem Jungen lesen. Und die eigenen leuchteten ihm wie zwei Sonnen.

„Der Fritz — der Fritz!" murmelte er. „Kauft — ein Schloß — den ganzen — Hamburger — Hafen — der — Jung!"

Sein Kopf sank tief auf die Brust. Die Augen schlossen sich.

„Vater!"

„Bißchen — müde" — — murmelte er.

Nach einer halben Stunde öffneten sich die Augen wieder. Der Blick verschärfte sich langsam. Er erkannte seine Umgebung.

„Da ist ja — Rochus. Nun? Geschäft — all — right?"

„All right, Herr Vanheil."

Martin Vanheil suchte die Tochter. „Erzähl mal — 'n bißchen — vom Geschäft — Döchting."

„Das läuft am Schnürchen, Vater. Die nordische Linie von Bramberg u. Co. hat sicher nicht mehr zu tun als wir. Nicht wahr, Herr Rochus?"

Der alte Prokurist nickte eifrig.

„Sieh — mal an", sagte Martin Vanheil. Und plötzlich lachte er ganz leise, sein altes, glückliches Lachen.

„Der Junge — auf dem besten Weg. Das Geschäft — in Blüte. Die Meinen alle — wohlversorgt. Jetzt müßt man — sterben können."

„Sprich nicht so etwas, Vater."

„Martin —" sagte Frau Henriette, legte ihm den Arm um die Schulter und küßte ihn auf den Mund. Hände und Lippen zitterten ihr, daß sie fast ihr gutes, mutiges Lächeln vergaß.

„Und diese — Musik!" fuhr Martin Vanheil fort. „Hört ihr sie? Wer spielt denn da nur — so herzerquickend? Das — klingt — wie das Finale — einer — göttlich heiteren — Sinfonie . . . Hört ihr auch — alle zu? — Von wem — ist sie nur? Das — klingt mir — so bekannt. Die muß ich schon — selber — gespielt haben."

Er saß aufgerichtet und hielt lauschend den Kopf vorgestreckt. Seine Züge belebten sich. Seine Augen strahlten. Und die um ihn standen, sahen, daß eine Weihe auf seiner Stirn lag. Die beiden Enkel hielten sich am Rock der Mutter und blickten auf den Großvater.

Und während er lauschte und lauschte, sagte er: „Nicht vergessen — Fritz — kabeln — Fröhliche Weihnachten — glückliches — neues — Jahr."

„Vater, siehst du uns?"


Digitized by Google


Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 09:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



„Alle — alle. Und die Musik — tut so gut. Die — beruhigt. Weiter — spielen ... Henriette!"

„Martin, mein guter, alter Martin!?" — —

„Lieber Gott", seufzte Martin Vanheil und verschied in den Armen seiner Frau. — — —

Mit weicher Hand hatte Frau Henriette ihm den letzten Liebesdienst getan und ihm die Augen geschlossen. Nun hob sie den weißen Scheitel und blickte verstört ins Leere. Und Marga führte die Kinder zum Großvater, damit sie ihm noch einmal die Hand küßten, und übergab sie dem Hauptmann, der sie in ihr Zimmer brachte.

Der alte Rochus trat vor. Er wollte dem alten Freunde noch etwas sagen, einen Dank oder ein Abschiedswort. Aber seine Kinnbacken arbeiteten so krampfhaft, daß er es unterließ. Da lächelte er ihm zu, und die Tränen rollten ihm über die Backen, als er ging.

Die Frauen waren mit dem Toten allein. Der Schmerz löste sich.

„Vater!" rief Erika und sank neben seinem Stuhle nieder. „Nun stürzt alles zusammen."

Frau Henriette hielt den geliebten Mann noch immer umschlungen. Ihre heißen Tränen tropften auf ihn nieder.

„Ich sehe gar nichts mehr. O Kinder, es ist alles so leer, so leer — —"

Marga trat hinter Mutter und Schwester und schloß sie beide in ihre Arme. „Nicht verzagen, nicht verzagen! Habt ihr den Vater jemals verzagt gesehen? Sollen wir so schlecht von ihm gelernt haben? Wir halten zusammen, wir halten immer zusammen, als wäre er beständig unter uns. Mutter, Schwester, in allem Unglück wollen wir glücklich sein, daß wir einen solchen Vater hatten."

„Gott segne dich, Martin", stammelte Frau Henriette. Und sie bettete ihn weich in die Kissen, küßte ihn lange auf den verstummten Mund und ging wie eine sorgende Frau, die noch eine Pflicht zu erfüllen weiß, zum Klavier.

Nur eine Strophe spielte sie: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt ...." Und dann ließ sie sich mit Erika willig

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY

von Marga hinausführen, um den Kindern gute Nacht zu wünschen und die Anordnungen zu treffen zur Aufbahrung Martin Vanheils.

Marga aber kehrte leise in das Zimmer zurück. Und vor dem toten Vater kniete sie nieder und weinte lange und bitterlich in seine erkaltenden Hände.

Als sie sich erhob, war der furchtbare Druck, der ihr das Herz und den Kopf zusammengepreßt hatte, geschwunden.

„Siehst du, Vater," sagte sie in der Stille, „ich muß dich ja jetzt ersetzen. Und wenn die anderen länger um dich weinen, so will ich unterdes arbeiten, damit ihnen ihr Weinen zu einer Feier werden kann und nicht zu einer Angst. Dazu bitte ich dich um deinen Segen."

Der Arzt kam, und sie empfing ihn. Und die Leute kamen am späten Abend, die Martin Vanheil einkleideten und aufbahrten. Und sie blieb der Mutter zur Seite. Und als es Mitternacht geschlagen hatte und es endlich ganz still im Hause geworden war, saß sie mit der Mutter am Bette, auf dem der geliebte Tote lag, bis der Morgen heraufdämmerte; und die ganze Nacht sprachen sie während ihrer einsamen Totenwacht von den vielen Vorzügen dieses einen Mannes. — —

Was an Martin Vanheil sterblich war, lag eingebettet in dem Friedhofgarten, der draußen auf der Ohlsdorfer Heide die Menschen der Arbeit zu sich ruft aus den Toren der Stadt in ein Land der Poesie. Und unter der Schneedecke schliefen mit ihm die tausend bunten Blumen und Blütensträucher des Gartens den immer wiederkehrenden Ostertagen entgegen.

Karl Twersten und Ingeborg Bramberg waren als die ersten im Trauerhause erschienen, und Twersten hatte an der offenen Gruft dem Jugendfreunde, der sich von Kindesbeinen an treu geblieben war, den letzten, herzlichen Abschiedsgruß zugerufen.

„Wenn Sie mich brauchen, Marga, meine Tür steht immer offen für Sie."

„Und mein ganzes Herz", fügte Ingeborg Bramberg hinzu. „Kommen Sie bald!"

Die ersten Tage waren in wehmütiger Trauer dahingegangen. Das Weihnachtsfest war vorüber. Und mit den ersten Tagen des neuen Jahres stellten sich die neuen Anforderungen des Lebens ein.

Am Familientisch saßen die Frauen und der Hauptmann mit blassen Gesichtern. Marga hatte ihnen die Bilanz des abgelaufenen Jahres erklärt, die ohne Gewinn abschloß. Nur die Summe, die durch die Beteiligung an der Kuba-Spedition eingekommen war, hatte die Firma über Wasser gehalten.

„Du hast noch eins vergessen", sagte der Hauptmann. „Es ist mir überaus peinlich, darauf hinweisen zu müssen, aber es sind geschäftliche Dinge, die nun einmal keine sentimentale Behandlung vertragen. Der jährliche Zuschuß, der schon am 1. Oktober fällig war, fehlt in der Aufstellung. Willst du mir, bitte, dafür eine Erklärung geben?"

„Es ist dieselbe Erklärung," entgegnete Marga, „die ich dir schon zum ersten Oktober schreiben mußte. Die Firma ist vorläufig nicht mehr imstande, die Summe für dich auszuwerfen. Und da du doch jetzt dein Hauptmanngehalt hast und schon in nächster Zeit den Generalstabszuschuß, so wirst du nicht schlechter gestellt sein als wir."

„Ja," sagte der Hauptmann, „das sind in der Tat dieselben Worte, die du mir schriebst, und es ist derselbe Irrtum. Ich habe mich vor Monaten deinem ausdrücklichen Wunsche gefügt, während der schweren Krankheit des Vaters die Angelegenheit ruhen zu lassen. Das — ihr werdet es einsehen — ist nun anders geworden. Ihr stellt mich einer vollendeten Tatsache gegenüber, die mir an den Lebensnerv geht."

„Deine Einkünfte und unsere Einkünfte, lieber Schwager —"

„Nein, nein, solche Vergleiche kannst du nicht aufstellen. Ihr könnt so zurückgezogen leben, wie ihr nur wollt, und kein Mensch wird etwas darin finden. Das ist bei mir anders. Ich stehe auf der Vorstufe zu einer großen Karriere, zu der ich Ellbogenfreiheit brauche. Eine Dreizimmerwohnung mit einem Mädchen für Kinder und Küche ist eine Unmöglichkeit für mich. Ich habe direkte Repräsentationspflichten, um die ich bis heute mehr oder weniger herumkam, weil Frau und Kinder aus Gesundheitsrücksichten in der Seeluft weilen sollten. Und diese Entschuldigung läßt sich auf die Dauer nicht aufrechterhalten."

Erika hob den Kopf. Diese Auseinandersetzungen, und ob sie im höflichsten Tone vorgetragen wurden, beschämten sie aufs tiefste.

„Wir sind nie krank gewesen," sagte sie leise, „weder die Kinder noch ich. Nur auf deinen Wunsch hin gingen wir so oft nach Hamburg und blieben so lange. Bei aller Liebe zu den Eltern und Geschwistern ist mir das nicht immer leicht gewesen."

„Ich weiß es, Erika. Aber ebensogut weißt du, daß es um meinetwillen notwendig war."

„Immer um deinetwillen — —."

„Der vorwärts drängende Mann sieht diese Dinge unter einem anderen Gesichtswinkel."

„Dann", entgegnete sie mit zuckendem Mund, „wäre es für diese Männer besser, nicht zu heiraten, wenn sie in Frau und Kindern Hindernisse sehen."

„Liebe Erika," erwiderte der Offizier ruhig, „als wir heirateten, mußte ich annehmen, die Firma Vanheil sei eine der renommiertesten am Platze. Und auch du nahmst es an. Man brauchte nur deinen Vater sprechen zu hören —"

„Bitte," sagte Marga Vanheil, „wir wollen den Namen des Vaters nicht in diese Unterhaltung hineinziehen. Er hat nie ein Wort gesprochen, das nicht die lauterste Wahrheit war."

„Gewiß. Aber sein Optimismus sah alles in Gold. Und mit seinem Optimismus ist auch das Gold verschwunden."

„Sprich nicht weiter", sagte Erika. „Ich bin zu stolz, um mit dir im Kreise um die einzige Frage, die dich beschäftigt, herumzugehen. Du möchtest wieder frei sein. Das ist alles."

„Ich möchte, daß von beiden Seiten unsere Abmachungen eingehalten werden. Das ist es."

„Und da du hörst, daß sich die Grundbedingungen



Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 09:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957 Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

verschoben haben? Daß die Firma für absehbare Zeit die Belastung nicht mehr tragen kann?"

„Ich muß doch bitten, hier nicht annehmen zu wollen, daß ich eine Plünderung der Familie beabsichtige."

„Im Gegenteil! Du würdest freiwillig zurücktreten, wie die Verhältnisse liegen."

Der Hauptmann schwieg. Mit zusammengezogener Stirn blickte er geradeaus.

„Das Wort ist nicht von mir", sagte er endlich.

„Nein, es ist von mir." Und Erika atmete tief. „Es ist von mir, wie es ja wohl Pflicht der Frau ist, dem Mann das Schwerste abzunehmen. Oh, du brauchst jetzt nichts mehr zu entgegnen. Ich werde die Kinder behalten und hierbleiben. Die Schritte, die zu unserer Trennung nötig sind, überlasse ich dir. Ich werde sie unter der Bedingung, daß ich allein die Kinder behalte, von vornherein gutheißen. Du wunderst dich über meine schnelle Bereitwilligkeit? Du hast mir ja Zeit genug gelassen, darüber nachzudenken, und an leisen Hinweisen hat es auch nicht gefehlt."

„Erika —"

„Ich glaube, dies Thema ist nun erledigt. Ich bin seit Jahr und Tag deine Frau nicht mehr gewesen, sonst hätten diese beständigen Trennungen nicht stattfinden können." Und mit jähem Aufwallen schloß sie erregt: „Lieber will ich doch in einer Dachkammer sitzen und mit dem Menschen, den ich liebhabe, glücklich sein, als in einem Repräsentationshaus und vergeblich auf das Kommen dieses einen Menschen warten!"

Der Offizier erhob sich. „Es ist wohl besser, wir verschieben die Fortsetzung dieses Gesprächs — —"

„Es ist wohl nicht mehr nötig, daß ich zugegen bin", sagte Erika. „Wir wissen ja nun alles voneinander."

Einige Tage darauf reiste der Hauptmann in seine Garnison zurück. Im Herbst des Jahres war das lose Band zwischen den Gatten richterlich getrennt, und Erika erzog die Kinder in dem Hause, das allein auf der Welt ihre Heimat gewesen war. — — —

(Fortsetzung folgt.)

Auf einem Segelschiff um Kap Horn.

Von Franz Graf Larisch-Moennich. — Hierzu 6 Originalaufnahmen des Verfassers.

Da, wo auf der australischen Halbkugel, fernab von Kultur und Zivilisation, einsam inmitten des Weltmeeres, die äußerste Spitze des südamerikanischen Kontinents wie ein gewaltiger Finger hinausweist in die Fernen der südlichen Polarregionen, da liegt Kap Horn.

Zu allen Zeiten des Jahres beständig von schweren Stürmen umbraust, mit einer See, so hoch und wild, wie sie ähnlich in keinem anderen Meer der Welt angetroffen wird, bildete Kap Horn seit jeher den Schrecken aller Seefahrer. Und tatsächlich gestaltete sich auch in früheren Jahren, in den Zeiten der schwächeren, hölzernen Schiffe und der noch mangelhaften Kenntnisse der dortigen meteorologischen Verhältnisse, das Segeln in jenen unwirtlichen Regionen zu einer überaus mühevollen und gefährlichen Fahrt. Wenn nun auch heutigentags durch die großen, aus Stahl erbauten Segler, die wohl einen derben Stoß vertragen können, und durch die Fortschritte in der genaueren Kenntnis der Meteorologie jene Gegend viel von ihren früheren Schrecken verloren hat, so gehört doch immer noch die Umseglung von Kap Horn zu den schwierigsten und mühevollsten Aufgaben der Seefahrt.

Meine langjährige Neigung zur Photographie des Meeres und wissenschaftliche Interessen führten mich dazu, auf einem Hamburger Segler die lange Reise um Kap Horn nach der Westküste von Südamerika anzutreten. Die Photographie des Meeres ist ein dankbares Gebiet; abgesehen von dem künstlerischen Genuß, den gut ausgearbeitete Bilder gewähren, bietet sie ein großes wissenschaftliches Interesse. Die verschiedenen Erscheinungsformen des Meeres, die Gleichgewichtsverhältnisse seiner Oberfläche, mit anderen Worten die Wellenbewegungen, stellen sich dar als ein außerordentlich komplizierter Bewegungsvorgang, zu dessen vollkommener Erforschung es noch eines eingehenden Studiums und eines umfassenden Beobachtungsmaterials bedarf. Am sechzigsten Tag unserer Reise überschritten wir 50 Grad Südbreite und erreichten die Kap-Horn-Region. Während das Wetter die vorhergegangenen Tage hindurch ziemlich gut gewesen war, trat sofort auf der Höhe der Magelhaensstraße die für jene Gegend charakteristische Aenderung ein. Fürwahr, nicht umsonst heißt es das fürchterliche Kap Horn. Aus meinem meteorologischen Tagebuch entnehme ich, daß von 24 Tagen, die wir in der Kap-Horn-Region verbrachten, nur zwei verzeichnet sind mit einer geringeren Windstärke als 6—7. Dagegen haben wir neunmal Windstärke 11 notiert.

Schwerer, bleigrauer Himmel, große Kälte, selbst in der Zeit der langen Tage, Regen- und Schneeböen, Sturm und hohe See, das sind die täglichen Erscheinungen in jener unwirtlichen Gegend.

Tagelang hatten wir bereits in Stürmen gelegen, und mühsam mußte jede Meile nach West gegen Wind und See erkämpft werden. Da brach nach zwei vorhergegangenen ruhigeren Tagen am 24. Februar unter 57 Grad Südbreite und 79 Grad Westlänge in den Morgenstunden ein orkanartiger Sturm ein, der ohne Unterbrechung durch 40 Stunden wütete. Wir haben Wache um Wache Windstärke 11 notiert, und in den Nachmittagstunden des 25. Februar wehte aus West voller Orkan. Dieser Sturm stellte die höchsten Anforderungen an Schiff, Kapitän und Mannschaft; wir erlitten Beschädigungen verschiedener Art, und stundenlang hindurch meinten wir, unterliegen zu müssen in dem ungleichen Kampf gegen Wind und See.

Nach einer Nacht von starken bis steifen nordwestlichen Winden bei mäßig tiefem Barometerstand flaute in den ersten Morgenstunden der Wind ab. Die Luft war dick und unsichtig, und im Nordwest stand eine finstere, drohende Wolkenbank. Wir begannen Segel festzumachen; bei Kap Horn kann ein Schiffer nie vorsichtig genug sein, und jede Sorglosigkeit kann in dieser Gegend der plötzlich hereinbrechenden Stürme das Schiff



Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 09:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

kosten. Und noch ehe wir die Segel alle fest hatten, fing es aus Nordwest an zu wehen, und in unglaublich kurzer Zeit wuchs der Wind zum schweren Sturm an. Wir lagen auf Backbordhalsen vor Untermarssegel, gereeftem Obermarssegel und gereefter Fock, trotz des kolossalen Winddrucks, um solange wie möglich die Abtrift etwas zu vermindern. Doch war die Leinwand dem enormen Druck nicht lange gewachsen, und bald riß der Fockhals, so daß das Segel festgemacht werden mußte; auch die Obermarssegel machten wir fest, nachdem das Kreuzobermarssegel aus den Lieken geflogen war.

Gegen 10 Uhr wehte bereits orkanartiger Sturm, Windstärke 11, und es stand eine gewaltig hohe See aus Nordwest. Das Schiff rollte schwer und nahm viel Wasser über. Die Luft war dick und unsichtig, von Zeit zu Zeit kamen schwere Regenböen herauf. Stunde um Stunde verging, und mit unverminderter Gewalt tobte der Sturm weiter. Einen großartigen, gewaltigen Anblick bot die ungeheuer hohe, wildschäumende See. Das ist gerade das Erstaunliche an den Stürmen der südlichen Meere, welch mächtige, phänomenale Wassermassen dabei in Bewegung gesetzt werden. Von Wellen kann man gar nicht mehr sprechen; es sind gewaltige Wellenberge, auf deren Rücken hoch oben das Schiff zu schwindelnder Höhe hinaufsteigt, um dann in die ungeheuer langen, weißen, sturmgepeitschten Täler hinabzusausen. Steilauf richten sich die mächtigen Kämme dieser Wogengiganten, um dann wie ein gewaltiger Katarakt schäumend und tosend überzubrechen. Wehe dem Schiff, über dessen Deck solch eine fürchterliche Brechsee in ihrer ganzen Kraft hinfegt.

In den Nachmittagstunden konnten wir bereits den Verkehr mit dem Vorschiff nicht mehr aufrechterhalten. Schwere Seen brachen über das Großdeck, und dieses stand zuzeiten bis oben an die massive Schanzkleidung hinauf voll Wasser. Selbst das Achterdeck wurde erreicht; doch dank seiner hohen und geschützten Lage am Heck des Schiffes bot es einen wenn auch sehr feuchten, so doch verhältnismäßig sicheren Aufenthalt. Die Kambüse mußte vom Koch geräumt werden, da das Wasser zeitweilig bis an die Decke stand. Im Mannschaftslogis war alles überschwemmt; die Leute standen bis an die Knie im Wasser und mußten sich und ihre Habseligkeiten in die oberen Kojen retten. Zwei Mann außer dem Rudersmann befanden sich bei uns hinten in der Kajüte unter dem Achterdeck, und durch volle 24 Stunden war kein Verkehr mit der Mannschaft vorne möglich.

Ich unternahm es, trotz der großen Schwierigkeiten, die sich dabei in den Weg stellten, photographische Aufnahmen zu machen. Während schon das Einlegen und Wechseln der Platten bei solchem Wetter durchaus nicht leicht ist, gestaltet sich die Arbeit mit dem Apparat an Deck zu einer denkbar schwierigsten. Die Gewalt des Sturmes ist so groß, und die Schlingerbewegungen des Schiffes sind so unglaublich, daß es unmöglich ist, frei zu stehen. Fortdauernd fegt der weiße Gischt wie ein dichter Sprühregen mit kolossaler Gewalt über Deck, und in einem einzigen Augenblick ist der Apparat triefend naß. Wenn dieser auch eigens zu solchen Zwecken erbaut war und sich in einem wasserdichten Gehäuse befand, das vor allem das Objektiv bis zum Moment der Aufnahme vor Nässe schützen sollte, so war doch in diesem Wüten der Elemente dieser Schutz nicht ausreichend, und nach jeder Aufnahme mußte ich hinunter an einen trockenen Ort und Objektiv und Kassetten vom Salzwasser reinigen. Es dauerte oft eine Viertelstunde, bis es mir gelang, von meinem Standort, wo ich liegend an Deck angebunden war, bis zur Kappe, die nach der Kajüte führt, zu gelangen. Auf diese Weise machte ich unter ungeheuren Anstrengungen zehn Aufnahmen. Und dann kam das Verhängnis. Eine gewaltige See, eine wahre Wogengigantin, erreichte das Schiff und brach über das Achterdeck weg. Man hatte genug zu tun, sich festzuhalten, um nicht in diesem gewaltigen Malstrom von Schaum und Gischt mit über Bord gewaschen zu werden. Auf eine derartige Behandlung schien der Apparat denn doch nicht gefaßt, und er äußerte sein erstauntes Mißfallen, indem er ganz voll Wasser lief. Natürlich wurden die so mühsam gemachten Aufnahmen dabei vollkommen verdorben.

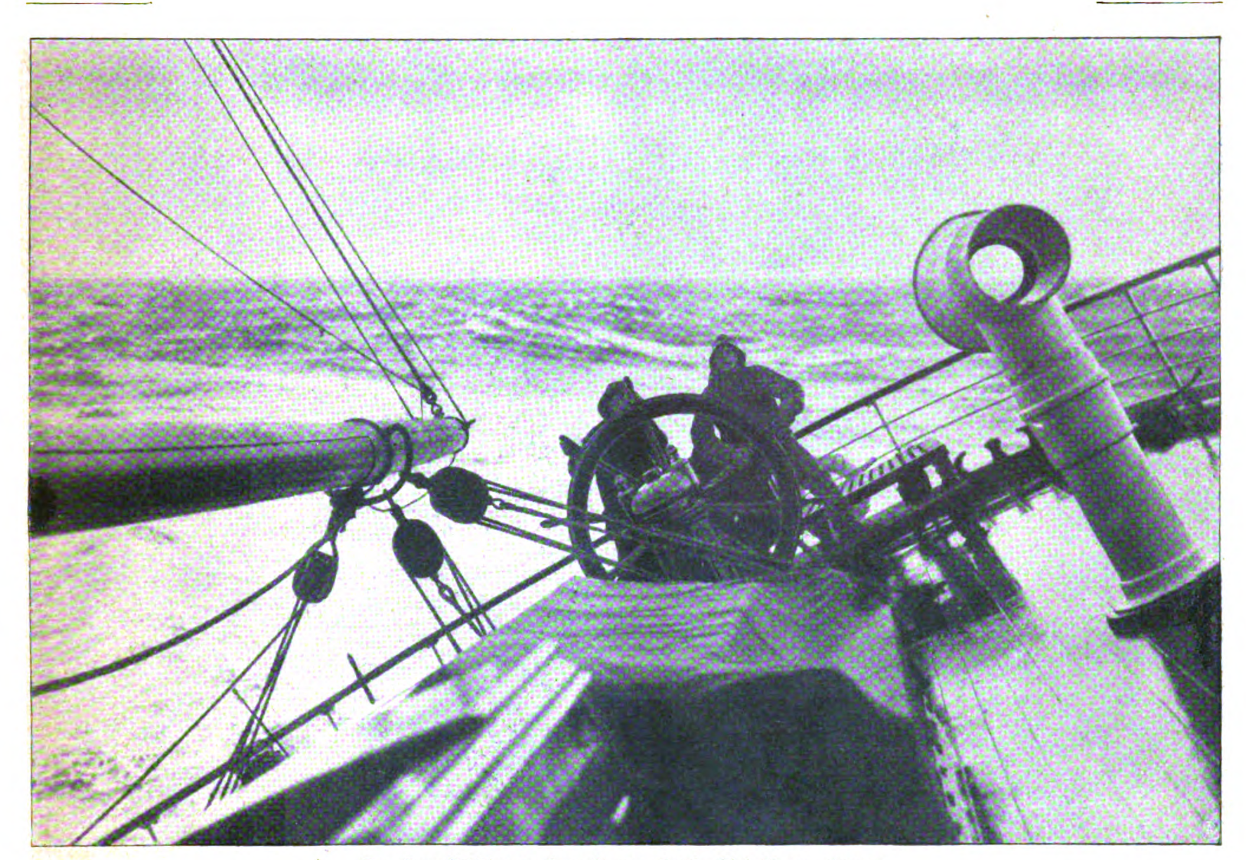
Der einbrechende Abend brachte keine Aenderung. Nach einem kargen Mahl von kalter Wurst und Sardinen gingen wir zu Bett; stehen oder sitzen konnte man ohnehin bei dem unerhörten Herumwerfen des Schiffes nicht. Und während ich sinnend in meiner Koje lag, raste draußen der Sturm weiter, und weiter tobte die wilde See. Das Schiff arbeitete fürchterlich. Es krachte und knarrte in allen Fugen, so daß man jeden Augenblick befürchten mußte, es werde auseinanderbersten. Das fürchterliche Geheul des Sturmes drang in jeden Raum des Schiffes, und in kurzen Intervallen ertönte das donnerartige Getöse der an der Bordwand sich brechenden und über Deck fegenden Seen. Es war eine fürchterliche Nacht, und an Schlaf war nicht zu denken. Von Zeit zu Zeit, wenn eine besonders schwere See den Bug getroffen hatte, erbebte das ganze Schiff bis in sein innerstes Gefüge, wie ein gewaltiges Zittern lief es von der Mastspitze bis zum Kiel.

Der Morgen des 25. Februar brachte keine Besserung. Ohne Unterlaß hatte es die ganze Nacht hindurch Windstärke 10 bis 11 geweht, schwerer Sturm aus Nordwest und Nordnordwest. Das Glas war langsam im Steigen begriffen, doch schien eine Aenderung noch nicht in Aussicht. Bei Kap Horn finden sich eben nicht die gleichen Beziehungen des Wetters zum Barometer wie in anderen Gegenden der Welt, und grade die steilsten Gradienten und damit die schwersten Stürme finden sich hier nicht selten in beträchtlicher Entfernung vom Minimum, zwischen Isobaren höheren Barometerstandes. So schien es auch im vorliegenden Fall zu sein.

Als ich früh mit großer Vorsicht und ziemlicher Mühe aufs Achterdeck gekrochen kam, bot sich ein wahrhaft überwältigender Anblick dar. Der Sturm hatte schon wieder zugenommen zur Stärke 11, es wehte orkanartig. Die See hatte eine geradezu phänomenale Höhe erreicht; dicker, schwerer Nebel hing dicht auf das Wasser herab. Selbst wenn man oben sich befand, wie auf schwindelnder Höhe auf dem Gipfel des Wellenberges, so konnte man kaum hundert Meter weit sehen, und was man sah, glich einer gewaltigen, wild zerklüfteten Gebirgslandschaft; und fuhr man hinunter in sausender Fahrt ins ungeheure Wellental hinab, so sah man dicht vor Augen die nächste See herankommen, himmelhoch, weißschäumend, wildbrechend, unaufhaltsam, unwiderstehlich. Diese wilde, erbarmungslose See! Wie sie das arme Fahrzeug packt, es schüttelt, es hin und her wirft; wie sie mit dem gewaltigen, schweren, stählernen Leib umgeht, als wäre es ein leichter Spielball; wie recht eindringlich sie dem



Original from CORNELL UNIVERSITY



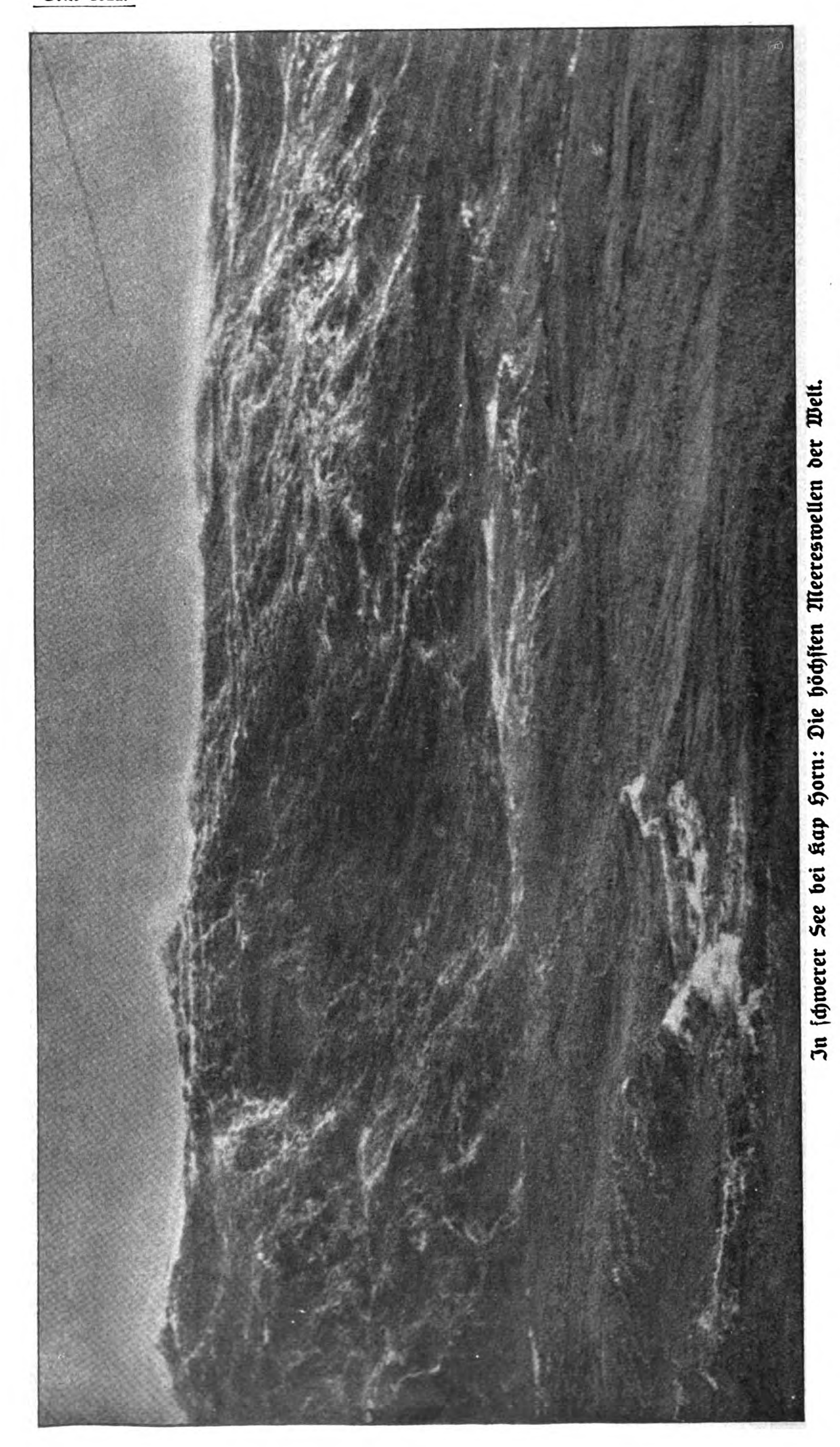
Im Segelschiff um Kap Horn: Harte Arbeit am Steuer.

Menschen die eigene Ohnmacht und Nichtigkeit vor ihrer fürchterlichen gigantischen Gewalt zeigt. Wohl hat der Mensch sich die Erde und die Natur untertan gemacht, und ihre Kräfte stehen in seinem Dienst; wenn aber die ewigen Elemente einmal entfesselt sind, wenn in gewaltigem, titanenhaftem Kampf Wind und See losrasen, dann sieht es der Mensch in Ohnmacht mit an, still, in staunender Bewunderung, in ehrfurchtsvollem Grauen. Hier unten, in den südlichen Meeren, weit entfernt von Kultur, von Zivilisation, inmitten von Schrecken, Mühen und Gefahren, hier am gefürchteten Kap Horn schafft die Natur ein Bild von so unbeschreiblicher Größe, bietet sie ein Schauspiel, so gewaltig, so über alle Begriffe großartig und überwältigend, wie es wohl nirgends sonst auf der Welt seinesgleichen findet. Und der Mensch, der Zeuge sein darf dieses grandiosen Schauspiels, der es, unauslöschlich eingegraben in seine Seele, mitnehmen darf für alle Zeit, der weiß wohl, daß er als Preis dafür sein Leben in die Wagschale hat legen müssen.

Der Sturm setzt mit schweren Böen ein.

Trotz des gestrigen Mißgeschicks versuchte ich heute abermals, den großartigen Anblick des sturmgepeitschten Meeres im Bild festzuhalten. So lag ich denn wieder oben platt auf dem Achterdeck, mit einem Tau um den Leib festgebunden, und zielte krampfhaft mit dem Sucher hinaus auf die wogende See; und während wir bald hoch oben in den Lüften, bald tief unten in Abgründen zu weilen schienen, während das Schiff in grauenerregender Weise bald nach der einen, bald nach der anderen Seite überholte und See auf See über Deck schlug, suchte ich in dem wildschäumenden Chaos den günstigen Augenblick zu erfassen, einen bildmäßigen

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

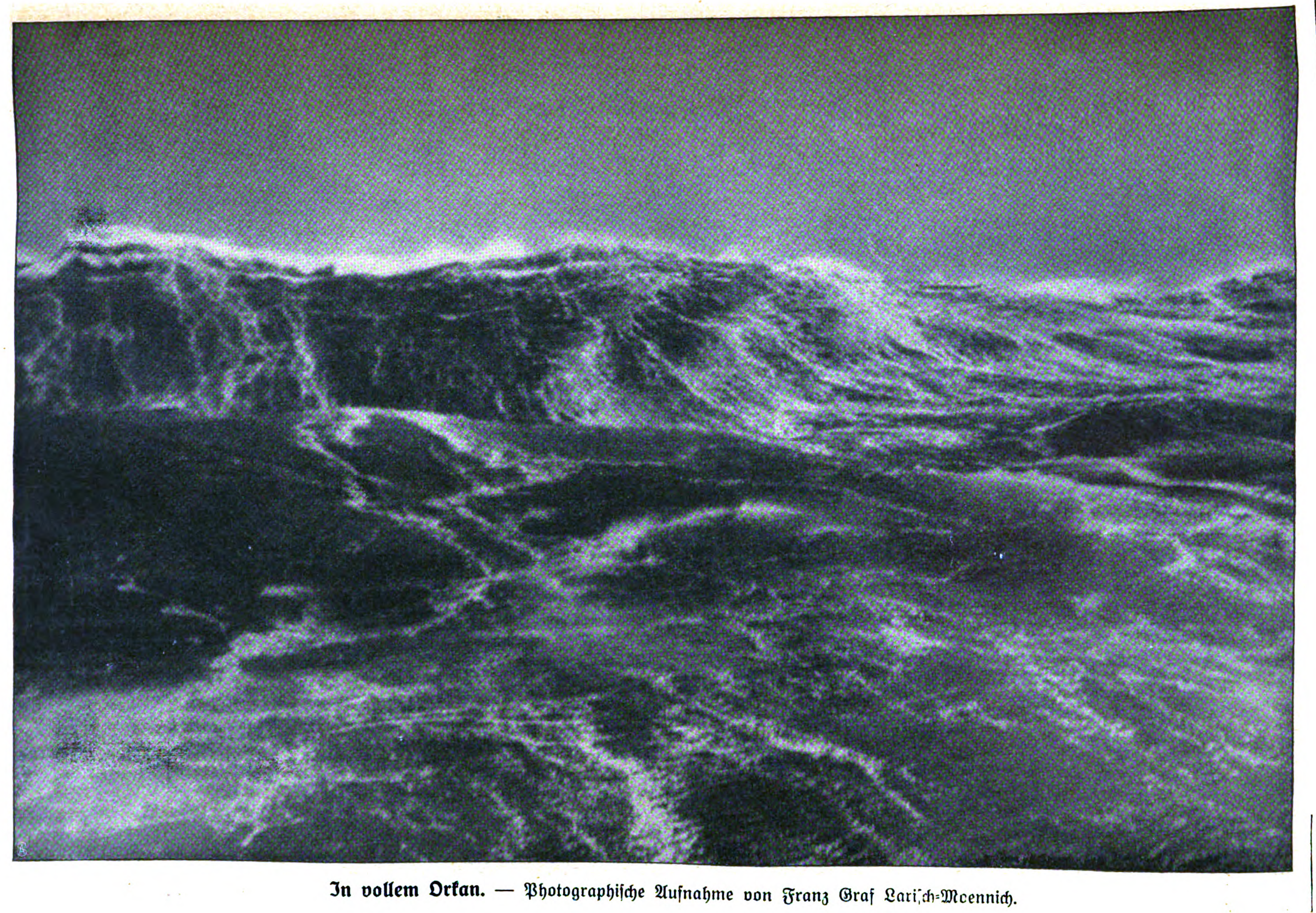


In schwerer See bei Kap Horn: Die höchsten Meereswellen der Welt.

Eindruck auf die Platte zu bekommen. Nur wer das Meer kennt und sich mit der bildlichen Wiedergabe seiner verschiedenen Erscheinungsformen beschäftigt hat, kann die Schwierigkeiten begreifen und würdigen, die sich dabei in den Weg stellen.

Den ganzen Vormittag des 25. Februar stieg langsam das Barometer; der Himmel war mit schweren Wolken dicht überzogen, die tief auf die See niederhingen. Mit unverminderter Gewalt tobte der orkanartige Sturm weiter. Die Luft war ganz mit Wasserstaub erfüllt, die See schlug fortwährend von beiden Seiten über das Schiff weg. So vergingen Stunde um Stunde. In einem Winkel der Messe gekauert, verzehrten wir unser Mittagessen von trockenem Klippfisch und Brot, wobei unser Balanciervermögen auf eine gute Probe gestellt wurde. Seit dem Morgen des vorhergegangenen Tages hatten wir nichts Warmes genossen, nicht einmal Tee konnten wir zubereiten. Der Wind hielt sich fortwährend in Nordnordwest und Nordwest, ohne zu drehen. Wir verhehlten uns nicht, daß die Lage gefährlich zu werden begann. Auf die Dauer kann auch das beste Schiff dieses fürchterliche Hin- und

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



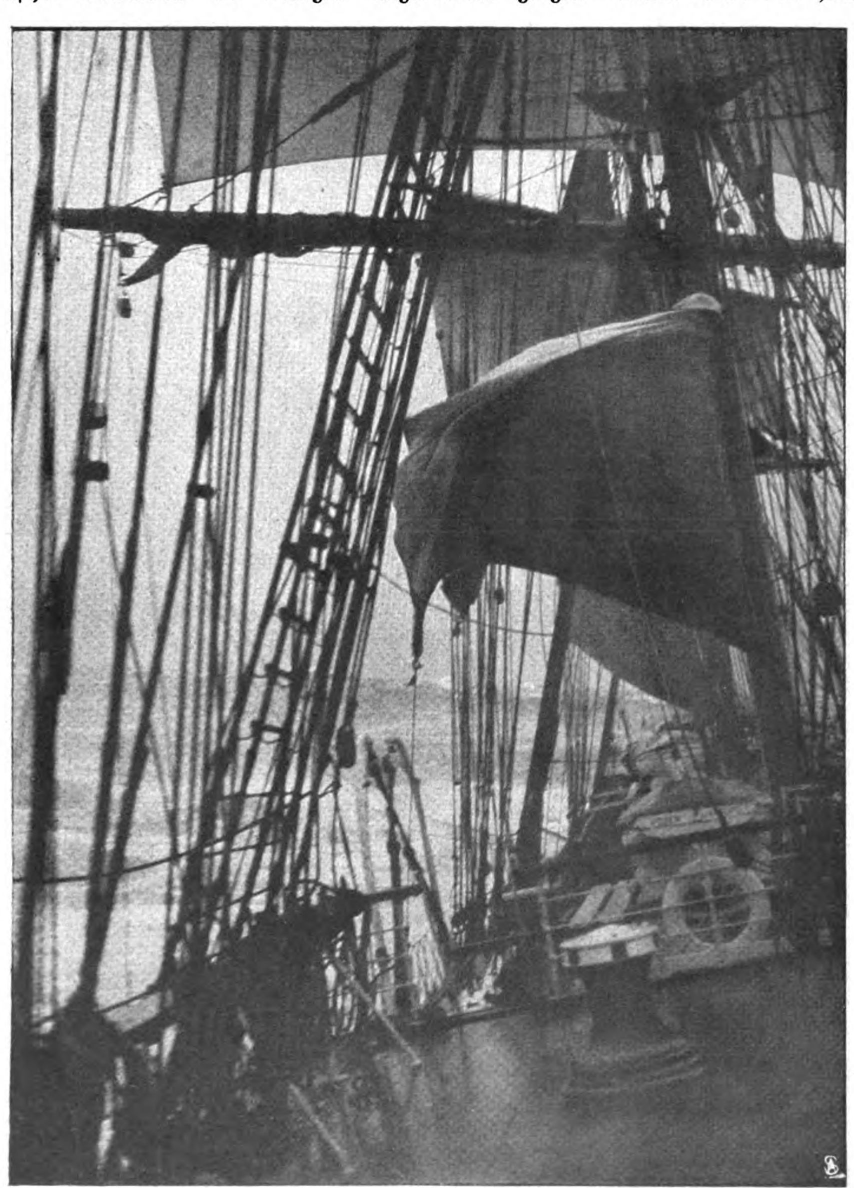
In vollem Orkan. — Photographische Aufnahme von Franz Graf Larisch-Moennich.

Generated on 2019-06-06 09:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from
CORNELL UNIVERSITY

Herwerfen, diesen gewaltigen Druck der überkommenden Wassermassen nicht ertragen. Schon 30 Stunden lang raste nun der Sturm mit furchtbarer Gewalt, und wir sehnten uns herzlich danach, daß es endlich besser werden möge.

Allein, was wir kaum für möglich gehalten hätten, das geschah: wir sollten das Schlimmste erst noch erleben.

Der Kapitän und ich waren eben wieder an Deck gekommen, als gegen zwei Uhr nachmittags der Sturm plötzlich merklich nachzulassen schien. Zwischen einzelnen starken Böen wurde es oft sekundenlang fast still. Und dann mit einem Mal drehte der Wind um drei Striche nach West, und in wenigen Augenblicken wuchs er zu einer geradezu grauenerregenden Gewalt an, die alles bisher Dagewesene noch weit übertraf. Durch drei Stunden wehte aus West voller Orkan, Windstärke 12. Von Stärke des Sturmes war nicht mehr zu reden; es war Wut, volle entfesselte Wut ungeheurer gigantischer Gewalten. In wenigen Augenblicken gingen alle drei Untermarssegel, die bisher dem kolossalen Druck des Sturmes tapfer widerstanden hatten, in Fransen zerrissen über Bord. Die Masten bogen sich, als wollten sie jeden Augenblick brechen. Die rollende Bewegung des Schiffes war beinah ganz aufgehoben; das ganze Fahrzeug, zitternd und bebend in allen seinen Fugen, wurde durch die unerhörte Gewalt des Orkans platt auf die See gedrückt. Das Schiff trieb mit großer Geschwindigkeit querab acht Strich und legte sich so auf die Seite, daß das ganze Verdeck bis fast an die Luvschanzkleidung unter Wasser stand und es den Anschein hatte, als ob es sich nie wieder werde aufrichten können. Die See war nur eine einzige weiße, tosende Masse. Unter dem furchtbaren Druck des Orkans brachen die Kämme der Wogen nicht mehr über, sondern wurden als schäumender Gischt wagrecht davongeweht, alles in einen einzigen weißen, undurchdringlichen Schleier hüllend. Man konnte kaum eine halbe Schiffslänge weit sehen. Das furchtbare Gebrüll des Orkans und das Toben der See spotten jeder Beschreibung; es heult und pfeift, es braust und zischt in den Höhen und Tiefen in wahrhaft sinnverwirrender Weise. Ich lag dicht neben dem Kapitän und versuchte, mit meinem Mund unmittelbar an seinem Ohr, mit aller Lungenkraft schreiend, ihm ein Wort zu sagen, ohne daß er einen Ton gehört hätte. Wir hätten uns nicht erheben oder uns rühren können, selbst wenn wir gewollt hätten; wir fühlten uns mit entsetzlicher Kraft auf den Boden niedergedrückt und festgehalten.



Die Segel zerreißen im Sturm.

Es war grauenerregend, und ich glaube, man hätte sich fürchten können, wenn man durch die vorhergegangenen Tage und Stunden nicht schon abgestumpft gewesen wäre.

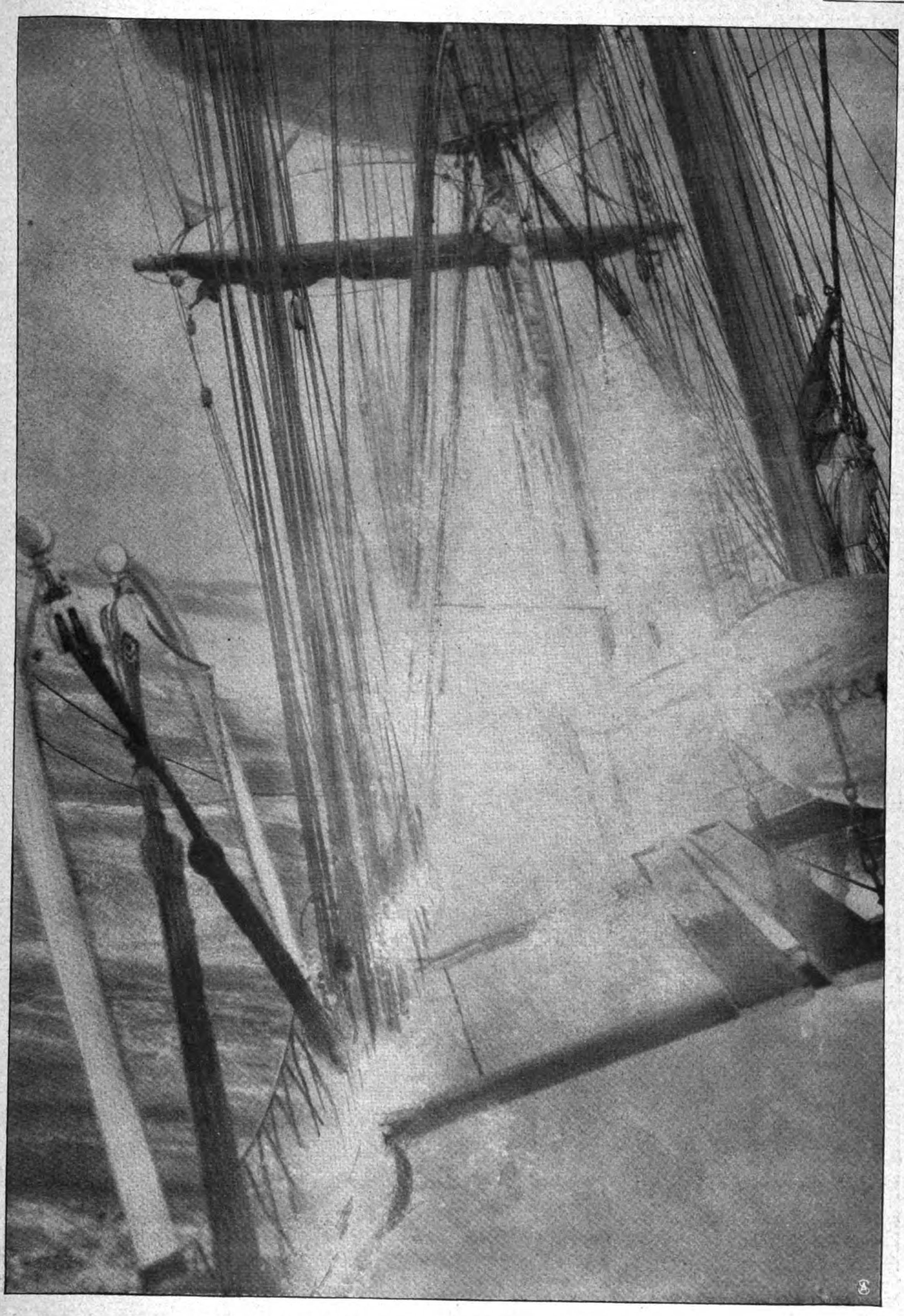
Durch drei Stunden, die uns eine Ewigkeit dünkten, rasten Wind und See um die Wette. Dann ließ allmählich die Gewalt des Sturmes nach; man konnte sich doch wieder rühren, das Schrecklichste schien überstanden. Unser braves Schiff war stark mitgenommen worden. Verschiedene der festgemachten Segel hatten sich losgerissen und waren in Stücke gegangen; die Reling hatte arg gelitten, und in der Takelage bildeten Taue, Schotten, Rahen und Segelfetzen ein wüstes Durcheinander. Aber trotz allem waren wir uns bewußt, noch gut davongekommen zu sein.

Gegend Abend legte sich der heftige Sturm, und als die

Digitized by Google

Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 09:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Das Großdeck des Schiffes bei orkanartigem Sturm.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Nacht hereinbrach, wehte nur noch eine leichte Brise. Nur die See lief noch gewaltig hoch. Die schweren Wolken zerteilten sich, die schmale Mondsichel brach durch, und bald standen hoch am Firmament leuchtend und still die Sterne des südlichen Himmels in ihrer ganzen unvergleichlichen Pracht und ergossen wie eine Tröstung ihr mildes, friedliches Licht auf ein sturmgefegtes Schiff, auf müde und erschöpfte Menschen.

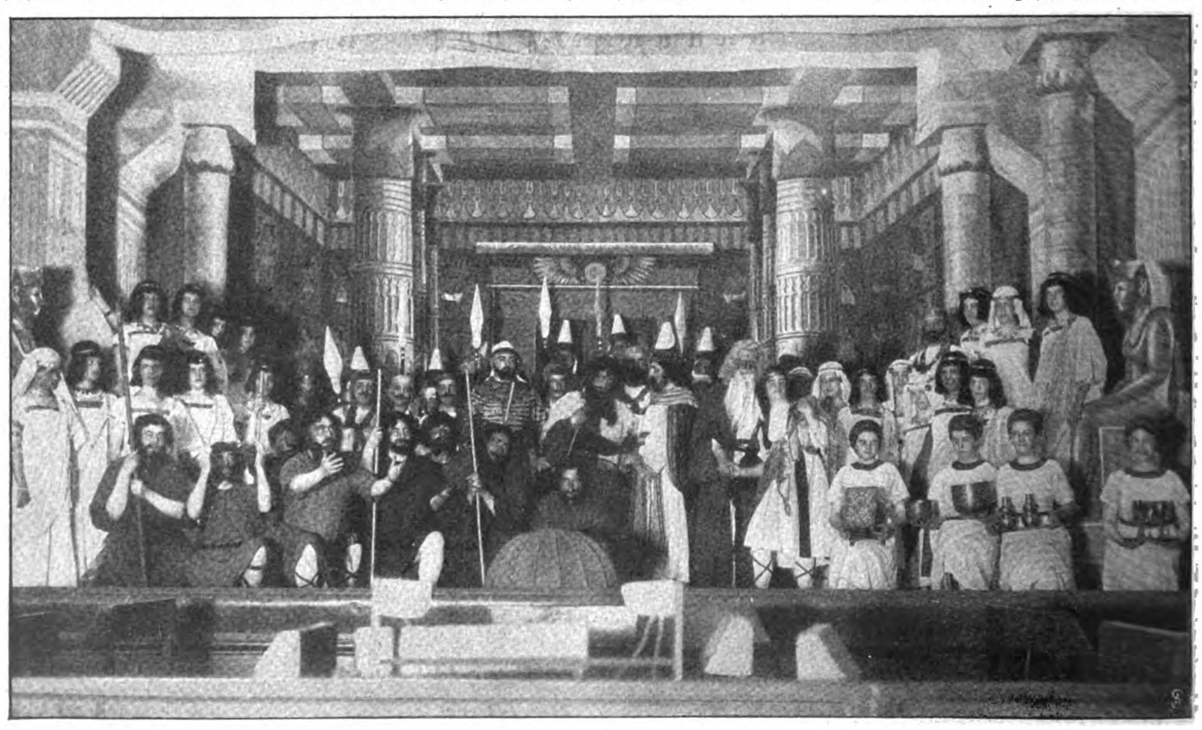
Eine klassische Oper in Ostasien.

Hierzu 2 photographische Aufnahmen.

Die Tatsache, daß die Kunst das wichtigste Bindemittel zwischen der Heimat und den in fernen Ländern lebenden Landsleuten ist, findet sich im Kulturleben aller modernen Völker bestätigt. England, Frankreich, Deutschland — um nur die Staaten zu nennen, von denen aus eine starke Auswanderung über alle Erdteile sich erstreckte — geben einen stattlichen Teil ihrer Kunstproduktion an die Fremde ab. Schon die Zeitung, die mehr als politische und Handelsnachrichten bietet, hält das Kunstinteresse wach; Zeitschriften und Bücher vertiefen es, und wenn nun gar gefeierte Männer und Frauen der Heimat, mögen sie der Kunst oder der Wissenschaft angehören, sich auf der Bühne, im Konzertsaal oder auf dem Podium vorstellen, so geht jene vom Heimatgefühl getragene Begeisterung durch die Zuhörer, die in dem Ankömmling das Bewußtsein, ein Fremder zu sein, rasch verscheucht. Man braucht sich nur zu erinnern, wie deutsche Künstler in Amerika geehrt worden sind, wie die dortigen Deutschen unsere geistigen Nationalfeste (Schillerfeier usw.) miterlebt haben, wie der deutsche Gesang allenthalben Triumphe über Triumphe feiern konnte.

Ist Amerika naturgemäß das Land, das unsere Kunst in allen ihren Verzweigungen aufnehmen, ja sogar weiter entwickeln kann, so fehlt es glücklicherweise doch auch in den anderen Erdteilen nicht an erfreulichen Versuchen, das geistige Band zwischen Heimat und Fremde fester zu knüpfen. Die Freude am Vereinsleben, die den Deutschen auszeichnet, ist solchem Beginnen günstig. Noch ist die Zeit nicht gekommen, wo wir — ähnlich wie in England sich australische und kanadische Sporthelden einstellen — unsere Tenöre und Heldendarsteller aus den afrikanischen und asiatischen Kolonien einführen, aber die Ansätze zu einer eigenen Kunstpflege sind vielfach gemacht. So auch in Tsingtau, wo der „Verein für Kunst und Wissenschaft" seit Jahren besteht und in ernster künstlerischer Arbeit seinen Mitgliedern Gelegenheit gibt, sich auch auf den weltbedeutenden Brettern auszuzeichnen. Schon früher ist in dieser Zeitschrift der Aufführung von „Alt-Heidelberg" gedacht worden, die den Siegeszug des liebenswürdigen Studentenstücks im fernen Osten verkündete. Andere Aufgaben sind seitdem gelöst worden, heitere und ernste Stücke (so „Der Strom", „Die Verlobung bei der Laterne", „Jugendfreunde", „Zar und Zimmermann", „Hans Huckebein", „Stützen der Gesellschaft") abwechselnd gespielt worden, und zwar in einer Darbietung, die weit über Dilettantenvergnügen hinausging.

Wenn man bedenkt, daß die Theateraufführungen sozusagen aus dem Nichts heraus geschaffen werden



Schlußszene des ersten Akts.

Die Aufführung von Méhuls Oper „Joseph in Aegypten" in Tsingtau-Kiautschau.

Digitized by Google

Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Jacob (Herr Philipp). Benjamin (Frau Bökemann). Joseph (Herr Hammer).

Méhuls Oper „Joseph in Aegypten" in Tsingtau: Szene aus dem zweiten Akt.

müssen, wird man einer solchen zielbewußten Vereinstätigkeit seine Anerkennung nicht versagen können. Da müssen die Dekorationen entworfen und hergestellt, dann die Kostüme gezeichnet und gearbeitet werden, bei den Opernaufführungen gilt es, neben den Solisten einen Chor zusammenzustellen und das Orchester zu stählen. Das Verzeichnis der Mitwirkenden an der Aufführung von „Joseph in Aegypten", der jüngsten „Novität", weist denn auch nicht weniger als 11 leitende Kräfte, 17 Solisten, einen Chor von 36 Personen, ein Tanzpersonal von 12 Damen, 10 sonstige stumme Personen und ein Orchester von 48 Mitwirkenden (Kapelle des 3. Seebataillons) auf, also insgesamt 134 Personen. Die Dekorationen waren nach den Entwürfen von Architekten Paul Hachmeister von M. Benardi und W. Buchmann gemalt, die Kostüme hatte R. Wilhelm gezeichnet; Dirigenten waren Herr Dr. Crusen und Kapellmeister O. K. Wille, die Regie führte Herr W. Geim.

Es ist ein eigentümliches Zusammentreffen, daß zur gleichen Zeit, da Méhuls Oper drüben im fernen Osten mit solchem Erfolg zur Darstellung kam, sie auch auf der Bühne des Berliner Königlichen Opernhauses ihre Auferstehung feierte. Denn sie war seit mehr als zwanzig Jahren in der deutschen Reichshauptstadt nicht gegeben worden, und als sie im März dieses Jahres wieder auf den Brettern erschien, bereitete das Publikum ihr einen Empfang wie dem neusten Werk eines beliebten lebenden Meisters. Diese Tatsache spricht wohl am besten für die künstlerischen Eigenschaften des melodienreichen Werkes, das vor einem Jahrhundert zuerst in München gegeben wurde und von hier aus seinen Weg über alle größeren Bühnen der Welt machte.

Die beigefügten Aufnahmen geben Szenen aus dem 1. und 2. Akt wieder. Obenstehende Abbildung zeigt das nächtliche Feldlager, in dem sich der alte Jakob und seine Söhne Joseph und Benjamin wiederfinden. Der Hirte Jakob (auf dem Bilde links) wurde von Herrn Philipp, Joseph als Statthalter Kleophas in Aegypten von Herrn Hammer und der junge Benjamin von Frau Bökemann gespielt und gesungen. Welchen Erfolg das liebenswürdige Werk hatte, geht schon daraus hervor, daß die Oper dreimal wiederholt werden mußte.

Generated on 2019-06-06 09:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY

Wie der Professor einen Hund kaufte.

Skizze von Charlotte Niese.

Bei Professor Max waren die Einbrecher gewesen. Sie hatten zwar nicht viel gestohlen, weil der Professor nur Bücher und Papiere hatte und die Diebe mit diesen Sachen anscheinend nicht viel anzufangen wußten. Aber sie hatten doch eine grausliche Unordnung in seinem Arbeitzimmer angerichtet und das halbfertige Manuskript über die Partherkriege gänzlich auseinandergerissen. Glaubten sie wirklich, daß man sein Geld, notabene wenn man welches hatte, daß man seinen Mammon in den Partherkriegen verwahrte?

So fragte der Professor seine Hauswirtin, die ihm einen Kondolenzbesuch machte und ziemlich ungerührt zusah, wie der Gelehrte seine Blätter wieder zusammensuchte.

Jetzt zuckte sie die Achseln.

„Sie sollten sich einen Hund anschaffen, Herr Professor! Das heißt," setzte sie etwas spitzig hinzu, „wenn Sie einen Rat annehmen wollen! Gute Ratschläge werden ja meistens nicht befolgt!"

Und die verwitwete Frau Majorin Sandrock rauschte gleichmütig aus der Tür, während ihr der Professor einigermaßen verblüfft nachsah. Die Frau Majorin war ehemals viel netter gewesen als jetzt. Als er vor zwei Jahren an die hiesige Universität berufen wurde und die Wohnung im Erdgeschoß von ihr mietete, da war sie wirklich ganz anders gewesen als jetzt. Da hatte sie ihm so viel freundliche Ratschläge gegeben, daß er immer gerührt wurde, wenn er nur daran dachte.

Aber freilich, er hatte nicht alles getan, was sie wünschte. Er hatte sich nicht mit ihrer Nichte Antonie verheiratet, obgleich ihm die Majorin das Glück des Ehestandes in glühenden Farben darstellte. Und als Antonie wieder abreiste, kam Hilda, die Tochter der besten Freundin der Majorin. Sie war ebenso nett wie Antonie, und sie sprach die gleichen Dinge. Ueber Tennis, über Reisen, über Rodeln — es war sehr nett, anzuhören, aber der Professor dachte eigentlich lieber an die Partherkriege als an Tennis, und wenn er morgens beim Kaffee saß und die junge Dame schon zum Sportplatz gehen sah, dann dachte er keinen Augenblick daran, sie zu bitten, ihr Tennisspiel seinetwegen aufzugeben und ihm beim Frühstück Gesellschaft zu leisten. Das hätte er doch nicht verlangen können. Er war doch nur ein langweiliger Bücherwurm: was sollte eine junge fesche Dame mit ihm?

Also reiste auch Fräulein Hilda wieder ab, und die Majorin wurde kühl. Sie gab ihm keine Ratschläge mehr, und heute, als er von ihr Trost erwartete, denn ein Blatt aus den Partherkriegen konnte er nicht wiederfinden, da sagte sie, er solle sich einen Hund kaufen, und machte hinterdrein einen spöttischen Nachsatz.

Einen Hund — der Professor sah sich in seinem Zimmer um. Es ging auf den Garten hinaus, und die Glastür vergaß er meistens am Abend abzuschließen. Also war es für die Diebe ein leichtes, ihn noch einmal zu besuchen, und wie sie ihm heute eine halbe Kiste mit Zigarren und für eine Mark Postwertzeichen genommen hatten, so konnten sie immer wiederkommen und dann vielleicht mehr stehlen. Wenn die Partherkriege fertig waren, erhielt er Honorar dafür, und dann konnten sich vielleicht einige Geldscheine in den Blättern einer neuen Arbeit befinden. Und das Geld wollte er doch sparen für eine Reise nach Kleinasien.

Ja, er mußte einen Hund haben. Einen mutigen, wachsamen, einen, der seine Arbeiten schützte, und der ihm auch sonst Gesellschaft leistete. Es gab doch Augenblicke, in denen er sich nach Gesellschaft sehnte. Früher war er dann nach oben zur Majorin gegangen, und sie hatte ihm die Neuigkeiten der Stadt und noch anderes berichtet. Aber seitdem sowohl Antonie wie Hilda wieder abgereist waren, seit der Zeit lud sie andere junge Herren ein und nicht ihn.

Der Professor seufzte, aber dann zuckte er ein wenig trotzig die Achseln und begab sich auf die Hundesuche. In der Hauptstraße wohnte schon gleich ein Hundehändler, der ihn mit großer Artigkeit aufnahm und ihm eine Reihe von Hunden vorführte, die der Professor nachdenklich betrachtete. Da waren Terriers und Dobermannpinscher, Jagdhunde und Bernhardiner, eine ganze Arche Noah: aber der Professor fühlte sich zu keinem hingezogen. Sie hatten fast alle englische Namen, und jeder hatte einen Stammbaum, den der Händler auf deutsch Pedigree nannte; aber als nun auch noch herauskam, daß jeder dieser vornehmen Tiere ein Heidengeld kosten sollte, da empfahl sich der Professor ziemlich eilig.

Fünfzig, hundert, ja zweihundert Mark sollte er ausgeben? Er, der noch nicht recht wußte, ob er sich einen neuen Sommerpaletot kaufen könnte? Ja, er hätte sich das Kleidungstück natürlich leisten können, wenn er nicht dem armen kleinen Studenten, der mit einem Mal so krank wurde, fünfhundert Mark für eine Erholungsreise gegeben hätte. Nun konnte er sich doch keinen teuren Hund kaufen und auch keinen Sommerüberzieher.

Der Professor hatte die Hauptstraße verlassen und war in eine Seitengasse eingebogen, aus der man in eine Gegend kam, wo bescheidene Häuser in kleinen Gärten lagen. Es war ein warmer Frühlingstag, und in den Gärten blühte und grünte es. Hier und dort saßen schon ein paar Menschen im Freien, und die Kinder jagten hintereinander her.

Der Professor blieb stehen und sah den Kindern nach. Ehemals war er auch ein vergnügter Junge gewesen, hatte Ball und Kreisel gespielt und den Drachen steigen lassen. Aber jetzt mußte er über die Partherkriege nachdenken und darüber, wie man ihre Geschichte fein ausschreiben konnte.

Hastig schritt der Professor aus; da lief ihm etwas Weiches vor die Füße, ein Hund bellte zornig, und eine Stimme schrie: „So nimm dich doch in acht!"

Unwillkürlich nahm der Angerufene ein dickes, braunes Bündel von der Erde und drückte es an sich.

„Ich habe ihn nicht getreten", entschuldigte er sich. „Sieh, er ist ganz luftig!"

Und er zeigte den kleinen tolpatschigen Hund, der ihn mit klaren Augen betrachtete.

„Dann setz ihn nur wieder auf die Erde!" befahl das kleine Mädchen, das ihn so zornig angeredet hatte. „Bammel ängstigt sich: er hat nur noch den einen Sohn, die anderen sind ihm weggenommen worden."




Original from CORNELL UNIVERSITY

Gehorsam tat der Professor nach ihren Worten, und ein teckelartiger, brauner Hund stürzte sich auf das kleine Bündel und leckte es zärtlich.

„Dies ist Bammel", sagte das kleine Mädchen mit vorstellender Handbewegung. „Ich durfte heute mit ihm und dem Kleinen ausgehen, und nun hast du den Kleinen beinahe totgetreten!"

„Es soll nicht wieder vorkommen!" versprach der Professor beschämt, und die Kleine sah ihn mißtrauisch an.

„Ja, das sagen die Großen immer, und dann vergessen sie doch gleich, was sie versprochen haben." Dann faßte sie seine Hand. „Da kommt der Kater von Sanitätsrats! Ach, das ist ein böses Tier! Der hat was gegen Bammel! Komm, nimm du Bammel auf den Arm, und ich nehme den Kleinen. Dann machen wir, daß wir nach Hause kommen."

Sie hatte Bammel gepackt und legte ihn ohne weiteres dem Professor auf den Arm, während sie den kleinen Hund in ihre Schürze nahm. Bammel ließ sich das Tragen ruhig gefallen und zeigte nur seine spitzen Zähne, als der Kater vom Sanitätsrat gravitätisch am Staket entlang ging. Daß beide Tiere etwas gegeneinander hatten, war ihnen deutlich anzumerken, und der Professor atmete förmlich auf, als das kleine Mädchen eine Gartentür öffnete und die kleine Gesellschaft auf einem grünen, heckenumschlossenen Fleck stand. Mitten auf dem Rasen waren Tisch und Stühle aufgestellt, und die Kleine machte eine gnädige Handbewegung.

„Du kannst dich gern einen Augenblick setzen. Großvater ist ausgegangen, Großmutter ist im Haus, und Hans ist in der Schule."

Da setzte sich der Professor, Bammel sprang von ihm weg und seinem dicken Sohne zu, während die Kleine auf dem andern Stuhl Platz nahm. Die Sonne schien warm, und die Vögel sangen. Es war behaglich hier, und friedlich lag ein Häuschen am Ende des Gartens. Da saß wohl die Großmutter am Fenster und sah in die Sonne. Gerade wie Max seine Großmutter es auch gemacht hatte, die er als Junge manchmal besuchen durfte. Bis sie mit einem Male nicht mehr da war: ebenso wie seine Eltern, die kurz hintereinander starben und ihn ganz allein ließen.

„Warum sprichst du nicht?" fragte die Kleine entrüstet. „Nun habe ich schon dreimal gesagt, daß ich Bertchen heiße, und du antwortest gar nicht. Ist es nicht ein hübscher Name? Meine Mutter hat so geheißen, aber sie ist tot und mein Vater auch. Wenn wir nicht unsere Großeltern hätten, denn weiß ich nicht, was wir anfangen sollten. Aber die sorgen für uns, und ich komme nun auch bald in die Schule und lerne etwas, gerade wie Ella. Ella ist meine große Schwester, und sie ist nach England gegangen, damit sie uns helfen kann: aber sie kommt bald wieder, weil sie hier eine Stelle an der Schule bekommen hat, an der gleichen Schule, in die ich gehen soll; aber sie wird doch sehr strenge gegen mich sein!"

So plauderte Bertchen, und der Professor hörte ihr zu. Auf dem Rasen spielten die Hunde, und wie der Professor die beiden Tiere betrachtete, kam ihm die Erinnerung an einen Hund, den er früher als Junge gehabt hatte. Er war von ähnlicher Art wie Bammel gewesen, graubraun, mit Teckelohren und einem Kopf, der kein Teckelkopf war. Einen Stammbaum hatte sein Moppi ebensowenig gehabt wie dieser Bammel, aber er wollte keinen Stammbaum, er wollte ein treues Hundeherz.

„Kann ich euren kleinen Hund kriegen, wenn er groß ist?" fragte er in Bertchens Mitteilungen hinein, und diese sah ihn sprachlos an. Dann lief sie ins Haus und schlug die Tür hinter sich zu.

Der Professor sah ihr gleichmütig nach: sie würde schon wiederkommen, dachte er, und ihm vielleicht die Antwort der Großmutter bringen. Behaglich saß er noch ein Weilchen und ließ sich die Sonne auf den Rücken scheinen. Bis es ihm wunderlich vorkam, hier in einem fremden Garten zu sein. Da ging er dem Haus zu und öffnete die Tür, deren Glocke altmodisch klingelte. Auf dies Klingeln kam aber niemand, und er klopfte an die Stubentür, worauf ein leises Herein klang.

Als er die Tür öffnete, saß eine alte Frau regungslos im Lehnstuhl und sah ihn freundlich an.

„Ich kann nicht aufstehen, mein Herr, bitte, wollen Sie näher treten!"

Er entschuldigte sich bestürzt, daß er eingedrungen wäre, aber die gelähmte Frau schüttelte lächelnd den Kopf.

„Bertchen sollte Ihnen Bescheid bringen, daß Sie näher treten sollten, aber sie ist weggelaufen. Sie ist eben noch ein Kind und vergißt eins übers andre. Und sie hat zuerst so geweint, weil Sie den kleinen Hund haben wollen und sie ihn nicht hergeben mag: aber wenn er groß ist, können wir ihn doch nicht behalten wegen der Steuer, und wenn er in gute Hände kommt, dann soll es mir recht sein. Wir müssen nur warten, bis unsere Ella wiederkehrt: ihr gehört nämlich der Bammel, und deswegen müssen wir sie doch fragen, nicht wahr?"

Die alte Frau hatte schnell gesprochen; jetzt, da sie sah, daß der Professor noch vor ihr stand, deutete sie auf einen Stuhl neben sich. „Wollen Sie nicht einen Augenblick Platz nehmen? Ich bin so allein, weil mein guter Mann noch die Bureauarbeit hat: eigentlich sollte er es aufgeben, aber die Kinder müssen ihr Recht haben, und Ella kann nicht alles bezahlen. Das ist nämlich meine Enkelin, und sie ist in England und unterrichtet. Aber sie kommt nun bald nach Haus, und alles wird besser!"

Die alte Dame sprach harmlos: dem Professor kam es aber vor, als hätte er lange nicht eine so angenehme Unterhaltung gehabt, und er blieb noch eine Zeitlang sitzen, weil er auch gern den Großvater kennen lernen und mit ihm über den Ankauf des Hundes sprechen wollte. Der aber ließ auf sich warten, und dem Professor fiel ein, daß er heute noch ein Kapitel an seiner Arbeit fertig schreiben wollte. Also mußte er sich verabschieden, versprach aber, sehr bald wiederzukommen. Wie er nachher über den Partherkriegen saß, da dachte er an die lahme Frau, die so fröhlich plauderte, an Bertchen, an Bammel und ihren Sohn und zuletzt an Ella, die für ihre kleinen Geschwister sorgte. Sie spielte also nicht immer Tennis und ging im Winter nicht zum Skilauf nach Davos oder nach Bayern. Gab es wirklich noch solche Mädchen?

Der Professor legte die Feder hin und starrte vor sich hin. Dann schüttelte er lächelnd den Kopf. Natürlich gab es Tausende solcher Mädchen: man traf sie nur nicht gerade auf seinem Lebenswege.

„Nun, haben Sie einen Hund gekauft?" fragte die Majorin am nächsten Tage, als sie dem Professor in der Haustür begegnete.

„Noch nicht, gnädige Frau", entgegnete er, worauf sie ihn spöttisch anblickte.

„Natürlich nicht; wer wie Sie sich nicht entschließen kann, dem gehen die besten Gelegenheiten verloren."


Digitized by Google

Original from
CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 09:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Professor erwiderte nichts. Eigentlich hatte die Dame recht: er konnte sich nicht leicht entschließen, und heute schon sehnte er sich nicht mehr so nach dem kleinen, braunen Hund wie gestern. Er hatte keine Zeit, an diesem und den folgenden Tagen in die kleine Gartenstraße zu kommen; aber eines Abends überkam ihn die Angst, der kleine Bammel könnte an jemand anders versprochen werden. Und einen Hund wollte er haben, schon um der Majorin zu beweisen, daß er an einem Entschluß festhalten konnte.

Diesmal ging er nicht morgens, sondern gegen Abend in die Straße, fand auch gleich wieder das Haus und wollte gerade in die Gartenpforte eintreten, als von der anderen Seite ein alter Mann kam, an dessen Arm sich ein junges Mädchen gehängt hatte.

„Ist es nicht herrlich, Großväterchen, daß ich wieder hier bin?" fragte sie. „Ach, ich habe mich so sehr nach euch allen gesehnt und kann noch nicht begreifen, daß ich's so lange in der Fremde aushalten konnte. Aber was sein muß, das muß sein. Nun bekomme ich desto mehr Gehalt wegen der fremden Sprachen, und du brauchst nicht so lange auf dem Bureau zu sitzen!" Der Professor war zurückgetreten, und beide gingen an ihm vorüber, ohne ihn zu beachten. Die Haustür ging auf, Bammel stürzte heraus, sich ganz närrisch gebärdend, während sein verzogenes Kind unbeachtet hinter ihm her heulte.

Dann schloß sich die Haustür wieder; man hörte Sprechen und fröhliches Lachen und dazwischen Bammels Gebell. Also so freute man sich, wenn Ella nach Haus kam.

An diesem Abend suchte der Professor vergebens zu arbeiten. Oben bei der Majorin gab es eine jugendliche Gesellschaft, und lautes Lachen und Sprechen klang zu ihm in seine Partherkriege hinein. Ehemals war er auch bei ihr eingeladen gewesen, aber seitdem Antonie und Hilda wieder abgereist waren, wurde er nicht mehr gewünscht. Es war ihm auch einerlei: er wollte sich einen kleinen Hund kaufen.

Aber es vergingen doch einige Tage, ehe er wieder in die Gartenstraße ging, und wie er vor dem Hause stand und eine junge, hübsche Dame aus der Tür treten sah, da verlor er den Mut, und er kehrte um.

Aber Bertchens Stimme rief hinter ihm her. „Warum läufst du weg? Dies ist meine Schwester Ella, und ich habe schon gesagt, daß du den kleinen Hund haben willst!"

Da also mußte der Professor seine Verlegenheit überwinden, sich in aller Form vorstellen und ein hastiges Gespräch über Bammel und sein Kind beginnen, das ihm merkwürdigerweise gar nicht schwer wurde. Schwester Ella hatte so freundliche Augen und wußte so viel über ihren Bammel zu sagen, daß er denn auch bald anfing, über sein Lieblingsthema, nämlich die Partherkriege, zu sprechen.

Leider wußte Ella sehr wenig von den Parthern, was erstaunlich war, weil sie doch ihr Examen als Lehrerin gemacht hatte. Dieser Umstand bewog den Professor, ihr einen längeren Vortrag über Geschichte zu halten. Und dann war es natürlich, daß er ins Haus eintrat, die Bekanntschaft des Großvaters, eines pensionierten Kanzleirats, machte und mit Bertchens Bruder Hans einige Worte wechselte.

Die alte lahme Dame mußte er gleichfalls begrüßen, und wenn ihm nicht eingefallen wäre, daß er zu Mittag essen müßte, er wäre den ganzen Tag geblieben.

Erst als er sich verabschiedet hatte, fiel ihm ein, daß er den Hund, den er gern kaufen wollte, gar nicht gesehen hatte.

Er war doch noch am Leben? Dieser Gedanke quälte ihn etwas, und so entschloß er sich, am anderen Abend einmal wieder vorzusprechen. Der kleine Bammel lebte und war in heiterster Stimmung, aber Ella erklärte, daß er noch nicht ohne seine Mutter auskommen könne, und daß der Professor noch einige Wochen ohne ihn leben müßte.

„Aber ich darf mich doch öfters nach seinem Befinden erkundigen?" fragte Max bestürzt und atmete auf, als diese Erlaubnis ihm freundlich erteilt wurde.

Ella war sehr nett. Sie hatte ein angenehmes Wesen und so klare Augen; wenn der Professor an seiner Arbeit saß oder sein Kolleg las, dann sah er diese Augen sehr häufig vor sich, was ihn in Erstaunen setzte. Aber weil es ihm Freude machte, in diese Augen hineinzusehen, so ging er täglich zu Kanzleirats, erzählte Bertchen Geschichten und ließ sich von ihr berichten, was der Kater des Sanitätsrats wieder angestellt hatte.

Vier Wochen waren vergangen. Das Manuskript der Partherkriege war nicht recht größer geworden, und in tiefen Gedanken begab sich der Professor eines Abends zum Hause des Kanzleirats. Er wußte nicht recht, was ihm fehlte, seine Arbeiten nahmen keinen Fortgang, und seine Geisteskräfte schienen nachzulassen. Ob er wohl in den Herbstferien eine Badereise machen müßte?

Mit diesen Erwägungen beschäftigt, trat er in die Gartenpforte, hinter der Bertchen stand und so laut schluchzte, daß er sich zu ihr hinabbeugte und nach der Ursache ihres Kummers fragte. Aber er konnte nur ein Wort verstehen, das sie immer wieder hervorstieß: „Tot! Tot!"

„Wer ist tot?" Der Professor begann plötzlich zu zittern. „Deine Großmutter?"

Sie schüttelte den Kopf.

„Dein Großvater?"

Erneutes Kopfschütteln.

„Um Gottes willen! Ella?"

Von neuem begann Bertchen Ströme von Tränen zu vergießen, und Max lief sinnlos vor Angst ins Haus. Da trat ihm Ella mit einem ernsten Gesicht, aber ganz gesund entgegen, und er konnte nicht anders, er mußte sie in seine Arme nehmen: „Gottlob, daß du lebst!"

Der kleine Bammel war tot. In einem Scharmützel mit Sanitätsrats Kater hatte er sein junges Leben lassen müssen, und Bertchen weinte noch eine ganze Stunde über ihren Verlust. Sie konnte nicht begreifen, daß die Mutter Bammel gleich einen Knochen fressen konnte, und noch weniger, daß der Professor und ihre sonst so vernünftige Schwester Ella nur eine oberflächliche Teilnahme zeigten und sich plötzlich so viel zu erzählen wußten, daß sie am liebsten allein sein wollten.

Als der Professor an diesem Tage nach Hause kam, begegnete ihm einmal wieder die Majorin, die ihn mit ihrem spöttischen Lächeln betrachtete.

„Wollten Sie sich nicht einen Hund kaufen, Herr Professor?" fragte sie, und er sah sie strahlend an.

„Der ist leider gestorben!" antwortete er lachend.

Sprachlos ging die Dame weiter. Daß Professoren sonderbar waren, das wußte sie: aber daß Professor Max über den Tod eines unschuldigen Tieres lachen konnte, das hatte sie ihm nicht zugetraut. Sie wußte ja noch nicht, daß er einen Hund kaufen wollte und etwas Besseres gefunden hatte.



Digitized by Google

Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 09:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Neue Moden für den Sommer.

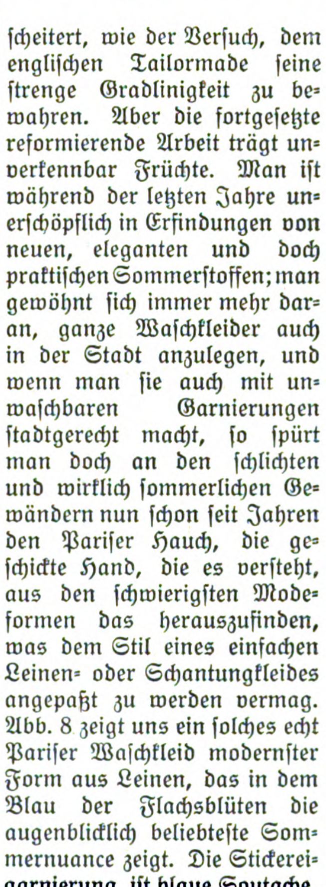
Hierzu 8 Aufnahmen von Reutlinger, Paris.



Phot. Reutlinger.

1. Schwarzweißes Batistkleid mit erhabener Seidenstickerei.

Das Sommerkleid, so wie man es in Deutschland liebt, bei aller Frische und Duftigkeit waschbar und praktisch, von den Modeumwälzungen unabhängig, fast unverändert, was seine Grundform betrifft, von einem Jahr ins andere hineinziehend, ist der Französin — und wer in Toilettenfragen Französin sagt, meint Pariserin — so gut wie unbekannt. Man hat im letzten Jahrzehnt wiederholt Versuche gemacht, es einzubürgern und alle nicht waschbaren Stoffe, alle diffizilen Garnierungen aus der Sommertagesmode zu entfernen; sie sind alle immer wieder ebenso hoffnungslos ge-

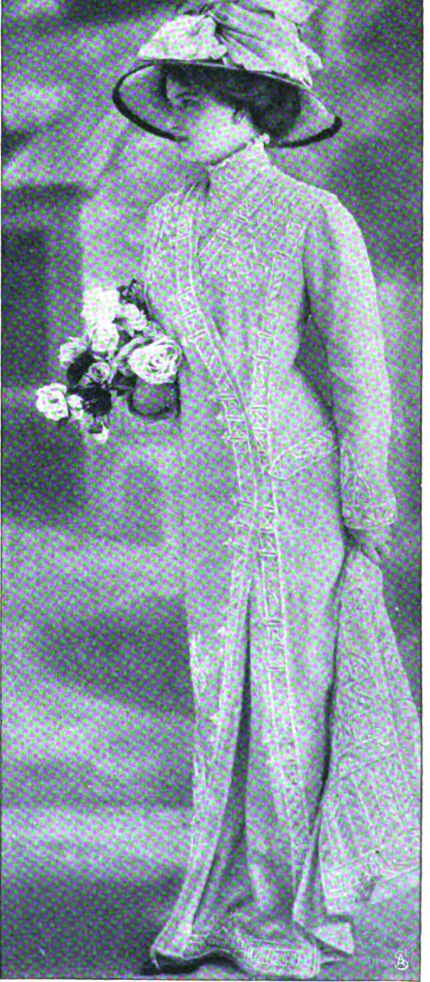


scheitert, wie der Versuch, dem englischen Tailormade seine strenge Gradlinigkeit zu bewahren. Aber die fortgesetzte reformierende Arbeit trägt unverkennbar Früchte. Man ist während der letzten Jahre unerschöpflich in Erfindungen von neuen, eleganten und doch praktischen Sommerstoffen; man gewöhnt sich immer mehr daran, ganze Waschkleider auch in der Stadt anzulegen, und wenn man sie auch mit unwaschbaren Garnierungen stadtgerecht macht, so spürt man doch an den schlichten und wirklich sommerlichen Gewändern nun schon seit Jahren den Pariser Hauch, die geschickte Hand, die es versteht, aus den schwierigsten Modeformen das herauszufinden, was dem Stil eines einfachen Leinen- oder Schantungkleides angepaßt zu werden vermag. Abb. 8 zeigt uns ein solches echt Pariser Waschkleid modernster Form aus Leinen, das in dem Blau der Flachsblüten die augenblicklich beliebteste Sommernuance zeigt. Die Stickereigarnierung ist blaue Soutache, die Chemisette, die am Einsatz und an den die Mode 1903 in Erinnerung bringenden Aermeln sichtbar wird, aus weißem gefälteltem und mit gleichfalls weißen Punkten durchsticktem Tüll. Originell ist die Jackenimitation, bei der das Prinzeßmieder tief über den Rock, auf den seine Schöße aufgesteppt sind, hinüberreicht. Der dunkler blaue Roßhaarhut zeigt Futter aus flachsblütenblauem Roßhaar und ein ebenso gefärbtes breites, seitlich geknotetes Moirébband. Der blaue Leinenmantel (Abb. 3), den man in solcher und ähnlicher Ausführung in allen anderen modernen Farbennuancen fertigt, wird über ein Kleid,



Phot. Reutlinger.

2. Weißes Batistkleid mit irischer Spitze.



Phot. Reutlinger.

3. Blauer Leinenmantel mit Seidenfutter.



Digitized by Google

Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 09:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wie das beschriebene, im Wagen und an kühlen Tagen angelegt. Er hat ein Futter aus gleichnuancierter Seide, der ihn tatsächlich zu einer wärmenden Hülle macht. Die Soutachegarnierung ist aus weißen Bändchen, die langen Aermel sind glatt und locker. Seine moderne Abstammung offenbart er vor allem in dem aufgesetzten, über den Hüften nach vorn sichtbaren Gürtel aus soutachiertem Leinen, der hier wie an den hypermodernen Kleidern den Ansatz der Schöße markiert. Die Hutglocke aus Panamageflecht mit dem einfassenden schwarzen Band



Phot. Reutlinger.

4. Abendmantel aus gelbem chinesischem Krepp.



Phot. Reutlinger.

5. Rokokokleid aus pastellblauem Batist.

bedeckt eine enorme Schleife von altrosa Moiréseidenband. Der durchsichtige, weiß und olivengrün gestreifte Batist des Kleides auf Abb. 7 ruht auf einem Futterkleid von stärkerem weißem Gewebe der gleichen Gattung. Der Rock ist fußfrei und rund. Er quillt aus dem hochansetzenden Miedergürtel, den nach unten zu ein Streifen olivengrünen Schantungs akzentuiert, in gelegten, nicht gesteppten Falten heraus. Das Mieder mit den originellen engen Aermeln läßt, in zwei Fichuachselträgern über die Schultern laufend und blusig über den Miedergürtel fallend, vorn ein Empiècement



Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

aus irischer Spitze sehen. Die Falten der Bretellen hält eine nach unten spitz zulaufende grüne Soutachestickerei. Ein Kranz von Rosenblättern krönt den olivengrünen Roßhaarhut. Der weiße, mit schwarzen Streifen überkarierte Batist des Kleides auf Abb. 1 verliert alle Ansprüche auf die Bezeichnung Waschkleid durch die Anordnung des kurzen Mieders. Der Gürtel wird durch einen dem Miederrock auf Taillenhöhe eingefügten Streifen von Schantung in bunter Seide, mit Blumenranken gestickt, markiert. Das Mieder aus weißer irischer Spitze, über weißen Seidenmusselin gebreitet, steigt aus dem geraden Stickereistreifen empor, der sich glatt an den Miederrock anschließt. Er ist aus naturfarbenem Schantung erhaben in Seide mit Rosenranken gestickt. Die halblangen Aermel lassen am Ende Bausche von Seidenmusselinärmeln hervorquellen; ein schwarzes Samtband hält sie zusammen. Auf den durchsichtig geflochtenen schwarzen Roßhaarhut sinkt eine Kaskade von schneeweißen großen Straußenfedern nieder. Irische Spitze ziert die Robe auf Abb. 2. Dem weißen Batist des langschleppenden glatten Rockes ist sie in senkrechten Streifen aufgesetzt, die sich unterhalb der Knie mit den nach oben strebenden Einsätzen verschmelzen. Das Bretellenmieder mit dem Tüllempiècement und den lockeren Blusenärmeln besteht nur aus irischer Spitze; den Gürtel bezeichnen zwei nach vorn zusammenlaufende Spitzenstreifen. Der runde, breitrandige Glockenhut wird von zwei auseinanderstrebenden Reiherstutzen und einer großen, blaugrünen Rose geziert. Das pastellblaue Seidenmusselingewand auf Abb. 5 mit seinem dreistufigen, seidengestickten, weiten Volantrock, seinem knisternden blauen Taftfutter und dem tiefen Mieder wird freudig als naher Vorläufer der Rokokoreminiszenzen begrüßt. Die Toilette (Abb. 6) besteht aus violettem Seidenmusselin mit schweren weißen Blumenranken in Seide erhaben gestickt.

Phot. Reutlinger.

6. Violette Empiretoilette mit Seidenstickerei für Abendgesellschaften.


Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Phot. Reutlinger.

7. **Sommerkleid aus grün- und weißgestreiftem Batist.**

8. **Blaues Leinenkleid mit Soutachegarnierung.**

Der glatte Schal aus chinesischem Krepp ist dunkler violett, mit abschattierten Stickereien der gleichen Nuance an beiden fransenbeschwerten Enden geziert. Die dunkelste Blüte der Kapuzinerkresse bezeichnet am besten die Färbung des Mantels auf Abb. 4. Das Material ist chinesischer Krepp. Die gemalten tiefschwarzen Blumenmuster umgeben Stickereistreifen, auf denen weißer Jett am auffallendsten in die Erscheinung tritt. Vorn läuft zu beiden Seiten ein soutachierter Streifen nieder. Der obere Teil des Mantels wie die Aermel sind ganz mit Soutache bedeckt. Klementine.

Die Brieftaube als Photograph.

Von Hauptmann a. D. Hildebrandt. — Hierzu 7 photographische Aufnahmen.

In der Dresdner Internationalen Photographischen Ausstellung befinden sich in der vom Verlage Scherl organisierten Gruppe: „Die Photographie im Dienst der Presse“ eine Anzahl Bilder von Brieftauben, die einen photographischen Apparat an sich tragen. Es sollen während der Ausstellung auch mit lebenden Tauben Versuche, zu photographieren, unternommen werden. Die Verwendung der Brieftauben ist bekanntlich uralt und im Laufe der Jahre eine recht vielseitige geworden. Ursprünglich bediente man sich dieser schnellen Flieger, die mit einem besonderen Heimatsinn bedacht sind, lediglich zum Uebermitteln von Nachrichten. Die römischen Gladiatoren zeigten ihre Siege den Landsleuten durch gefiederte Boten an, im Jahre 43 v. Chr. hat Brutus bei der Belagerung von Modena die Hilfe seiner draußen befindlichen Freunde durch Tauben erbeten; bei der Belagerung von Haarlem (1572), von Leiden (1574) und Venedig (1849) bestand mit Hilfe der Tauben ein ununterbrochener Verkehr der Abgeschlossenen mit dem zum Ersatz heranrückenden Heer. Auch die Hochfinanz hat mit Vorteil Tauben verwendet. Im Jahr 1815 erzielte Rothschild großen Gewinn durch Börsenmanöver, als es ihm geglückt war, den Ausgang der Schlacht bei Waterloo durch Taubenpost drei Tage früher zu erfahren als die Regierung. Bis zur Einführung der elektrischen Telegraphie 1850 haben sich die großen Banken, Kaufleute und auch ein Tagesblatt, die „Kölnische Zeitung“,

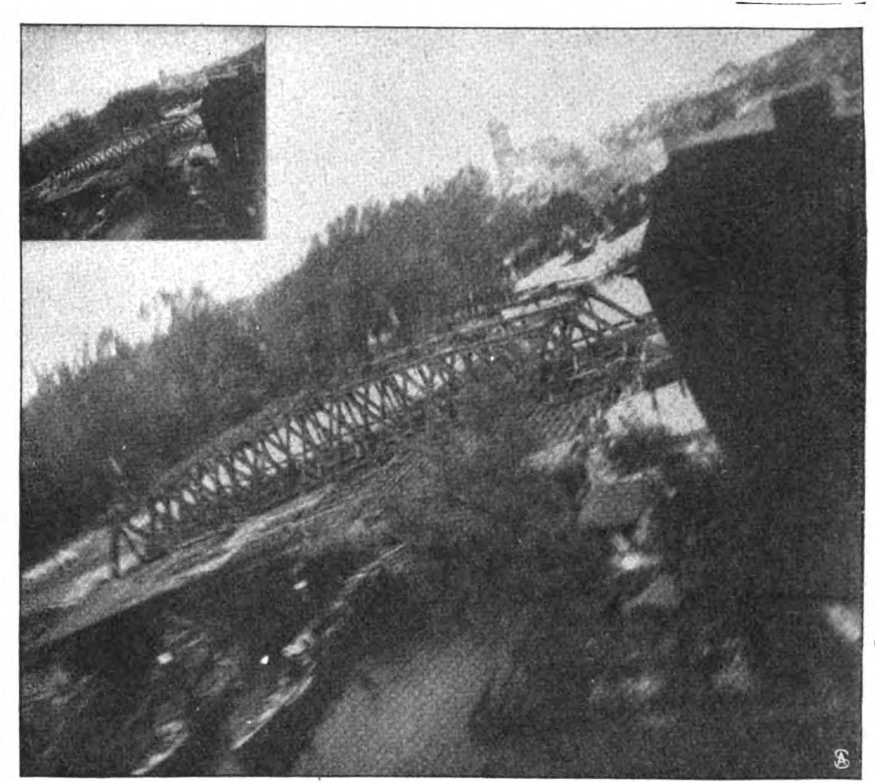
Anlegen des photographischen Apparats.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

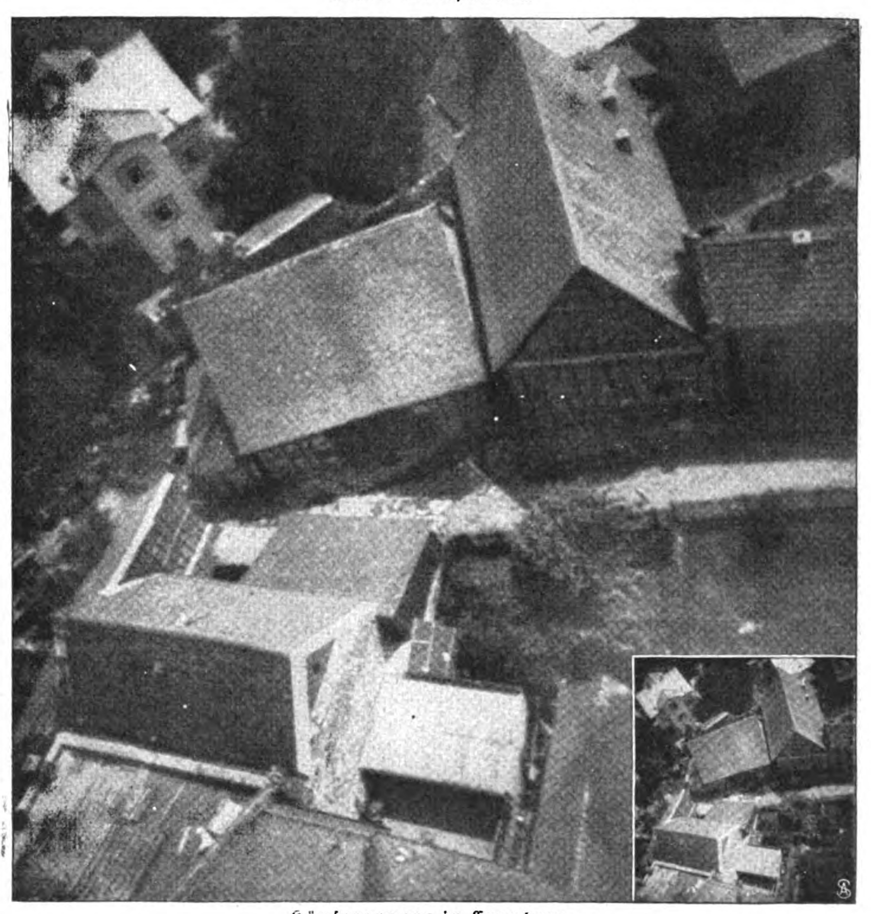
der Tauben zur Uebermittlung von Nachrichten bedient. Im Krieg 1870 wurden die Tauben im größten Maßstab benutzt: die 57 wieder nach Paris zurückgekehrten Tauben haben 100 000 Staatsdepeschen und eine Million Privatnachrichten in die belagerte Stadt hineingetragen. Die Depeschen wurden auf mikrophotographischem Wege auf Kollodiumhäute gebracht, von denen ein Quadratzentimeter nur 0,002 Milligramm wog. Auf ein Gramm Last vermochte man 8,6 Millionen Buchstaben zu bringen.

In späteren Jahren beschränkte man sich nicht nur auf die Beförderung von Nachrichten, sondern man gab den Tauben auch Photographien zur Beförderung mit. Im September 1889 stieg der Chef der russischen Luftschifferabteilung, der jetzige Generalleutnant von Kowanko, mit einem Ballon in St. Petersburg auf und machte photographische Aufnahmen des Geländes. Die Platten wurden noch oben in der Luft entwickelt, die Kollodiumhäute vom Glas abgelöst und den Brieftauben mitgegeben. Um das in der Gondel eines Luftschiffs immerhin unbequeme Entwickeln zu vermeiden, hat man in späterer Zeit Films belichtet und in einer lichtdichten Kapsel den Tieren mitgegeben. Man stellte durch eingehende Versuche fest, daß eine Taube etwa 75 Gramm, gleich ein Drittel ihres Eigengewichts, auf 100—150 Kilometer Entfernung zurückzutragen vermochte.

Dr. Neubronner, Apotheker in Cronberg im Taunus, ist nun auf den genialen Gedanken gekommen, die Tauben selbst als Photographen zu benutzen, um auf diese Weise für Sportzwecke beziehungsweise für militärische Erkundungen Bilder anzufertigen. Nach dreijährigen Versuchen sind die Resultate befriedigend ausgefallen. Neubronner hat sich ebenso wie sein Vater schon seit langen Jahren mit der Zucht von Brieftauben und ihrer praktischen Verwendung beschäftigt. Mitte des vorigen Jahrhunderts ließ sein Vater die Tauben mit Handschuhfingern auf dem Rücken aus



Brücke bei Spandau.

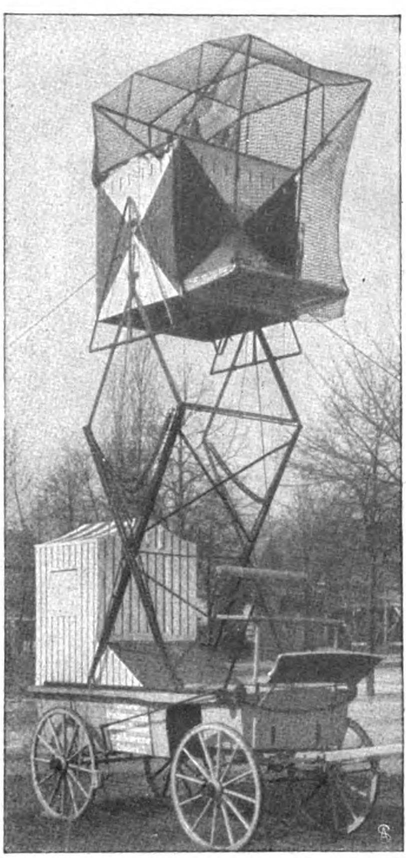


Häusergruppe in Cronberg.

Originale und Vergrößerungen von Brieftaubenphotographien.

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 09:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957 Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Abfluggestell für die Tauben. Phot E. Rost.

Dörfern der Umgebung seiner Apotheke nach dieser hinfliegen. Der Arzt gab den Tauben die durch Pauspapier erhaltenen Rezeptkopien mit, und die Boten aus den Ortschaften fanden bei ihrer Ankunft alle Medikamente fertiggestellt vor, beziehungsweise hatte sie ihnen ein anderer Bote bereits ein Stück Weges entgegentragen können. Diese Einrichtung hat stets tadellos funktioniert. Vom Jahr 1903 ab richtete Dr. Neubronner einen täglichen Brieftaubenrezeptverkehr mit der Heilanstalt in Falkenstein i. T. ein und benutzte demnächst die Tauben auch zur Besorgung von Medikamenten. Die in Falkenstein beheimateten Tauben wurden bei dem Grossisten in Frankfurt untergebracht, und sobald Dr. Neubronner neue Medikamente gebrauchte oder ihm solche unerwarteterweise ausgegangen waren, telephonierte er nach Frankfurt und bekam einen Teil der bestellten Sachen schon binnen einer halben Stunde.

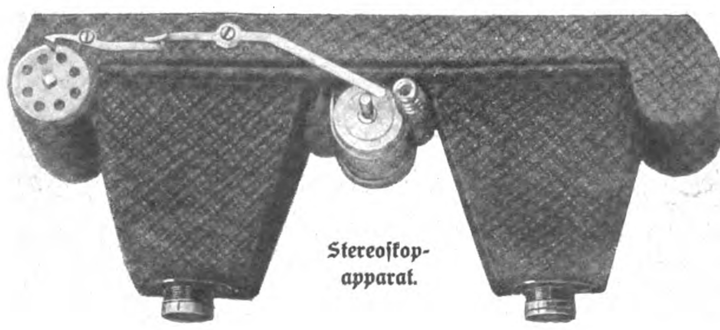
Demnächst wurden Tauben, die in dem fünf Kilometer entfernten Niederhöchststadt beheimatet waren, nach Cronberg gebracht und solche, deren Heimatschlag in Niederhöchststadt sich befand, nach Cronberg geschafft. Der Arzt sandte nun die Rezepte durch Tauben nach der Apotheke zu Cronberg, und von hier ging eine in Niederhöchststadt beheimatete Taube mit den Medikamenten ab. Auch hier wurden zu wiederholten Malen Gewichte von rund 75 Gramm getragen.

Um nun die Taube auch zum Photographieren geeignet zu machen, fertigte sich Dr. Neubronner zunächst ein Geschirr an. Ein nach dem Körper der Taube modelliertes rundes, aus gepreßtem Aluminium gefertigtes dünnes Blech wird dem Tier als Brustschild angelegt. Dieses Blech wird mit vier schmalen Riemchen, unten aus Gummilitze, oben aus weichem Leder bestehend, an beiden Seiten versehen, mittels derer, ähnlich wie bei einem Hosenträger, das Geschirr über dem Rücken passend angeschnallt wird. An dem Brustblech wird nun der kleine photographische Apparat in einem kleinen Schlitz befestigt. Ein Stift verhindert das Verschieben der Kamera und sorgt dafür, daß sie nicht vom Brustschild sich loszulösen vermag. Es ist beim Anlegen des Geschirrs sorgfältig darauf zu achten, daß die Riemchen sauber an die Flügelansätze gelegt werden, und daß genügend Luft zwischen dem Harnisch und dem Gefieder bleibt, damit nicht etwa das Blech zu fest sitzt und die Taube drückt.

Zunächst muß nun die Taube an das Tragen ihres Geschirrs gewöhnt werden. Zu diesem Zweck legt man ihr das Brustblech an und läßt sie damit herumlaufen. Dies hat aber unbedingt in einem anderen Raum als in dem Schlag zu geschehen, weil man nie die Tauben in ihrem Schlag belästigen darf. Zunächst ist die ungewohnte Last dem Tierchen äußerst unbequem, und man kann beobachten, wie die Taube sich ängstlich niederduckt, nach rückwärts geht und schließlich mit dem Schnabel versucht, die Riemchen durchzubeißen. Bald aber gewöhnt sie sich an das Geschirr, hüpft im Raum herum und macht schließlich auch Flugversuche. Alsbald legt man an das Brustschild auch ein Modell der Kamera, das so eingerichtet ist, daß man sein Gewicht von 30 Gramm allmählich bis auf 75 Gramm zu steigern vermag, was schon nach einigen Uebungstagen geschehen kann. Sobald nun die Taube das Bewußtsein erlangt hat, daß sie mit ihrer Bürde fliegen kann, läßt man sie aus mäßiger Entfernung nach ihrem Schlag zurückfliegen. Zum bequemen Anflug mit dem Apparat muß das Flugbrett möglichst breit — mindestens einen halben Meter — sein. Am besten überspannt man einen eisernen Ring mit einem äußerst engmaschigen Drahtnetz, das sehr elastisch ist. Auch das Einflugloch muß genügend hoch und breit sein, damit die Tauben erhobenen Kopfes und mit halbgeöffneten Flügeln eintreten können. Eine ganz leichte Drahtportiere, die es den Tieren unmöglich macht, den Schlag wieder zu verlassen, öffnet sich beim Eintreten unter geringem Druck. Die Taube gelangt zu-



Kamera für mehrere Aufnahmen.



Stereoskopapparat.

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nächst in einen Kasten, von dem aus eine elektrische Klingel ihre Ankunft alsbald einem Wächter meldet. Man hat nun sofort dem Tier die Last abzunehmen und es in den Schlag zu lassen, wo es reichlich frisches Wasser und gutes Futter vorfindet. Es ist dies sehr wichtig, weil sich die Tauben bald merken, daß sie in ihrem Schlag sofort von der unbequemen Bürde befreit werden und deshalb so schnell wie möglich nach dem Auflassen dorthin zurückkehren.

Die Kamera ist nur 8 cm lang und 5½ cm tief. In der Dunkelkammer werden Films oder Glasplatten eingelegt, der Apparat wieder geschlossen und der Schlitzverschluß gespannt. Der Zeitpunkt der Auslösung des Verschlusses wird durch eine einfache Vorrichtung hervorgerufen. Nähere Einzelheiten wird Dr. Neubronner demnächst in einem Schriftchen „Die Brieftaubenphotographie", Verlag W. Baensch, veröffentlichen.



Dr. Neubronner,
Erfinder der Brieftaubenphotographie.

Den Weg, den eine Taube zurücklegt, kennt man, da bei dem nur auf 15 Kilometer berechneten Flug die Taube in grader Linie zum Schlag zurückkehrt. Man weiß also ungefähr, welches Gelände von der Kamera aufgenommen wird. Es werden zweckmäßigerweise stets mehrere Tauben zugleich aufgelassen, wenn eine bestimmte Gegend photographiert werden soll. Nach einiger Uebung kann man später meist auf Grund der Karte feststellen, welche Gegend zur Aufnahme gelangt ist. Nach Dr. Neubronners Mitteilungen ist die Gefahr des Verlustes eines Apparats keine große; in den drei Versuchsjahren ist ihm nur eine einzige Kamera abhanden gekommen, und zwar nur aus dem Grunde, weil sich die Kamera vom Brustschild geschoben hatte.

Eigenartig ist es auch, daß man mehrfach beobachtet hat, wie Raubvögel, die eine mit Apparat ausgerüstete Taube verfolgten, plötzlich von ihr abließen, was der Erfinder auf das Glitzern der Metallteile schieben zu müssen glaubt. Tauben mit photographischen Apparaten werden für Liebhaber vielleicht einen neuen und interessanten Sport bilden. Auf billige Weise werden zum Beispiel große Fabriken sich Aufnahmen aus der Vogelperspektive verschaffen können, die sie heute nur bei Benutzung eines im Betriebe kostspieligen Ballons oder mit Hilfe von Drachen zu erlangen vermögen. Zweifellos kann man sich mit Hilfe dieser Tauben eine Sammlung origineller Bilder anlegen, von denen wir hier einige Proben gebracht haben. Für einen Laien sind diese Bilder scheinbar schwer zu entziffern, doch schon nach einiger Uebung lernt man die Regeln, nach denen dies zu geschehen hat, kennen, und man vermag schließlich sogar Messungen an solchen Platten anzustellen. Eine besondere Wissenschaft: die Photogrammetrie, hat die verschiedensten Verfahren ausgebildet, nach denen man die Photographien zu entziffern vermag.

Dr. Neubronner gedenkt, in Dresden eine Hauptprobe mit seinen Tauben abzuhalten, und will alsdann auch in Berlin Versuche anstellen.

Bilder aus aller Welt.

Das 750 Jahre alte Restaurant „Zu den vier Schwänen" in Waltham Croß, eine Sehenswürdigkeit der Landschaft, hat ein altes Wahrzeichen, ein die Straße überquerendes Balkengestell, das vier Schwäne trägt. Die Middle Essex Company beabsichtigte, durch diese Straße eine neue elektrische Trambahn zu legen. Die Bewohner des Ortes duldeten aber nicht, daß das alte Wirtshauszeichen angetastet werde, und so mußte die Bahn wohl oder übel einen Umweg machen.

Der Sängerwettstreit in Frankfurt a. M. hat mit einem Triumph der sangesfreudigen Stadt Köln geendet. Dem Kölner Männergesangverein gelang es, seine 33 Mitbewerber zu schlagen und den vom Deutschen Kaiser gestifteten Wanderpreis für sich zu gewinnen.



Ein treubehütetes historisches Wahrzeichen in Waltham Croß (England).

Das uralte Straßenschild des Gasthofs „Zu den vier Schwänen", dem die Tramway ausweichen muß.

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY



Phot. Cortella.

1. Kortmann. 2. Kroschmann. 3. Schweier. 4. Dr. v. Coellen. 5. Dr. Strick. 6. Scharrenbroich. 7. Faßbinder. 8. Baltes. 9 Rektor Hack. 10. Dirigent Prof. Jos. Schwartz. 11. Präsident L. v. Othegraven. 12. Vizepräsident Wilfert. 13. Brunnthaler.

Vom Kaiser-Gesangwettstreit in Frankfurt a. M.: Der Vorstand des siegreichen Kölner Männergesangvereins.



Phot. Brokesch.

Komm.-Rat Gustav Adolf Philipp wurde zum Geh. Komm.-Rat ernannt.

Kommerzienrat Gustav Adolf Philipp wurde vom König von Sachsen durch den Titel eines Geheimen Kommerzienrats ausgezeichnet. Der hochverdiente Großindustrielle steht als Generaldirektor an der Spitze der chemisch-technischen Fabriken Fritz Schulz jun., Akt.-Gesellsch. in Leipzig.

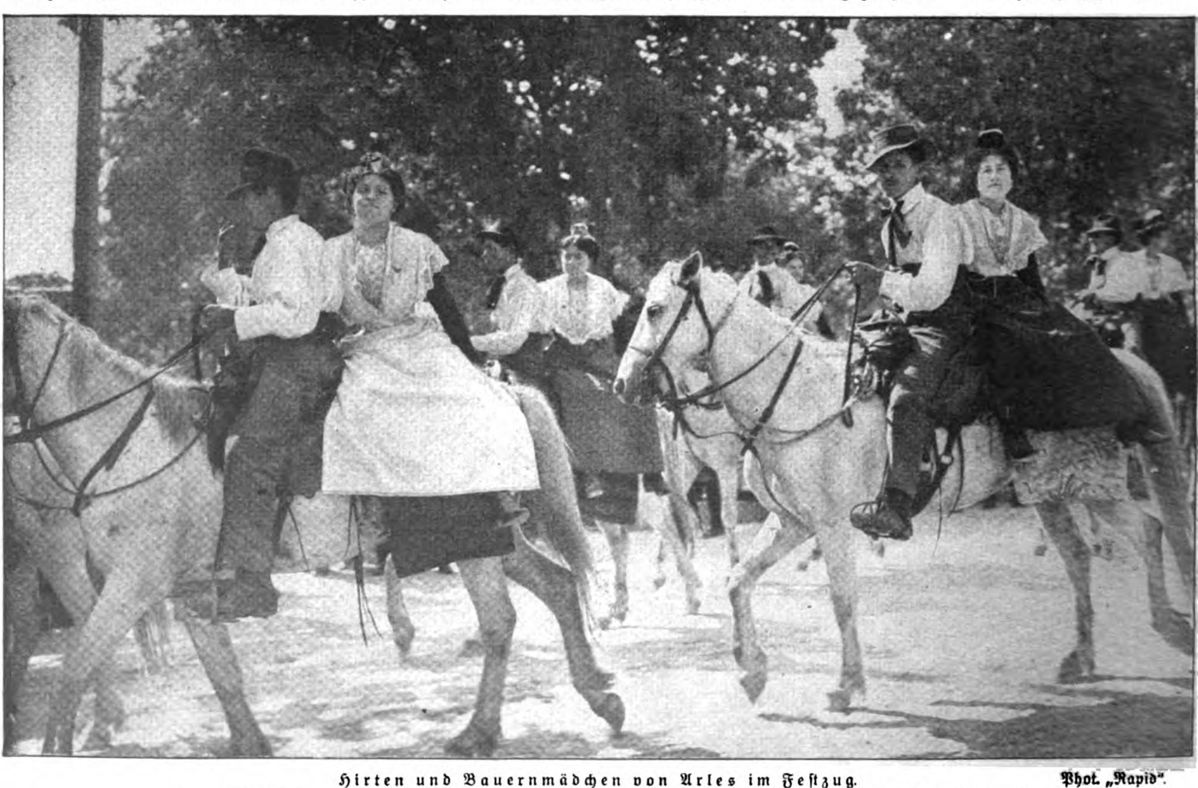
Die Provence und ihre altberühmte Dichtkunst haben jüngst ein frohes Fest begangen. Am 2. Februar 1859 hatte der junge Dichter Frédéric Mistral die letzte Zeile eines großen Epos geschrieben, das „Mirèio" (Mireille) hieß. Von diesem Tage datiert die Renaissance der provenzalischen Literatur. Die Provence hat das fünfzigjährige Jubiläum dieses für ihre nationale Kunst so wichtigen Ereignisses würdig begangen. Zu Pfingsten wurde in Arles ein schönes Denkmal Frédéric Mistrals enthüllt. An diese Feier schloß sich ein reizendes Volksfest, dem der Dichter mit vielen Verehrern beiwohnte.

Der Hofpianist Karl Wendling, der seit langem als Lehrer am Königlichen Konservatorium der Musik zu Leipzig wirkt, wurde vom König von Sachsen durch die Verleihung des Professortitels ausgezeichnet.



Phot. Brokesch.

Hofpianist Karl Wendling wurde zum Professor ernannt.



Hirten und Bauernmädchen von Arles im Festzug. Phot. „Rapid".

Zum 50jährigen Jubiläum der provenzalischen Dichtung „Mireille" von Frédéric Mistral.

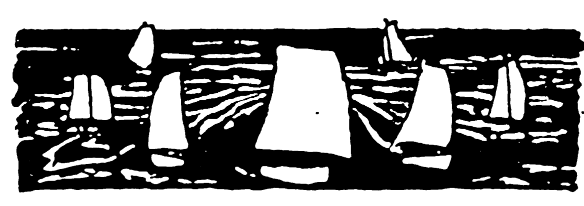
Schluß des redaktionellen Teils.

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

DIE·WOCHE

Nummer 25. | Berlin, den 19. Juni 1909. | 11. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 25.



Die sieben Tage der Woche.

10. Juni.

Die größte deutsche Automobil-Tourenkonkurrenz, die Prinz Heinrich-Fahrt, nimmt mit dem Start auf dem Tempelhofer Feld in Berlin ihren Anfang.

In Paris finden zahlreiche Haussuchungen bei Führern der revolutionären Arbeiterorganisationen statt, die der Aufreizung, namentlich zur Beschädigung der Telegraphenleitung, verdächtig sind.

11. Juni.

Eine große Anzahl von englischen Geistlichen aller christlichen Konfessionen trifft zum Besuch ihrer deutschen Amtsbrüder in Berlin ein.

Ein königlicher Erlaß an das preußische Staatsministerium verfügt die Einsetzung einer Immediatkommission, die unter Vorsitz des Ministers des Innern die Vorarbeiten für eine Vereinfachung der preußischen Verwaltung durchführen soll.

Bei den Wahlen zur niederländischen Kammer verliert die Linke die Mehrheit an die christlichen Parteien.

12. Juni.

Vor den Mitgliedern des Kongresses der britischen Reichspresse findet in Spithead eine Parade von 148 Kriegsschiffen statt.

Südfrankreich, insbesondere die weitere Umgebung von Aix, wird von einer schweren Erdbebenkatastrophe betroffen (Abb. S. 1048).

Im Zirkus Schumann in Berlin findet eine imposante Protestversammlung (Abb. S. 1051) gegen die Steuervorschläge der Finanzkommission statt. Die erschienenen Vertreter der industriellen und kaufmännischen Körperschaften beschließen die Gründung eines großen „Hansabundes für Gewerbe, Handel und Industrie".

Natal beschließt, in die südafrikanische Union einzutreten.

13. Juni.

Fürst Philipp zu Eulenburg, der auf Veranlassung der Staatsanwaltschaft von Gastein zurückkehren mußte, begibt sich nach Hinterlegung einer Bürgschaft von 500 000 Mark nach Liebenberg.

In Honolulu wird eine japanische Verschwörung entdeckt, die die Vertreibung der Amerikaner von der Hawai-Inselgruppe zum Ziel hatte.

Die Provinzialgruppe Berlin-Mark Brandenburg des Deutschen Flottenvereins hält in Potsdam ihre diesjährige Delegiertenversammlung ab.

14. Juni.

Der Bundesrat erteilt drei neuen Steuervorschlägen seine Genehmigung. Ein Gesetzentwurf sieht eine Aenderung des Erbschaftssteuergesetzes, der zweite des Reichsstempelgesetzes, der dritte des Wechselstempelgesetzes vor.

Zu Hoppegarten findet in Gegenwart des Kaisers das Armee-Jagdrennen statt.

15. Juni.

Der Reichstag nimmt seine Beratungen wieder auf.

Der Kaiser tritt seine Reise in die finnischen Schären an, wo die Zusammenkunft mit dem Kaiser von Rußland stattfinden soll.

An Stelle des verstorbenen Präsidenten Penna übernimmt der Vizepräsident Dr. Nilo Pecanha die Regierung der brasilischen Republik.

Die russische Reichsduma wird bis zum Oktober d. J. vertagt.

▫ ▫ ▫

Neue Schnellbahnen.

Von Hans Dominik.

Unter dem Titel „Ein neues Schnellbahnsystem, Vorschläge zur Verbesserung des Personenverkehrs von August Scherl", ist in diesen Tagen eine umfangreiche Denkschrift erschienen. Das Werk behandelt in drei Kapiteln die Krisis im gegenwärtigen Eisenbahnsystem, das neue System, das diese Krisis beseitigen soll, und endlich die wirtschaftlichen und sozialen Vorteile und Fortschritte, die solcher Verkehrsverbesserung auf dem Fuße folgen dürften.

Was zunächst das erste Kapitel angeht, so dürfte wohl die Mehrzahl aller Leser mit dem Herausgeber der Denkschrift darin übereinstimmen, daß unsere heutigen Verkehrsverhältnisse sehr viel zu wünschen übriglassen. Unser heutiges Eisenbahnwesen befindet sich in einer bedenklichen Klemme. Während der Verkehr und das Verkehrsbedürfnis beständig wachsen, gestattet die gegenwärtige Verkehrs- und Betriebsorganisation eine Steigerung der Leistungen nur in beschränktem Maße. So kommt es, daß uns an vielen Stellen das unleidliche Motto vom Ende der Leistungsfähigkeit entgegentönt. Wir kennen es in Berlin speziell von der Stadtbahn her. Aber auch im Industriebezirk von Rheinland und Westfalen ist die gleiche Losung nur zu wohlbekannt. Dort müssen viele Kohlen liegen bleiben, viele Feierschichten gemacht werden, weil die Eisenbahn nicht imstande ist, die geforderte Verkehrsleistung zu schaffen. Seit 10 Jahren haben diese Zustände beängstigende Dimensionen angenommen, und wie unser Verkehr sich in 20 Jahren abspielen soll, wenn nicht gründliche Besserung geschaffen wird, daran wagt gerade der gewissenhafte Verkehrstechniker kaum zu denken.

Published 19. VI. 1909. Privilege of copyright in the United States reserved under the Act approved 3. March 1905 by August Scherl G. m. b. H., Berlin.



Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

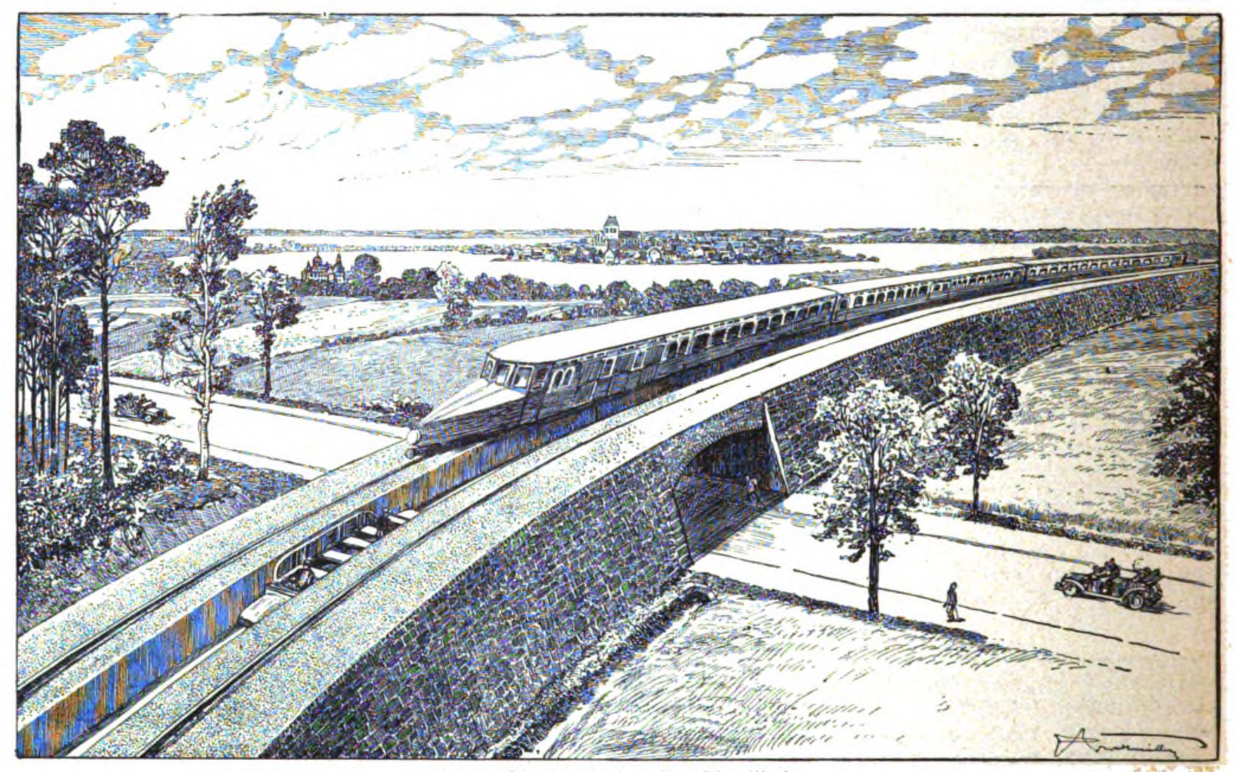


Fig. 1. **Die Strecke der Fernschnellbahn.**

Untersuchen wir nun die Ursachen, die dem Versagen unseres gegenwärtigen Verkehrssystems zugrunde liegen. Da ist zunächst die Zusammendrängung des Personen- und Güterverkehrs auf die gleichen Strecken. Es ist ein historisches Erbteil, aus alter Zeit übernommen. Auch auf der alten Landstraße verkehrten ja durcheinander Frachtwagen und Personenfahrzeuge. Daß man das alte Schema ohne weiteres auf die Eisenbahnen übertrug, droht heute zum Verhängnis zu werden. Man wird eine reinliche Scheidung durchsetzen müssen. Man wird die gegenwärtigen Anlagen, in denen ja viele tausend Millionen, ein beträchtlicher Teil des Volksvermögens, stecken, für die Bewältigung des Güterverkehrs allein bestimmen müssen und den Personenverkehr auf ganz neuen Wegen und mit ganz neuen Mitteln zu bewerkstelligen haben.

Bereits dieser erste Vorschlag mag manchen allzu kühn und vor allem unwirtschaftlich erscheinen. Aber diese Annahme ist irrig. Der Güterverkehr bedeutet nach der Bruttoeinnahme schon heute 3/4 des gesamten Verkehrs überhaupt, und er stellt den recht eigentlich gewinnbringenden Teil unserer Eisenbahnbetriebe dar. Er wird also wohl das in den alten Bahnen angelegte Kapital verzinsen und amortisieren, so daß bei einer solchen Reform alle bedenklichen Erschütterungen des wirtschaftlichen Lebens glücklich vermieden werden.

Hat man sich mit dem Gedanken einer solchen Trennung einmal vertraut gemacht, so bietet sich nun die Möglichkeit, für den Personenverkehr ein ganz neues System durchzuführen, ihn unbeirrt und unbeengt durch allerlei alte Normalien und Rücksichten mit den allermodernsten Mitteln und mit dem besten Wirkungsgrade zu betreiben.

Aber, so wird man wieder einwenden, wenn der Personenverkehr jetzt bereits ein sehr mäßiges Geschäft ist, der überhaupt nur durch die Ueberschüsse des Güterverkehrs mit genährt und getragen wird, so wird doch die Errichtung eines besonderen Netzes für reinen Personenverkehr wirtschaftlich gar nicht durchführbar sein. Der Einwurf ist irrig. Wir haben zahlreiche Verkehrsunternehmungen, es seien nur die elektrischen Straßenbahnen und die Berliner Hoch- und Untergrundbahn genannt, die reinen Personenverkehr mit sehr viel moderneren Mitteln als die Staatsbahn betreiben und ihr Kapital recht gut verzinsen und amortisieren. Es kommt dabei nicht nur auf das Was, sondern auch auf das Wie an. Wenn bei der Betreibung der gleichen Sache die Berliner Straßenbahn ihr Kapital mit mehr als 8 Prozent verzinst, die Berliner Hochbahn 5 Prozent verdient und die Stadtbahn kaum 2 Prozent des investierten Kapitals einbringt, so gibt das immerhin zu denken. Diese Zahlen beweisen, daß der Umstand, daß einer mit einer Sache kein Geschäft macht, noch nicht unbedingt für die Unrentabilität der Sache selbst spricht. Insbesondere wird auch der Einfluß der modernen technischen Mittel in Rechnung zu stellen sein. Man wird ja in der Tat einen Betrieb, der mit veralteten Mitteln nicht wirtschaftlich

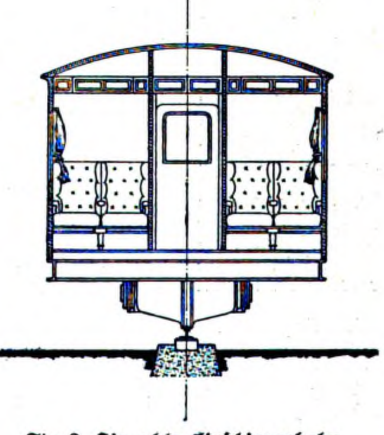


Fig. 2. **Die echte Einschienenbahn.**
Durchschnitt durch Strecke und Wagen.

Generated on 2019-06-06 09:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY

geführt werden kann, mit verbesserten Mitteln rentabel gestalten können. Damit aber kommen wir zu weiteren Ausführungen der Denkschrift. Ein neues System für den Personenverkehr wird naturgemäß ganz andere Geschwindigkeiten aufweisen müssen als die alten Linien. Die Forderung lautet auf 200 Kilometer in der Stunde. Dazu aber ist zunächst einmal die alte Dampflokomotive ganz und gar unbrauchbar. Ihre Arbeitsweise wird bei Ueberschreitung von 100 Kilometer in der Stunde sowohl technisch wie auch wirtschaftlich so bedenklich, daß sie ernstlich nicht mehr in Betracht kommen kann. Die Fahrzeuge eines zukünftigen Personenverkehrs werden selbstverständlich elektrisch betrieben werden müssen. Aber auch damit sind die Schwierigkeiten noch nicht aus dem Wege geräumt. Die Schnellbahnfrage hängt keineswegs allein von der Art des rollenden Materials, sondern noch vielmehr von der des Gleises ab. Das heute allgemein gebräuchliche zweischienige Gleis ist für einen regulären Schnellbahnbetrieb nicht brauchbar. Es bietet einmal in den Kurven enorme technische Schwierigkeiten. Ferner wird seine Unterhaltung bei den geforderten hohen Geschwindigkeiten derartig teuer, daß die Wirtschaftlichkeit des ganzen Systems gefährdet erscheint. Man muß eine andere Art des Gleises suchen, und die einzig brauchbare Form ist das einschienige Gleis. Das Betriebsmittel, das auf diesem Gleis verkehren wird, ist der einspurige, durch Kreiselapparate stabilisierte Wagen. Die aufrichtende Kraft des Kreisels ist ja seit langem bekannt. Man kann sie bereits am Kinderspielzeug beobachten, und die Technik beginnt sie immer mehr für Stabilisierungszwecke, beispielsweise für die Stabilisierung von Aeroplanen, aber auch für die von Fahrzeugen

Fig. 3.
Das Radial-Peripheriesystem der Großstadt.

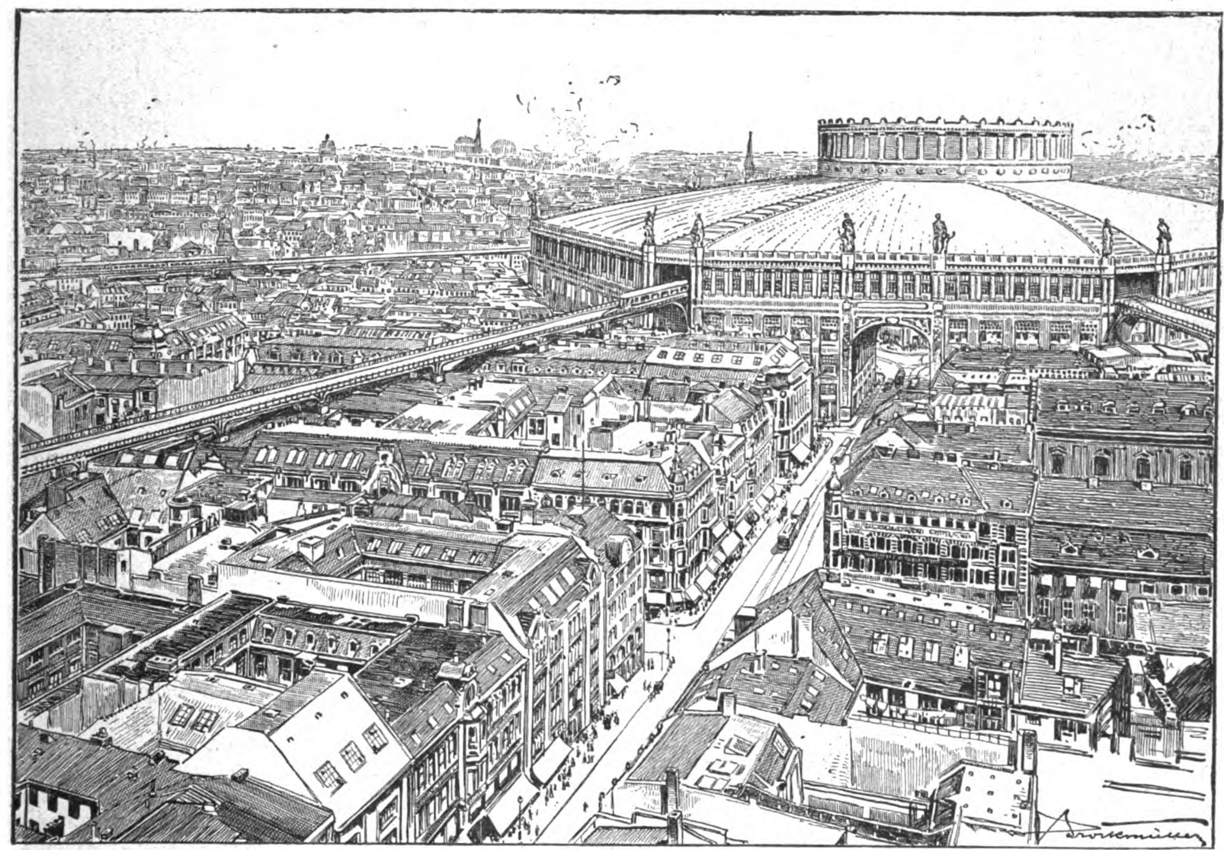


Fig. 4. **Der Zentralbahnhof der Großstadt.**

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 09:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957 Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

heranzuziehen. Freilich haben beispielsweise die Engländer, so eifrig sie an dem Problem arbeiten, bis jetzt wenig erfreuliche Erfolge zu verzeichnen gehabt.

Also, so wird der Leser sagen, liegt auch dies einschienige System noch in weiter Ferne, ist mehr oder weniger Utopie. Nicht ganz! An der Stelle, an der die Denkschrift diese Dinge behandelt, findet sich der Passus:

„Ich selbst habe in eigenen Versuchswerkstätten eingehende Studien über die Stabilisierung von Fahrzeugen mit Hilfe von gyrostatischen Apparaten anstellen lassen. Es sind bereits entscheidende Resultate erzielt, und die Versuche werden nunmehr in Form eines besonderen technischen Unternehmens auf breiterer finanzieller Grundlage und in größerem Maßstabe fortgeführt werden. Die positiven technischen Ergebnisse wird die Oeffentlichkeit bei anderer Gelegenheit erfahren. Für die Zwecke dieser Denkschrift genügt die einfache Mitteilung, daß das echte einschienige Fahrzeug tatsächlich vorhanden, das Mittel also bereit ist, die neue Organisation in der Praxis erfolgreich durchzuführen."

Der Herausgeber der Denkschrift hat sich also nicht darauf beschränkt, die Mittel, die unseren Verkehr verbessern können, klar zu durchdenken. Er hat vielmehr in dem Augenblick, als die Lösung schwieriger technischer Probleme notwendig wurde, einen praktischen Laboratoriums- und Werkstättenbetrieb organisiert und ist mit seinen Vorschlägen erst an die Oeffentlichkeit getreten, nachdem hier glatte Erfolge erzielt waren. Unsere Fig. 2 auf S. 1040 zeigt einen Querschnitt durch das neue einspurige Eisenbahnfahrzeug. Sie dürfte wohl eine Vorstellung davon geben, wie der Wagen sich völlig stabil auf einer einzigen Schiene hält, und wie sich der Wagenkasten in der Breite ebenso wie in der Länge frei entwickeln kann.

Fig. 5. **Das Radial-Peripheriesystem**

Betrachten wir nun die Forderungen, die ein guter Verkehr erfüllen muß. Er soll schnell und sicher vonstatten gehen und dem Publikum eine behagliche Reise bieten. Diese drei Bedingungen erfüllt das neue einschienige Fahrzeug. Es erreicht die gewünschte Geschwindigkeit. Es ist dabei unbedingt betriebssicher, und es gestattet eine freie Entwicklung der Wagenfläche, die es nun wieder ermöglicht, den Reisenden Komfort und Behaglichkeit zu bieten. Aber darüber hinaus soll ein idealer Verkehr nicht nur einige wenige Punkte in gute


Digitized by Google
Original from
CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Verbindung bringen, sondern auch die gesamte, von ihm durchzogene Fläche erschließen. Diese Aufgabe wird der zukünftige Personenverkehr durch ein System organisch geschürzter und miteinander verknoteter Netze erreichen.

Ein System von 200-Kilometer-Bahnen wird die Hauptpunkte, die wichtigsten Siedelungen miteinander verbinden. Ein zweites engeres Netz von 160-Kilometer-Bahnen wird sich diesem angliedern. Ein drittes Netz langsamerer Lokalbahnen wird als Zubringer für dieses Netz dienen, und Automobillinien werden schließlich sogar jedes Dorf und jeden Flecken in den Verkehr einziehen.

Der Betrieb über diese Netze wird derartig kontinuierlich zu erfolgen haben, daß die unerträglichen Wartezeiten, an denen wir heute laborieren, verschwinden. Der einzelne Reisende, der einmal seine Wohnung in irgendeinem Dorf verlassen und den Automobilomnibus bestiegen hat, wird schnell und immer schneller in den Verkehrsstrom hineingezogen. In wenigen Viertelstunden gelangt er über das tertiäre und das sekundäre Netz in die Hauptschnellbahnlinien, deren Betriebsmittel Europa zwischen Sonnenaufgang und -untergang von einem bis zum anderen Ende durcheilen.

Einen Blick auf die Hauptbahnstrecke und einen mit 200 Kilometer Geschwindigkeit dahineilenden Einschienenzug nebst dem zum Befahren der Strecke erforderlichen kleinen Kontrollwagen gibt Fig. 1 auf S. 1040. In Betonbau und Erdschüttung zieht sich der Bahnviadukt dahin, da bei derartigen Geschwindigkeiten Schranken und Uebergänge im Niveau fortfallen müssen. Besondere Anlagen geben jedes Streckensignal direkt an den Führerstand des Zuges, und auf jede Nichtbeachtung eines solchen Signales schaltet die Zentrale dem Zuge einfach die Kraft ab. So ist auch bei diesen hohen Geschwindigkeiten volle Sicherheit erzwungen. Wiederum anders werden sich die technischen Einrichtungen eines idealen Personenverkehrs im bebauten Gebiete großstädtischer Siedelungen darstellen. Hier wird man die intensive Erschließung der Fläche, die volle Befriedigung des Verkehrsbedürfnisses durch ein besonderes Netz erreichen, für das August Scherl die Bezeichnung Radial-Peripheriesystem gewählt hat. Die Figuren 3, 4 und 5 auf S. 1041—1043 veranschaulichen diesen Teil der Organisation. Fig. 5. gewährt einen Blick aus der Vogelperspektive auf eine Millionenstadt. Die Darstellung

über den Häusern.


Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957 / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Public Domain in the United States, Google-digitized

läßt erkennen, wie eine Ringbahn das Stadtgebiet an der Peripherie durchzieht, und wie von einem gigantischen Zentralbahnhof aus zahlreiche Strahlen- oder Radialbahnen zu verschiedenen Punkten des Ringes hinführen. Fig. 3 auf S. 1041 gibt eine planmäßige Darstellung dieses Systems und zeigt ferner, wie die Haltestellen auf den Strahlen und dem Ringe verteilt sind, und wie besondere Kreuzungs- oder Uebergangsbahnhöfe an den Treffpunkten von Strahlen und Ringbahnen vorgesehen sind.

Das neue System wird hier auf neuen Wegen wandeln. Seine Linien fügen sich nicht mehr, wie heute die Hochbahnstrecken, den Straßenzügen an. In freier Linienführung zieht sich der Viadukt der Lufthochbahn über das Häusermeer der Großstadt hin, auf kürzestem Wege von Bahnhof zu Bahnhof, von Stadtviertel zu Stadtviertel führend. Bald überfährt er enge Höfe und Hinterhäuser, bald nimmt er Straßen und Plätze mit weitgespannten Brücken.

In schnellster Fahrt eilen die Züge dahin, doch kein Geräusch und keine Erschütterung dringt in die Häuser. Denn der ganze Viadukt ist in sich abgeschlossen und vom Mauerwerk der umgebenden Gebäude völlig getrennt.

Den Brennpunkt des städtischen Verkehrs bildet der bereits erwähnte Zentralbahnhof im Mittelpunkte der Stadt. Seine Außenansicht veranschaulicht Fig. 4 auf S. 1041. In gewaltiger Größe erhebt sich sein massiger Rundbau. In ihm treffen sich alle Strahlenbahnen in luftiger Höhe, während zu ebener Erde die Zufahrtswege des Straßenverkehrs einmünden und zahlreiche Fahrstühle den Vertikalverkehr zwischen Straße und Bahnsteig besorgen. Auch hier bietet das gewaltige Gebäude zahlreiche Räume, die als Kaufhäuser oder zu Ausstellungzwecken gewinnbringende, dauernde Verwertung finden und zur Rentabilität des Ganzen beitragen.

Wohl mag alles das, was die Fig. hier zeigen, zunächst noch ein wenig kühn und ungewohnt erscheinen. Aber schließlich wäre es auch den Leuten zur Zeit der Freiheitskriege ganz verwunderlich vorgekommen, wenn man ihnen das Bild eines fahrenden Eisenbahnzuges gezeigt hätte, obwohl solche Eisenbahnen bereits 20 Jahre später Europa durchschneiden sollten. Die hier dargestellten Projekte sind in allen Einzelheiten folgerichtig durchdacht, und so dürften auch sie wohl in absehbarer Zeit Verwirklichung finden.

Schlaraffia.

Zur Feier ihres fünfzigjährigen Bestehens. — Von Julius Böhm.

„Ein lustiger Verein in unserer Stadt", sagt der eine, wenn er nach der „Schlaraffia" gefragt wird. Ein anderer mag vielleicht zur Antwort geben: „Ach, so eine Karnevalsgesellschaft, glaub ich, oder dergleichen!" Manch anderes Urteil mag sogar härter ausfallen, aber selten trifft man auf jemand, der über die Schlaraffia und ihr Wesen genaueren und richtigeren Bescheid zu geben imstande ist. Und das ist schließlich bei der Zurückhaltung, die sich die Schlaraffia und ihre Mitglieder freiwillig auferlegen, und der Seltenheit, mit der diese Vereinigung in die Oeffentlichkeit tritt, kein Wunder. Und doch verlohnt es sich, einmal einen Blick in das Wesen und die Verbreitung der Schlaraffia zu tun, die zu ihren „Sippungen" und Festen nur in beschränkter Zahl Gäste als „Pilger" zuläßt, diese aber stets mit großer Herzlichkeit und Zuvorkommenheit empfängt.

Gerade jetzt ist vielleicht ein solcher Blick interessant, da „Allschlaraffia", d. h. der die ganze Welt umspannende Bund von etwa achttausend Schlaraffen, im Begriff steht, sein „Siebentes Konzil" zu feiern, den alle fünf Jahre stattfindenden Kongreß der Schlaraffenreiche, diesmal in der alten Kaiserstadt an der Donau, und zwar vom 16. bis zum 20. Juni. Freilich nicht an seinem Geburtsort, dem goldenen Prag, wohl aber an seinem 50. Geburtstag, denn gerade vor 50 Jahren hat die Schlaraffia zu Prag das Licht der Welt erblickt und von da aus ihren — man darf ihn füglich also nennen — Siegeszug durch die Welt, so weit die deutsche Zunge klingt, angetreten.

Aus kleinen Anfängen, einer fröhlichen, der Kunst und dem Frohsinn treu ergebenen Tischgesellschaft, hat sich die Schlaraffia zu einer der größten Vereinigungen entwickelt, und von einem Konzil zum andern — das letzte fand im Jahr 1903 zu Berlin statt — zeigt sich die ungeschmälerte werbende Kraft des schlaraffischen Gedankens und die erfreuliche Tatsache, daß auch in unserer realistisch angehauchten Zeit der Sinn für Schönes und Edles nicht erstirbt.

In fröhlich blühender Entwicklung ihren Anhängern einen reizvollen Abend in jeder Winterwoche bietend, stellt sich die Schlaraffia dar als ein Bund von Männern zur Pflege von Kunst und Humor unter Beobachtung bestimmter Formen, deren Grundprinzip die Hochhaltung idealer Freundschaft ist.

Kein Geringerer als Ludwig Ganghofer hat von der Schlaraffia gesungen:

„— — — — — — — — — — — Schlaraffia,
In letzter Zeit ein oft genannter Name!
Ein seltsam Wort, das manchen lächeln machte,
Der seines Klanges trauten Sinn nicht kennt,
Doch da verwundert jetzt gar mancher fragt,
So sag ich euch — in schmucklos kurzen Worten —
Es ist ein Kreis von gleichgesinnten Männern,
Die nach des Tagwerks herber Müh und Not
In Ernst und Scherz sich aneinander schließen;
Ein Kreis, wo Freundschaft neben dem Genusse
Von Poesie und süßen Harmonien
— Wenn auch für wenig Stunden nur, doch ganz
In dieser Zeit — des Tages läßt vergessen
Und seiner Lebenspflichten schwerer Sorgen."

Von den 155 heute zu dem Bunde „Allschlaraffia" vereinigten Gesellschaften befinden sich 76 im Deutschen Reich, 55 in Oesterreich und Ungarn, 4 in der Schweiz, je eine in England, Belgien und Rußland, während Nordamerika 15 „Schlaraffenreiche" besitzt. Und in allen diesen Gesellschaften wird genau das gleiche „Ceremoniale" beobachtet, das sind die obenerwähnten Formen des Beisammenseins an den Versammlungsabenden, die gleichen Statuten und Grundgesetze, nach altem deutschen Brauch „Spiegel" genannt. Ueberall die gleichen Lieder, deren wundervoller Text nur überboten wird von den herrlichen Melodien, unter denen eine große Zahl von allerersten Komponisten stammt, die auch Schlaraffen sind oder bei Lebzeiten waren.


Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Derer Schlaraffen Lieder" bilden einen stattlichen Band, nicht kleiner als das Kommersbuch des deutschen Studenten.

Diese Gemeinsamkeit der Form und der Organisation bis ins kleinste Detail läßt es auch begreiflich erscheinen, daß der Schlaraffe es niemals verabsäumt, wenn er sich auf die Reise begibt, seine „Rüstung" und seinen „Schlaraffenpaß" einzupacken, denn sie gewährleisten ihm jubelnden brüderlichen Empfang an jedem Ort, wo der von den Schlaraffen als Symbol verehrte Uhu eine Heimstätte hat.

Leicht ist es nicht, Schlaraffe zu werden, denn die Schlaraffen nehmen nach längerer Prüfungzeit ein neues Mitglied nur dann auf, wenn sein Charakter, sein Bildungsgang und vor allem seine Fähigkeiten ihn in den Stand setzen, für die Vereinigung, das „Reich", etwas zu leisten, das heißt, sich durch ernste oder heitere dichterische Leistungen, musikalische oder sonst künstlerische Arbeiten am inneren Vereinsleben aktiv zu beteiligen. So wird der „Prüfling" aufgenommen und als „Knappe" gar feierlich eingekleidet. Bewährt er sich, so erfolgt nach Fürsprache des mit seiner schlaraffischen Erziehung betrauten „Junkermeisters" seine Beförderung in den Junkerstand, aus dem er nach gründlicher abermaliger Prüfung in einer wirklich weihevollen und herzerhebenden „Sippung" zum „Ritterschlag" zugelassen wird, bei dem ihm von dem die Versammlung leitenden Vorsitzenden (in der Schlaraffensprache heißt es: von dem fungierenden Oberschlaraffen) sein künftiger Rittername verliehen wird, unter dem allein er in seiner engeren Heimat und allüberall genannt und gekannt wird.

Das moderne „Sie" ist ebenso verpönt wie das „Du", nur mit „Ihr" sprechen sich die Schlaraffen an, und vieles andere in den Gebräuchen lehnt sich an die längst entschwundene Ritterzeit des Mittelalters an.

Auch die Gründung von neuen Schlaraffiavereinen ist nicht so leicht. Mit großer Genauigkeit sind die Bedingungen im „Spiegel" geregelt, unter denen eine neue Schlaraffia errichtet werden darf. Nach eingehenden Erwägungen und gutachtlichen Aeußerungen der nächstgelegenen Schlaraffia schreitet die „Allmutter Praga" als oberste Hüterin des Gesetzes zur Gründungsbewilligung. Die neue Niederlassung muß ganz so wie der einzelne Schlaraffe ein Prüfungsjahr durchmachen, und erst mit der sodann in feierlicher Weise erfolgenden „Sanktion" wird die bis dahin „Kolonie" genannte Gründung zu einem vollgültigen „Schlaraffenreich" mit all den Pflichten und Rechten, die in dem schon erwähnten schlaraffischen Gesetzbuch festgelegt sind.

Der Deutsche ist ein geborener Vereinsmeier, und wir haben der geselligen und sonstigen Vereine die schwere Menge, so daß es vielleicht dem einen oder anderen sehr achtbaren und bedeutenden Verein nahetreten heißt, wenn man die Behauptung wagt, daß wohl kein Mitglied eines Vereins dem kommenden Versammlungsabend mit solcher Sehnsucht und Freude entgegenharrt wie der Schlaraffe. Das kann nur der ermessen, der es miterlebt und die innige Herzlichkeit und Vertraulichkeit beobachten kann, die unter den Mitgliedern herrscht, die aufrichtige und liebenswürdige Gemütlichkeit, mit der der fernher „eingerittene" fremde „Recke" begrüßt und behandelt wird. Fröhliche Reden, geistiger Wettstreit, Vorträge aller Art, musikalische Darbietungen, humorvolles Improvisieren und die Persiflage mancher Aeußerlichkeiten der Welt da draußen bilden den Inhalt eines solchen genußreichen Abends, Religion und Politik sind völlig ausgeschaltet, die Zote ist auf das strengste verpönt. Kein Schlaraffe genießt mehr flüssige „Labung", als er vertragen kann, und daraus geht auch hervor, daß der naheliegende Argwohn, als ob der humoristische Name des Bundes auf materielle Schlemmerei hinweisen würde, völlig unbegründet ist.

Die hervorragendsten Heroen der Dicht- und Tonkunst sind „Ehrenschlaraffen". Diese Ehrenschlaraffen, wie Funke (Schiller), Faust (Goethe), Nathan (Lessing), Romanzero (Heine), Florestan (Beethoven), Don Juan (Mozart), Parsifal (Wagner) und andere, genießen hohe Verehrung in den einzelnen Schlaraffenreichen, ihrem Andenken sind besondere Abende gewidmet, an denen Vorträge aus ihren Werken wie auch über ihr Leben und ihre Bedeutung gehalten werden.

Manche Träne aber von Witwen und Waisen hat Schlaraffia getrocknet, keinen ihrer Brüder je in unverschuldetem Unglück verlassen. Was auf diesem Gebiet geleistet wird, entzieht sich der Oeffentlichkeit, sogar der schlaraffischen, denn wenn es gilt, im stillen zu helfen, dann erfahren auch davon nur die unmittelbar in Betracht kommenden Faktoren, so daß der in augenblicklicher Bedrängnis befindliche den Verkehr mit allen seinen Freunden ohne Verlegenheit und Bloßstellung fortsetzen kann.

Und über all dem schönen, fröhlichen und warmherzigen Leben, das frisch pulsiert und immer neue Blüten treibt, thront die „Allmutter Praga", die, am 10. Oktober 1859 gegründet, heute auf fünfzig Jahre treuer Amtsführung als Vorort und höchste Instanz Allschlaraffias zurückblickt. Von ihren Gründern, den „Urschlaraffen", leben heute nur noch zwei, Ritter Box der Schlaraffen-Abbé (der hochbetagte und ewig jugendfrische Kgl. Hofschauspieler Oberländer in Berlin) und Ritter Sedler der kühne Nimrod (der Privatier Chauer in Prag). Mit diesen beiden und Wilhelm Jahn, Nachbauer, Eilers, Hallenstein, Schmidt-Weißenfels und anderen hat seinerzeit der Theaterdirektor Carl Thomé die Schlaraffia gegründet. Die beiden einzigen überlebenden Gründer blicken mit väterlichem Stolz auf das, was aus der kleinen Tischgesellschaft in Freunds Restaurant zu Prag geworden ist.

Von den Gründern des zweitältesten Schlaraffenreiches „Berolina" ist nur noch Seine Herrlichkeit der Erb-Oberschlaraffe Ritter Adonis der Einzige (der kgl. Hofschauspieler a. D. Paul Dehnicke) am Leben. Auch er wie die beiden andern widmet mit jugendlicher Lebhaftigkeit dem Schlaraffenbunde sein ungeschwächtes Interesse.

Und so rüstet sich denn Allschlaraffia zu dem in den Junitagen in „Vindobonas Burg" stattfindenden Konzil, das mit dem Jubelfest der allverehrten und geliebten Allmutter Praga diesmal verbunden ist. „Der Schlaraffia Zeyttungen", das publizistische und künstlerische Organ des Bundes, hat die Ladung veröffentlicht. Aus San Francisco und Temesvár, aus Libau hoch im Norden und aus Serajewo im Süden, aus allen Gauen eilen die „Legaten" herbei, gefolgt von Hunderten am Fest teilnehmenden „Geleitsrittern", „Burgfrauen" und „Burgfräulein". Denn auch diese, die Frauen, genießen in Schlaraffia gar hohe Ehren und ritterliche Hochachtung. Der alljährlich in jedem Schlaraffenreich abgehaltene Burgfrauenabend spornt die Ritter und Junker sowie Knappen gewöhnlich zu ihren besten geistigen und künstlerischen Darbietungen an.



Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 09:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

In wenigen Tagen durchbraust die festlich geschmückten Hallen der „Vindobona" der tausendstimmige Gesang der Schlaraffenhymne, einer der herrlichsten Tondichtungen des dahingeschiedenen Ritters Presto des hohen Reiches Olomucia (Olmütz):

„Mächtig erschallet, frohe Gesänge!
Schwingt euch empor, ihr heiteren Klänge,
Bis zu der Sterne strahlenden Welt,
Die mit uns sippen am Himmelszelt.
Dir, Praga, gilt dies erste Lulu!
Allweise Mutter, Stern des Uhu!"

Und ist der Sommer vorbei, dann regt Uhu aufs neue seine Schwingen, ein frohes Sippen hebt wiederum an in allen „Burgen" des „Uhuversums", und ihnen allen sei der trauliche Gruß Schlaraffias gewidmet: Lulu!

Unsere Bilder

Die Prinz Heinrich-Fahrt (Abb. S. 1047), die größte Veranstaltung des deutschen Automobilsports und die größte automobilistische Konkurrenz der Welt, hat auch in diesem Jahre die bewährtesten deutschen Automobilisten zum Kampf um den kostbaren Wanderpreis vereinigt. 108 Konkurrenten erschienen am Morgen des 10. Juni auf dem Tempelhofer Felde in Berlin zum Start. Eine Anzahl vornehmer Amateure machte sich hors concours auf den Weg, an ihrer Spitze der Veranstalter der Fahrt, Prinz Heinrich von Preußen. Bei den in Budapest und Wien den Fahrtteilnehmern gegebenen Festen wurde der Prinz von ungarischen und österreichischen Sportsmen als Förderer des Automobilsports gefeiert.

Die Erdbebenkatastrophe in Südfrankreich (Abb. S. 1048). Durch den fürchterlichen Erdstoß, der sich in einem breiten Streifen an der Nordküste des Mittelmeers weithin fühlbar gemacht hat, wurde besonders die durch die Fruchtbarkeit ihrer Olivenhaine berühmte Umgebung von Aix in der Provence in der grausamsten Weise verwüstet. Am ärgsten sieht es in Rognes aus. Der obere, am Abhang einer Anhöhe gelegene Teil des Ortes wurde in zwei Minuten in einen wüsten Trümmerhaufen verwandelt, in dem gewaltige, vom Berg herabgestürzte Felsenmassen liegen. Dreizehn Personen wurden in den Straßen erschlagen, außerdem wurden 15 Verwundete in den Trümmern gefunden. Die Bevölkerung kampiert unter freiem Himmel außerhalb der Ortschaft.

Die öffentliche Kundgebung zur Reichsfinanzreform im Zirkus Schumann in Berlin (Abb. S. 1051). Kurz bevor der Reichstag von neuem zusammentrat, um die Vorschläge seiner Finanzkommission zu prüfen und die Reichsfinanzreform durchzuführen, hat in Berlin eine wahrhaft imposante Kundgebung stattgefunden. Der Zentralverband des deutschen Bank- und Bankiergewerbes hatte in Gemeinschaft mit dem Zentralverband deutscher Industrieller eine Abwehrversammlung gegen die Beschlüsse der Finanzkommission einberufen. Tausende von namhaften Vertretern kaufmännischer und gewerblicher Verbände waren im Zirkus Schumann erschienen. Alle Redner traten für den Zusammenschluß aller gewerblichen Stände und Berufe ein. Die Versammelten beschlossen einstimmig die Gründung eines großen Verbandes, der den stolzen Namen „Hansabund für Gewerbe, Handel und Industrie" führen soll und dessen erste Aufgabe es ist, eine gleichmäßigere Verteilung der neuen Steuerlasten auf alle Stände anzustreben.

Eine Monstre-Aufführung der „Jungfrau von Orléans" (Abb. S. 1053). Das Germanische Museum der Harvard-Universität in Cambridge bei Boston, das eine Sammlung von guten Nachbildungen altdeutscher Kulturdenkmäler enthält, bedarf eines neuen Heims. Die zu diesem Zweck aufgebrachten Beträge sollen durch eine Monstre-Aufführung von Schillers „Jungfrau von Orléans" aufgebracht werden, die am 22. Juni im Stadion der Harvard-Universität stattfinden wird. Für die Darstellung der Hauptrolle hat der Theaterdirektor Charles Fromann, der diese Aufführung veranstaltet und alle Kosten trägt, die große englische Tragödin Maude Adams gewonnen.

Die Fronleichnamsprozession in Wien (Abbild. S. 1049). Der Fronleichnamstag wird in allen katholischen Ländern durch festliche Umzüge begangen. In Wien erhält die Fronleichnamsprozession besonderen Glanz durch die Teilnahme des Hofes, der an diesem Tage seinen ganzen historischen Prunk vor den Augen der Bevölkerung entfaltet. Im vorigen Jahre hatte den Wienern der beste Teil des faszinierenden Schauspiels gefehlt: Kaiser Franz Josef hatte nicht an der Prozession teilgenommen, sondern sich vertreten lassen. Diesmal erschien er wieder, und die Tatsache, daß der Monarch sich stark genug fühlte, um wieder mit entblößtem Haupt den Stefansdom zu betreten, erfreute die Bewohner der Kaiserstadt mehr als das Funkeln der Uniformen und das Schmettern der Fanfaren.

Englische Geistliche in Berlin (Abb. S. 1054). In Erwiderung des Besuches, den im Vorjahre deutsche Geistliche beider Konfessionen in England abgestattet haben, weilten dieser Tage über 160 Geistliche aller christlichen Kirchen Großbritaniens in Berlin. Ihre deutschen Amtsbrüder wetteiferten mit den Behörden in dem Bestreben, den englischen Gästen den Aufenthalt in der Reichshauptstadt angenehm zu machen. Die Herren besichtigten alle Sehenswürdigkeiten der Stadt und ihrer nächsten Umgebung. In Potsdam wurden sie vom Kaiser empfangen.

Der erste Tag der Grünauer Ruderregatta (Abb. S. 1050) ist in der glänzendsten Weise verlaufen. Alle namhaften Rudervereine der Reichshauptstadt nahmen an der klassischen Regatta auf dem Langen See teil, und zahlreiche erstklassige Mannschaften aus den anderen Teilen des Reiches waren herbeigeeilt, um sich mit den Berlinern zu messen. So herrschte denn auf dem Wasser ein buntes, bewegtes Leben. Aber noch fesselnder war das Bild, das die von einer fröhlichen Zuschauermenge überfüllten Tribünen und die dicht besetzten Ufer darboten. Der Kaiser war verhindert, zu erscheinen; Prinz Eitel-Friedrich vertrat ihn, und seine Gemahlin überreichte der siegreichen Viermannschaft des Mainzer Rudervereins an Bord der Jacht Alexandra den vom Kaiser gestifteten Wanderpreis.

Der Concours hippique in Ruhleben (Abb. S. 1052), die große Veranstaltung des Deutschen Sportvereins, war (wie seit Jahren) vom Wetter wenig begünstigt. Am zweiten Tage regnete es wenigstens nicht, und als der Kronprinz und seine Gemahlin auf dem Sportplatz eintrafen, fanden sie nicht nur ein interessantes Sportschauspiel auf der Bahn, sondern auch ein bewegtes und elegantes Gesellschaftsbild auf den Tribünen vor. Der dritte Tag war der glänzendste; er brachte die interessante Hochspringkonkurrenz und einen wohlgelungenen Blumenkorso.

Das Leichenbegängnis des Pariser Multimillionärs Chauchard (Abb. S. 1054) hat in der Pariser Bevölkerung ungeheures Aufsehen erregt. Jeder Pariser und jede Pariserin wollte den prunkvollen Leichenzug des Mannes sehen, der den Louvrebazar, das populärste Warenhaus der Seinestadt, gegründet hat, und dessen ebenso großmütiges wie eigentümliches Testament den allgemeinen Gesprächsstoff bildete. Die Polizei konnte nur mit der allergrößten Mühe die Ordnung aufrechterhalten; an einigen Stellen wurde ihr Kordon durchbrochen, und es kam in dem lebensgefährlichen Gedränge zu Verletzungen. Es gab dafür aber auch etwas zu sehen; der verstorbene Millionär hatte für sein Begräbnis eine große Summe ausgeworfen, und so bot es denn ein prächtiges Schauspiel.

Die Toten der Woche

Prof. Dr. Siegmund Fränkel, † in Breslau am 12. Juni im Alter von 54 Jahren.

Edward Everett Hale, bekannter amerikanischer Schriftsteller, † in Neuyork am 10. Juni im Alter von 87 Jahren.

Oberregisseur Arnold Hänseler, † in Leipzig am 12. Juni im 54. Lebensjahr.

Oberbürgermeister Dr. Adolf Morneweg, † in Darmstadt am 9. Juni im Alter von 57 Jahren.

Fritz Overbeck, bekannter Worpsweder Landschaftsmaler, † in Bröcken bei Vegesack im 40. Lebensjahr.

Dr. Alfonso Moreira Penna, Präsident von Brasilien, † in Rio de Janeiro am 14. Juni.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Bilder vom Tage



Phot. Sanden.

Prinz Heinrich am Steuer seines Kraftwagens bei der Ankunft in Budapest.

Von der Prinz=Heinrich=Fahrt.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Blick auf Rognes mit eingestürzten und beschädigten Häusern.
Unteres Bild: Soldaten bei der Rettungsarbeit in den Trümmern von Rognes.

Das Erdbeben in der Gegend von Marseille.

Phot. M. Rol & Cie



Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

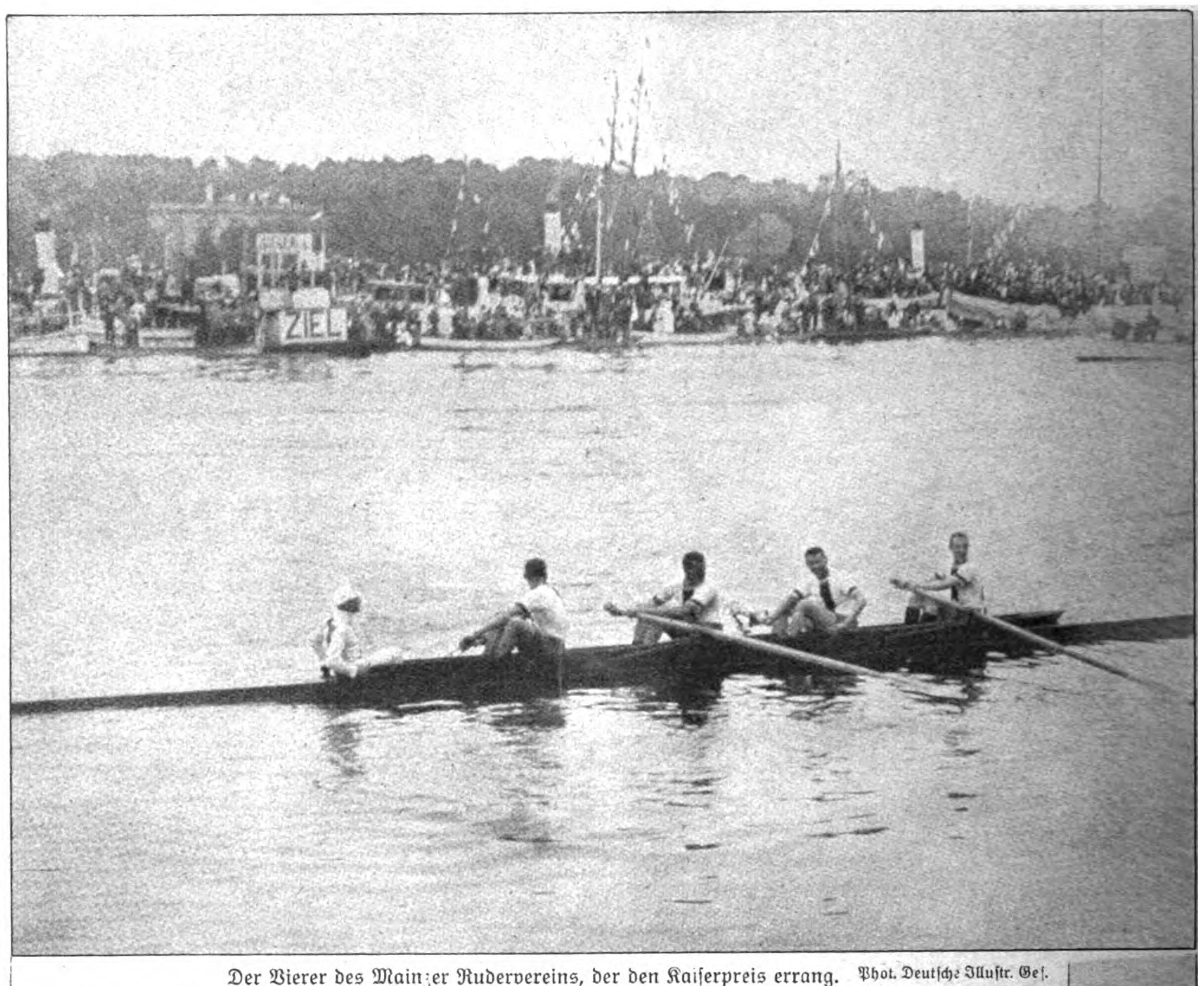


Kaiser Franz Josef (×) in der Prozession.

Die Fronleichnam-Feier in Wien.

Hofphot. R. Lechner.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Der Vierer des Mainzer Rudervereins, der den Kaiserpreis errang. Phot. Deutsche Illustr. Ges.
Unteres Bild: Prinz u. Prinzessin Eitel-Friedrich (1 u. 2) als Zuschauer an Bord der Jacht „Alexandra".

Von der Ruderregatta in Grünau bei Berlin.



Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

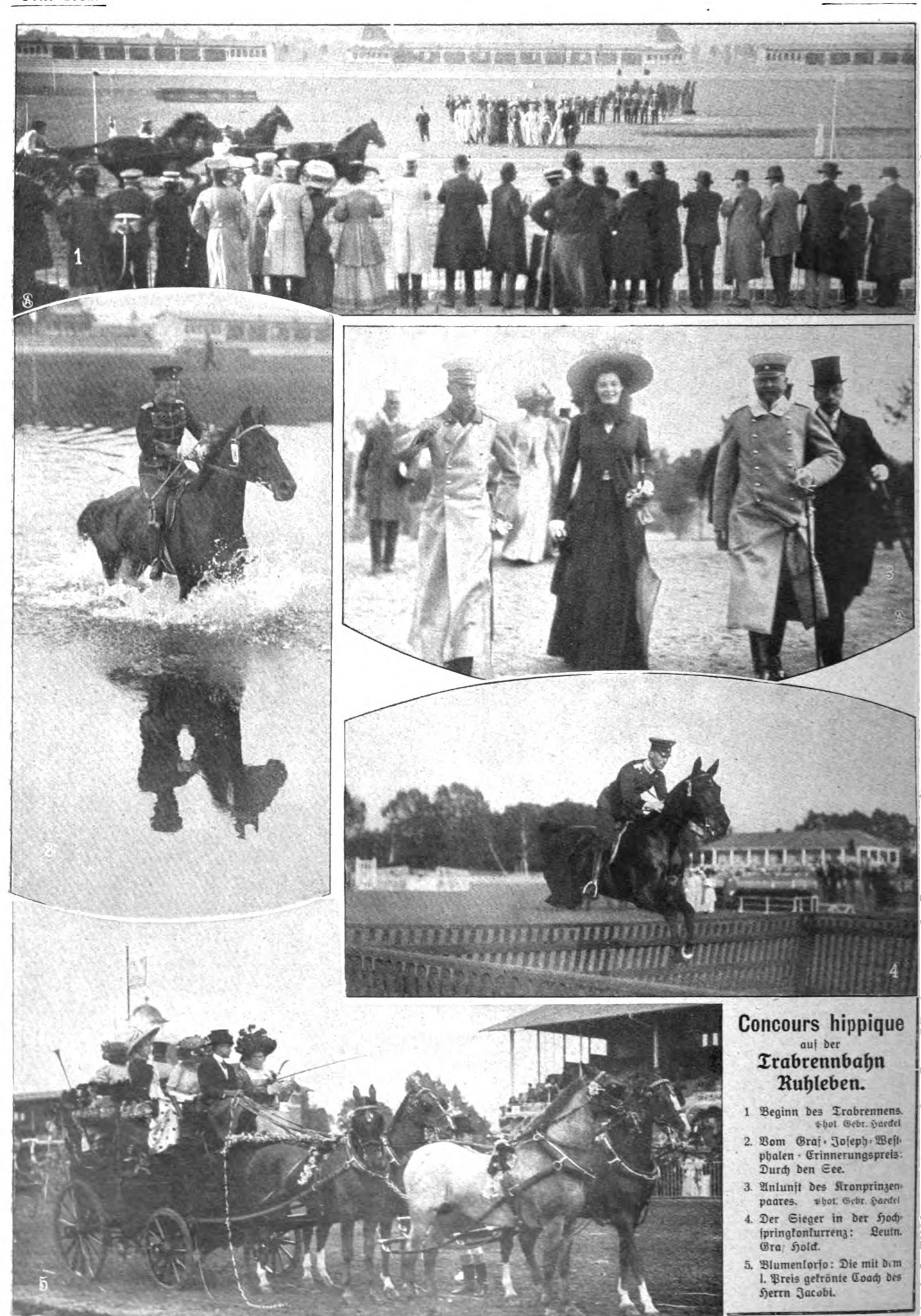
Der Vorsitzende des Zentralverbandes des Deutschen Bank- und Bankiergewerbes Dr. Rießer (×) spricht in der Versammlung.

Die öffentliche Kundgebung zur Reichsfinanzreform im Zirkus Schumann zu Berlin.

Spezialaufnahme für die „Woche“.

Digitized by

Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Concours hippique
auf der
Trabrennbahn Ruhleben.

1. Beginn des Trabrennens. Phot. Gebr. Haeckel
2. Vom Graf-Joseph-Westphalen-Erinnerungspreis: Durch den See.
3. Ankunft des Kronprinzenpaares. Phot. Gebr. Haeckel
4. Der Sieger in der Hochsprungkonkurrenz: Leutn. Graf Holck.
5. Blumenkorso: Die mit dem 1. Preis gekrönte Coach des Herrn Jacobi.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

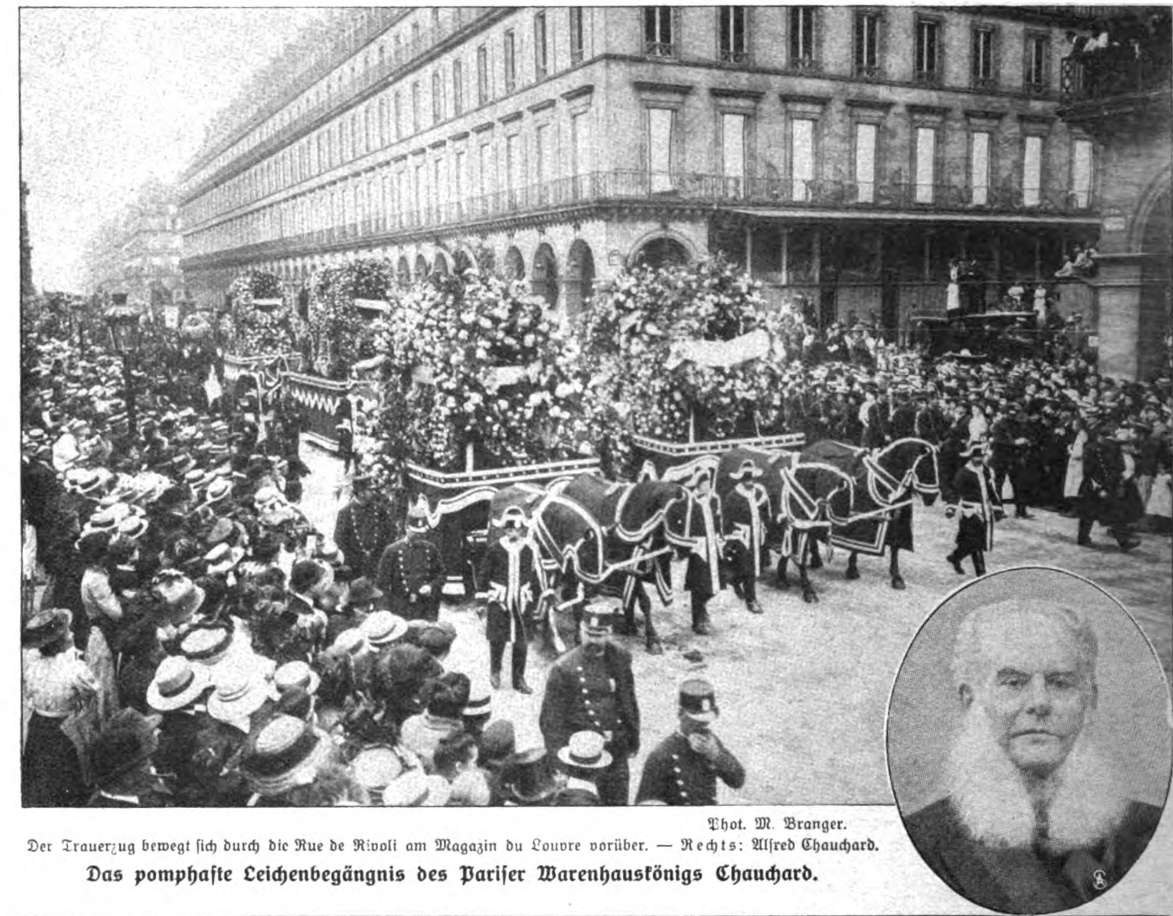
Schiller im Dollarlande:

Miß Maude Adams, die große amerikanische Tragödin,

Darstellerin der Titelrolle bei einer Aufführung von Schillers „Jungfrau von Orléans“ an der Harvard-Universität.

Digitized by

Original from
CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Phot. M. Branger.
Der Trauerzug bewegt sich durch die Rue de Rivoli am Magazin du Louvre vorüber. — Rechts: Alfred Chauchard.

Das pomphafte Leichenbegängnis des Pariser Warenhauskönigs Chauchard.



Englische Gäste in Berlin:

Die englischen Geistlichen auf dem Wege zum Mausoleum im Charlottenburger Schloßpark.

Phot. Elektrophot.



Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Hanseaten.

Roman von

Rudolf Herzog.

18. Fortsetzung.

Wie kurz die Jahre sind, denen die Tagesarbeit Länge und Breite zumißt. Man kennt ihr Gleichmaß, das vom Gestern zum Heute langt und vom Heute zum Morgen, und kürzt es ab durch die Hoffnung auf das folgende Jahr und wieder auf das folgende. So tat auch Marga Vanheil. Seit sie, mit dem alten Rochus zusammen, als Inhaber der Firma Martin Vanheil in das Handelsregister eingetragen war, nahm ihr die Arbeit den Maßstab der Tage, und sie selbst nahm die Tage, die sich folgten, als dürres Land, das durchzogen werden mußte, um zur Oase zu gelangen. Je schneller es geschah, je weniger man nach rechts und nach links blickte, um so besser.

Ihrer rastlosen Arbeit gelang es, im ersten Jahre das Geschäft zu balancieren. Neue Kapitalsunterstützungen wünschte sie nicht, die auf Jahre hinaus den freien Blick behinderten. Ganz von unten begann sie unter der geschäftsmännischen Führung des alten Rochus und baute Stein auf Stein zum neuen Hause. Fast durchweg Stückgut war es, das zur Verladung kam. Aber sie zog selbst das Kleinste heran und behandelte den geringsten Kunden wie den größten.

Die beiden folgenden Jahre brachten einen Aufschwung. Karl Twersten, der den Blick nicht von den tapferen Bemühungen des Mädchens ließ, hatte ihr die Vertretung einiger größerer Reedereien des Auslandes verschaffen können. Das Kontor, in dem außer dem alten Rochus und ihr nur noch ein Buchhalter tätig gewesen war, füllte sich wieder mit rührigem Personal, Kapitäne und Auftraggeber gingen ein und aus, und Marga Vanheil saß bis in später Abendstunde im Privatkontor. Etwas vom Geiste des alten Vanheil mußte über sie gekommen sein. Denn wenn sie zum letztenmal die Feder eingetunkt und beiseite gelegt hatte, wenn der leinene Schreibärmel abgestreift war und sie vor dem kleinen Spiegel ihr Haar ordnete, horchte sie schon durch die geöffnete Tür ins Treppenhaus, um zu vernehmen, ob „dort oben" auch alles fröhlichen Sinnes sei und das alte Klavier die Kunde davon durch das ganze Haus trüge. Erst wenn sie die leisen Menuettklänge im Ohr auffing, war sie beruhigt, und sie beendete ihre Toilette mit einem mädchenfrohen Trällern, das sich seltsam in den Frachtbriefen und Konossementen des würdigen Raumes verfing.

Und wenn sie die Tür zum Wohnzimmer öffnete, stürmten Erikas herangewachsene Jungen auf sie ein und hingen sich in ihre Arme und zwangen sie, in den Reigen einzutreten und mitzusingen. Der ältere ging schon zur Schule, und der jüngere sollte im nächsten Jahre den Ranzen tragen mit Fibel und Schiefertafel.

„Jungens, laßt eure alte Tante in Frieden!"

„Du bist gar nicht alt, du siehst nur so aus."

„Was?" rief sie erstaunt. „Wahrhaftig? Ich bin schon eine alte Jungfer?"

„Ach nein," verbesserte der ältere die Entgleisung des jüngeren, „er meint ja nur, du tust bloß so."

Am selben Abend stand sie vor dem Spiegel ihres Schlafzimmers und betrachtete aufmerksam ihr Bild. Und sie fand in dem Spiegelglas ein großes, blondes Mädchen von kräftiger Gesichtsfarbe, dem noch immer das Staunen in den Augen saß. „Alte Jungfer?" wiederholte sie. „Ist das wahr? Ist es wahrhaftig schon so weit?" Und sie sah im Spiegel, wie ihre Lippen in komischer Angst murmelten. Und plötzlich blitzte sie ihr Bild hoheitsvoll mit den Augen an, und dann lachte sie ein ausgelassenes Mädchenlachen über die jähe Wirkung und lachte noch, während sie in ihrem Mädchenbett unter den Decken lag.

„Alte Jungfer! Wer d a s konstatieren will — Na!"

Und sie reckte die Arme in die Kissen, und ihr Lachen tropfte noch in den ersten Schlummer hinein. — —

Dennoch dachte sie während der nächsten Zeit häufig an das Wort zurück.

„Es ist Unsinn", sagte sie sich. „Ich bin jetzt ein siebenundzwanzigjähriges unverheiratetes Mädchen. Und wenn ich siebenunddreißig wäre! Der Mann, der mich liebt, verliebt sich doch wohl in andere Eigenschaften als in meine Jahre. Als ich achtzehn Jahre war, was war ich da? Weder körperlich noch geistig so entwickelt wie heute. Es ist ja kindisch, mit der Unreife im Blut zu heiraten. Das ist ein berauschendes Geliebel, aber keine Vollehe; der Reiz, über die Stränge zu schlagen, statt mit seliger Gewißheit dasselbe zu wollen im Leben und Lieben."

Und ein andermal sagte sie sich: „Viel, viel reifer sollten wir Frauen in die Ehe gehen. Nicht, wenn wir spüren, daß wir das Verlieben gelernt haben; wenn wir spüren, daß wir — Frauen sind! Können Kinder wieder Kinder erziehen? Und doch soll die Mutter für das Kind der Inbegriff aller Vollkommenheit sein. — — Da glauben sie, der Ehering sei ein Wunderding. Wenn er sich zum erstenmal am Finger dreht, mache er aus einem Gänschen eine Frau von Lebenserfahrung. Ich sitze nun schon seit fünf Jahren auf dem Kontor der Firma Martin Vanheil und kämpfe mit Menschen und Dingen und sehe ihnen auf den Grund, um Werte für mich, die Meinen, die Firma zu gewinnen und uns allen die Lebensbedingungen zu schaffen. Und doch ist man in den Augen aller Gänschen mit einem Ehering nur eine alte Jungfer."

Published 19. VI. 1909. Privilege of copyright in the United States reserved under the Act approved 3 March 1905 by August Scherl G. m. b. H., Berlin.

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957 Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Gedanke machte ihr Spaß, und sie blickte mit Stolz auf ihre schlanken, kräftigen Glieder.

„Ich bin nicht verweichlicht und weine nicht vor Rührung oder Sehnsucht, wenn ich ein Liebesgedicht lese. Aber ich spüre so viel, so viel Liebeskraft in mir! . . . ‚Du tust nur so, als ob du eine alte Jungfer wärst', hat der liebe kleine Kerl gesagt. Ja, ich tue nur so, bei der Arbeit, bei der Betreuung von Mutter, Schwester, Neffen. Um mir diesen großen, geheimen Reichtum zu bewahren. Für wen?

„Für wen —? Und wenn kein Mensch danach fragte, so habe ich ihn doch und kann ihn verschwenden an hundert Menschen, die ich liebhabe, und ihnen glückliche Stunden damit bereiten wie mir selbst. Hurra, es gibt keine alten Jungfern! Darüber haben wir allein zu bestimmen! Es gibt nur ewig mißgestimmte alte Frauenzimmer, die nicht arbeiten wollen und einem auf die Nerven fallen.

„Heran an die Arbeit! Morgen laden wir den Dampfer ‚Kalkutta'. Fünftausend Tons."

Und wenn besonders köstliche Feiertagstunden waren, lief sie zu Fuß den Hafen entlang, durchquerte die Stadt bis zum Alsterbecken und lief weiter bis nach Uhlenhorst hinaus, bis zu Frau Ingeborg Bramberg, um mit der Freundin ihre Entdeckung zu besprechen.

„Sie haben recht," sagte Frau Bramberg, „wer sich nicht selbst aufgibt und sich selber durch die Welt hilft, braucht das Alter nicht als häßlich zu scheuen. Man wird nie nutzlos auf der Welt. Und wer mit uns zusammen alt wird, freut sich, daß er in uns immer wieder seine Jugend sieht."

„Das meine ich auch, Frau Ingeborg. Der Geschmack wandelt sich gar nicht. Er hält nur mit uns selber Schritt."

„Und doch scheint mir," fügte Frau Ingeborg lächelnd hinzu, „als ob Ihre Entdeckung im Grunde sehr, sehr viel Sehnsucht bedeute."

„Sehnsucht? Nach wem?"

„Sie sind doch sicherlich hergekommen, um mir das zum — wievielten Male zu verraten?"

„Adieu!" rief Marga Vanheil lachend und stürmte hinaus.

Wie schön das war, die eigenen Kräfte zu spüren und zu wissen, daß es erprobte Kräfte seien. Wie schön das war, einen Feiertag zu genießen und zu wissen, daß er verdient sei. Wie tief sie da alle Quellen rauschen hörte, in sich selbst und in der Welt. Jedes Ding hatte ein anderes Gesicht, ein Sonntagsgesicht, und eigens für sie aufgesteckt. Und das schönste von allem war, ganz insgeheim zu fühlen, wie die im Tagewerk verbrauchten Kräfte sich erholten und erst langsam und immer mächtiger anschwollen und zurückströmten in den erschauernden Körper. Dann drängte es in Marga Vanheil, daß der Morgen käme und ihr neue Arbeit brächte. Und sie wußte nicht aus noch ein vor erwartungsvoller Freude.—

Nun trabte auch der Kleine ihrer Schwester neben dem älteren Bruder in die Schule, und er plauderte schon, wenn er die Treppe hinunterstolperte, aufgeregt von den wichtigen Ereignissen, die seiner auf dem Schulhof und im Klassenzimmer harrten.

Das zeigte Marga Vanheil an, daß wieder ein Jahr vergangen war. Das fünfte, seit Robert Twersten von Hamburg Abschied genommen hatte und — von ihr. Und auch Fritz war nicht heimgekehrt. Etwas stiller wurde sie in den Feiertagstunden, immer länger arbeitete sie im Privatkontor. Als sie wieder einmal, in der Sonntagsfrühe, ausgehen wollte, traf sie vor dem Hause den Briefträger. Sie sah die Aufschriften der Postsachen durch und gab sie ihm zurück. „Bringen Sie sie nur in die Wohnung." Einen Brief behielt sie, und sie suchte sich in der Nähe eine der stillen Brücken, die über ein Flet führen, und nur die hohen Giebel der Speicherhäuser schauten mit ihr in den Brief.

Er kam von Bob.

„Nun lebe ich seit einem Jahre wieder in Neuyork, das ich vor drei Jahren verließ, um nach Rio zu gehen. Weshalb ich Dir das schreibe? Ich weiß es nicht, und ich will mich auch nicht danach befragen. Vielleicht, weil man sich an keinem Platze der Welt so einsam fühlen kann wie in dieser Riesenstadt, in der der Mensch nur eine Rechenziffer ist. Vielleicht, weil ich heute am Hafen stand und ein Hamburger Schiff lud. Ich glaube oft, mein Gefühl hat stark abgenommen zugunsten des geschärften kaufmännischen Verstandes. Ob das ein Erfolg ist? Oft möchte ich noch einmal ein Junge sein.

„Wenn mich mein Vater wiedersähe, würde er mit dem, was sein Sohn als Kaufmann geworden ist, zufrieden sein. Ich habe sogar in letzter Zeit einige Geschäfte auf eigene Faust gemacht, die sich gut rentiert haben. Was will das besagen? Das will ebensowenig besagen wie die voraufgegangenen, furchtbaren Jahre, die man hier ‚smarte amerikanische Erziehung' nennt. Man wird und ist. Und wenn man etwas geworden ist, merkt man, daß man das Beste vergessen hat.

„Als heute abend der Hamburger in See ging, hätte ich es gerne gemacht wie Fritz, als er als blinder Passagier auf die ‚Ingeborg' kam. Und da fallen mir alle die Namen ein: Fritz, Frau Ingeborg Bramberg, der Vater. Ich möchte sie wohl wiedersehen.

„Der weibliche Chef der Firma Vanheil wird lächeln über den gefühlvollen Kaufmann Robert Twersten. Sei unbesorgt, es ist nur eine Stimmung, und wenn mir morgen das Geschäft glückt, das ich plane, wird sie verflogen sein."

„Nein," sagte Marga Vanheil laut vor sich hin, „sie wird nicht verflogen sein." Und sie knitterte den Brief zusammen und barg ihn in der Tasche.

Von der Brücke herab schaute sie in das träge Wasser des Flets, in dem sich die hohen Speichergiebel spiegelten. Aber die junge Frühlingsonne vergoldete alle die windschiefen Häuser und das schwarze Gewässer, und ihre Strahlen tanzten Ringelreihen. Das war so lustig, daß sie an sich halten mußte, weil sie es in sich aufsteigen fühlte wie ein — wie ein — Juchhei!

Juchhei, das war ihr Hamburg! Juchhei, Bob Twersten hatte Heimweh! Juchhei, Bob Twersten hatte Fritz erwähnt und Frau Ingeborg Bramberg und seinen Vater Karl Twersten und sie — sie nicht! Was das bedeutete? Das bedeutete keine Vergeßlichkeit, das bedeutete keine Ungezogenheit, das bedeutete — alles, was

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957 Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Weib in ihr war, rief es ihr zu — männliches Schamgefühl vor einem Wort!

Zum erstenmal seit fünf Jahren lief sie die Alster entlang bis Uhlenhorst, ohne zu Ingeborg Bramberg zu gehen.

Dies war i h r Geheimnis: Bob Twersten hatte nicht vergessen. Er kehrte heim. — —

16. K a p i t e l.

Dem Chef der Firma K. N. Twersten hatten die Jahre nichts angehabt. Voll und dicht wellte sich das eisengraue Haupthaar über der Stirn, stark und elastisch war die Gestalt geblieben, und nur der dunkle Bart zeigte in der Mitte einen schmalen weißen Streifen. Aber in den Augen brannte tief innen das alte Unternehmungsfeuer.

Die Hellinge waren Seite an Seite besetzt. Und vom Schanzengraben her klangen die Hämmer, als sängen sie mit den widerhallenden Maschinenteilen eine Frühlingsmesse. Der zweite deutsche Panzer schwamm und wurde montiert.

Längst hatte Karl Twersten sich gewöhnt, die Mehrzahl der Abende bei Frau Ingeborg zu verbringen. Er allein wußte, was diese Frau ihm und seinem Schaffen bedeutete. Hier holte er sich seine Zuversicht, nicht umsonst zu arbeiten, hier den jungen Wagemut, der nicht sterben darf, will ein Unternehmen, weit vorausschauend, an der Spitze bleiben und die Jahre von sich abstreifen wie ein eng und alt gewordenes Kleid. Hier fand er das Ohr für alles das, was den Privatmann in ihm betraf, das Ohr, das in ununterbrochener Wechselwirkung mit dem Herzen stand.

Frau Ingeborg hatte viel gelernt. Daß es nicht mehr war, war ihr ein schmerzender, aber auch ein anspornender Gedanke.

„Wenn ich nicht durch dich so glücklich wäre, daß ich vergessen habe, wie Neid aussieht," sagte sie einmal, „könnte ich Marga Vanheil beneiden, die offen und frei ihre ganze Kraft einsetzen darf, um für die Ihren zu sorgen. Ich muß im Hintergrund bleiben."

„Du irrst dich, Ingeborg," entgegnete Karl Twersten, „denn du vergleichst Erscheinungen, die nicht miteinander zu vergleichen sind. Marga hat die Stelle eines Mannes übernommen und füllt sie aus. Die Stelle einer Frau aber auszufüllen, ist viel schwerer, weil sie um so viel größer ist. Die Stelle einer Frau, wie ich sie mir denke und in dir erfüllt sehe. Die imstande und willens ist, sich die Welt des Mannes zu eigen zu machen und ihn auf alle Höhen und in alle Tiefen zu begleiten mit Wort und Tat, und die dennoch ihre eigene Welt für sich und den Mann bereithält, die für alle mühsamen Wanderungen belohnt. Sieh, so bist d u. Du bist mir Helferin und Beglückerin in eins. Die Oeffentlichkeit weiß nichts davon, daß meine Erfolge ebensosehr die deinen sind. Aber ich weiß es, und du weißt es, und daß wir in diesen Wechselwirkungen von Helfen und Beglücken den Kern des Lebens und den Wesensinhalt der idealen Frau gefunden haben."

„Ich bin nicht ideal, Karl. Nein, das nicht."

„Genügt es nicht, für e i n e n Menschen ideal zu sein?"

Sie legte ihm in starker Bewegtheit die Arme um den Hals. „Verwöhne mich nicht so."

„Ich habe dich lieb, wie nur ein Mann in meinen Jahren ein solches Geschenk festhalten kann."

Ganz sacht strich sie über sein Haar. „Deine Jahre! Ich sehe sie nicht. Aber ich bin nicht jünger geworden."

„Lieber sind wir uns geworden. Zeit und Raum sind philosophische Abstrakta. Aber uns und unsere Liebe spüren wir!" — —

Nicht spurlos war das Leben an Theodor Bramberg vorübergegangen, und er selber bemerkte es am frühesten. Aber er sah keine Warnung darin, die ihm die Natur erteilte. Nur eine Aufforderung, seine Natur zu überspannen und künstlich festzuhalten, was in der Ferne zu schwinden drohte. Er wünschte nicht, seine Rolle abzugeben. Das äußere Auftreten sollte entschädigen. Und bald in Berlin, bald in Paris und bald in den üppig pulsierenden Kurorten des Südens tauchte er auf, immer im jagenden Bestreben, durch das Ausstreuen seines Reichtums die Blicke von den sichtbar werdenden Mängeln seiner Person abzulenken. So war es nicht schwer für ihn, eine Schar von Mitläufern und Mitläuferinnen zu gewinnen, die ihn in seiner Meinung bestärkten, die Jugend hielte mit der Geste der Jugend, ihrer Leichtlebigkeit und der immer offenen Hand kräftig Schritt. Man schätzte ihn auf den Pariser Boulevards und in Monte Carlo, in Ostende und in Baden-Baden. In Hamburg schätzte man ihn weniger.

Wenn er ein paar Monate in Hamburg verbrachte, hatte das Geschäft wenig genug von ihm. Lediglich das Gewinnkonto interessierte ihn. Und eines Tages begann er, Summen auf sein Privatkonto überschreiben zu lassen, die die Unternehmungskraft der Reederei stark beeinträchtigen mußten.

Eine flackernde Nervosität kam über ihn, als er sich selbst das Mißverhältnis eingestehen mußte. Ein paar hitzige Spekulationen an der Börse sollten es wieder gutmachen und machten es schlimmer.

Nun trug er seine rastlos suchende Laune im Hause herum.

Was ihm nie aufgefallen war, jetzt fiel es ihm auf: Die regelmäßigen Besuche Twerstens, die seltene Freundschaft, die zwischen Twersten und Frau Ingeborg bestand, das Einvernehmen in Blick und Gebärde. Vor dem großen Werftbesitzer fürchtete er sich lächerlich zu machen, wenn er mit kahlem Schädel und schlaff gewordenen Zügen den eifersüchtigen Gatten spielen wollte. Sie waren wohl alle drei nicht mehr in den Jahren, solche Posse unterhaltsam zu finden. Auch schien es ihm durchaus unweltmännisch, und das gab den Ausschlag. Aber insgeheim stachelte es ihn doch, ein schärferes Auge auf seine nächste Umgebung zu haben, und je weniger er selbst es allmählich vermochte, seine billigen Siege, die nichts als teures Geld kosteten, zu erringen, um so bohrender wurde der Haß auf die gesicherte Ruhe dieser beiden. Wenn er in das Zimmer seiner Frau trat und sie allein fand, gewährte es ihm bald ein erlesenes Vergnügen, sie mit boshaften Bemerkungen über Twerstens Art und Benehmen aus ihrer Sicherheit herauszulocken. Aber seine Versuche mißlangen.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wieder war er seit zwei Tagen von der Reise zurück. Bis zum Abend hatte er auf dem Kontor gesessen, zur Verwunderung seiner Angestellten. Nun ging er zu Hause blaß und erregt in seinem Zimmer umher. Der Diener hatte Order, Herrn Twersten, falls er kommen sollte, zuerst zu ihm zu führen und nicht zur gnädigen Frau.

Twersten kam.

Er unterdrückte das leise Staunen in seinen Augen und nahm ruhig am Tische Platz.

„Sie wünschten mich allein zu sprechen, Bramberg. Da bin ich."

„Tja, Twersten — und Sie entschuldigen wohl, daß ich Ihre Gewohnheit gestört habe."

„Sie haben mich durchaus nicht gestört. Geht es der Hausfrau gut?"

„Davon werden Sie sich ja später persönlich überzeugen können. Nehmen Sie eine Zigarre? Ich möchte nämlich von Geschäften mit Ihnen sprechen."

„Von Geschäften?" fragte Twersten verwundert. „Weshalb kommen Sie dann nicht zu mir aufs Kontor? Nun, Sie werden Ihre Gründe haben. Da Sie aber die Besprechung sogar in Ihr Privathaus verlegen, so darf ich wohl annehmen, daß es sich um ein großes und wichtiges Geschäft für uns beide handelt."

„Kurz und gut, ich brauche Geld, Twersten."

Twersten legte sich in seinen Stuhl zurück. Jede Miene in seinem Gesicht straffte sich. Sein Blick ließ Bramberg nicht mehr los.

„Sie brauchen Geld?"

„Das sagte ich schon. Und ich füge hinzu: Sofort."

„Weshalb erzählen Sir m i r das, Bramberg?"

„Weshalb? Nein, das nenne ich eine komische Frage. Doch wahrhaftig nicht, um Sie angenehm zu unterhalten?"

„Dann — werden Sie mir wohl noch mehr erzählen müssen. Ich bin ganz Ohr."

„Zum Teufel auch. Sagen Sie mir lieber, ob Sie mir aus der Klemme helfen wollen!"

In Twerstens Gesicht regte sich nichts. Nur in seinen Augen blitzte es eine Sekunde auf.

„Sie haben da einen sonderbaren Ton, Ihre Gesuche vorzubringen, Bramberg."

„Ton? Gesuche? Verstehe ich nicht. Ich sollte meinen, eine Hand wäscht die andere."

„Nun ist an mir die Reihe, Sie nicht zu verstehen."

„Wahrhaftig nicht? Na, lassen wir's. Wollen Sie mir beispringen oder nicht?"

„Vorläufig", sagte Twersten ruhig, „will ich nicht. Ich bin wohl nicht Ihr Bankier."

„Nein," erwiderte Bramberg mit einem hämischen Lachen, „mein Bankier sind Sie nicht."

„Darf ich fragen, was Ihr Lachen dabei zu tun hat? Ich kann in meiner Antwort nicht das geringste Lächerliche finden."

„Entschuldigen Sie nur", meinte Bramberg leichthin und wich dem Blick seines Gastes aus.

„Schön. Ich entschuldige. Und wenn ich vorhin sagte: V o r l ä u f i g will ich nicht, so heißt das wohl unter Geschäftsleuten, daß ich zunächst Einblick in die gesamte Lage und, unter Umständen, Sicherheiten haben muß."

Bramberg stützte das Kinn auf die Hand. Herausfordernd blickte er sein Gegenüber an.

„Einblick? Sicherheit? Ja, habe ich S i e vielleicht schon um ‚Einblick' und ‚Sicherheit' gebeten, wenn Sie zu mir kamen?"

Auf Twerstens Stirn schwoll langsam eine blaue Ader. Die Nasenflügel öffneten sich und schlossen sich.

„Sie gefallen sich darin, in Rätseln zu sprechen, Bramberg. Wann haben Sie mich je als Bittsteller in Ihrem Hause gesehen?"

„Als Bittsteller? Beileibe nicht! Sie haben ja wohl, was man so sagt, eine Herrenhand."

„Herr — Bramberg?"

Die beiden Worte dehnten sich aus, und es war ein gefahrdrohendes Grollen hinter ihnen. Und wieder wich Bramberg zurück.

„Was regt Sie denn so auf, Twersten? Ich wünschte, ich hätte auch so eine Herrenhand. Das wäre wahrhaftig eine angenehme Zugabe. Aber wenn Sie wollen, halten wir uns strikte ans Geschäft."

„Beeilen Sie sich ein wenig. Ich habe noch andere Dinge im Kopf."

„Gott, meine Frau wird von dem bißchen Warten nicht gleich sterben. Und Sie sind auch nicht mehr in den Brausejahren."

Jäh hatte sich Twersten erhoben. Straff und steif stand er vor dem Hausherrn, und seine Handknöchel trafen mit einer Wucht die Tischplatte, daß Bramberg zusammenfuhr.

„Nun also? Was wollen Sie von mir? Endlich heraus mit der Sprache!" In seinen Augen funkelte der Grimm. Der Grimm, nicht das Recht zu haben, hier reinen Tisch zu machen. Und seine Stimme war scharf und schneidend.

„Man könnte sich wirklich vor Ihnen fürchten, Twersten. Herrgott, können Sie denn keinen Scherz mehr vertragen? Ich wollte doch damit nur andeuten, daß bei dem innigen Freundschaftsbund zwischen Ihnen und meiner Frau ich als der verlierende Teil doch wenigstens den Anspruch auf eine etwas liebenswürdigere Behandlung erheben dürfte."

Twersten hatte die Gewalt über sich zurückgefunden. Das war kein ebenbürtiger Gegner. Das war eine Kautschukfigur. Und das da war kein Hamburger Kaufmann. Es war nur der Sohn eines Hamburger Kaufmanns. Diese Menschenklasse verachtete er nur.

„Ich möchte Ihre Andeutung auch nicht anders verstanden haben, Bramberg. Obwohl Sie nur Ansprüche auf das zu erheben haben, was Sie im gleichen Werte bieten. Ich nehme an, Ihre geschäftlichen Angelegenheiten -- und um nichts anderes handelt es sich hier — haben Sie ein wenig direktionslos gemacht. Und deshalb will ich Ihnen noch weiter zuhören."

Er ließ sich auf seinem Stuhl nieder und hielt es nicht für nötig, den anderen noch im Auge zu behalten.

„Ich brauche dreihunderttausend Mark sofort", sagte Bramberg geschäftsmäßig. „Mein Privatvermögen gibt nichts mehr her. Das Leben war zuweilen etwas kost-

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

spielig, und Börsenverluste taten das übrige. Sie glauben ja gar nicht, wie schnell ein, zwei Millionen durch die Finger laufen, wenn einem das Laufenlassen mehr Spaß macht als das Wiedereinholen. Dies Geld also brauche ich auf der Stelle. Was später etwa noch zur Sanierung des Geschäftes nötig wäre —"

„Also auch das?"

„Gott, das ist doch nicht viel mehr als Formsache. Der Schiffspark allein repräsentiert ein Riesenvermögen."

„Für Sie doch nur, wenn er unter den Hammer käme."

„Oho! Das ist und bleibt werbendes Kapital."

„In Ihrer Hand? Was werben Sie denn damit? Ein sicheres Pfand mag es sein, das gebe ich zu. Aber auch dann nur, wenn Sie nicht allein mehr das Verfügungsrecht haben. Sie brauchen nämlich nur so weiter zu wirtschaften, wie Sie es seit einiger Zeit begonnen haben, und Ihr ganzes schwimmendes Material sinkt auf das Niveau des toten Kapitals. Fühlen Sie denn eigentlich nicht, Bramberg, welche ungeheure Verantwortung Sie der Firma gegenüber mit Ihrer jetzigen Behandlungsweise auf sich laden? Ich bestreite Ihnen vom kaufmännischen Moralstandpunkt aus ganz einfach das Recht, lediglich a konto Ihres Vergnügens zu disponieren. Eine so alte und bedeutende Firma hat ihre Pflichten wie ein Gemeinwesen."

„Wenn Sie sich", meinte Bramberg ironisch, „so gewaltig zum Pfleger und Verteidiger der Tradition des Hauses Bramberg und Co. aufwerfen, so werden Sie wohl auch mit den Mitteln nicht zurückhalten, um den Glanz dieser Tradition zu erhalten. Denn schöne Worte helfen hier wirklich nicht."

Twersten überlegte. Die Gedanken arbeiteten ihm zu fieberhaft im Kopfe. Er mußte sie erst im Banne unerbittlicher Logik haben.

„Ich setze also voraus," begann er langsam, „daß Ihre Angaben ziffernmäßig stimmen und Sie sie durch Ihre Bücher belegen werden."

„Ich müßte ein Narr sein, Twersten, wenn ich mich vor Ihnen mit zu niedrigen Angaben genieren wollte."

„Und wie hoch beziffern Sie die Kapitalseinlage, die nicht für Sie, sondern für die Firma erwünscht wäre?"

„Mit einer halben Million würde es getan sein. Damit setze ich den Bankkredit wieder auf eine normale Stufe."

„Zusammen achtmalhunderttausend Mark", sagte Twersten kalt.

„Das ist doch wohl nur ein Pappenstiel für meine Reederei."

„Wenn sie in anderen Händen wäre, ganz gewiß. Sie aber werden in Jahresfrist genau wieder an derselben Stelle angelangt sein, auf der Sie heute stehen. Und dann wäre es — da Sie kein Privatvermögen mehr besitzen, wie Sie mir soeben sagten — auch für Ihre Reederei kein Pappenstiel mehr."

„Bitte, machen Sie doch lieber Vorschläge", erwiderte Bramberg ärgerlich.

„Ich habe es mir überlegt", sagte Twersten und hob den Kopf. „Sie leben mit Ihrer Frau in Gütertrennung. Ist es so?"

„Gewiß. Aber zunächst ist das nur eine Bagatelle, was meine Frau besitzt, und zudem: was tut das zur Sache?"

„Sie nehmen Ihre Frau als Teilhaberin in Ihre Firma auf."

„Gott, Twersten, Sie müssen mich direkt für verrückt halten, denn die umgekehrte Annahme verbietet mir die Gastfreundschaft. Hörten Sie denn nicht, daß meine Frau so gut wie nichts besitzt? Soll ich sie etwa am Verlust beteiligen? Oder wohinaus zielen Sie?"

Ein eigenartiges Lächeln glitt um Twerstens festgeschlossenen Mund.

„Nun?" drängte Bramberg. „Wollen Sie mich nicht einweihen? Ich habe doch immerhin einiges Interesse daran."

„Sie haben", sagte Twersten und blickte über ihn hinweg, „zu Anfang unserer Unterhaltung so schön von dem Freundschaftsbund zwischen mir und Ihrer Frau gesprochen, und Ihr ganzer Ton war während der Dauer der Verhandlung so sehr darauf gestimmt, daß ich Sie in Ihrer Annahme über den Wert dieses Freundschaftsbundes nicht enttäuschen darf. Sie nehmen also Ihre Frau als Teilhaberin auf. Mit einer Kapitalseinlage von achthunderttausend Mark in bar. Aus meinem Vermögen, jawohl. Ihr vertraue ich es an. Ihnen nicht. Doch das kann Ihnen ja gleich sein."

Theodor Bramberg war einen Augenblick fassungslos. Dann lachte er kurz und wegwerfend.

„Ich denke nicht daran."

„Sie denken sehr wohl daran. Denn es ist Ihre einzige Rettung."

„Wenn es mir um einen Teilhaber ginge, brauchte ich weder Sie noch Ihren Freundschaftsbund zu bemühen. Allein auf meinen Schiffspark gestützt, würde ich mit spielender Leichtigkeit jeden anderen —"

„Erlauben Sie, daß ich Sie unterbreche. Hierin bin ich wohl Fachmann. Es sind über sechs Jahre her, daß Sie sich entschlossen, Ihren Schiffspark aufzufrischen, und den Neubau der ‚Ingeborg' und den Umbau des ‚Theodor Bramberg' in Auftrag gaben. Als wir vor genau fünf Jahren die Schiffe an Spanien verkauften, verwandten Sie den Gewinn für eigene Zwecke und unterließen die Neubestellungen. Ihren Schiffspark in Ehren! Aber Schiffe haben auch nur eine Jugend, und sie ist beschränkter als bei den Menschen. Und Ihr Schiffspark hat längst neues Blut nötig, soll er konkurrenzfähig bleiben. Nein, darauf bauen Sie gefälligst nicht. Mit einem Schiff läßt sich kein Raubbau treiben wie mit einem Acker. Da wirken doch ganz andere Faktoren mit."

Brambergs graue Gesichtsfarbe rötete ein ohnmächtiger Zorn.

„Nun? Und weiter? Was folgern Sie daraus?"

„Der Teilhaber, den Sie suchen würden, würde nichts Näherliegendes zu tun haben, als sich wegen einer Schätzung an einen Fachmann zu wenden, an eine Werft. Wenn Sie mich ausschalten, bleiben noch eine ganze Reihe übrig, die nicht blinder sind als ich. Das ist die einzige logische Folgerung, und ich wundere mich, daß Sie sie nicht selber gezogen haben."

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957 Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„So — ah — so!" stammelte Bramberg bestürzt.

„Den Vorschlag, den ich Ihnen machte, halte ich noch aufrecht", sagte Twersten nach einer Pause.

Theodor Bramberg ging, die Hände auf dem Rücken, im Zimmer auf und ab. In dieser Beleuchtung hatte er seine Situation noch nicht angeschaut. Das hatte ihn getroffen. Einige Male machte er Miene zu sprechen. Er konnte es nicht über sich bringen.

Twersten erhob sich. „Überlegen Sie es sich bis morgen. Ich gebe Ihnen sogar eine Woche Frist, wenn die Sache keine Eile hat."

„Sie hat aber Eile!" stieß Bramberg hervor.

„Ja, dann — —"

Bramberg blieb vor ihm stehen. „Hören Sie, Twersten, wenn ich Ihren Vorschlag in der Tat in Erwägung ziehe — auf das Vergnügen, meine Frau im Kontor neben mir arbeiten zu sehen, darf ich doch wohl verzichten? Ich kenne ihre Eigentümlichkeiten. Das wäre nämlich meine Bedingung."

„Durch den Eintritt Ihrer Frau in die Firma würde Ihnen lediglich das Recht genommen, ohne ihre Einwilligung über das Geschäftskapital zu verfügen. Im übrigen geht der Ehrgeiz von Frau Ingeborg Bramberg wohl etwas weiter, als sich auf einen Kontorschemel zu setzen."

„So — so! Nun, das müssen Sie ja wissen. Ich bin ja nicht ihr Freund und Berater. Ich habe mich wohlweislich für ihre höheren Ansprüche bedankt, um mir mein bißchen Jugend zu retten. Nein, ich bin es wahrhaftig nicht. Und dann werden Sie wohl auch schon des Einverständnisses meiner Frau sicher sein?"

Twersten überhörte den Unterton.

„Da Sie mich vorhin erst einweihten, fehlte mir wohl die Gelegenheit. Auch pflege ich mit Ihrer Frau nicht über Ihre Verhältnisse zu sprechen."

„Natürlich nicht, natürlich nicht. Die eigenen sind ja interessanter."

„Wollen Sie Ihre Frau, bitte, rufen lassen, Bramberg? Wir kämen dadurch am schnellsten zum Ziel."

Bramberg drückte auf den Klingelknopf. Dem eintretenden Diener gab er Auftrag, Frau Bramberg zu sagen: die Herren würden sich freuen, sie bei sich zu sehen. Frau Ingeborg kam.

Ohne weiteres trat Bramberg auf sie zu.

„Es ist eine geschäftliche Angelegenheit, die wir erörtert haben, und bei der du den Ausschlag zu geben hast. Ich brauche einen Teilhaber mit Kapital. Vorläufig mit achthunderttausend Mark. Eventuell später mit einer größeren Summe für Schiffsneubauten. Aber darauf kommt es jetzt nicht an. Twersten drängt darauf, daß ich dich als Teilhaberin aufnehme, mit seinem Gelde, das er dir anvertrauen will, nicht mir. Ich muß sagen, das ist beinahe eine fürstliche Dotation."

Er lachte nervös und sah seine Frau gespannt an.

„Karl Twersten", entgegnete sie ruhig — und ihr Gesicht war erblaßt — „macht mit mir keine Ausnahme. Soviel mir erinnerlich, hast du ihm ja auch eine beinahe fürstliche Dotation zu verdanken, als er dir vor Jahren das Kubageschäft aufzwang."

„Zu gütig. Zu gütig. Ich bin heute anderer Ansicht. Also du nimmst an?"

„Ich weigere mich nicht eine Sekunde", sagte sie, als spräche sie etwas Selbstverständliches aus.

Starr blickte er sie an. Und starr blickte er Twersten an. Beide hielten sie ruhig stand. Seine Zähne rieben sich aufeinander, seine Hände umklammerten eine Stuhllehne. Dann lachte er auf. „Zu dumm, sich aufzuregen. Wir sind eben unsere eigenen Wege gegangen. Gottlob, ich bin im Leben nicht zu kurz gekommen und will mich hier wirklich nicht als Heiliger aufspielen."

„Paßt es Ihnen morgen nach der Börse?" fragte Twersten. „Ich komme zu Ihnen aufs Kontor."

„Nach Schluß der Kontorzeit wäre es mir lieber. Ich möchte nun auch, daß sich die Dinge in aller Stille abspielen."

Frau Ingeborg reichte dem Freunde die Hand. „Sie werden heute nicht bleiben wollen. Auf morgen denn."

„Ja, auf morgen." Und er verabschiedete sich mit kühler Verbeugung von Bramberg, der kurz nickte.

Als er vor die Tür trat, empfing ihn ein weicher, warmer Spätsommerabend. Es zitterte etwas in der Luft, das er nicht recht ergründen konnte und doch an seiner Seele zog und sie für sich beanspruchte. Sonst so sehr Herr seiner Stimmungen, gab er ihnen heute nach, und dieses stille Untersinken in ungewisse Empfindungen, die irgend etwas versprechen, ohne zu erklären, war ihm wie eine wohlige Erholung.

(Fortsetzung folgt.)

Von meinen Veteranen und vom Alter der Tiere überhaupt.

Von Dr. Ernst Schäff, Direktor des Zoologischen Gartens in Hannover.

Nichts ist für den Leiter eines zoologischen Gartens wie für jeden Tierfreund interessanter, als die Entwicklung und das Gedeihen eines selbstgezüchteten Tieres zu beobachten und festzustellen — nichts ist anderseits betrüblicher als die Wahrnehmung, daß dieser oder jener vierfüßige oder gefiederte Pflegebefohlene anfängt, sich der oberen Lebensgrenze zu nähern und abgängig zu werden. Handelt es sich um ein Tier, das sich durch wiederholte Nachzucht verdient gemacht, so merkt man das Ueberschreiten der Lebenshöhe am Nachlassen oder Erlöschen der Zuchtfähigkeit. Ferner gehen alte Tiere meist im Ernährungzustand zurück, oft infolge von mangelhaft werdender Beschaffenheit des Gebisses, das ein regelrechtes, für die richtige Ausnutzung notwendiges Zerkleinern der Nahrung nicht mehr ermöglicht; ferner wird das Haar bei gestörter Ernährung glanzlos und struppig, und der Haarwechsel vollzieht sich unregelmäßig. Oft läßt mit zunehmendem Alter bei Tieren das Augenlicht nach, die Bewegungen der Gliedmaßen werden steifer und langsamer. Bei hirsch-


Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY

artigen Tieren nimmt die Endenzahl und die Stärke des Geweihs im Alter ab, bei Antilopen und anderen „Hohlhörnern" reiben sich die Hörner mehr und mehr ab, die Ringelung oder sonstige Skulptur verliert sich, die Spitzen werden stumpf, kurz, der Zeichen des Alters gibt es bei den Tieren unterschiedliche. Wie steht es nun aber mit dem Alter selbst, d. h. mit der Lebensdauer?

Wenn ich gelegentlich eine prominente Persönlichkeit oder einen gewöhnlichen Sterblichen, dem ich es nicht abschlagen konnte, in dem mir unterstellten Zoologischen Garten umherführe, wird in der Regel bei auffallenderen Tieren, wie dem Nilpferd, dem Elefanten, den großen Raubtieren usw., die Frage an mich gerichtet: „Wie alt ist wohl das Tier?" oder „Wie alt wird wohl solch ein Tier?" Erstere Frage ist meist leichter zu beantworten als die andere, da über das Alter der Insassen eines zoologischen Gartens meist das Tierbuch Aufschluß gibt, während es anderseits für viele, sogar sehr bekannte Tierarten noch an ausreichenden Beobachtungen über ihre Lebensdauer fehlt. Man sollte z. B. glauben, daß bei unseren Haustieren das Lebensalter deswegen leicht festzustellen wäre, weil man bei ihnen in vielen Fällen den Geburtstag kennt. Sehr richtig! Aber hier muß man gleich fast alle die Tierarten ausnehmen, deren Fleisch der Mensch genießt, denn bei diesen ereignet es sich viel seltener, daß die Schere der Parze den Lebensfaden abschneidet als das Messer des Schlachters. Oder hat schon jemand ein Schwein an Altersschwäche sterben sehen bzw. davon erzählen hören? Ich glaube kaum. Man schätzt das Alter, das erreicht werden kann, beim Schwein auf etwa 10—15, beim Rind auf ungefähr 25, beim Schaf und bei der Ziege auf 12—15 Jahre. Aber das sind, wie gesagt, nur Schätzungen, denn daß jemand irgendeinem der genannten Vierfüßler aus reiner Liebe oder Zuneigung das Gnadenbrot bis an sein natürliches Ende geben sollte, dürfte kaum vorkommen. Anders steht es mit den Haustieren, zu denen der Herr der Schöpfung in mehr persönliche Beziehungen tritt, wie beim Pferd, Hund, Kanarienvogel, Papagei und sonstigen Vögeln, die im Hause gehalten werden. Wie mancher Weidmann bringt es nicht übers Herz, seinen treuen vierbeinigen Jagdgenossen eher durch einen sicheren Schuß ein ehrliches Ende finden zu lassen, als bis er, blind, taub und steif, tatsächlich seine Lebensgrenze erreicht hat; und wie manche alte Jungfer pflegt ihr Schoßhündchen, den einzigen, der ihr Treue bewahrt, bis an sein Lebensende. Aus zahlreichen Beobachtungen hat sich ergeben, daß der Hund nur ein relativ kurzes Leben hat, denn nach zwölf bis fünfzehn Jahren ist er in der Regel mit seinen Kräften zu Ende. Aehnlich steht es mit seinen wildlebenden Vettern, den Wölfen, Schakalen und Füchsen. Ein starker Wolf, den ich zwölf Jahre pflegte, mußte wegen Altersschwäche getötet werden, und in der Freiheit gehen Tiere der genannten Familien sicher bald zugrunde, wenn abnehmende Sinnesschärfe es ihnen erschwert, ihren Lebensunterhalt zu erwerben. Andere Raubtiere erreichen ein weit höheres Lebensalter als die Kaniden. So habe ich hier in Hannover noch einen alten braunen Bären gehabt, der nachweislich aus der Gründungzeit des hiesigen Zoologischen Gartens stammte und ein Alter von über 30 Jahren erreichte. Einen Lippenbären, den ich 1894 als etwa einjähriges Tier kaufte, und der sich zu einem der größten wohl je in einem Garten gewesenen Exemplare entwickelt hat, besitzen wir noch, anscheinend in voller Kraft. Ein Kragenbär hat unter meinem Vorgänger 23 Jahre hier gelebt. Von anderen sehr alt gewordenen Raubtieren des hiesigen Zoologischen Gartens kann ich noch den Löwen „Pascha" nennen, ein Prachttier, das etwa 24 Jahre alt wurde, von denen es 19 hier zubrachte. Einen Königstiger hatten wir 17 Jahre; eine gestreifte Hyäne, die 1894 gekauft worden war, mußte 1907 wegen bösartiger Wucherungen und Karies des Oberkiefers getötet werden, sonst würde sie wohl heute noch leben. Wasch- und Nasenbären haben mehrmals 10 Jahre hier gelebt, was für diese Tiere ein recht hohes Alter bedeutet.

Zu den ältesten jetzt hier vorhandenen Vierfüßlern gehört unser Hauptzugstück, ein prächtiges weibliches Nilpferd, das 1885 als einjähriges Baby erworben wurde, jetzt also 25 Jahre alt ist, für ein Nilpferd ein ansehnliches Alter. Im nächsten Jahr würde die dicke Dame ihr 25jähriges Jubiläum als Insassin unseres Gartens feiern, ein Fest, das einer unserer Elefanten vor einigen Jahren begehen konnte. Bei dieser Gelegenheit wurde in den hiesigen Blättern der Verdienste und der Tätigkeit des hohen Jubilars gedacht, und ich rechnete ihm u. a. nach, daß er während des Vierteljahrhunderts, das er hier verbracht, folgende Nahrungsmengen vertilgt habe: 36 500 Kommißbrote, 73 000 Pfund Kleie, 109 500 Pfund rohen Reis, 365 000 Pfund Heu, außerdem unberechenbare Quantitäten Brot, Zucker, Kuchen, Obst usw., die dem Tier vom Publikum gereicht wurden.

Hier möchte ich noch zwei nicht uninteressante Beispiele für den Futterbedarf von Tieren in der Gefangenschaft anführen und für das auffallend verschiedene Verhältnis der Futterkosten zum Wert der Tiere. Der oben erwähnte Löwe „Pascha", der 19 Jahre hier gehalten wurde, bekam im Durchschnitt täglich zehn Pfund Fleisch (außerdem einige Knochen, die wir hier außer Berechnung lassen wollen). Da ein Tag in der Woche, nicht etwa aus Sparsamkeitsgründen, sondern weil man es für den großen Raubtieren zuträglich hält, gefastet wird, so erhielt Pascha wöchentlich 60 Pfund Fleisch, jährlich 3120 Pfund, was bei einem Preis von 20 Pfennig für das Pfund einen Kostenaufwand von 624 Mark bedeutet. In den 19 Jahren seines Hierseins hat uns das Tier 11 856 oder rund 12 000 Mark an Futter gekostet, und in sechs Jahren hatte er so viel verzehrt, wie seine Anschaffungskosten betrugen. Das scheint viel zu sein, und die absoluten Zahlen sind auch recht hoch, aber im Verhältnis zu manchen anderen Tieren ist der Löwe in seinen Futteransprüchen noch bescheiden zu nennen. Zwei Seehunde z. B., die wir schon längere Zeit besitzen, fressen bereits in etwa drei Monaten so viel an Fischen, daß der Betrag dafür dem Wert der Tiere gleichkommt!

Doch zurück zu unseren Veteranen im Tierbestande! Der erwähnte Jubiläumselefant, der eine gewisse Berühmtheit dadurch erlangt hat, daß an ihm, zum erstenmal bei einem solchen Tier überhaupt, die Narkose anläßlich einer Hufoperation angewendet wurde, hat 27 Jahre bei uns gelebt. Das ist anscheinend nicht so sehr viel, da in manchen Büchern erzählt wird, daß Elefanten ein sehr hohes Alter erreichten. Aber wenn man hört, daß von 138 Arbeitselefanten der indischen Regierung laut statistischen Nachweisen nach 20 Jahren nur noch einer lebte, so bedeuten

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

jene 27 Jahre zum mindesten einen guten Durchschnitt, wobei nicht zu vergessen ist, daß es den in zoologischen Gärten gehaltenen Elefanten fast stets an genügender Bewegung fehlt. Ein Exemplar in Paris lebte 35, eins in Schönbrunn 53 Jahre, drei weitere dagegen nur 14, 17 und 20 Jahre. Ich glaube behaupten zu dürfen, daß die meisten gefangengehaltenen Elefanten an Fußkrankheiten zugrunde gehen, und zwar infolge des eben erwähnten Mangels an Bewegung. Aehnlich dürfte es mit den Giraffen stehen, obwohl viele dieser Tiere schon Krankheitskeime mitbringen, wenn sie importiert werden, da sowohl der Fang (Hetzen bis zur Ermüdung) als auch der wochenlange Transport unter erschwerenden Umständen ungeheure Anforderungen an die Tiere stellen.

Von besonders alt gewordenen Tieren des hannoverschen Zoologischen Gartens sei noch ein Ameisenbär genannt, der hier volle 11 Jahre aushielt, ein Biber mit 12 Jahren, Sumpfbiber und Goldhasen mit der gleichen Lebensdauer, ein Schweinshirsch mit 14, ein Zebra mit 18 Jahren. Vor allem aber zeichnen sich gewisse Vogelarten durch Langlebigkeit aus. Den Rekord hierin erzielt bei uns ein Gelbflügelara, der jetzt 43 Jahre hier ist! Ein zweiter lebt 28 Jahre auf seinem Bügel, einige andere Aras und Kakadus sahen 18 bis 20 Lenze hier. Man muß die Konstitution dieser Tiere bewundern, wenn man hört, daß alle diese Vögel auf Stangen von etwa einem halben Meter Länge mittels kurzer Ketten befestigt sitzen! Außer Papageien, von denen ich ein Exemplar sah, das drei Generationen einer Familie überdauerte, sind es besonders die größeren Raubvögel, die lange in der Gefangenschaft aushalten. Ein Mönchsgeier lebte hier 24 Jahre, ein zweiter 1890 angekaufter ist noch höchst lebenslustig, obwohl ihm ein Kondor einen Flügel lahm biß. In Schönbrunn soll ein Aasgeier sogar 101 Jahre alt geworden sein, ein Steinadler 80, während andere es nur auf 5, 6 und 8 Jahre brachten. Zwei Emus, zwei Pelikane, einen Singschwan und einen Marabu fand ich vor 16 Jahren hier als vollausgewachsene Tiere vor, die jetzt alle ein Alter von über 20 Jahren aufzuweisen haben. Auch kleinere Vögel werden zuweilen recht alt; so befinden sich hier zwei Glanzstare seit 14 Jahren, und auch von den kleinen sogenannten Prachtfinken und Webervögeln sind manche 12 Jahre und länger hier.

Wenn ich die Wahrheit sagen soll, so muß ich bekennen, daß, um Tiere lange am Leben zu erhalten, nicht bloß sorgsame Pflege und Wartung nötig ist, sondern auch etwas Glück beim Ankauf. Nicht selten haben anscheinend gesunde Tiere, denen äußerlich nichts anzumerken ist, doch schon den Keim zu einer tödlichen Krankheit in sich — an solchen heimlichen Todeskandidaten ist natürlich nicht viel Freude zu erleben. Bei völlig gesunden Tieren trägt selbstverständlich richtige Haltung viel zur Verlängerung des Lebens bei, und zwar hauptsächlich durch Prophylaxe. — Schließlich heißt es aber auch bei den langlebigsten Tieren, wie ich gestern in einer lateinischen Arbeit meines Sohnes Fritz las: Contra vim mortis non est medicamen in hortis, zu deutsch: gegen den Tod ist auch in den zoologischen Gärten kein Kraut gewachsen!

Johannisabend.

Johannisfeuer glühn und leuchten
Rot aus der Wälder Schoß heraus.
Noch immer mehr! In weitem Kreise
Umschließen lodernd sie dein Haus.

Nun fallen tiefer noch die Schatten;
Da steigt in friedlich stillem Lauf
Der Mond am schwarzen Waldessaume
In wundervoller Schönheit auf. — —

Die Feuer löschen, und der Schimmer
Des Mondes hinter Wolken geht;
Nur leuchtend meine große Liebe
Noch über deinem Hause steht.

Marie Oberdieck, Breslau.

Spanische Frauengestalten.

Von Walter Tiedemann. — Hierzu 9 photographische Aufnahmen.

„Fern im Süd das schöne Spanien" entspricht im allgemeinen wenig den lockenden Bildern, die uns die Einbildungskraft unserer Romantiker vorgegaukelt hat. In Wirklichkeit ist Spanien kein Paradies, kein Märchenland, sondern ein Land der denkbar schroffsten Gegensätze und Dissonanzen und von einer Unausgeglichenheit, die in Europa ohnegleichen dasteht. Es scheint gerade, als ob die Natur sich in einer paradoxen Laune darin gefallen hätte, alles Schöne und Unleidliche in ihrem Füllhorn kunterbunt durcheinanderzuwirbeln und über Spanien auszuschütten: Lachendes und Trostloses, Heißes und Kaltes, Ueppiges und Dürres, Ueberfluß und Not. Kein Wunder also, wenn ein vom holden Wahn der Romantik umfangener Tourist von dieser Disharmonie schwer enttäuscht wird. Dazu kommt noch die erstaunliche Rückständigkeit des Landes in so ziemlich allen Dingen des modernen Lebens, besonders im Verkehrswesen, und die Verständnislosigkeit, mit der der nordische Fremdling allen jenen seltsamen Zuständen und Erscheinungen gegenübersteht, die der Spanier mit Selbstironie „cosa de España" (spanische Chosen) nennt — ein Mangel an Verständnis, der natürlich auf Gegenseitigkeit beruht, da wir den Enkeln Don Quijotes ebenso „spanisch" vorkommen wie der Spanier uns. Nur in einem, einem einzigen Punkte pflegen die Besucher des Landes das, was unsere Dichter sangen und unsere Maler malten, einwandslos gelten zu lassen, und dieser eine Punkt ist — die Spanierin. Sie bedeutet ohne Zweifel den Glanzpunkt Spaniens und ihre Erschaffung einen der liebenswürdigsten Einfälle eines gütigen Gottes. Nicht etwa, daß sie unter allen Umständen schön wäre, denn auch in Spanien bilden vollendete Schönheiten die Ausnahme, aber ihre Anmut, ihr Temperament, die Heiterkeit, die sie verbreitet, und

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ihre unnachahmliche Art, sich zu schmücken, das ist es, was ihr so hohen Reiz verleiht und sie einen Klang von voller, edler Harmonie ins Land der Dissonanzen bringen läßt.

Es hat immer etwas Mißliches, weibliche Reize zu analysieren, denn man gerät dabei zu leicht in einen abschreckend trockenen Schematismus. Bei den Spanierinnen vollends ist es um so schwieriger, weil sie keineswegs eine einheitliche Rasse, sondern je nach den Provinzen verschiedene, stark voneinander abweichende Typen darstellen. Die Basken und Katalanen des Nordens sind mit ihrem keltisch-germanischen Einschlag ganz anders geartet als die Kastilier und Andalusier des Südens. Spanien war mehr als tausend Jahre lang ein Tummelplatz fremder Völkerschaften, und alle die verschiedenen Stämme, die Phönizier, Römer, Karthager, Juden und Zigeuner, haben dem Volkscharakter etwas von ihrem Wesen verliehen. Ganz besonders aber hat die Herrschaft der Mauren untilgbare Spuren hinterlassen, und zwar durchaus zum Vorteil der süd- und ostspanischen Frauenschönheit. Mohammedanische Ueberlieferungen äußern sich auch noch darin, wie die Spanierin der höheren Stände eifersüchtig behütet wird, und wie in allen Bevölkerungsschichten, auch in den unteren, zwischen Unverheirateten beiderlei Geschlechts ein harmlos geselliger Verkehr kaum möglich ist. Die Konvention zieht eine hohe Mauer um die Spanierin. Als Mädchen in den Händen einseitig religiöser, mit Absicht bildungsfeindlicher Erzieher, heiratet sie sehr jung einen meistens von den Eltern erwählten Mann, den sie vielleicht nur ein paarmal flüchtig unter den üblichen

Damen aus Sevilla mit kostbaren Spitzenschleiern.



Frauen und Mädchen aus der Landschaft Mancha, der Heimat Don Quijotes.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Weibliche Volkstypen von den Kanarischen Inseln.



Eine Schöne aus Alicante.

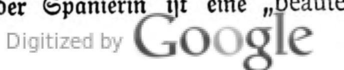
Sicherheitsmaßregeln gesehen hat, und führt dann ein streng häusliches Leben, dessen Zurückgezogenheit nur durch die unvermeidlichen Anlässe, wie Kirchenbesuche, Korsofahrten, Theater und Festlichkeiten, unterbrochen wird. Erst in vorgerückten Jahren erfreuen sich die Frauen größerer Bewegungsfreiheit, aber dann ist ihr Reiz auch meistens schon längst dahin. Denn die Schönheit der Spanierin ist eine „beauté du diable" mit dem Fluche schneller Vergänglichkeit. Als Kind und Backfisch entzückend, als junge Frau zur vollen Entfaltung ihrer Reize gelangt, büßt die Spanierin oft schon zu Anfang der Dreißiger ihre Schönheit ein, zumal da sie bei ihrer körperlichen Trägheit sehr zum Embonpoint neigt. Auch eine andere Rasseneigenschaft darf nicht unerwähnt bleiben: die reife Spanierin ist häufig mit einem — Schnurrbärtchen geziert, aber dieser dunkle Flaum auf der Oberlippe gilt in den Augen vieler Männer nur als neuer Reiz. Was den Fremden bei der Spanierin am meisten anzieht, ist ihre Heiterkeit; keine geräuschvolle Heiterkeit, kein explosives Lachen, sondern der



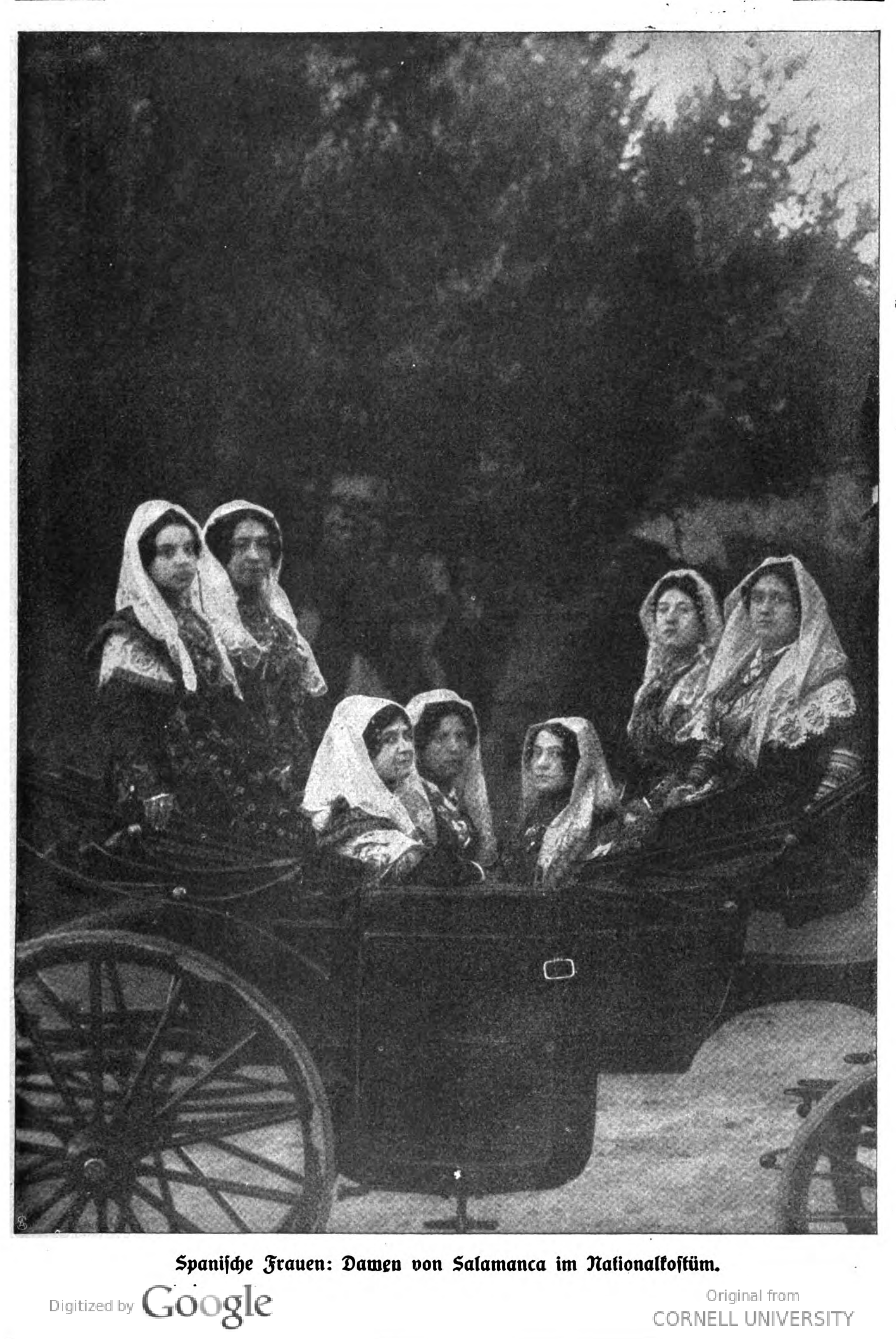
Eine Valencianerin.



Frauentypen aus Murcia.



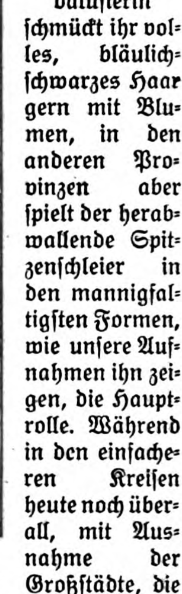
Digitized by Google
Original from
CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



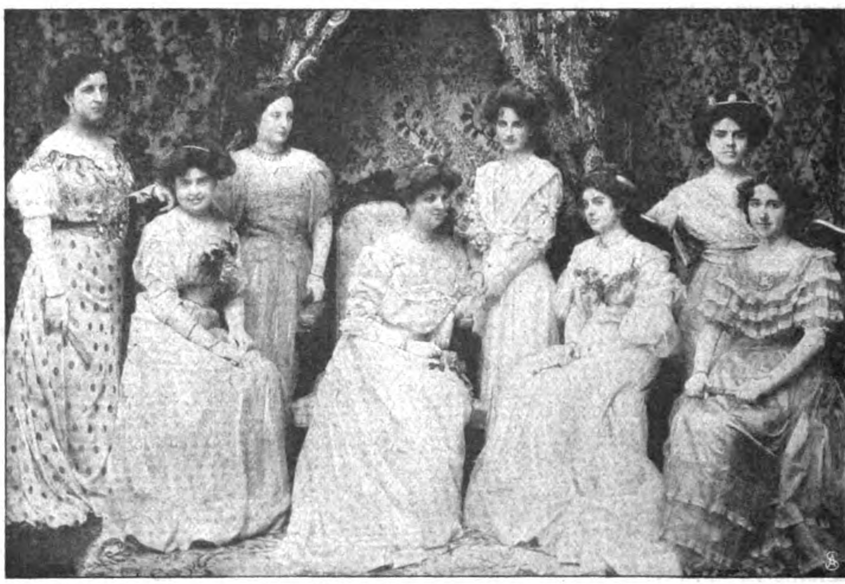
Spanische Frauen: Damen von Salamanca im Nationalkostüm.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

stille, sonnige Frieden, auf den kindlich gutmütigen runden Gesichtern, das Lächeln um den vollen Mund und der offene Blick. Unsere Porträte der beiden Damen aus Alicante und Valencia (S. 1064) illustrieren diese Vorzüge in guten Beispielen. Eine Rasseneigentümlichkeit der Spanierin ist ferner die auffallende Kleinheit ihres Fußes sowie die schwebende Leichtigkeit des Ganges, die so oft von Dichtern besungene „andadura“. Aber selbst bei mangelhaften Reizen versteht es die Spanierin ausgezeichnet, ihre Erscheinung durch einfache Toilettenkünste zu heben, sie hat dafür ein erstaunlich sicheres Feingefühl. Die Hauptsache ist eine sorgfältige Frisur. Mit Ausnahme der Japanerin widmet wohl kein anderes weibliches Wesen auf Erden dem Haar eine so liebevolle Pflege wie die Spanierin, und selbst ein Mädchen der niedrigsten Stände würde sich scheuen, unfrisiert die



Straße zu betreten. Die Andalusierin schmückt ihr volles, bläulichschwarzes Haar gern mit Blumen, in den anderen Provinzen aber spielt der herabwallende Spitzenschleier in den mannigfaltigsten Formen, wie unsere Aufnahmen ihn zeigen, die Hauptrolle. Während in den einfacheren Kreisen heute noch überall, mit Ausnahme der Großstädte, die Vorliebe für ein möglichst buntes Nationalkostüm lebendig ist, gilt diese Farbenfreudigkeit jetzt bei den Damen der bevorzugten Stände für verpönt und nur das moderne schwarze oder helle Kleid für angemessen.



Schönheiten aus Malaga.



Aus der Hauptstadt Spaniens: Damengruppe bei einer Festlichkeit in Madrid.

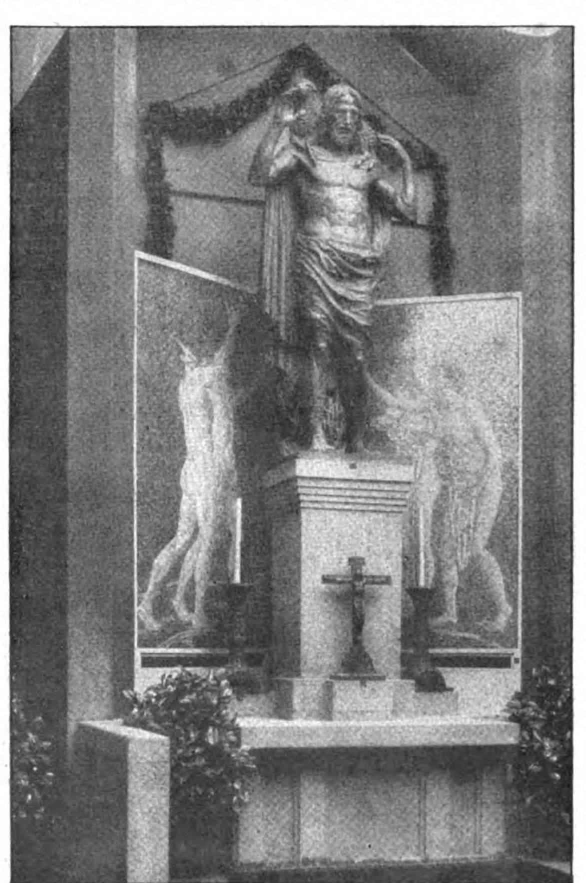
Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

So weit das Aeußere; wie steht es aber mit den geistigen Eigenschaften? Nicht zum besten, wenigstens nicht nach unseren Begriffen. Die Frauen und Mädchen Spaniens sind ganz und gar nicht „intellektuell“ — um das gräßliche Modewort zu gebrauchen. Die schon erwähnte Bildungsfeindlichkeit der im Lande maßgebenden Kreise bringt es mit sich, daß die Spanierinnen — vom intelligenten Norden abgesehen — von krasser Unwissenheit und sogar der edlen Kunst des Lesens und Schreibens nur zum kleinen Teil kundig sind. Religiöser Fanatismus und abergläubische Neigungen üben einen verhängnisvollen Einfluß aus, aber anderseits besitzen die Frauen und Mädchen wiederum so viel Mutterwitz und köstliche Naivität, daß man darüber gern die Schattenseiten vergißt. Warum sollten sie sich Skrupel machen über Dinge, die ihnen fernliegen? „Dios sabe“, Gott weiß es, ist ihr Lieblingswort, und auf alle Reformvorschläge ertönt als Antwort die übliche, echt spanische Vertröstung: „mañana“ — „morgen!“

Die Düsseldorfer Ausstellung für christliche Kunst.

Von Prof. Dr. Max Schmid. — Hierzu 6 Aufnahmen von Hofphot. Jul. Söhn.

Ueber die Beziehungen zwischen Kirche und Kunst ist seit Jahrhunderten viel Schönes und Sinnvolles gesprochen und geschrieben worden. Allein im Lichte unserer nüchternen Alltäglichkeit betrachtet, kommt es uns vor, als seien diese beiden, die man einst Geschwister genannt, heute ohne jegliche verwandtschaftliche Beziehung. Eine Ausstellung für kirchliche Kunst, die über den engen Kreis kirchlicher Interessenten hinaus wirken soll, scheint kaum denkbar. Das ist bedauerlich. Nicht nur im Sinne der Kirche, sondern vielleicht mehr noch im Sinne der Kunst.



Aus der Ausstellung der Dresdner „Zunft“: Der Christus von Wrba.

Denn für die Künstler ist damit die größte und schönste Gelegenheit zur Entfaltung ihres höchsten Könnens verloren gegangen. In der Epoche des absoluten Realismus schien es selbstverständlich, daß gerade die besten Künstler ausschließlich profane Kunst schufen und so nicht selten in einen beabsichtigten Gegensatz zu Kirche und ihrem Vorstellungskreis traten. Das Gotteshaus blieb jener Schar geistloser Handwerker überlassen, die sich als die Hüter der reinen Tradition, als echte Zionswächter gebärden durften, weil sie tatsächlich allein noch so etwas wie Stilkunst besaßen, allein noch in Formen arbeiteten, wie sie nun einmal in Monumentalräumen unentbehrlich sind. Ihre Formen waren zu Formeln, zu Schemen geworden, ohne Seele, ohne Leben, aber sie bewahrten doch den Schein alter Größe. Von zwei Seiten beginnt heute der Kampf gegen diese Scheinkunstmethode, die unsere Kirchen verödete. Wie einst in den Zeiten der Gegenreformation setzt heute, besonders unter dem jüngeren Klerus beider Konfessionen, eine gewaltige Bewegung ein. Man ist des engherzigen Abschlusses gegen die moderne Kunst überdrüssig.

Nicht Zufall also, sondern eine natürliche Folge der allgemeinen Entwicklung ist es, wenn seit einigen Jahren hier und dort Versuche gemacht werden, Kunst und Kirche durch Zeitschriften, Vereine, Konferenzen wieder zueinander in Beziehung zu setzen. Einer ersten Ausstellung in Wien folgte 1907 die in Aachen. Nun wird dieser Versuch im größten Maßstab in Düsseldorf gemacht, und der Erfolg ist über Erwarten. Obwohl der größte Teil des stattlichen Düsseldorfer Kunstpalastes dafür eingeräumt war, mußte doch eine ganze Reihe großer Anbauten noch hinzugefügt werden. Hatte man ursprünglich einen großen Teil der Räume einer retrospektiven Ausstellung vorbehalten, so konnte man ihr schließlich nur wenige Säle überlassen. Die Kunst des 18. Jahrhunderts, die einst so verkannte, heute so bewunderte Kunst des Barock, Rokoko und Zopf, ist da in glänzender Weise vorgeführt. Im Auftrage des k. k. Ministeriums für Kultus und Unterricht zu Wien haben da feinsinnige Kunstkenner, Prälat Dr. Swoboda und der k. k. Regierungsrat Dr. Dreger, hier einen Clou der ganzen Ausstellung geschaffen. Von den genialen Kirchendekorateuren des 18. Jahrhunderts bis zu Führich, dem liebenswürdigen Nazarener, bis zu Schwind und Steinle, den poetischen Romantikern, ist die Blüte der älteren österreichischen kirchlichen Maler da vereint. Und hier haben auch die Schatzkammern der Kirchen, Klöster und Museen ihre kostbarsten Schätze gespendet. Ergänzend tritt hinzu

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

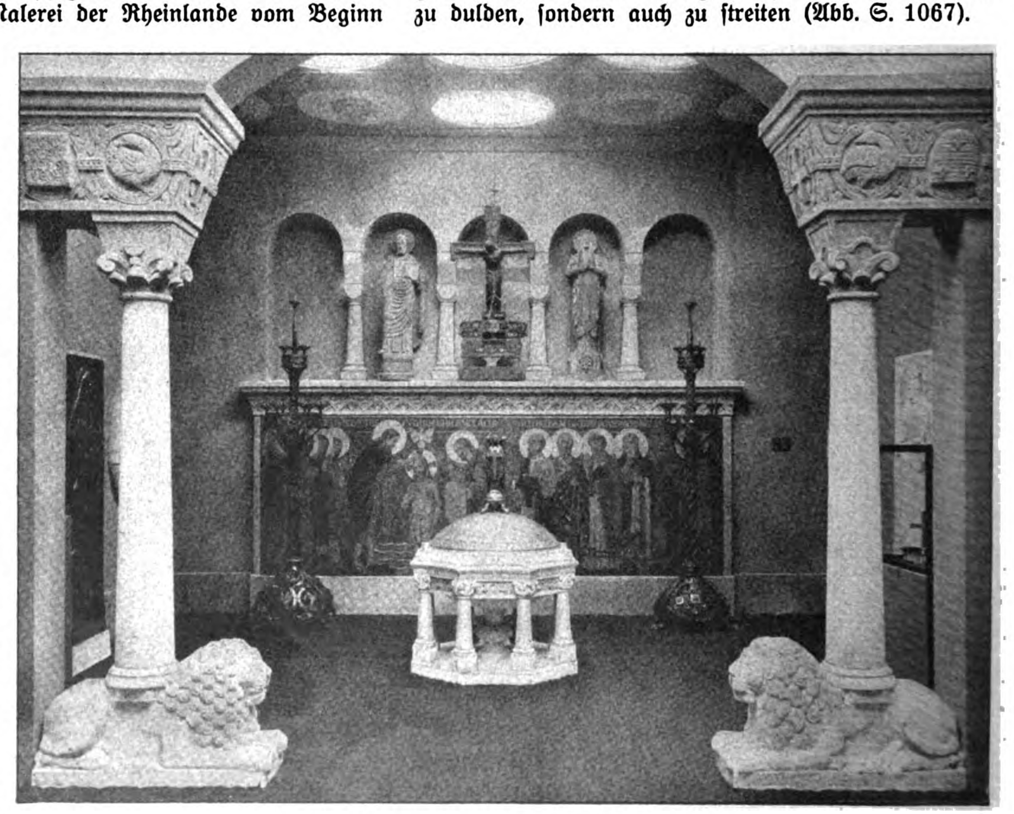


Aus der österreichischen Abteilung.

zusammengeschlossen und stellen in gemeinsamem Verbande aus, der Maler und Architekt vereint mit Bildhauer und Kunsthandwerker. So, in genossenschaftlichem Zusammenwirken, haben sie auch hier in Düsseldorf eine Folge schöner Räume von vorwiegend kirchlichem Charakter geschaffen, die in ihrer Mannigfaltigkeit und dem Reichtum ihres Inhalts überraschen. So hat die „Dresdner Zunft" für ihren Raum einen altarartigen Aufbau geschaffen, den die Gestalt des „guten Hirten" von Wrba krönt. Das ist nicht der schöne, wohlgestaltete und zierlich bewegte Jesus, wie ihn etwa Thorwaldsen sah, auch nicht der leidende Asket, wie ihn das Mittelalter bildete, sondern das Ideal kraftvoller Männlichkeit und ernster Würde; der gute Hirte, bereit und fähig, für seine Herde nicht nur zu dulden, sondern auch zu streiten (Abb. S. 1067).

die vom Grafen Paul von Merveldt aus rheinischen und westfälischen Kirchenschätzen zusammengestellte Sammlung von kirchlichen Gewändern, Kaseln, Mitren, Reliquiaren, Bischofstäben, Monstranzen und Kreuzen. Wie milder Abendsonnenschein nach Glut und Glanz des Tages wirkt neben dieser üppigen Barockkunst ein Rückblick auf die kirchliche Malerei der Rheinlande vom Beginn des 19. Jahrhunderts, unter denen besonders Steinles sanfte Madonnen und liebenswürdige Heiligengestalten erfreuen. An die Zeit, da der Realismus sich der kirchlichen Kunst zu bemächtigen versuchte, gemahnen uns die Sonderausstellungen von Werken Eduard von Gebhardts und Fritz von Uhdes. Arnold Böcklins erschütternde Grablegung in ihrer grandiosen Mischung von realistischer Zeichnung und phantastischer Färbung leitet uns über die Epoche des Realismus hinüber zur neuen Kunst.

Die Künstler haben sich organisiert, zu Gruppen



Raum der Kunstgewerbeschule in Köln a. Rh.

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY

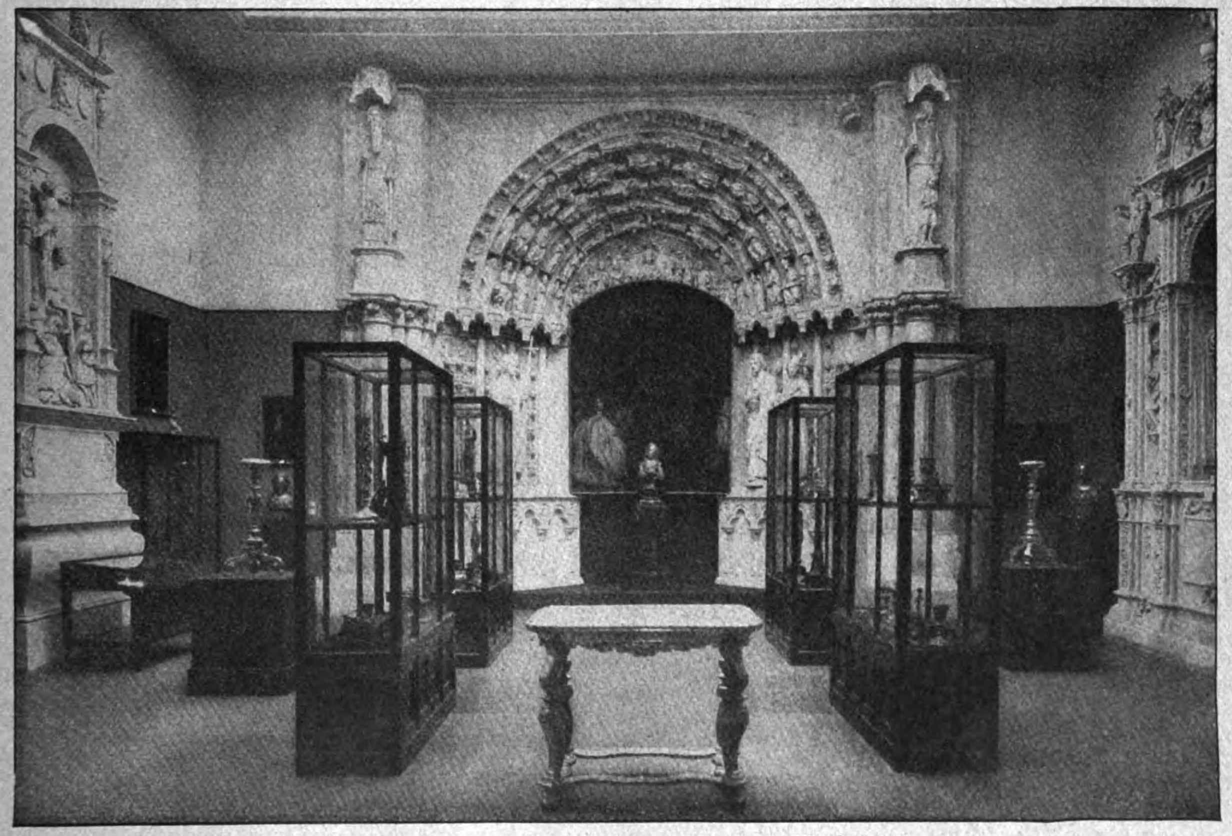
Generated on 2019-06-06 09:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Ausstellungsraum der Deutschen Gesellschaft für christliche Kunst in München.

Die großen Architekten und die dekorativen Künstler, an denen Dresden so reich ist: Fritz Schumacher und Paul Rößler, Otto Gußmann und Karl Groß, schmücken die Wände mit dekorativen Studien und Reliefs, Kunstgewerbliches aller Art füllt die Vitrinen.

Zwei fein und geschmackvoll ausgestattete Räume, entworfen von Architekt Felix, bringen Werke der Aachener Künstler. — Mehr den Zusammenhang mit der Tradition, mit der Kunst des Mittelalters und der Renaissance betont die Münchner Gesellschaft für christliche Kunst, wie auch der Düsseldorfer Semper-Bund vorwiegend auf dem Boden des Ueberlieferten steht. Eine große kirchliche Anlage, einen quadratischen Raum, an den drei weite Konchen anschließen, hat der Bund



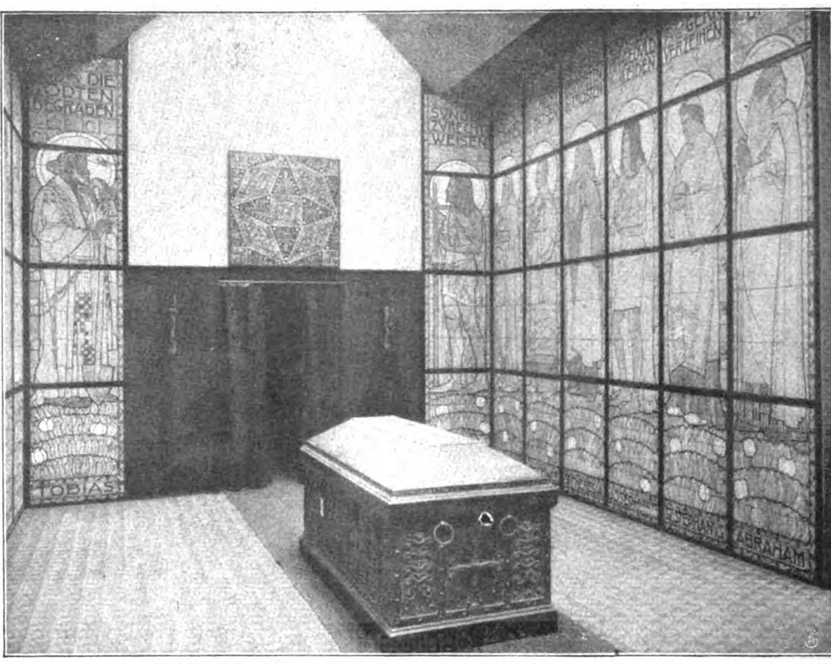
Die retrospektive Abteilung: Kunstschätze des XVII. und XVIII. Jahrhunderts.



Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

geschaffen, um den Düsseldorfer Kunsthandwerkern Gelegenheit zu geben, in bestem Material Proben ihres Könnens abzulegen.

In den fünf Räumen, die der Deutsche Werkbund sehr dekorativ ausstattete, begegnen uns einige der stärksten modernen Individualitäten, neben Hölzel und Läuger der nobel zurückhaltende Peter Behrens, neben dem farbenfrohen, raumbeherrschenden Koloman Moser (Glasfensterkartons) die Entwürfe von Thorn-Prikker, dem fast ungebärdig wilden und originellen Krefelder Künstler. Noch zwei große Baugruppen schließen sich an. Der Kölner Architekt Moritz hat im Verein mit den Bildhauern Gravegger und Moest einen imposanten Zentralbau geschaffen. Von da betreten wir eine Friedhofsanlage, ausgeführt von Wilhelm Kreis, in künstlerischer Hinsicht wohl das Reifste und Packendste, was die rheinische Baukunst hier bietet. Hatte unsere Friedhofskunst im Gegensatz zu den alten, kunstlosen Anlagen neuerdings nach einer allzu wilden, malerischen Unordnung getrachtet, so kehrt Kreis zu einer gewissen Regelmäßigkeit zurück. Ein ruhiger Säulenumgang umfriedet diesen Hof, in dessen Bogen ein paar mächtige Steinkreuze mit wuchtigen Engelsgestalten eingereiht sind. Sie sind gedacht als Wächter der Urnenhalle, die mit ihrer schweren Ornamentik, ihrer feierlichen Stimmung in Grau, Ocker und Schwarz, in der Art, wie die sparsam verteilten Urnen dekorativ zur Geltung kommen, einen ernsten, tiefen Eindruck hinterläßt.



Deutscher Werkbund: Kartons von Koloman Moser, Wien.

Einen Glanzpunkt der Ausstellung bildet ohne Zweifel die Beteiligung des Auslandes. Ein lichtdurchfluteter Saal, an dessen Hauptwand der poesievolle Karton von Puvis de Chavannes neben den inhaltreichen Kartons von Besnard sich befindet, bildet die Dominante in der französischen Abteilung. Räumlich viel bescheidener, aber künstlerisch wohl noch bedeutender sind die Bilder von Maurice Denis, stille Farbensinfonien voll echt religiöser Inbrunst und Feierlichkeit. Um den großen Ehrenhof mit den Kartons von Fritz Schaper sind die Räume gruppiert, in denen die Vertreter von Belgien, Holland und England untergebracht sind. Da ist Toroop, der geistvolle und eigenartige Holländer, dessen Lebenswerk, dessen malerischer Entwicklungsgang hier überblickt werden kann. Unter den Belgiern ist ebensowohl die ältere, um die Antwerpener Akademie sich gruppierende Richtung (Jansens und Waute) vertreten wie der Realismus von Leemputten und Jacob Smits und die Romantik Khnopffs. Burne Jones, Walter Crane, Watts u. a., vor allem Wilson, der vielseitige, auf allen Kunstgebieten tätige, repräsentieren England.

So legt die Düsseldorfer Ausstellung dafür Zeugnis ab, daß eine Renaissance unserer kirchlichen Kunst angebrochen. Was der verdienstvolle Leiter und Urheber der Ausstellung Prof. Dr. Board angestrebt hat, was er mit unendlichen Schwierigkeiten zu erkämpfen versuchte: einen Ueberblick zu geben über das, was die heutige Kunst der Kirche an künstlerischen Ausdrucksmitteln bieten kann, das ist hier erreicht.

Das alte Buch.

Novellette von Sophie Hoechstetter.

Herr v. Rosenkreutz erzählte: „Ich lernte die Baronin St. Roche-Praslin in Trouville kennen. Um meine Situation richtig zu charakterisieren: ich war Erzieher der Kinder eines französischen Hauses, das in freundschaftlichem Verkehr mit Frau v. St. Roche stand. Aus einer Emigrantenfamilie stammend, hatte sie auch in eine solche geheiratet, und Deutschland war ihre Heimat geworden. Sie lud mich ein auf ihr Schloß. Wiederum, auch dort wartete meiner eine kleine Mission. Frau v. St. Roche hatte Kenntnis von meinen literarischen Neigungen und wünschte, daß ich ihre Bibliothek etwas in Ordnung brächte.

„Ich kam also an einem Tag im August dort an. Der Wagen hatte eine stille Landschaft durchfahren, über der schon veilchenfarbige Schatten lagen, wie sie der Abend gibt. Sie machten vielleicht, daß mir die Gegend so seltsam zärtlich und melancholisch zugleich erschien. Man mußte denken — oder eben ich dachte es, hier ruhen so viele Erinnerungen. Nach dieser Landschaft wird man sich sehnen — —


Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Das Schloß, in edlem Barock erbaut, stand in dem Schatten eines alten Parks. Man konnte es erst sehen, wenn man sich dicht davor befand. Es schien wie ein Traum für die Liebe und die Dinge der Tendresse — für Feste und Lachen und zärtliche Lieder.

„Ja, die Baronin sollte hier sehr gesellig leben, Gäste um Gäste machten die Zeit zu einem tanzenden Schreiten durch bunten Wechsel.

„Frau v. St. Roche stand allein. Kein Kind, kein Enkel. Man hatte mir erzählt, sie wäre sehr grausam gegen ihren Gatten gewesen, in einem kalten Hinwegschreiten über ein einst geliebtes Leben. Das lag in weiter Vergangenheit. Sie sprach nie von ihm. Und sie hatte immer Jugend um sich, Menschen, die nicht mehr wußten, ob der Baron St. Roche-Praslin gestorben oder im Exil war. Im Exil von Madame. Niemand befand sich um sie aus der Zeit, da er noch Existenz gewesen. Den Jahren nach konnte er wohl tot sein. Denn der Schein der Jugend, der um Frau v. St. Roche lag, war wohl die Jugend der Ninon de Lenclos. Niemand wußte ihr Alter. Aber man konnte es manchmal von ungefähr erraten, wenn sie von Menschen sprach, die sie einst gekannt, und von denen jetzt nur noch die Namen zu kennen waren.

„Ein Hof umgab Frau v. St. Roche. Das Wort bedarf keiner Erklärung. Es waren auch junge Damen da, die lernten vielleicht bei ihr die Kunst, Hof zu halten. Die Gastlichkeit des Hauses machte einen weitesten Eindruck. Menschen, die Frau v. St. Roche kühl beurteilten, fanden jedoch, daß die jungen Damen und Herren, die sommers ihr Schloß überfluteten, ja alle nicht vom Himmel gefallen waren, sondern irgendwo Zugehörigkeit und Verwandte besaßen. Frau v. St. Roche wisse gut zu rechnen. Die jungen Leute verbreiteten ihren Ruhm als grande dame in drei Weltstädten und in entlegenen Provinzen, und wenn sie einmal Lust zu reisen bekam, waren alle Wege bereitet.

„Als ich den Platz vor dem Schloß betrat, stieß ich auf der Baronin augenblickliches Gefolge. Es mochten ein Dutzend junge und jüngere Herren sein und merklich weniger junge Damen, die sich im Freien vergnügten. Nachdem ich später Gelegenheit gehabt, die Gesellschaft näher kennen zu lernen, fand ich, daß geistige Oberflächlichkeit vielleicht das Band bildete, was sie einte. Aber es waren meist hübsche und sehr wohlerzogene junge Menschen, die den Sport liebten, Tanz und Spiel.

„Ich wurde zu der Baronin geführt. Wie soll ich sie beschreiben?

„Hochgewachsen, elegant, schmal, elastisch.

„Schwedische Massage und viel Sport erhielten ihrem Körper die Spannkraft. Ihr Gesicht glich dem eines schönen und süßen Pagen. Etwas viel gesagt von einer Frau, die noch bei Louis Napoleon und Eugenie getanzt hatte. Aber das Pagengesicht war geblieben. Die Schminke half nach. Erregungen der Seele hatten keine Spur in dem Gesicht geprägt. Und das Herz trug wohl auch die Toten leicht.

„Frau v. Roche führte mich über eine Reihe von Korridoren des weitläufigen Schlosses in sein oberstes Geschoß. Dort befand sich die Bibliothek, und dicht neben ihr war ein Schlafzimmer für mich eingerichtet. Die Bibliothek bestand aus zwei Räumen, die ineinandergingen. Palisanderschränke umfaßten die Bücher und Handschriften. Alles hier oben hatte den ein wenig schweren Geruch nach Alter und Vergangenheit. Seit vielen Jahren schien nichts mehr benutzt.

„Die Baronin setzte sich in einen der alten, gobelinbezogenen Lehnsessel. Und sie sagte: ‚Mein lieber Herr v. Rosenkreutz, es ist also meine Bitte, daß Sie die alten Bücher hier nach solchen von literarischem oder historischem Belang durchsehen. Doch ich habe noch ein besonderes Anliegen. Hier befand sich früher eine Handschrift, in Pergament gebunden. Ein größeres, fleckiges, auffälliges Buch. Das Lied von Tristan und Isolde steht darin.

„‚Ich hielt es in vergangenen Tagen oft in der Hand, seiner bunten Malereien oder Initialen wegen. Aber damals war ich unwissend und ahnte nichts von seinem Wert. Nun ist mir — ich weiß nicht wie — eingefallen, es könnte sich vielleicht um ein Unikum handeln. Man erinnert sich plötzlich an etwas — vielleicht verstehen Sie das — und möchte es gerne wiedersehen. Bitte, suchen Sie doch mit danach. Es wäre mir ein großer Gefallen.‘

„Eine ‚verlorene Handschrift!‘

„Welchen Bücherfreund reizte das nicht! Ich versprach alles Aufgebot von Geduld und Scharfsinn.

„Nun, ich will Ihnen nicht Ausführliches von meinem Verweilen in der alten Bibliothek erzählen. Es waren schöne, stille Stunden da oben. Das Licht fiel durch die Parkbäume herein — es war immer wie ein kleiner Rausch in Smaragd. Und viele alte Merkwürdigkeiten förderte ich zutage, so daß ich es nicht so schmerzlich empfand, das Lied von Tristan und Isolde immer nicht zu finden.

„In manchem der Bücher stand: ‚Für Madeleine‘, in andern ‚Prosper de St. Roche‘. Es war *eine* Schrift. Sie rührte wohl her von dem einstigen Gatten, der auch als ein Angedenken verschollen war.

„Aber die verlorene Handschrift fand ich nicht. Flüchtig fragte mich die Baronin manchmal danach. Ich sah sie immer nur flüchtig. Ihr Hof umgab sie — und manchmal sonderte sich aus dem Hof ein einzelner ab und war mehr an ihre Seite gezogen.

„Ich hatte bemerkt, daß diese Herren dann bald danach abreisten.

„Lachen und Lustigkeit schallten aus dem Park zu mir herauf in die stille Bibliothek. Ich fand nicht recht den Ton mit den Menschen, die als immer Lachende durch die Barocksäle und die Gärten zogen — ich hatte ja auch meine Arbeit.

„Mein Aufenthalt näherte sich seinem Ende. Die verklärte Stille des September lag draußen über den Rainen und Feldern. Ich ging manchen Nachmittag durch das ruhevolle Land. Ich weiß nicht, wie es kam, ich brauchte diese Absonderung. Die geräuschvolle, immer wieder wechselnde Gesellschaft um die Baronin quälte mich. Und zwar auf eine absonderliche Art: ich schalt mich darüber, oder besser, ich schalt auf meine Nerven, aber ich sah diese ganze Lustigkeit und all die flirtenden, leichten, fröhlichen Gestalten wie einen Zug von Masken. Nun kenne ich kaum etwas, das mich mehr mit Melancholie erfüllt als Masken — die Lächelnden, die Tanzenden, die Gestalten des leichten Abschieds und der raschen neuen Liebe. Sie haben für mich das Traurige und Trostlose von Gespenstern. Und irgend etwas in mir, ich nannte es meine Nerven, zwang mich, den Kreis um Frau v. St. Roche als eine Gesellschaft von Verkleideten, von Zufallsgestalten, von Wesenlosen zu sehen.

„Und darum mied ich sie. Ich mußte ja auch noch manches arbeiten. Die Baronin entband mich von den langen Diners, die sich tief in den Abend zogen. Ich



Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 09:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mußte ja wirklich auch bald auf die Universität zurück. Ich zweifelte, ob ich das Buch von Tristan und Isolde noch finden würde. Denn es schien mir nichts mehr in den beiden Räumen, das unbemerkt von mir geblieben sein konnte.

„Es war manchmal, daß einer der Herren, vielleicht, um mir eine Artigkeit zu erweisen, herauf in die Bibliothek kam. Nie länger als für eine Zigarette. Zuweilen hörte ich auch draußen in den mit alten Dingen erfüllten Räumen ein Lachen oder Geräusch von Schritten. Das klang und verklang.

„Man suchte dann gewöhnlich nach Requisiten für irgendein kleines Spiel.

„Eines Nachmittags nun — es war der vierzehnte September, ich weiß es noch — hatte ich gerade eine kleine Ausarbeitung beendet, die über die wichtigsten alten Bilder, die ich gefunden, Notizen enthielt.

„Ich war etwas müde und begann zu rauchen. Und plötzlich fiel mir ein, es müsse doch gewiß in einem der Verlage, die so viel Wert auf künstlerische Ausstattung halten, einen schönen Druck des alten Liedes von Tristan und Isolde geben, den ich der Baronin schenken konnte, wenn auch ihr Interesse mehr an der alten Handschrift als am Text selbst zu liegen schien. Und ich schrieb sogleich einen Brief darüber an meinen Buchhändler. Ehe ich damit fertig war, hörte ich im zweiten Bibliothekraum Schritte.

„Das war nichts Verwunderliches — führte da doch die Wendeltreppe von unten aus dem kleinen Zwischensalon herauf. Ich dachte im Moment, die Baronin käme, was sie allerdings selten genug getan. Dann aber erblickte ich schon unter der Tür einen noch jungen dunkelhaarigen Herrn, der mich mit einer leichten Verbeugung grüßte. Mein Gedächtnis für Physiognomien ist wohl infolge meiner Kurzsichtigkeit ein schlechtes. Es gab ungefähr zehn jüngere Herren wechselnd zu Gast, ich war in den letzten Tagen nicht unten gewesen — kurz, ich wußte nicht, hatte ich den Herrn schon gesehen oder nicht.

„Da er nun seinen Namen nicht nannte, nahm ich an, bei irgendeiner Massenvorstellung ihm schon begegnet zu sein.

„Darin bestärkte mich seine Art, er schien mich zu kennen und schien hier oben bekannt.

„Die Bibliothek war ja nicht mein abgeschlossener Arbeitsraum, sondern sie stand allen Gästen offen. So wunderte es mich nicht, daß der brünette Herr, nachdem er mich nochmal schweigend gegrüßt, zu einem der Schränke trat.

„Ich dachte, vielleicht ist es ein besonders vornehmer Gast, und ich fragte, ob ich ihm behilflich sein könnte. Dabei trat ich ihm etwas näher und dachte, ach, es gibt schon wieder eine neue Herrenmode seltsamen Schnittes. Und es fiel mir auf, daß er eine Uhrkette trug, deren Gold regelmäßig unterbrochen war durch Chrysoprase von sehr hellem Grün. Ueber dem charakteristischen bartlosen Gesicht des, wie ich nun sah, mir ganz Unbekannten lag Abwehr und eine stille Verschlossenheit.

„Doch als er nun aufsah, war etwas Gütig-Verbindliches in seinen Zügen. Er lächelte ein wenig und schüttelte den Kopf. Vielleicht kann er nicht Deutsch, dachte ich. Oder er wollte allein sein. So ging ich — immerhin etwas erstaunt über den stummen Gast — hinüber in mein Schlafzimmer. Ich fand, es war Zeit, daß ich mich umkleidete, denn da ich nun bald zu reisen gedachte, wollte ich mich an den letzten Abenden noch unten zeigen.

„Als ich zurückkam — der Ausgang meines Zimmers führte durch die Bibliothek — fand ich den Raum leer. Der Fremde war fortgegangen. Aber er hatte ein Fach des Getäfels herausgezogen und wohl das verquollene Holz nicht zurückgebracht. Ich trat an den Schrank, und da merkte ich, es handelte sich um eine Schieblade, die von mir bisher nicht bemerkt worden. Ich hatte den kleinen Absatz zwischen zwei Türen als Platz für eine Schmuckleiste angesehen. Nun begriff ich, es war eine der früher so beliebten Spielereien, ein Geheimfach, das sich nur dem Eingeweihten öffnete. Ich konnte den Inhalt des Faches nicht sehen, es lag so hoch, daß ich nur hineingreifen konnte. Dies tat ich. Und als ich meine Hand zurückzog, hielt sie ein Buch, in altes Pergament gebunden. Und als ich es aufschlug, da war es das Lied von Tristan und Isolde.

* * *

„Ich ließ mir in meiner Freude nicht Zeit, das Buch Seite für Seite zu durchblättern. Auch bedachte ich gar nicht erst, wie wenig die Priorität dieses Fundes mir gebühre. Ich eilte hinunter, die Baronin aufzusuchen. Gleichzeitig ertönte auch zum erstenmal der Gong, der zum Diner rief. So konnte ich also noch vor Tisch das Buch der Baronin allein übergeben.

„Die Jungfer öffnete mir. Sie sagte: ‚Die Frau Baronin wird wohl niemand empfangen, sie ist nicht ganz wohl und kommt auch nicht zu Tisch.‘

„Es bedeutete dies nichts Außergewöhnliches, leichte Migräneanfälle hielten sie zuweilen den geräuschvollen Abenden fern. Ich ließ das Mädchen doch anfragen. Nach kurzer Zeit, immerhin aber nach einem Warten, kam die Jungfer wieder: ‚Für einen Moment läßt die Frau Baronin bitten.‘

„Frau v. St. Roche lag auf einem Diwan. Sie richtete sich ein wenig auf und reichte mir ihre schöne Hand. Sie trug die Haare schon fallengelassen, die Pagenhaare, wie ich es nannte, diese immer noch silberblonden, sehr weichen, ein wenig lockigen Haare hingen ihr bis zu den Schultern, wie manchmal, wenn sie sich in guter Laune so frisiert den Gästen zeigte.

„Sie lächelte. Es war ein sehr seltsames Lächeln. Ein krankes und süßes Lächeln.

„Sie nahm das Buch. ‚Ich danke tausendmal. Ja, zu Ihnen hatte ich gleich Vertrauen. Morgen werden Sie mir erzählen. Es ist heute höhere Order, daß ich krank sein muß. Und ich bin zu eitel, als alte, kranke Frau über Tristan und Isolde zu sprechen. Auf morgen also!‘

„Und sie lächelte wieder. Aber nun sah ich, es war ein sehr mühsames Lächeln. Und ich dachte, als ich mich wieder über ihre Hand beugte, welch unzerstörbarer Reiz liegt doch in schönen Formen. Ja, da ist Puder, da ist Schminke, die täuschen noch die Süße der Anmut vor. Wie stolz, vornehm und traurig mußte das Gesicht sein, enthüllte es sein Alter.

„Es war, als fühlte die Baronin meine Gedanken. Es ging ein Schatten über ihr Gesicht — oder sank die Dämmerung des Abends herab und löschte die Farben aus oder ließ sie mich nicht mehr sehen? Mir war für den Augenblick, als läge Ernst und Schicksal über den unzerstörbar edlen Formen des Gesichts von Frau v. St. Roche.

„Ich war wirklich nur für ein paar Minuten da gewesen. Und weil ich doch auch über ihr Befinden



Digitized by Google

Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 09:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

noch sprach, blieb nicht Zeit, von dem wirklichen Finder des Buches zu reden.

* * *

„Als ich in den Speisesaal trat, brannten schon die Lichter. Und es war nur noch ein einziger Platz leer, der für mich.

„Meine Augen gingen suchend die Tafel entlang — sie sahen sich nach dem Fremden um, der mir, wie mir nachträglich stärker ins Bewußtsein kam, einen eigentümlichen Eindruck hinterlassen. Er war bedeutender als alle die anderen hier.

„Doch der Fremde befand sich nicht am Tisch. Ich dachte, vielleicht macht er es, wie ich sonst tat, er meidet die laute Gesellschaft. Und ich konnte ihm das nachfühlen. Meine Neugier aber war erregt, und als man aufgestanden, fragte ich den Haushofmeister. Ich wollte meine gewisse Schüchternheit überwinden und vielleicht den neuen Gast des Schlosses heute abend noch zu sprechen suchen.

„‚Es ist seit vier Tagen niemand hier angekommen‘, sagte der Haushofmeister.

„Ich korrigierte mich: ‚Ich behielt den Namen nicht, ich meine den brünetten Herrn, der heute abend nicht mit bei Tisch war.‘

„Der Haushofmeister zog ein wenig die Brauen zusammen. ‚Es sind alle Herrschaften bei Tisch gewesen.‘

„Ich wurde ungeduldig. ‚Ich meine den Herrn mit der Uhrkette, die grüne Steine hat. Er war doch dicht vor Tisch oben in der Bibliothek. Ist es vielleicht ein Tagesgast, der wieder heim fuhr?‘

„‚Es ist heute niemand aus der Nachbarschaft oder dem Dorf hier gewesen.‘

„Ich weiß nicht, sah der Haushofmeister ein Erschrecken auf meinem Gesicht, oder ward seine eigene Neugier rege. ‚Ich will aber mal nachfragen‘, sagte er.

„Ich wartete eine Viertelstunde. Der Haushofmeister kam wieder. ‚Ich habe das ganze Personal gefragt, es ist heute kein fremder Gast hier gewesen. Absolut niemand. Vielleicht eine Verwechslung.‘

„Was ich nun zu erwähnen habe, klingt nicht sehr mutig von mir. Ich sagte zu dem Haushofmeister: ‚Vergangene Nacht haben mich oben die Geräusche der Windfahnen sehr gestört. Es ist wieder stürmisches Wetter. Wäre wohl hier unten noch ein Fremdenzimmer frei?‘

„Der Haushofmeister bejahte, ohne ein Zeichen von Erstaunen zu geben. ‚In der Nähe der Privaträume der Frau Baronin ist ein kleines, augenblicklich unbenutztes Zimmer.‘ Und ich ließ mich dorthin führen.

„Das war gar keine Sache der Ueberlegung. Eine Instinkthandlung. Wie es mit dem Fremden auch gewesen, ich wollte heute nicht mehr hinauf in die Bibliothek. Ich wollte einfach nicht. Morgen klärt es sich auf, dachte ich, wer mir da oben begegnete, und wieso es möglich ist, daß ein Fremder, von dem niemand etwas wissen will, das Buch fand.

„Vielleicht kam er erst knapp vor Tisch, vielleicht ist er ein naher Freund der Baronin. Er hat am Ende seine Räume da, in die er geht, ohne sich erst bei dem Personal zu befragen. Und vielleicht — hat man seinetwegen heute Migräne.

„Aber in die Bibliothek wollte ich durchaus in dieser Nacht nicht gehen. Ich ließ mir das Nötige aus meinem Schlafzimmer holen.

„Ich las noch ein wenig, ging gegen Mitternacht zu Bett und schlief ruhig ein.

„Es war Morgengrauen im Zimmer, da wurde ich geweckt. Eine angstvolle Stimme, die des Haushofmeisters, rief nach mir. Und als ich, schlaftrunken noch, öffnete, stand der sonst so überlegene Mann bleich und schlotternd vor mir und sagte: ‚Die Jungfer hat mich geweckt, sie fürchtet sich so. Die gnädige Frau Baronin liegt auf dem Bett, hat die Augen offen und rührt sich nicht. Die Jungfer mußte die Nacht bei ihr wachen, das gnädige Fräulein (das war die Gesellschafterin) weiß sich auch nicht zu helfen. Karl ist mit dem Geschirr fort zum Arzt. Ach, Herr von Rosenkreutz, kommen Sie doch.‘

„Ich folgte dem Mann, sobald ich in den Kleidern war. Es ging durch viele Zimmer, die lagen im grauen Licht des kommenden Tages. Die Jungfer kam uns an der Tür des Schlafzimmers entgegen — mich mit einer verworrenen Erzählung empfangend. Nein, sagte sie auf mein Befragen, sie sei gestern den ganzen Tag und diese ganze Nacht nicht aus den Zimmern der Frau Baronin gekommen — und niemand habe diese betreten als das gnädige Fräulein, der Haushofmeister und ich.

„Und ich stand vor dem Bett der Baronin. Ich sah, da war kein Arzt mehr nötig. Ein Herzschlag hatte das Ende gemacht. Ein kurzer Kampf war vorausgegangen, Schmerzen, gegen die man noch Einreibungen geholt.

„Nun aber war Frau v. St. Roche tot.

„Ausgelöscht die Pagenlieblichkeit — erloschen die Augen. Schön und fern, wie von Trauer überflutet, weiß Gesicht und Hände, so lag sie, eine für immer Schweigende. — —

„Ich blieb bei der Toten und bei den verwirrten Menschen. Es kam schon die Morgensonne ins Zimmer — und da sah ich auf der Erde, nahe dem Kopfende des Bettes, das Buch von Tristan und Isolde liegen.

„Ich hob es auf. Und als ich es lose hielt und gedankenlos meine Hände damit beschäftigte, bogen sich an einer Stelle die Blätter etwas auseinander, wie es Bücher zwischen den Seiten tun, die man sich besonders aufgeschlagen hat.

„‚Die Frau Baronin las noch in dem Buch. Gerade, ehe es ihr dann schlechter wurde‘, sagte die Jungfer.

„Ich hörte das wie aus einer Ferne. Denn meine Augen fielen auf Schriftzüge, die ich kannte. Auf einer einst freigelassenen Seite des Buches stand:

„‚Du gehst. Du gehst mit Deinem Herzen von uns. Du hast mir das Herz verbrannt, und Du gehst. Aber einmal wirst Du durch eine letzte Tür gehen und in ein dunkles Land. Und an jenes Reiches Pforten will ich Dich erwarten. Denn dann bist Du ganz allein, keiner folgt Dir nach, und das Bangen wird um Dich sein. Dann will ich Dich erwarten, und Du sollst wieder an mein Herz kommen. Prosper.‘

„Ja, ich kannte die Schrift. Sie hatte oft ‚Für Madeleine‘ und ‚Prosper de St. Roche‘ in Bücher geschrieben. Ich kannte die Schrift, und nun wußte ich auch, wer der gewesen, dem ich gestern begegnet.

„Ich habe niemand mehr im Schloß gefragt, ob man gestern abend den brünetten Herrn mit dem verschlossenen, traurigen Gesicht, dem sanften Wesen und der Kette mit den grünen Chrysoprasen gesehen hätte.

„Ich habe niemand mehr gefragt — —“



Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY

Am Strande von Blankenberghe.

Von A. Pitcairn-Knowles. Hierzu 10 Aufn. des Verfassers.

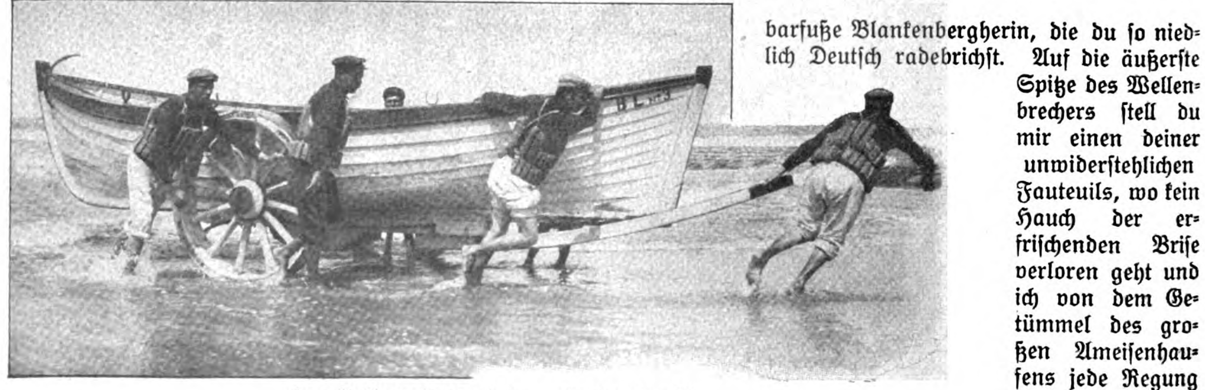


Reger Betrieb: Die Kabine wechselt ihre Insassen.

Zehn Uhr morgens: Auf den Terrassen der verschiedenen Grand Hotels längs der imposanten Digue sitzt man noch beim Frühstück — göttliches Faulenzerleben am Meeresstrand — aber auf der weiten „Plage" regt sich's und bewegt sich's schon an allen Ecken und Enden. In endlosem Strom ergießt sich das Heer der Badegäste die zahllosen Treppen hinab auf den fröhlichen Tummelplatz, alles strebt der Wasserkante zu, wo die warmen Strahlen der Morgensonne am besten zu ertragen sind. Im trauten Kreis lieber Freunde macht man sich's gemütlich, plaudert, scherzt und flirtet, bewundert die Leistungen flotter Tennisspieler und das graziöse Auf und Nieder des fesselnden Diabolo, ergötzt sich am lustigen Treiben der Badenden und preist sich glücklich, dem qualvollen Dasein in der unerträglich gewordenen Großstadt entronnen zu sein. Wer nicht selbst in die schäumende Brandung stürzt, um einige Minuten des köstlichsten Wohlempfindens zu erleben, läßt sich, wenn er ungestört genießen will, auf bequemem Liegestuhl nieder, um sich dem süßen Nichtstun oder der ruhigen Betrachtung seiner interessanten Umgebung hingeben zu können. „Un fauteuil, tout au bout, Monsieur? Wolaen See einaen Stull?" Eine brillante Idee, meine kleine barfuße Blankenbergherin, die du so niedlich Deutsch radebrichst. Auf die äußerste Spitze des Wellenbrechers stell du mir einen deiner unwiderstehlichen Fauteuils, wo kein Hauch der erfrischenden Brise verloren geht und ich von dem Getümmel des großen Ameisenhaufens jede Regung verfolgen kann...



Ein Warnungsignal für waghalsige Badende.

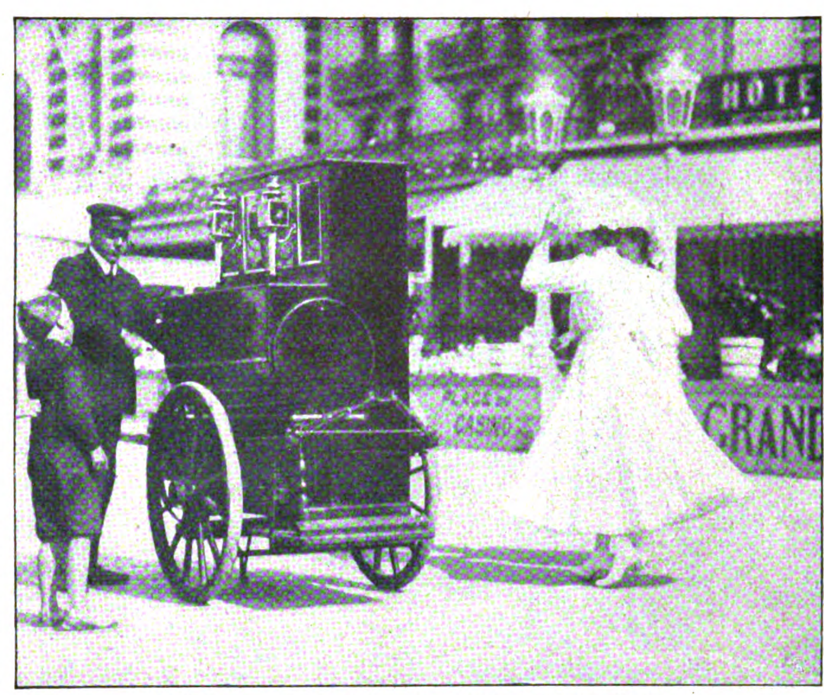


Das Rettungsboot wird an Land gebracht.

Digitized by Google

Original from CORNELL UNIVERSITY

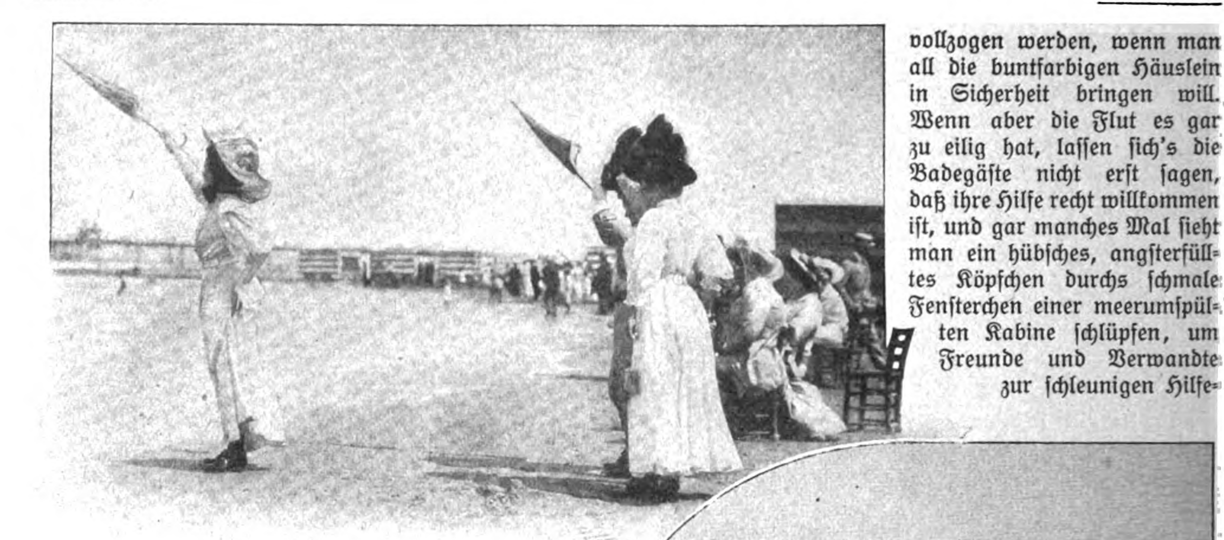
Schon ist's 11½ Uhr. Jede Kabine besetzt, und es harren Hunderte von Geduldigen und Ungeduldigen des ersehnten Moments, in dem sie sich den Freuden des Bads hingeben können. Vor den Badekarren sitzen die Schaulustigen in dichten Reihen, die Wellenbrecher sind mit Menschen besät, es herrscht die heiterste Ferienstimmung überall. Hier und da einer, der seine Morgenzeitung liest, eine, die sich von ihrem spannenden Roman nicht trennen kann, und gar viele emsige weibliche Ehehälften, die um keinen Preis zum Nichtstun verdammt sein wollen und in blinder Nichtachtung des sie umgebenden Trubels sticken, häkeln, stricken. Nur das laute Benehmen übermütiger Menschen, das Getute der leicht zur Erregung neigenden Rettungsmannschaft, die lebhaft gestikulierend einen die Grenzen überschreitenden Badenden zurückzurufen sucht, und das Jubeln und Frohlocken der



Motion nach dem Diner: Tanzlustige auf der Digue.


Blick auf den Strand nach der Hauptbadezeit: Die Stunde des Trocknens.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



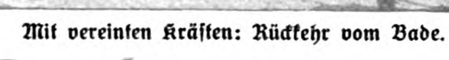
Aengstliche Gattinnen:
„Mon dieu! Gaston, Raoul — nicht so weit hinausschwimmen!"

watenden und im Sand buddelnden Kinder stören die wohltuende Stille. Da plötzlich ertönt ängstliches Wehgeschrei, vermischt mit schallendem Gelächter, und ein Dutzend nichtsahnender Stuhlinhaber panschen bis zu den Knien im Wasser. Krampfhaft klammert sich eine von panischem Schrecken ergriffene Dame an ihrem von Wellen umrauschten Stuhle fest, ein in seiner Handarbeit vertieft gewesener arbeitsfreudiger Backfisch macht verzweifelte Anstrengungen, das ihm in der Bestürzung entfallene kostbare Objekt dem salzigen Naß zu entreißen, und ein niedliches Modepüppchen blickt wütend auf die tückischen Wogen, die ihm die prächtige Toilette so übel zugerichtet haben. Die schönen Spitzen, jammerschade! — Grausam bestrafte Eitelkeit!

Das Heer der Badeleute hat mit Aufgebot aller Kräfte zu tun. Die ungestüm kommende Flut läßt nicht mit sich spaßen, und gar schnell muß die menschlichen Händen anvertraute Pferdearbeit des Badekarrenschiebens vollzogen werden, wenn man all die buntfarbigen Häuslein in Sicherheit bringen will. Wenn aber die Flut es gar zu eilig hat, lassen sich's die Badegäste nicht erst sagen, daß ihre Hilfe recht willkommen ist, und gar manches Mal sieht man ein hübsches, angsterfülltes Köpfchen durchs schmale Fensterchen einer meerumspülten Kabine schlüpfen, um Freunde und Verwandte zur schleunigen Hilfeleistung aufzufordern. Blitzschnell entledigen sich dann die Umstehenden ihrer Schuhe und Strümpfe, und mit kräftigem Schub, unter dem Jubelgeschrei der Kleinen, schafft die freiwillige Rettungsmannschaft den beweglichen Kasten auf „terra firma" . . .

Auf hoher Warte.

Glockenruf verkündet die Tischzeit. Im Wasser plätschern noch einige Nachzügler, auf dem Wellenbrecher sitzt hier und da noch ein Freiluftfreund, der den Ozon höher schätzt als die seiner harrende heiße Bouillon. Der herrliche Strand hat seine Anziehungskraft verloren, andere Attraktionen üben jetzt ihren Einfluß. Nach dem kühlenden Bade mundet ein Gläschen Likör gar trefflich, mag auch die Sitte, künstlich das Feuer zu schüren, verwerflich sein. Der echte Blankenbergher Sommergast liebt jedoch seinen Belebungstropfen nach den Strapazen des Bades beinahe ebensosehr wie das Bad selbst, und so versammeln sich denn Männlein und Weiblein noch schnell vor dem Kaffeehaus auf der Digue, um eins der wärmenden, appetitanregenden Schnäpschen



Mit vereinten Kräften: Rückkehr vom Bade.

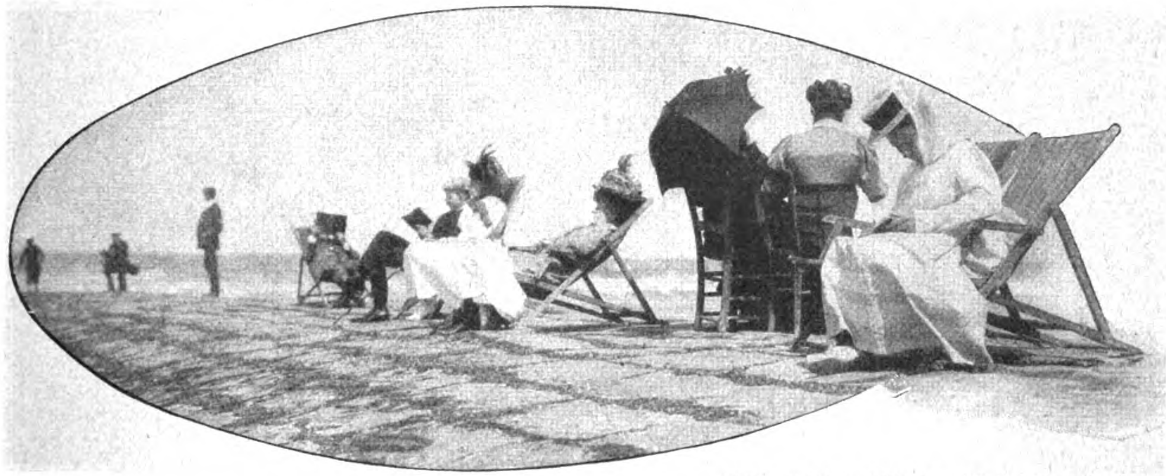

Digitized by Google


Original from CORNELL UNIVERSITY

heruntерzuschlürfen. Dann wird es auch auf der Promenade vor den Hotelpalästen still. Die Befriedigung des inneren Menschen hält das große Heer der internationalen Badegäste ans Haus gefesselt . . .

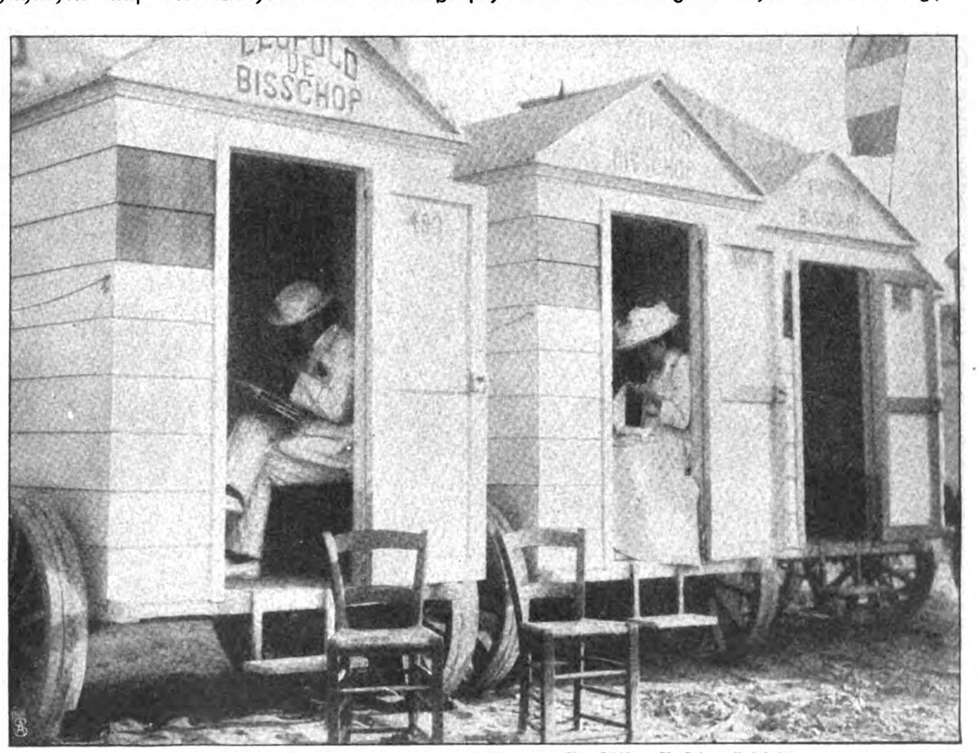
Drei Uhr nachmittags. Auf der Digue wird es wieder lebendig. Man trinkt seinen Kaffee und macht Pläne für den Nachmittag. Den verführerischen Klängen einer Drehorgel können einige tanzlustige Pärchen nicht widerstehen, und sofort umschließt sie ein Kreis bewundernder Zuschauer. Auf der „Plage" gönnen sich letargische Naturen im Schutze der Kabinen, auf weichem Sand gebettet, ein Mittagschläfchen, und die Freunde von Skat oder Bridge finden hier unter dem blauen Himmelsdach ihr Lieblingspiel noch fesselnder als sonst. Lustig flattern die Fähnchen auf den Dächern der jetzt müßig dastehenden Badekarren, und die zum Trocknen aufgehängten Badekostüme tanzen wie eine große Armee von Hampelmännern possierlich auf und nieder. Ein gar belebtes und farbenreiches Bild, vielleicht einzig in seiner Art! . . .

Die fünfte Nachmittagstunde hat geschlagen. Die Cafés und Konditoreien werden bestürmt, man kämpft um Tisch und Stühle und sitzt eingekeilt wie in einem Heringsfaß. Die Stunde des „five o'clock', wie der Belgier sagt. Vom „tea" ist nicht die Rede, und zwar mit Recht, denn man nimmt ebenso oft Kaffee, Schokolade, Limonade, Eis und dergleichen zu sich, um sich ein wenig zu erfrischen. Im Kasino lauscht man den Klängen einer ungarischen Kapelle, und wer keine Ermüdung spürt und sich vor dem Souper noch etwas Bewegung machen will, geht am Strande ein Stündchen spazieren oder läßt die Kinder auf den gutmütigen Eselchen reiten — ein Vergnügen, daß die Kleinen immer in hellen Jubel versetzt.



Siesta auf der Höhe des Wellenbrechers.

Acht Uhr abends. Man hat gut soupiert. Die Dunkelheit senkt sich herab, am Ende des Piers blinken und blitzen tausend Lichter, der schöne Strand liegt verlassen da. Auf der breite Digue aber beginnt das lustige Leben jetzt von neuem. Musik ertönt an allen Ecken und Enden, die Biergläser füllen sich, Lust und Zufriedenheit malt sich auf allen Gesichtern. Wahrlich, es läßt sich leben in dem gemütlichen Blankenberghe!



Das übliche „Nachmittagsvergnügen": In stiller Beschaulichkeit.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Bilder aus aller Welt.

Das 45. Tonkünstlerfest des im Jahr 1859 von Liszt gegründeten Allgemeinen Deutschen Musikvereins, das in Stuttgart stattgefunden hat, vereinigte namhafte Musiker aus allen Teilen des Reiches. Die schöne Veranstaltung, in deren Rahmen zwei Opernnovitäten zur Aufführung gelangten, wurde durch die Anwesenheit und das gastfreundliche Interesse des württembergischen Königspaars gefördert.

Die Berliner Vereinigung für staatswissenschaftliche Fortbildung, die ihren Zweck, Männer des praktischen Lebens und Beamte soziologisch weiterzubilden, durch volkswirtschaftliche und verwaltungsrechtliche Kurse und durch Reisen erreichen will, hat in diesem Jahr nach Beendigung ihres Frühlingskursus wieder eine Studienreise unternommen, die die Teilnehmer an die deutsche Nordwestküste und in das volkswirtschaftlich so wichtige Holland brachte.

Die Frage des Kopfputzes war von jeher die wichtigste Modefrage der Frauenwelt. Der Schmuck von edlen Steinen und Metallen, der bestimmt ist, einen schönen Frauenkopf zu zieren, hat sich in seinen wesentlichen Elementen seit Jahrhunderten nicht verändert. Der Schmuck der Lady Percy, dessen historisch getreue Kopie die englische Schauspielerin Miß Auriol Lee jüngst auf die Bühne brachte, war zwar weniger kostbar, aber dafür geschmackvoller als die unglaublich perlenreiche Binde, deren sich eine Mlle. Diry rühmen kann. Ein Glück, daß nicht jede Modedame einen so kostspieligen Kopfputz haben muß! Die relativ so einfachen Hüte sind billiger, aber auch weniger dauerhaft, besonders da die Mode so rasch wechselt. In Paris ist, wohl infolge der Vorgänge in der Türkei, augenblicklich der Turban die modernste Kopfbedeckung für Damen, und auch auf einem englischen Rennplatz ist der erste Vorbote dieser Mode bereits aufgetaucht. Wenn neue Ereignisse das allgemeine Interesse abermals auf den Orient lenken sollten, erleben wir es vielleicht, daß der moderne Topfhut sich zum Fes wandelt.




Phot. Vollmar.

Professor Schillings Dr. Richard Strauß Intendant Baron zu Putlitz
auf dem in Stuttgart stattgehabten Tonkünstlerfest des Allgem. Deutschen Musikvereins.

Die glänzende Entwicklung der Aeronautik eröffnet auch der Photographie ungeahnte Möglichkeiten. Die interessanten, auf den ersten Blick so verblüffenden Aufnahmen aus der Ballonperspektive sind schon seit Jahren bekannt. Aber erst die Erfolge der Zeppelinschen Luftschiffe und der anderen lenkbaren Systeme ermöglichen es, auf relativ einfache Art nicht nur jene Landschaften von oben herab zu photographieren, in die die unberechenbare Laune des Windes den Ballon verschlägt, sondern jeden beliebigen schönen Winkel in Berg und Tal.



Mittagsmahl in Scheveningen. Phot. Louvée.
Von der Studienreise des Vereins für staatswissenschaftliche Fortbildung.

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957 Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Phot. Foulsham and Banfield.

Juwelengeschmückte Haube der englischen Schauspielerin Auriol Lee als „Lady Percy“ in Shakespeares „Heinrich IV.“

Phot. Worlds Graphic Preß.

Der Turbanhut, die jüngste Pariser Mode-Sensation.

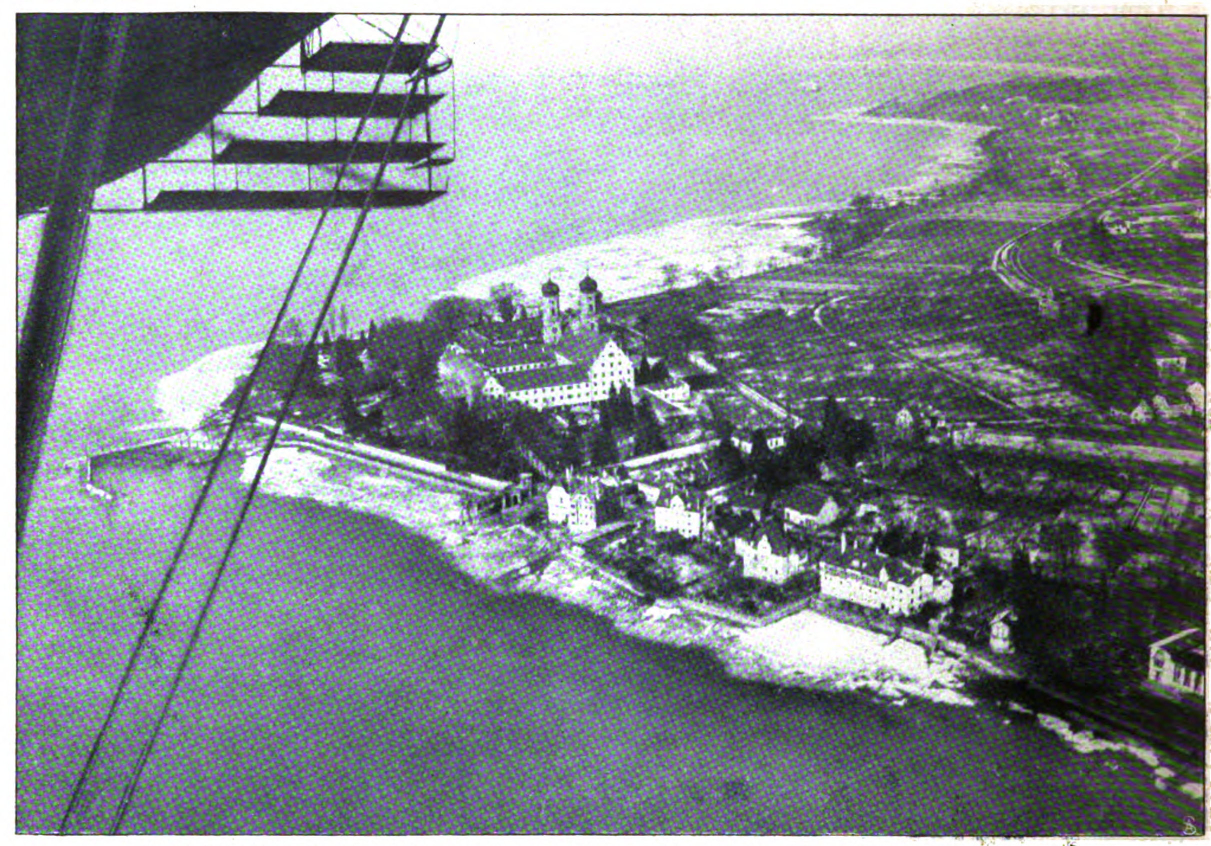
Phot. Reutlinger.

Ein Kopfbandeau aus mehr als zehntausend echten Perlen.

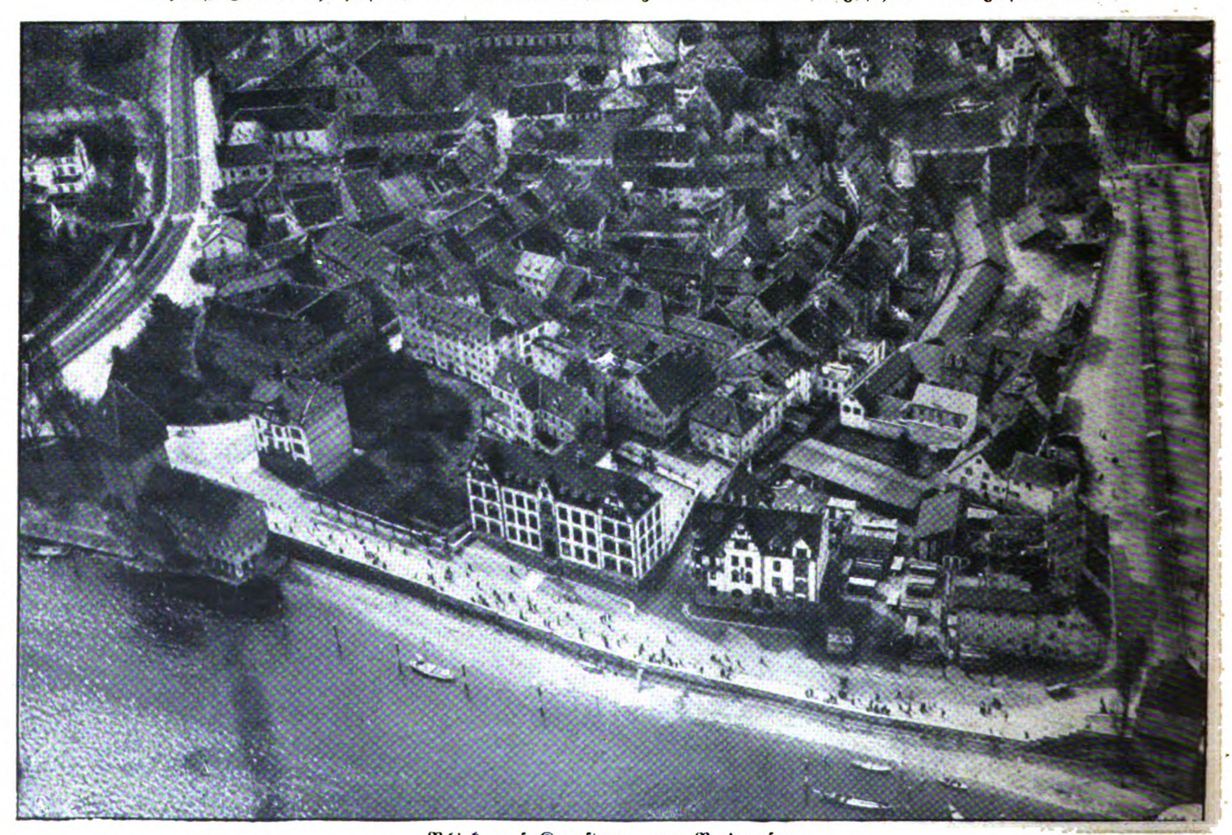
Origineller Damen-Kopfschmuck aus alter und neuester Zeit.

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 09:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Schloß Friedrichshafen, die Sommerresidenz der württembergischen Königsfamilie.



Blick auf Konstanz am Bodensee.

Aus der Luftschiffperspektive: Photographische Aufnahmen, die vom „Zeppelin“ aus gemacht wurden.



Digitized by Google

Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 09:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Evy Peter, die neue Prima-Ballerina der Kgl. Oper in Berlin.
Hofphot. Rumbler.



Die Nachfolgerin der Prima-Ballerina Antonietta Dell' Era auf der Bühne der Berliner Hofoper ist Evy Peter, die anmutige erste Tänzerin des Kgl. Opernhauses in Wiesbaden. Die Künstlerin ist in Berlin keine Fremde. Sie ist aus der Ballettschule der Berliner Oper hervorgegangen und hat einige Jahre als Solotänzerin in Berlin erfolgreich gewirkt.

In der diesjährigen Opernsaison im Coventgarden in London errang die anmutige russische Sängerin Mme. Kousnietzoff einen großen Erfolg.

In Neuyork findet in diesem Monat ein großes deutsches Sängerfest statt, das 22. Nationalsängerfest, bei dem der vom Deutschen Kaiser gestiftete Preis dem siegreichen Vereine zufallen soll. Der Preischor „Warnung vor dem Rhein" ist ein Werk des Düsseldorfer Komponisten Mathieu Neumann.

Der große böhmische Badeort Teplitz-Schönau soll ein neues großes Heilbad erhalten, ein modernes Kurhotel, dem praktische Badeeinrichtungen für radioaktive, Moor-, Kohlensäure- und Licht-Bäder angegliedert werden sollen. Der Grundstein zu der neuen Hochburg gegen die Krankheit wurde vor kurzem in Anwesenheit der Behörden sowie österreichischer und deutscher

Eine photographische Pose im Stile der Madame Recamier: Die russische Sängerin Frau Kousnietzoff gastierte im Coventgarden-Theater in London.

Digitized by Google Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 09:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957 Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Musikdirektor Julius Lorenz, Dirigent.



Theodor Henninger,
Präsident des Festes.



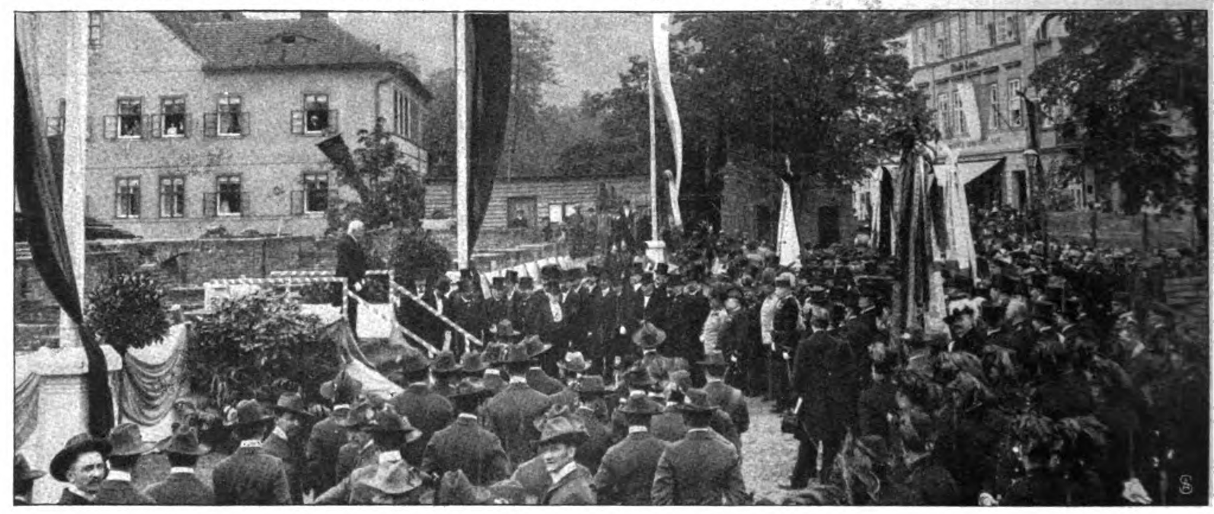
Karl Stein, Dirigent.

Zum 22. Nationalen Sängerfest in Neuyork.

Offiziere in feierlicher Weise gelegt. Der neue Bau wird allen späteren Besuchern des bewährten Spezialbades willkommen sein.

Am 15. Juni feierte der Eigentümer der rein homöopathischen Zentralapotheke in Leipzig, Kommerzienrat Dr. Willmar Schwabe, seinen 70. Geburtstag. Der um das deutsche Gesundheitswesen und die Pharmakologie hochverdiente Mann ist als Herausgeber einer Zeitschrift und als Gründer zahlreicher mustergültiger Genesungsheime einer der erfolgreichsten Vorkämpfer der Homöopathie.

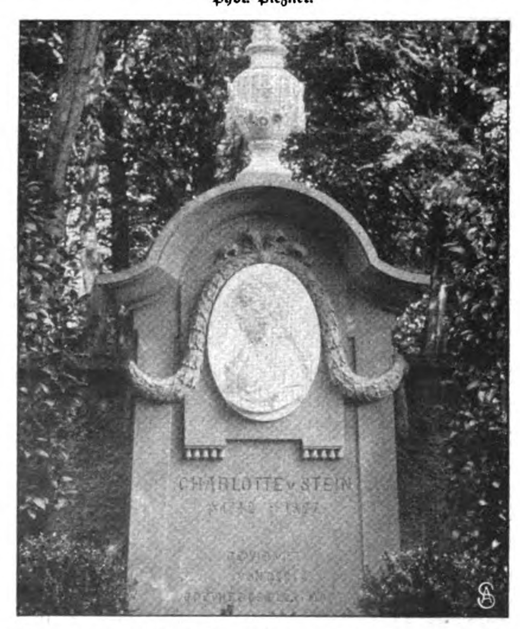
In dem Oberbürgermeister Adolf Morneweg, der im Alter von 57 Jahren verstorben ist, hat Darmstadt einen verdienten und grundtüchtigen Beamten verloren, der seit siebzehn Jahren die Geschicke der aufblühenden Stadt leitete und sich die Dankbarkeit und Zuneigung seiner Mitbürger zu erwerben gewußt hat.



Die Grundsteinlegung zum neuen Heilbad in Teplitz-Schönau.
Phot. Piezner.



Kommerzienrat Dr. Willmar Schwabe
feierte seinen 70. Geburtstag.



Das Denkmal für Charlotte von Stein in Weimar.
Hofphot. Held.



Adolf Morneweg †
Oberbürgermeister von Darmstadt.

Während der diesjährigen Tagung der Goethegesellschaft wurde auf dem Weimarer Friedhof ein schönes Grabdenkmal für Goethes Freundin Charlotte v. Stein enthüllt. Es ist ein zierliches Medaillonporträt aus Marmor, das der Bildhauer Professor Donndorf (Stuttgart) geschaffen hat.

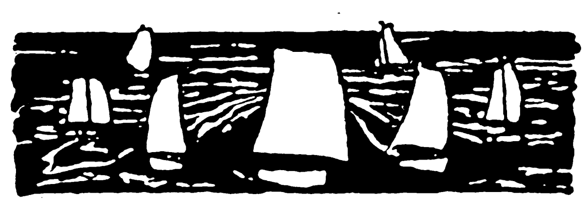
Schluß des redaktionellen Teils.

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

DIE·WOCHE

Nummer 26. Berlin, den 26. Juni 1909. 11. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 26.



Die sieben Tage der Woche.

16. Juni.

Reichskanzler Fürst Bülow leitet die Verhandlungen über die neuen Ersatzsteuern der Regierung durch eine große Reichstagsrede ein (Abb. S. 1093), in der er sich besonders über sein Verhältnis zu den einzelnen Parteien ausspricht und betont, daß er mit seinem Finanzprogramm stehe und falle.

Das englische Handelsschiff Woodburn wird in den finnischen Schären durch eins der Begleitschiffe des russischen Kaisergeschwaders beschossen.

In der Sitzung der französischen Marineuntersuchungskommission kommt es zu einem heftigen Zusammenstoß zwischen dem Vizeadmiral Bienaimé und dem gewesenen Sekretariatschef im Marineministerium Bittone, der der Entwendung von Geheimakten beschuldigt wird.

17. Juni.

In den finnischen Schären findet die Begegnung des Deutschen Kaisers mit dem Zaren statt (Abb. S. 1091). Bei der Abendtafel an Bord des „Standard“ wechseln die beiden Monarchen äußerst herzliche Trinksprüche.

Die Prinz-Heinrich-Fahrt nimmt mit der Geschwindigkeitsprüfung im Forstenrieder Park ihr Ende.

18. Juni.

Kaiser Wilhelm tritt an Bord der „Hohenzollern“ die Heimreise aus den finnischen Schären an.

19. Juni.

In Buch wird die „Stadt der alten Leute“, das neue große Hospital der Stadt Berlin, eröffnet.

In Dresden tritt der erste deutsche Kongreß für Säuglingsfürsorge zusammen.

Die Türkei richtet an die vier Schutzmächte Kretas eine Note, in der sie die Mächte bittet, noch ein Jahr Kriegsschiffe in der Sundabai zu halten.

Der Reichstag überweist nach dreitägiger Debatte die Ersatzsteuervorlagen der Regierung der Kommission.

In Konstantinopel werden 86 hohe Funktionäre des alten Regimes degradiert und verbannt.

Die türkische Kammer nimmt nach längeren Ausführungen des Ministers des Aeußern Rifaat Pascha vier Anträge an, die die Entschlossenheit des Volkes bekunden, Kreta bis zum äußersten zu verteidigen.

20. Juni.

Das Kaiserpaar wohnt dem Rennen um den Großen Hansapreis in Hamburg bei.

Infolge einer durch einen Streik der Stalljungen hervorgerufenen Verspätung kommt es bei den Rennen in Auteuil zu großen Ausschreitungen des Publikums.

21. Juni.

Der dritte Kongreß deutscher Kunstgewerbetreibender tritt in Berlin zusammen.

Nach in Rom eingetroffenen Nachrichten gibt das Befinden des Negus Menelik von Abessinien zu ernsten Besorgnissen Anlaß.

In Triest finden wegen republikanischer Umtriebe bei den letzten Wahlen zum Gemeinderate zahlreiche Massenverhaftungen statt.

22. Juni.

Die Finanzkommission des Reichstags lehnt die grundlegenden Bestimmungen der Erbschaftssteuernovelle und alle anderen Teile der Vorlage mit 14 gegen 14 Stimmen ab.

Die Königin von Spanien gibt auf Schloß La Granja einer Tochter das Leben.

In Paris wird der Bericht der parlamentarischen Marineuntersuchungskommission veröffentlicht, durch den zahlreiche schwere Mißstände der französischen Marineverwaltung enthüllt werden.

▫ ▫ ▫

Die Arbeit als Heilmittel.

Von Geh. Medizinalrat Prof. Moeli.

Man könnte sich wundern, daß überhaupt ein solcher Zusammenhang besteht. Wird doch nicht selten das Uebermaß an Arbeit zu den Ursachen der Erkrankung gezählt. Gewiß, die saure Erwerbsarbeit, die nach dem Sündenfall finster hervortritt: Mit Kummer sollst du dich nähren und im Schweiße deines Angesichts dein Brot essen — sie kommt als Heilmittel eines kranken Organismus nicht in Frage. Aber die Arbeit hat noch eine andere, freundlichere Seite. Wir hören von ihr: „Segen ist der Mühe Preis“ — und es heißt: „Arbeit macht das Leben süß“. Und diese Bedeutung der Arbeit ist es, die der Arzt verwendet — warum und wie, mag kurz geschildert werden.

Bewegung, Tätigkeit ist einer der wichtigsten Vorgänge und Vorrechte jedes belebten Organismus. Bei den höher organisierten Wesen verlaufen mit der körperlichen Bewegung innere, Bewußtseinsvorgänge. Sind sie auch im jungen Menschenleben noch ziemlich dunkel, so liegt doch in diesem Teile des erwachenden Empfindungslebens des Kindes eine Hauptwurzel für das Gefühl des Ichs, für die Entstehung der Persönlichkeit;

Published 26. VI. 1909. Privilege of copyright in the United States reserved under the Act approved 3. March 1905 by August Scherl G. m. b. H., Berlin.

Digitized by Google · Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 09:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957 · Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

in zunehmendem Grade, wenn die Folgen der Bewegungen wahrgenommen werden.

Schon ehe ein zielbewußtes Handeln zustande kommt, freut sich das Kind seiner Bewegungen und ihrer nicht immer einwandfreien Erfolge. Jeder weiß, welcher Tatendrang aus dem wachsenden Bewegungstriebe entsteht. So tritt dieser erste Ansatz von Arbeit schon früh in der Entwicklung des Seelenlebens hervor. Aehnlich später auf geistigem Gebiete; die vielen Fragen, durch die das Kind seine Begriffe zu vermehren und zu verdeutlichen sucht, entsprechen ebenfalls einer Gefühlsbewegung: das „Interesse" ist der Beweis für die geistige Entwicklung, und man soll diese Miniaturausgabe des menschlichen Forschungsgeistes nicht unterschätzen.

Das Befriedigungsgefühl, das sich mit Tätigkeit verknüpft, gestattet der Erziehung und den sozialen Einwirkungen, die Arbeitslust beim reifenden Menschen zu entwickeln, selbst die Last der durch Not gebotenen Arbeit vermag es zu mildern.

Schon lange, ehe es arbeitet, „beschäftigt" sich das Kind. Jedoch auch das Spiel stellt sich vielfach als eine Art von Arbeitsleistung zur Lösung einer Aufgabe dar — wobei dem Wohlgefühle der Bewegung sich der vorschwebende Erfolg als Reiz gesellt. — Wenn man ein Kind zerschnittene Bilder zusammensetzen läßt, so ist das eine erfundene Arbeit, und wenn der Erwachsene im Rebus aus Bildern einen Spruch herausliest, die Karten des Gegners festzustellen oder die Züge des Brettspielers vorauszusehen sucht, so trägt solche Arbeit ihren Lohn in erster Linie in sich selbst mag auch vielfach — vor allem beim Sport — noch der Reiz des Wettstreits und der Geselligkeit hinzutreten.

Dieser engen Verbindung von Tätigkeit und Lustempfinden beim Gesunden und Rüstigen steht naturgemäß nicht nur bei Ermüdung, sondern vor allem bei den meisten Krankheiten ein großes Ruhebedürfnis gegenüber, statt der Lustempfindung — Unlust, Abneigung gegen jede Tätigkeit.

Hiernach hat sich die Beschäftigungstherapie zu richten, denn der Arzt kann nur natürliche Vorgänge anbahnen oder verwerten.

Die einleitenden Sätze machen es verständlich, daß es sich dabei nicht in erster Linie um die körperliche Bewegung handelt, sondern um die Benutzung geistiger Vorgänge, wie sie mit der Lösung einer Aufgabe durch Tätigkeit sich verbinden. Der Arzt muß daher die Bedingungen für die beabsichtigte Wirkung der Arbeit schaffen und darf immer nur Tätigkeit und Ruhe im richtigen Verhältnis verwenden.

Sehr oft ist, namentlich für viele Zustände nervöser Erschöpfung und Ermüdung, zunächst völlige Ruhe erforderlich. Bei besonderen Formen nervösen Aufbrauchs steigert der Arzt die Ruhe noch über die des gewöhnlichen Lebens hinaus, es werden äußere Reize ferngehalten, in schwereren Fällen die Bewegung beim Waschen, Essen dem Kranken abgenommen, auch die Aufnahme der leichten Nahrung auf zahlreiche kleine Mahlzeiten verteilt. Gegenüber einer solchen „Arbeitseinstellung", die sogar die nicht als Arbeit angesehenen, alltäglichen Vornahmen umfaßt, steht nun die angemessene Anordnung einer „Beschäftigung".

Angemessen, angepaßt, denn es ist sicher, daß jede Beschäftigung körperliche wie geistige Kräfte verbraucht. Wir wissen, daß körperliche Bewegung keineswegs die durch geistige Inanspruchnahme entstandenen objektiven Ermüdungserscheinungen beseitigt. Ein Wechsel in der Benutzung der nervösen Elemente kann allerdings anregend und ablenkend wirken. Jedoch ist solche Erholung nach angespannter Berufsarbeit, in geselligem Verkehr oder durch Anregung der Phantasie mittels Lektüre, Theater für den Ersatz verbrauchter Kräfte nicht voller Ruhe gleichzuachten. Der Wegfall einseitiger Belastung durch „Zerstreuung" läßt nur, wenn die neue Inanspruchnahme im ganzen eine leichtere ist, die angehäuften Ermüdungstoffe abfließen. Aehnlich ist wohl die Wirkung der Arbeit bei gemütlichem Druck anzusehen. —

Nun von der Theorie zur Praxis! Ganz beiseite lassen wir bei der „Bewegung" die Gymnastik mit und ohne Apparate, die auf Uebung und Kräftigung bestimmter Organe berechnet ist. Mehr Bedeutung hat schon die Art einer wirklichen Beschäftigung, namentlich der im Freien, sofern die Bewegung den Umlauf von Blut und Gewebsflüssigkeit, die Atmung und den Stoffwechsel in die Höhe bringt. Alles das kann den Weg bahnen für den Hauptnutzen der Beschäftigung, den auf psychischem Gebiete: das Allgemeingefühl und die Stimmung zu heben und durch die Wertempfindung der Tätigkeit das Krankheitsgefühl zu vermindern oder zu beseitigen.

Bei längerer Bettlägerigkeit ist man auf leichtere Handfertigkeiten, auch Papierarbeiten (Blumen), Zeichnen, Auskratzen, geordnete Lektüre, manchmal Erlernen von Sprachen und Fertigkeiten beschränkt. Viel reichhaltiger gestaltet sich natürlich die Beschäftigung bei den in ihrer Bewegung nicht beschränkten Kranken.

Arbeit hat sich als allgemein anerkanntes Behandlungsmittel zuerst bei den länger dauernden Störungen auf geistigem Gebiete ausgebreitet. Sie ist allmählich in allen Anstalten für nervöse Leiden zu einem regelmäßigen Hilfsmittel geworden. Es kommt das daher, daß bei einem erheblichen Teil der länger dauernden psychischen und psychisch-nervösen Leiden wesentliche körperliche Schwäche nicht besteht und die etwa vorhandenen Bewegungstörungen von Gefühlen und Vorstellungen abhängig sind. So verweist die Art des Leidens, die Beziehung zu den nervösen Zentralorganen geradezu darauf, neben den sonstigen Behandlungsmethoden alle natürlichen Vorgänge heranzuziehen, die eine Wirkung auf das psychische Leben ausüben können.

Die Beschäftigung soll den Kranken fesseln, sie soll durch die Anteilnahme an der Tätigkeit und ihrem Erfolg ein Element in sein Seelenleben bringen, das als (aktive) Tätigkeitsempfindung ein Gegengewicht gegen die aus der Krankheit entstehenden (passiven) Gefühle des Leidens und der Leistungsunfähigkeit darstellt. Der Kranke soll wieder Wollen sich zutrauen und Tatbedürfnis gewinnen. Deshalb stellt der Arzt ihm passende Aufgaben, wie sie sonst nicht ohne weiteres vorliegen, er sichert dabei möglichst die günstige Wirkung durch Annehmlichkeit des Gegenstandes, Hilfe bei Ausführung, Durchführbarkeit, sichtbaren Erfolg der Arbeit. So stärkt der Kranke seine Empfänglichkeit für die Anregungen der Außenwelt und gewinnt das Gefühl zurück, ihnen mit seiner Lebenskraft genügend und freudig nachkommen zu können.

Diese geistige Gymnastik, diese Art von Selbsterziehung gelingt nur, wenn bei der Ausführung keine gegensetzlichen Krankheitsgefühle verstärkt werden. Daher niemals Zwang in irgendwelcher Form — selbst keine direkte Ueberredung! Eine gewisse Selbstverständigkeit



Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ergibt sich aus der ganzen Umgebung heraus, das Beispiel lockt, der Kranke sieht die Beschäftigten sich besser befinden, merkt, daß gemeinsame Erholung und Geselligkeit im Zusammenhang mit der Beschäftigung am natürlichsten sich entwickeln.

Am weitesten reicht die Verwendung geeigneter Arbeit in der Fürsorge für geistig Erkrankte zurück — wenn auch nur in vereinzelten Anläufen. So ist es ein Ausnahmefall, wenn einmal schon vor sehr langer Zeit von einer Anstalt berichtet wird, daß unter einsichtigen Anführern die verschiedenen Feld- und Werkstattarbeiten von den Kranken in einer Art Wettstreit ausgeführt wurden. Arbeit und Ruhe sei das sicherste Mittel, wieder zur Vernunft zu gelangen.

Solche Ansicht wurde freilich noch überlange Zeit auch nicht entfernt allgemein für die Herstellung gesunder Geistes- und Gemütstätigkeit verwandt. Die Erkenntnis der Krankheitsvorgänge auf diesem Gebiete blieb durch lang eingewachsene Vorurteile gehemmt. So nur ist es erklärlich, wenn noch Ende des 18. Jahrhunderts einem Berichte, daß eine regelmäßige Beschäftigung von Kranken in dem Retreat zu York stattfinde, ausdrücklich hinzugefügt wurde: Dadurch macht die Anstalt mehr den Eindruck einer Meierei als eines Gefängnisses!

Immerhin wurde im ersten Drittel des vorigen Jahrhunderts die Arbeit in mehr theoretischer Wertschätzung — sogar etwas einseitig — als „Universalmedizin" der ruhigen Kranken bezeichnet.

In Wirklichkeit aber war die Verwendung der Beschäftigung als Heilmittel bei psychisch Kranken ganz und gar abhängig von dem endlichen Wegfall der überflüssigen und schädlichen Beschränkung. Erst die unbefangenere Betrachtung der Krankheit ermöglichte an Stelle von abgeschlossenen Anstalten den Bau von offenen Behandlungstätten, in denen die heilenden Maßnahmen — namentlich auch die Beschäftigung — überhaupt erst voll zur Geltung gebracht werden konnten. Damit hob sich die Zugänglichkeit, die Regsamkeit und die Haltung der meisten Kranken, besondere Aufsicht und Abschlüsse wurden zum großen Teil entbehrlich — freie Bewegung mit geordneter Tätigkeit erreichte den Umfang, wie er heute überall selbstverständlich geworden ist.

Als vor noch nicht fünf Jahrzehnten diese Umgestaltung begann, trat unter den verschiedenen Arten von Beschäftigung zunächst die Arbeit im Freien mit ihren unleugbaren Vorteilen und als die bislang noch am ehesten erprobte an die Spitze.

Nach den oben erwähnten Einrichtungen in England hatte man zunächst um die Mitte des vorigen Jahrhunderts auch in Frankreich an einigen Stellen (St. Anne, Clermont) begonnen, agrikole Beschäftigung einzuführen, dann waren in Deutschland einzelne ländliche Besitztümer mit Kranken besiedelt worden. Weiterhin gründete man, statt Meiereien, Gutshöfe heranzuziehen, vielfach größere Anstalten, bei denen die krankenhausmäßigen Einrichtungen ganz zurücktraten gegenüber den frei angeordneten kleinen Villen und den Anlagen für einen landwirtschaftlichen Betrieb (sog. Kolonien und koloniale Anstalten).

In dem Ausbau solcher Fürsorge hat Deutschland die Kulturkameraden auf diesem Gebiete eingeholt und, in erster Linie auf den Erfahrungen von Alt-Scherbitz (Provinz Sachsen) fußend, gerade die Einrichtung von Anstalten mit ausgedehnter oder überwiegender Arbeit im Freien besonders entwickelt.

Die Beschäftigung fand bald ihre Stelle an den Privatsanatorien, in den für einzelne Kranke bestimmten familialen Pflegestellen, und sie hat in den letzten Jahren an den Nervenheilstätten eine sehr eingehende Verwendung erfahren (z. B. Haus Schönow), ebenso in der Anstaltsbehandlung der zum großen Teile psychisch abnormen Alkoholisten.

Begreiflicherweise ist für viele Kranke nicht die gewöhnliche Land- oder die eigentliche Feldarbeit oder die „gelernte" Gärtnerei passend. Garten-, Parkarbeit, Blumen- und Gemüsezucht, Anlagen von Obstplantagen, vor allem auch Baumschulen werden daher meist die Hauptrolle spielen, so findet sich auch für nicht berufsmäßige Arbeiter vielfache Gelegenheit, zumal da meist bei größeren landwirtschaftlichen Anlagen noch Nebenbetriebe angeschlossen sind.

Die Draußenarbeit läßt sich abmessen und steigern und gestattet die Möglichkeit einer gewissen Abwechslung. Sie erfüllt also Bedingungen, die an jede Art von therapeutischer Beschäftigung zu stellen sind. Es ist aber schon erwähnt, daß die heilsame Arbeit außer Abstufung und Wechsel einen geordneten Verlauf und womöglich gleichmäßig sichtbaren Erfolg sowie einen befriedigenden Abschluß haben soll. Tritt das auch bei manchen Arbeiten im Freien nicht unmittelbar zutage, so wird doch der Kranke mit den Naturvorgängen in Berührung gebracht. Wetter, Wechsel der Jahreszeiten, alles im Kreislaufe der Natur gewinnt eine ablenkende, lockende Kraft, die es erleichtert, manchen aus der bisherigen, nachteiligen Gebundenheit herauszuziehen und in sein Tagesleben kräftigende Regungen statt der Krankheitsempfindung einzuführen. Uebermaß, Ueberhitzung, unzweckmäßige Diät (Spirituosengenuß!) lassen sich meist leicht vermeiden.

Demgegenüber ist die Arbeit in Handfertigkeiten (in Werkstätten) nicht allein mit Rücksicht auf die für manche Personen zu rauhe Witterung während eines großen Teils des Jahres unentbehrlich. Sie besitzt auch sonst Wertvolles: Eine große Mannigfaltigkeit, die zur Ergänzung der Außenarbeit sehr nützlich ist; sie kann noch bequemer gesteigert und beschränkt werden als manche landwirtschaftlichen Beschäftigungen, die von Wetter, Jahreszeit usw. abhängen. Sie erlaubt auch in vielen Betrieben das individuelle Interesse mit Nutzen zu berücksichtigen.

Gemeinsame und einzelne Arbeit ist in ihrer Einwirkung nicht gleich. Die gruppenweise Beschäftigung, die im Freien überwiegt, kann durch Nachahmung anlocken und fördert den Verkehr. Verzagte, zum Mißtrauen gegen ihre Leistungen und ihr Befinden Geneigte wird man wie die vereinzelten Mißvergnügten zunächst unter besondere Hilfe stellen. Das kann nur geleistet werden, wenn es gelingt, bei einem geduldigen und einsichtigen Personal ein derartiges Verständnis für den Zweck und die Wirksamkeit der Behandlung zu erzielen, daß ein richtiger Einfluß auch von dieser Seite ausgeht.

Gegenseitige Anregung und gemeinsames Streben braucht aber auch bei der Handfertigkeit, trotzdem der einzelne hier mehr für sich arbeitet, nicht zu fehlen. Arbeit in verschiedenen Zweigen zur Herstellung zusammengesetzter Erzeugnisse ist sogar besonders nützlich. So kann bei Verbindung von Holz- (Tischler-, Schnitz-, Dreh-) Arbeiten oder von Papparbeiten mit Malerei und Plastik Erfindung und Geschmacksrichtung sich entfalten, gegenseitige Anregung entstehen. So groß ist


Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hier oft der Eifer, daß die Leitung sich durchaus nicht um Aufgaben zu sorgen, sondern eher auf Mäßigung zu achten hat.

Die Beliebtheit der Holzarbeiten ist auf die planende und konstruierende Tätigkeit zurückzuführen. Weben und Flechten (namentlich auch eigener Muster) paßt für einen oder den anderen; schriftliche Arbeiten, Zeichnen und Modellieren oder Photographieren finden ihre Stelle, vermehren die Vielseitigkeit und beleben den geselligen Verkehr.

Neben der Beschäftigung mit bisher fremden Aufgaben kann aber auch manche gewohnte Handwerksarbeit zur Verwendung kommen, sofern sie von Schädlichkeiten freigehalten wird. Bietet doch das Handwerk größere Befriedigung als manche andere Tätigkeit, die zum Teil kaum eine persönliche Beziehung zwischen dem Arbeiter und seinem Werke herstellt. Man denke an den Stolz der Gewerke in den alten Zeiten gegenüber der eintönig wiederholten, ohne große Arbeitsfreude ablaufenden Handhabung einer Maschine, die nur unfertige Teile erzeugt. Daher ist früher erlernte Arbeit mit ihrer Reihe zusammenhängender Vornahmen und der Genugtuung des Fertigmachens verwendbar, sofern sie aus dem Gefühle sich wiedereinstellender Leistungsfähigkeit entsteht und im Anschluß an die in der Genesung fortgeschrittenen Genossen. Oft bedarf die gewohnte Arbeit auch geringerer Willensanspannung. Eine ihm fremde Hantierung erweckt bei manchem Kranken Abhängigkeitsgefühl und drückt die Leistung in seinen Augen herab, bei seiner Arbeit fühlt er sich selbständig und betrachtet mit Genugtuung, wie gut die von ihm geschaffenen Werte verwendet werden können.

Nicht zu unterschätzen ist auch die einfache Form der Hausarbeit, die zahlreichen Hilfeleistungen in Küche und Wäscherei. Sie beteiligen den Kranken gewissermaßen mit Hand und Kopf an dem Betriebe des Ganzen, sie erhöhen den Sinn für Ordnung und Sauberkeit, für das gefällige Aussehen aller Räume, und begünstigen die Rücksichtnahme auf die Umgebung. Auch ist eine Betätigung dieser Art, beginnend mit leichten Handreichungen, selbst Schwächeren möglich und daher als Einleitung für weiter gehende Beschäftigung willkommen.

Bei den großen Aufwendungen, die gut eingerichtete Anstalten für die unbemittelten Schichten in Anlage und fortlaufendem Betrieb erfordern, ist es erwünscht, daß die Beschäftigung sich gewissermaßen selbst erhalte.

Am leichtesten häufen sich die geschnitzten Tischchen, die Wandkörbe, Knüpf- und Flechtarbeiten an, aber nach Deckung des eigenen Bedarfs müssen auch manche andere Erzeugnisse der Werkstätten, schließlich Gemüse, Obst, Blumen und Gewächse abgesetzt werden. Bei Verwendung des Ertrags sollten gemeinsame Zwecke vorangestellt werden, jedenfalls ist der Schein einer systematischen Entlohnung in bar für die zur Behandlung gehörende, zur Herstellung der Gesundheit an erster Stelle eingerichtete und rechnungsmäßig keineswegs stets einträgliche Beschäftigung zu vermeiden.

Eine hervorragende Bedeutung hat Beschäftigung bei manchen Unfallverletzten. Hier weichen aber die Verhältnisse infolge der aus der Unfallgesetzgebung entstandenen, zum Teil hemmenden seelischen Einflüsse ab, hier kann auch am ehesten ein Entgelt der Arbeit unter gewissen Umständen und im späteren Verlaufe sich empfehlen. Die Unfallsfolgen bilden eben ein eigenes Kapitel; noch ferner steht das Erlernen einer Fertigkeit zum Erwerbzweck unserem Thema: der heilenden Wirkung der Arbeit.

So ist die in ihrem Einfluß auf das Seelenleben ärztlich ausgestaltete Arbeit für viele psychisch und nervöse Kranke ganz unentbehrlich geworden. Die Beschäftigung ist nicht selten der Stab, an dem der Kranke der Genesung entgegenschreitet, vielfach bietet sie Schutz und Hilfe bei längeren Leiden, Arbeit ist auch in diesem Sinne ein Wohltäter der Menschheit.

Die alleinreisende Dame.

Von Eva Gräfin von Baudissin.

„Gesucht wird eine im Reisen erfahrene Dame als Begleiterin für zwei junge Mädchen"; oder einfach: „als Gefährtin". Der Großstädter, dessen eiliger Blick die Inseratenspalten durchfliegt und dieses „Gesucht wird" streift, lächelt: mein Gott, ist denn das noch möglich, daß sich eine Dame — ob jung oder alt — fürchtet, allein auf Reisen zu gehen?! Begegnet er nicht täglich Tausenden, die sich resolut ihren Weg durchs Gewühl der Stationen bahnen, ruhig warten, bis am Billettschalter die Reihe an sie kommt, und im Coupé mit geübtem Auge einen passenden Platz wählen, um ebenso gewandt und sicher, ohne jede innere oder äußere Aufregung, am Ziel den Zug zu verlassen? — Und nun diese hilflos und rührend klingende Bitte — er liest unwillkürlich aufmerksamer: ja, da wird sie auf der gleichen Seite noch verschiedene Male wiederholt! Wie unglaublich — unmodern — lächerlich fast: Die Frauen, die sich neben ihm Platz an der Arbeitsonne erobert haben und nun plötzlich wieder scheu und ängstlich werden, ein beinah vergessener Typ! Aber wenn er nachsinnt: auf einer weiteren Reise, die womöglich von Land zu Land oder von Ort zu Ort führt, da möchte er weder seine eigene, höchst energische Frau noch seine junge, aber seit langem geschäftlich selbständige Schwester wissen. Eigentlich doch ganz vernünftig, daß zwei sich zusammentun, um mit vereinten Kräften den Ranküne in der Bahn oder in Hotels zu trotzen; oder daß die Starke, Mutige die Schüchterne, Unerfahrene schützen soll. Es beginnt ihm zu dämmern: Frauen sind also doch nicht immer so unlogisch und unpraktisch, wie er sie — allerdings wegen Frau und Schwester nur heimlich! — taxiert. Als galanter Mann macht er sich ferner klar, daß dies Alleinreisen für seine zwei weiblichen Angehörigen noch schwierig sein würde; denn die Fährlichkeiten wachsen mit Jugend und Schönheit in geometrischer Progression: er kennt sein Geschlecht! Reiseabenteuer sind etwas sehr Nettes, Begehrtes — und zudem so unverbindlich. Man spielt den Kavalier, setzt seinen allerbesten Fuß vor, frischt geschwind morgens im Baedeker die geschichtlichen wie kunsthistorischen Kennt-


Original from CORNELL UNIVERSITY

nisse auf und blendet so den armen Falter, der sich kopfüber in dies verwirrende Licht stürzt. So war's wenigstens früher — auf Reisen. Und als es noch Gänschen vom Lande gab. Aber die Sorte ist ausgestorben, selbst wenn sie direkt aus Hinterpommern — was nun mal als Heimatland dieser Vögel betrachtet wird! — käme. Die Anzeige beweist es. Wer eine Gefahr erkennt und sie vermeidet, hat gewonnenes Spiel; einerlei, durch welches Mittel: ob durch eine wachsame Gefährtin oder durch Selbsterziehung. Alle Reisenden in diesem Jahre — ach Gott! und wer reiste nicht, die ganze Menschheit rollt ja in den kommenden Monaten durcheinander — mögen sich nur ein wenig die „alleinreisende Dame" ansehen; es ist unmöglich, wohin man auch fahren mag, oder welches Vehikel man benutzt, ihr nicht zu begegnen. Selbst im Luftballon ist sie schon aufgestiegen, zwar unter männlicher Begleitung, die aber nicht in irgendeinem verwandtschaftlichen Verhältnis zu ihr stand, insofern also doch allein. — Sie ist zu einem Faktor geworden, mit dem all unsere sozialen und wirtschaftlichen Institutionen rechnen — angefangen von dem vom Fiskus eingestellten „Frauenabteil" bis zu den Damenpensionen wie den eleganten Damensalons in allen Hotels und auf den Schnelldampfern; sogar oben auf den Bergen findet sich in den Schutzhütten ein Schlafraum reserviert, in dem nur Frauen ihre todmüden Glieder auf die harten Pritschen strecken dürfen. Sie ist eben überall die Alleinreisende; keine Gefahr, keine Unbequemlichkeit, keine Angst um den Teint, die unsern Großmüttern das Leben verbitterte, schreckt sie mehr zurück. Vor kurzem traf ich in der Bahn eine Dame, deren Handgepäck in der Hauptsache aus einem Zelt und einem mächtigen Pelzfußsack bestand: sie kam von einem Ritt über den Sinai zurück, gedachte in Wien ihre Ausrüstung umzuwechseln und dann mit einer Karawane durch die Wüste zu ziehen. Damen, die auf eigne Faust Nordamerika, China oder Japan bereisen, gehören ebensowenig mehr zu den Seltenheiten wie Jachtbesitzerinnen und Chauffeusen. Vor einigen Jahren amüsierte uns sehr eine Hamburgerin, die ihr Geld, das sie nach wie vor in einer breiten, um die Taille gehängten Ledertasche trug, auf einem Obstewer verdient hatte, und „die nu 'mal 'n büschen um Afrika wollte". Sie war gutherzig und gab von dem mühsam an Kartoffeln und Aepfeln Erworbenen gern ab — was man nicht von allen alleinreisenden Damen behaupten kann!

Sie haben sich schon zu recht festen Formen kristallisiert. Da ist die Nörgelnde, die alles mit dem heimatlichen Zentimetermaß bemißt und es sehr unrecht findet, daß man sich in Rom nicht so ankleidet, wie sie es aus Düsseldorf her gewohnt ist; die „Gewinnsüchtige", wie die liebenswürdigen Bayern sagen, wir haben im Norden das schöne Wort „raffig" dafür, die in Schweizer Pensionen das Obst auf ihren Teller türmt und sich dann noch mit vier Apfelsinen auf ihr Zimmer zurückzieht. Die Unliebenswürdige, die aus Prinzip Coupé- wie Salonfenster geschlossen wünscht, wenn alle Anwesenden es geöffnet haben möchten; die gute Rechnerin, die mit Wirt und Kellner um jeden Pfennig hadert, um nicht übervorteilt zu werden, die Rücksichtslose, die sich zur Wut aller Eingeklemmten statt ans Ende an den Kopf des Queues beim Brunnen aufstellt, die Klette, die keinen noch so zarten Wink zum Verschwinden versteht, die Zornmütige, die mit dem Kofferträger bei der Abreise Lärm macht, diese Unterhaltung mit Schaffnern wie Mitreisenden fortsetzt und, umgeben von ihren Gepäckstücken, bereits in der Halle das ganze Hotel alarmiert. Sie alle sind es, die die „alleinreisende Dame" ein wenig in Mißkredit bringen können. Vielleicht hat das heutige Leben die Vertrauenseligkeit von einst, als man gemütlich in Postkutschen saß und sich durch das tagelange Beieinandersein direkt anfreundete, hingemordet; gerade Damen sind auf Reisen gegeneinander mehr als vorsichtig und zurückhaltend und versäumen oft die einfachsten Pflichten der Höflichkeit, aus Furcht, „sich etwas zu vergeben" oder sich durch eine Bekanntschaft zu kompromittieren. Aber ebensowenig wie man eine Dame, die der anderen ihre Hilfe anbietet, scharf abfahren lassen soll, darf man ihre Gutmütigkeit, die sich den im Coupé befindlichen Kindern zuwendet, ausbeuten und ihr nun die Unterhaltung und Beschäftigung mit den lieben Nachkommen zuschieben — alles schon dagewesen! Die allein reisende Dame bedarf also wirklich der Selbsterziehung. Sie soll immer die rechte Grenze zwischen Ablehnung und Liebenswürdigkeit zu finden wissen — Männern wie Frauen gegenüber — ihr Recht soll sie in ruhiger Weise beanspruchen, die keinen Zweifel an ihrer Energie, aber auch keinen Vorwurf von häßlichem Egoismus aufkommen läßt. Ueber Weg und Ziel der Reise muß sie genau informiert sein oder doch die Mittel kennen, sich zu belehren, um nicht Mitreisende wie Schaffner beständig zu belästigen. Von ihrem ersten Auftreten in Hotel und Pension wird es abhängen, wie man ihr fernerhin begegnet, ob mit Achtung und Liebenswürdigkeit oder mit Gleichgültigkeit und Widerwillen. Sie muß sich sagen, daß sie heutzutage mit ihresgleichen ein großes Kontingent aller Reisenden bildet, und daß sie daher Rücksicht beanspruchen, aber auch durch nichts den Verkehr und seine glatte Abwicklung erschweren darf. Bei ernsteren Schwierigkeiten — nur nicht bei jedem Wortgefecht! — tut jede Dame gut, trotz der Entwicklung der Frauenemanzipation, sich an irgendeinen Herrn um Rat oder Hilfe zu wenden. Ungerecht, wie die Welt nun mal ist und voraussichtlich noch lange bleiben wird, pflegt die Einmischung eines Mannes von nachdrücklicherem Erfolg begleitet zu sein als lange Auseinandersetzungen der Frau. Wir haben so selten ein Machtwort — dafür viele Machtwörter zur Verfügung. — Daß aber die Frau, die früher durch ihre Einsamkeit in die vier Wände gefesselt war, nun allein oder in selbstgewählter Gesellschaft die Herrlichkeit der Welt genießt, das ist ein Fortschritt in der Entwicklung, auf den unsere Zeit stolz sein darf.

◇◇◇

Fruchtmarmeladen im Haushalt.

Plauderei von Wilhelmine Bird.

Obgleich der große Fortschritt der Konservenindustrie es uns ermöglicht, zu jeder Jahreszeit sämtliche Gemüse und Obstarten zu verhältnismäßig billigen Preisen zu bekommen, so liegt für die Hausfrau doch ein besonderer Reiz darin, selbst auf diesem Gebiete tätig zu sein. Erwächst ihr neben dem wirtschaftlichen Vorteil doch auch die große Freude des Dankes ihrer Angehörigen, denen ein Töpfchen Eingemachtes, durch die liebende Fürsorge der Frau und Mutter hergestellt,



Original from CORNELL UNIVERSITY

Generated on 2019-06-06 09:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bei weitem besser munden wird als eine von fremder Hand hergestellte Fruchtkonserve.

In dem Stolz, mit dem der Hausherr seinem Gaste bei der Darbietung einer guten Fruchtkonserve sagen kann: „hat meine Frau selbst gemacht", sieht ein kundiges Auge einen jener zahlreichen feinen Fäden, die das Glück einer Familie binden.

In der Obstkonservierung erblicke ich nun die Erfüllung einer der schönsten Hausfrauenpflichten. Als ein besonders wichtiger Teil ist die Herstellung von Marmeladen zu bezeichnen, für die erfreulicherweise der Geschmack auch in Deutschland immer mehr zunimmt.

Eine Herstellung von Fruchtkonserven, die der Hausfrau bei richtiger Befolgung Gewähr für Haltbarkeit gibt, werde ich in folgendem darzustellen versuchen. Unter Marmelade verstehen wir das Fleisch irgend einer Obstart mit Zucker eingekocht. Wir können nun zweierlei Wege einschlagen, eine solche zu erhalten, indem wir das Fruchtfleisch ohne jede Kürzung verwenden oder den Saft der Frucht zu Gelee nehmen und die noch ziemlich saftreichen Rückstände dann zu Marmelade einkochen. Der erste Fall ist der beste; der zweite, der uns immerhin auch ein gutes und reines Produkt gibt, wird durch Sparsamkeitsrücksichten auferlegt, denn es wäre schade, die Rückstände unverwertet zu lassen. Das Prinzip für die Haltbarmachung der Marmelade ist, daß wir durch anhaltendes Kochen der Masse das Wasser entziehen und so in Verbindung mit dem Zucker einen Boden schaffen, der die Lebenstätigkeit der Bakterien, d. h. der Fäulniserreger, verhindert. Jeder Hausfrau ist der Schimmelrasen, der auf Gelees und Marmeladen oft entsteht, bekannt. Hier ist in der Regel dann nicht für einen sterilen Boden gesorgt worden, oder es sind Fehler beim Verschluß, möglicherweise auch bei der Aufbewahrung gemacht. Die Bakterienbekämpfung ist die Grundlage für die gesamte Konservierung, und diese muß uns auch bei der Marmeladenbereitung begleiten.

Zu dieser können wir Obst in jedem Reifegrad verwenden, am besten aber ist vollreifes, es kann auch überreif sein. Ist es mit Druckflecken oder fauligen Stellen versehen, so sind diese sauber auszuschneiden. Von unreifen Früchten verwenden wir nur grüne Stachelbeeren, denen sich die Rhabarberstiele anreihen. Beide Arten behandeln wir so, daß sie nur mit sehr wenig Wasser, nur so viel, daß sie über dem Feuer nicht anbrennen, in einem irdenen oder noch besser Aluminiumtopf aufgesetzt werden. Aluminiumgeschirr ist absolut säurefest, geht also keinerlei Säureverbindungen ein und beläßt auch den Früchten die natürliche Farbe. Zwei nicht zu unterschätzende Vorzüge. Die Stachelbeeren platzen bald, es entsteht ein Brei, dessen Wasser wir nun unter ständigem Rühren so viel wie möglich verdampfen lassen. Inzwischen ist guter ungeblauter Hutzucker in etwas Wasser durch Kochen aufgelöst, und zwar in dem Maße von 1/2 Pfund zu 1 Pfund Fruchtfleisch. Dieser Zucker wird der Stachelbeermasse zugesetzt, sie wird dadurch wieder verdünnt und muß nun vollends unter ständigem Rühren so lange gekocht werden, daß, wenn man den Rührlöffel durch die Masse am Boden des Topfes herzieht, sich eine nur langsam wieder schließende Gasse bildet. Dann ist die Marmelade fertig. Inzwischen sind Gläser mit heißem Sodawasser gereinigt und mit klarem, sehr heißem Wasser nachgespült. In diese noch heißen Gläser wird die heiße Marmelade gefüllt bis an den äußersten Rand.

Von großer Bedeutung ist es nun, daß das Glas nicht gleich geschlossen wird. Die Marmelade muß ausdampfen. Würden wir sie schließen, so würde die feuchte Wärme unter dem Papier sich als Wasser niedersenken und so den Bakterien einen willigen Vegetationsboden geben; es würde dann sehr bald der oben erwähnte Schimmelrasen sich einstellen. Wir lassen die Marmelade also offen stehen und werden bemerken, daß sich auf der heißen Masse durch die Berührung mit der kalten Luft eine feine Haut gezogen hat. Diese stellt nun unsern Schutzgeist gegen den Angriff der überall schwirrenden Bakterien dar und gestattet uns, die Marmelade ohne Gefahr bis zum andern Tag völlig auskühlen zu lassen. Wir sehen, daß sie sich dann ein wenig gesenkt hat; ein Beweis, daß alle Feuchtigkeit verdampft ist, und nun erst schließen wir, legen ein in Alkohol getauchtes Blättchen Papier darauf und binden das Glas mit chemisch reinem Pergamentpapier, das durch kochendes Wasser oder durch Alkohol gezogen wurde, damit es schmiegsam und steril ist, mittels Bindfadens zu. Wird das Papier durch kochendes Wasser gezogen, so muß es wieder etwas abtrocknen, denn es darf kein Atom Wasser mit der Marmelade in Berührung kommen. Das Alkoholblättchen, das auf die Marmelade gelegt wird, ist für die Konservierung nur insofern von Bedeutung, als es tötend auf die in den Staubpartikelchen haftenden Bakterien wirkt, die durch das Offenstehen abgelagert sind. An sich würde es sonst zur Haltbarkeit nichts beitragen, wie oft irrtümlich angenommen wird. Um durch Alkohol Haltbarkeit zu bewirken, ist ein Gehalt von mindestens 25 Prozent nötig. Falls wir Rhabarber zur Marmelade wählen, ist es nötig, diesen in ganz kurze Stückchen zu schneiden und dann einmal mit kochendem Wasser zu überbrühen. Es nimmt ihm dieses die äußerste Schärfe. Beide Marmeladen sind von vorzüglichem, fein säuerlichem Geschmack.

Wird Stein- oder Kernobst zur Marmelade verwandt, so muß die Frucht nach dem Weichkochen durch ein grobes Sieb getrieben werden, ehe der Zucker dazukommt.

Wenn ich oben nun sagte, daß wir zu Marmeladen Obst in jedem Reifegrad verwenden können, so benötigen wir bei Gelee, um die nötige Festigkeit zu erzielen, nicht völlig reifen Obstes. Der Grund dafür liegt darin, daß bei völlig reifem Obst die Pektine, das sind Gallertstoffe, zum Aufbau der Frucht dieser von der fürsorglichen Natur auf den Lebensweg mitgegeben sind. Sie unterstützen uns, bei der Bereitung der Gelees neben dem Zucker ein festes, schnittiges Produkt zu erhalten. Der beste Beweis dafür sind die Falläpfel, die bekanntlich eins der schönsten Gelees geben. Ihre Unreife ist es eben, die uns dient. In ihren Schalen und dem Kernhaus sind zum großen Teil noch die Gallertstoffe enthalten, die wir zu einem guten Produkt brauchen. Eine vollreife Johannisbeere ist vorzüglich zu Saft, weniger aber zu Gelee, obwohl noch brauchbar, bei geschickter Verarbeitung, denn Johannisbeeren an sich gehören schon zu den besten Geleefrüchten, während z. B. Rhabarber und Stachelbeeren sich weniger und Steinobst sich gar nicht dazu eignet.

Um nun die Gewinnung von Gelee und Marmelade aus der gleichen Frucht herzustellen, wähle ich den Fallapfel. Wir erhalten diese für einen sehr billigen Preis, das Pfund etwa 4 bis 5 Pfennig. Der Apfel wird nur von Stiel und Blüte befreit, mit Schale und dem Kern-



Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

haus in beliebige Stücke geschnitten, dann gewaschen und nur knapp mit Wasser bedeckt, zu Feuer gestellt. Hin und wieder geschüttelt, damit sie nicht anbrennen, müssen sie kochen, bis sie glasig erscheinen, also bis zu einem Brei. Alsdann wird die Masse auf ein Seihtuch, das man nach bekannter Art über die vier Beine eines umgekehrten Stuhles bindet, gegeben, um den Saft ohne jeden Druck frei durchlaufen zu lassen. Ein Drücken der Masse würde ein unklares Gelee zur Folge haben. Da wir die Rückstände noch so trefflich zu Marmelade verwenden, so tut uns der Restsaft auch noch gute Dienste. Ist der Saft abgelaufen, so messen wir ihn aus. So viel Pfund oder einfacher, so viel halbe Liter wir Saft haben, so viel Pfund Zucker benötigen wir. Der Zucker muß bester, ungeblauter Hutzucker sein. Dieser wird geläutert, das heißt, so lange unter Hinzufügung von nur so viel Wasser, wie er gerade aufnimmt, gekocht, bis er Blasen wirft und wie Wasser erscheint. In diesen kochenden Zucker wird der Saft gegossen und das Ganze nun bis zur Geleeprobe unter fortwährendem langsamen Rühren gekocht. Unter Geleeprobe ist zu verstehen, daß einige Tropfen, auf einen Teller gegeben, schnell erstarren bzw. so schwer sind, daß sie bei Bewegung des Tellers nicht abfließen, sich vielmehr abheben lassen. Dann ist das Gelee fertig und wird weiter genau so behandelt, wie, oben gesagt, die Marmelade. Ist die Geleeprobe da, die man wiederholt versuchen muß, sobald die Masse beginnt, gebunden vom Löffel zu laufen, so darf diese nicht länger kochen, da sie sich sonst wieder zu einem Sirup verdünnt.

Erwähnen will ich noch, daß roh ausgepreßter Saft kein so sicheres Produkt liefert. Die Pektine sind darin nicht so gut gelöst wie bei den überkochten Früchten, was leicht verständlich ist, wenn wir bedenken, daß es leimartige Stoffe sind, die wir zu lösen haben. Das gegebene Verfahren gewährt ein durchsichtig klares und festes Gelee.

Die Rückstände nun schlagen wir durch ein nicht zu feines Sieb, setzen sie zu Feuer und geben dann zu jedem Pfund Frucht ein halbes Pfund Zucker, im übrigen wird genau so verfahren, wie oben angegeben. So ist die Frucht auf das beste ausgenutzt und liefert uns reine, schmackhafte, der Gesundheit zuträgliche Genußmittel. Es genügt ein Tag, um große Mengen davon herzustellen, die uns bis zu neuer Ernte immer wieder erfreuen dazu; stellen sie sich äußerst billig, und man kann jeder Hausfrau wenigstens zu einem Versuch dringend raten.

Unsere Bilder

Die Kaiserzusammenkunft in den finnischen Schären (Abb. S. 1091) war eine imposante Kundgebung für die trotz der nun glücklich überwundenen Balkankrise unveränderlich freundschaftlichen Beziehungen zwischen Deutschland und dem Zarenreiche. Diese politische Bedeutung der Entrevue von Björkö verhinderte nicht, daß der Verkehr der beiden Kaiser sich trotz des prunkvollen höfischen militärischen Zeremoniells äußerst herzlich gestaltete. Zwischen den offiziellen Visiten und Gegenvisiten an Bord der beiden Kaiserjachten und der Begleitschiffe, zwischen den Festmahlen und Trinksprüchen, den Ordensverleihungen und Revuen gab es intime Stunden, in denen der Deutsche Kaiser im Kreise der Zarenfamilie weilte. Die Anwesenheit der reizenden Kinder des russischen Kaiserpaares gab diesem Beisammensein der Monarchen einen besonders familiären Charakter. Und doch war der Deutsche Kaiser nicht nur als Freund und Verwandter in den russischen Gewässern erschienen; die schönen Kaisertage in den finnischen Schären waren vor allem der staatsmännischen Arbeit an der Erhaltung und Sicherung des Weltfriedens gewidmet.

Das Rennen um den Großen Hansapreis in Hamburg (Abb. S. 1092). Das große Rennen auf der Rennbahn auf dem Horner Moor bei Hamburg erhielt durch die Anwesenheit des Kaiserpaares besonderen Glanz. Die hohen Gäste begaben sich nach dem festlichen Willkomm auf dem Dammtorbahnhof durch die prächtig dekorierten, von einer nach Tausenden zählenden Menschenmenge erfüllten Straßen direkt zur Rennbahn, wo sie vom Vorstand des Hamburger Rennklubs begrüßt wurden. Auch der Kronprinz, ferner die Prinzen Eitel-Friedrich, Adalbert und Joachim waren auf dem Rennplatz erschienen. Die trefflichen Veranstaltungen des großen Sportfestes verliefen äußerst spannend und abwechslungsreich. Besonders das Hauptereignis des Tages, der Kampf um den Großen Hansapreis, war ein glänzendes und ausgezeichnet besetztes Rennen. Erst im Finish überwand der von Shaw gerittene For Ever (Stall Oppenheim) seine Konkurrenten. Am Schluß des Rennens verteilte die Kaiserin die Preise an die glücklichen Sieger.

Die Reichstagsrede des Fürsten Bülow (Abb. S. 1093). Ein „großer Tag“ im Reichstag! Fürst Bülow leitete die Debatte über die von den Verbündeten Regierungen beantragten Ersatzsteuern durch eine bedeutsame Rede ein, die keinen Zweifel darüber zuließ, daß der Reichskanzler mit der von ihm vertretenen Finanzpolitik stehen und fallen will. Jede der Parteien des Hauses bekam ernste Mahnungen zu hören. Besonders nachdrucksvoll betonte Fürst Bülow seine Absicht, von dem historischen Gedanken der Paarung liberalen und konservativen Geistes nicht abzugehen und nur eine Reichsfinanzreform mit seinem Namen zu decken, die neben dem Verbrauch auch alle Teile des Besitzes gleichmäßig zur Bedeckung des Steuerbedarfs heranzieht. Für den Fall, daß die Reform auf dieser Basis nicht zustande kommt, stellte der Fürst offen seinen Rücktritt in Aussicht.

Die Kinder des Kronprinzenpaares (Abb. S. 1094) genießen das reine Glück ihrer Kindertage in vollen Zügen. Man weiß, wie rasch gerade bei jungen Fürsten die Zeit kommt, in der der notwendige Zwang einer vielseitigen Erziehung die Unterordnung des individuellen Wohlbefindens unter die durch die Stellung und Bestimmung des Knaben vorgezeichneten Verhältnisse fordert. Vorläufig ahnen die beiden kleinen Prinzen von all dem nichts; ihr Lieblingsspielzeug, der hübsche Ziegenbock ist ihnen wichtiger und interessanter als das Deutsche Reich und Preußen und all die anderen fremden Dinge, von denen die beiden Kleinen noch nichts wissen und die doch ihr Leben ausfüllen werden.

Der Besuch der Königin von Schweden bei ihrem preußischen Regiment (Abb. S. 1094). Das in Stettin garnisonierende Füsilierregiment Nr. 34, das seit dem vorigen Jahr den Namen der Königin Viktoria von Schweden führt, hat vor kurzem den Besuch seiner hohen Inhaberin empfangen. Die Königin traf an Bord ihrer Jacht „Drott“ vor Stettin ein und begab sich in Begleitung des Prinzen Adalbert sofort in die Kaserne. Die hohe Frau, die die Uniform des Regiments angelegt hatte, nahm die Parade der auf dem Kasernenhof aufgestellten Truppen ab. Auch die Regimentsveteranen waren erschienen, und die Königin und der Prinz schritten ihre Front ab. Dann besichtigte die Königin noch das Offizierkasino, worauf sie an Bord ihres Schiffes zurückkehrte.

Die Heimkehr des Südpolarfahrers Shackleton (Abb. S. 1095). Leutnant Shackleton ist von seiner ruhmreichen Expedition in das antarktische Polargebiet glücklich in seine englische Heimat zurückgekehrt. Schon die Fahrt des kühnen Forschers vom Hafen von Dover bis London war ein wahrer Triumphzug; in der Hauptstadt wurde Shackleton durch enthusiastische Ovationen und Ehrungen aller Art ausgezeichnet, mit denen die für alle Rekords begeisterten Engländer den Mann überschütteten, der den magnetischen Südpol erreicht hat und so nahe am geographischen Pol die britische Flagge aufpflanzen konnte. Die allgemeine Begeisterung wuchs noch, als Leutnant Shackleton bei einem ihm zu Ehren

Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gegebenen Festmahle erklärte, er wolle sich nur kurze Zeit im Kreise seiner Familie erholen und dann von neuem den Kampf um die Eroberung des Südpols aufnehmen, um sein Werk zu vollenden und auch die letzten Geheimnisse der antarktischen Welt zu enthüllen.

Der Kongreß für Säuglingsfürsorge (Abb. S. 1098), der in dieser Woche in Dresden getagt hat, war der erste deutsche Kongreß, der die Freunde dieses so wichtigen Zweiges der Volkshygiene vereinigte. Der Kongreß, dem zugleich die erste Hauptversammlung der Deutschen Vereinigung für Säuglingspflege angegliedert war, brachte eine Reihe wertvoller Debatten und Beschlüsse, in denen die Gesetzgebung so manche Anregung für die deutsche Säuglingsfürsorge finden wird. Natürlich nahmen Vertreter der kompetenten Behörden an den so wichtigen Beratungen des Kongresses teil.

Die 23. Wanderausstellung der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft in Leipzig (Abb. S. 1098) wurde kürzlich in Anwesenheit des Königs von Sachsen und des Großherzogs von Sachsen-Weimar eröffnet. Die wohlgelungene Veranstaltung, die eine Woche währte, bestand aus einer Schaustellung von Erzeugnissen der Landwirtschaft und der Prüfung von neuen landwirtschaftlichen Geräten. Eine Reihe von Festen und lehrreichen Ausflügen sorgte für die Unterhaltung und Belehrung der von weither zusammengeströmten Besucher.

Dr. Paul Langerhans (Abb. S. 1098), der Senior des Berliner Stadtverordnetenkollegiums, dem er lange Jahre hindurch vorgestanden hat, ist, 89 Jahre alt, verschieden. Dr. Langerhans war ein tüchtiger Arzt, doch seine Hauptverdienste hat er sich im öffentlichen Leben erworben, in dem er seit dem Sturmjahre 1848 stand. Er gehörte als freisinniger Abgeordneter dem preußischen Landtag und dem Reichstag an, ehe er in das Berliner Stadtparlament entsandt wurde. Als er zum erstenmal zum Vorsteher des Stadtverordnetenkollegiums gewählt wurde, war Langerhans ein Greis von 72 Jahren. Und doch hat er noch lange Zeit hindurch für das Wohl seiner Vaterstadt gewirkt, zu deren glänzender Entwicklung in den letzten 30 Jahren er sehr viel beigetragen hat. Berlin hat in ihm einen Ehrenbürger im edelsten Sinne des Wortes verloren.

Staatsrat Prof. v. Martens † (Abb. S. 1098). Der bedeutende russische Gelehrte, der dieser Tage in Livland gestorben ist, war nicht nur ein großer Theoretiker seines Fachs, er hat als russischer Delegierter bei der zweiten Friedenskonferenz im Haag und als Schiedsrichter in der Neufundlandfrage in der diplomatischen Geschichte unserer Zeit auch eine wichtige aktive Rolle gespielt. Die Haager Konferenz hat Martens durch eine Rundreise an die europäischen Höfe vorbereitet, auf der er die Aufstellung eines einheitlichen Konferenzprogramms erzielte.

Die Trajektfähre „Deutschland" (Abb. S. 1098), das erste der vier Doppelschrauben-Fährbote, die vom Juli ab die in Saßnitz angelangten Eisenbahnzüge nach Trelleborg in Schweden transportieren sollen, ist vollendet. Das auf der Vulkanwerft in Stettin erbaute Fährschiff ist 113 Meter lang und 15 Meter breit. Es vermag auf seinen 80 Meter langen Doppelgeleisen 8 D-Wagen oder 18 Güterwagen aufzunehmen; seine Tragfähigkeit beträgt 600 Tonnen, seine Geschwindigkeit 16 Knoten in der Stunde.

Paris im Rosenmonat (Abb. S. 1096). In Paris haben in der letzten Zeit zwei schöne Blumenfeste stattgefunden. Der große Blumenkorso im Bois de Boulogne wurde zwar etwas durch die Tatsache beeinträchtigt, daß die Zahl der blumengeschmückten Fuhrwerke hinter den Erwartungen zurückblieb. Aber die Pracht der erschienenen Automobile und Fuhrwerke und die von ihren schönen Insassinnen gezeigten Toilettenwunder machten den Schaden wieder gut, so daß die wogende Menge der Zuschauer dennoch auf ihre Kosten kam. Die Preisrichter erkannten den ersten Ehrenpreis dem Wagen der Mme. Carnaud zu; eine große Zahl zweiter Preise und Ehrenfähnchen belohnte viele andere Wagenbesitzer für die Schönheit ihrer duftenden Blumenarrangements. — Das zweite Fest war eine Veranstaltung des vor einigen Monaten gegründeten Aeroklubs „Stella", des Verbandes der Pariser Aeronautinnen. Auch bei diesem Fest wurden Blumen gestreut, und zwar aus den Gondeln von sechs von weiblichen Luftschiffern geführten Ballons, die statt der gewöhnlichen Sandsäcke Blumenkörbe als Ballast mitgenommen hatten und deren Inhalt während der Fahrt auf die Festgäste hinabfallen ließen.

Das weibliche Sanitätskorps (Abb. S. 1097), das sich in England gebildet hat, entwickelt sich immer mehr zu einer schneidigen und wohl disziplinierten Truppe, die sowohl ihren militärischen Aufgaben als den Zwecken der Kranken- und Verwundetenpflege völlig gewachsen sein dürfte. Die jungen Damen, die reiten können wie rechte Dragoner, die exerzieren und biwakieren, daß es eine Freude ist, werden ohne Zweifel wieder ihre wohltätige Weiblichkeit wiederfinden, wenn es gilt, auf dem Schlacht- oder Manöverfeld die Leiden ihrer männlichen Kameraden zu lindern. In diesen ernsten Stunden werden die Angehörigen dieses Amazonenkorps wohl beweisen, daß sie nicht nur die Freude an der schmucken Uniform und an den glänzenden Nebendingen des Kriegsdienstes veranlaßt hat, in ihre Truppe einzutreten.

Die Toten der Woche

Professor Dr. Thomas Achelis, bekannter sozialpädagogischer Schriftsteller, † in Capri am 17. Juni im Alter von 59 Jahren.

Prof. Karl Baumann, Direktor des Großherzoglichen Hofantiquariats, † in Mannheim am 14. Juni im 62. Lebensjahr.

Geh. Justizrat Rudolf Dietz, Landgerichtsrat, † in Berlin am 16. Juni.

Prof. Kauffmann, Universitätsmusikdirektor, † in Tübingen am 18. Juni im Alter von 72 Jahren.

Frau Julie Kullack, Witwe des berühmten Musikpädagogen, † in Wilmersdorf bei Berlin im Alter von 91 Jahren.

Dr. Paul Langerhans, Senior der Berliner Stadtverordnetenversammlung, Ehrenbürger der Stadt Berlin, † in Berlin am 21. Juni im Alter von 89 Jahren (Portr. S. 1098).

Staatsrat Prof. Friedrich von Martens, bekannter russischer Staatsmann, † auf einer Reise nach Livland im Alter von 64 Jahren (Portr. S. 1098).

Geh. Rat Prof. Dr. Wilhelm Müller, bekannter Pathologe, † in Jena im Alter von 77 Jahren.

Lucien Napoleon-Wyse, erster Inhaber der Konzession für den Bau des Panamakanals, † in Toulon am 15. Juni im 66. Lebensjahr.

Fürst Anton Sulkowski, † in München am 16. Juni im Alter von 65 Jahren.

Man abonniert auf die „Woche":

in Berlin und Vororten bei der Hauptexpedition Zimmerstr. 37/41 sowie bei den Filialen des „Berliner Lokal-Anzeigers" und in sämtlichen Buchhandlungen, im

Deutschen Reich bei allen Buchhandlungen oder Postanstalten und den Geschäftsstellen der „Woche": Bonn a. Rh., Kölnstr. 29; Bremen, Obernstr. 16; Breslau, Schweidnitzer Str. 11; Cassel, Obere Königstr. 27; Dresden, Seestraße 1; Elberfeld, Herzogstr. 38; Essen (Ruhr), Kastanienallee 98; Frankfurt a. M., Kaiserstr. 10; Görlitz, Luisenstr. 16; Halle a. S., Große Steinstraße 11; Hamburg, Neuerwall 2; Hannover, Georgstr. 39; Kiel, Holtenauer Str. 24; Köln a. Rh., Hohe Str. 148/150; Königsberg i. Pr., Weißgerberstr. 8; Leipzig, Petersstr. 19; Magdeburg, Breite Weg 184; München, Bayerstraße 57; Nürnberg, Kaiserstraße, Ecke Fleischbrücke; Stettin, Große Domstraße 22; Straßburg (Els.), Gieshausgasse 18/22; Stuttgart, Königstr. 11; Wiesbaden, Kirchgasse 26,

Oesterreich-Ungarn bei allen Buchhandlungen und der Geschäftsstelle der „Woche"; Wien I, Graben 28,

Schweiz bei allen Buchhandlungen und der Geschäftsstelle der „Woche": Zürich, Bahnhofstr. 89,

England bei allen Buchhandlungen und der Geschäftsstelle der „Woche": London, E. C., 30 Lime Street,

Frankreich bei allen Buchhandlungen und der Geschäftsstelle der „Woche": Paris, 18 Rue de Richelieu,

Holland bei allen Buchhandlungen und der Geschäftsstelle der „Woche": Amsterdam, Keizersgracht 333,

Dänemark bei allen Buchhandlungen und der Geschäftsstelle der „Woche": Kopenhagen, Kjöbmagergade 8,

Vereinigte Staaten von Amerika bei allen Buchhandlungen und der Geschäftsstelle der „Woche": Neuyork 83 u. 85 Duane Street.



Digitized by Google
Original from CORNELL UNIVERSITY
Generated on 2019-06-06 09:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Bilder vom Tage

Empfang des russischen Kaiserpaares an Bord der „Hohenzollern“.

Von links nach rechts: Die Zarin, Kaiser Wilhelm, der Zar.

Die Kaiserbegegnung in den finnischen Schären bei Björkö.

Phot. Th. Jürgensen, S. M. J. „Hohenzollern“.

Generated on 2019-06-06 09:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/coo.31924069328957
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Original from
CORNELL UNIVERSITY